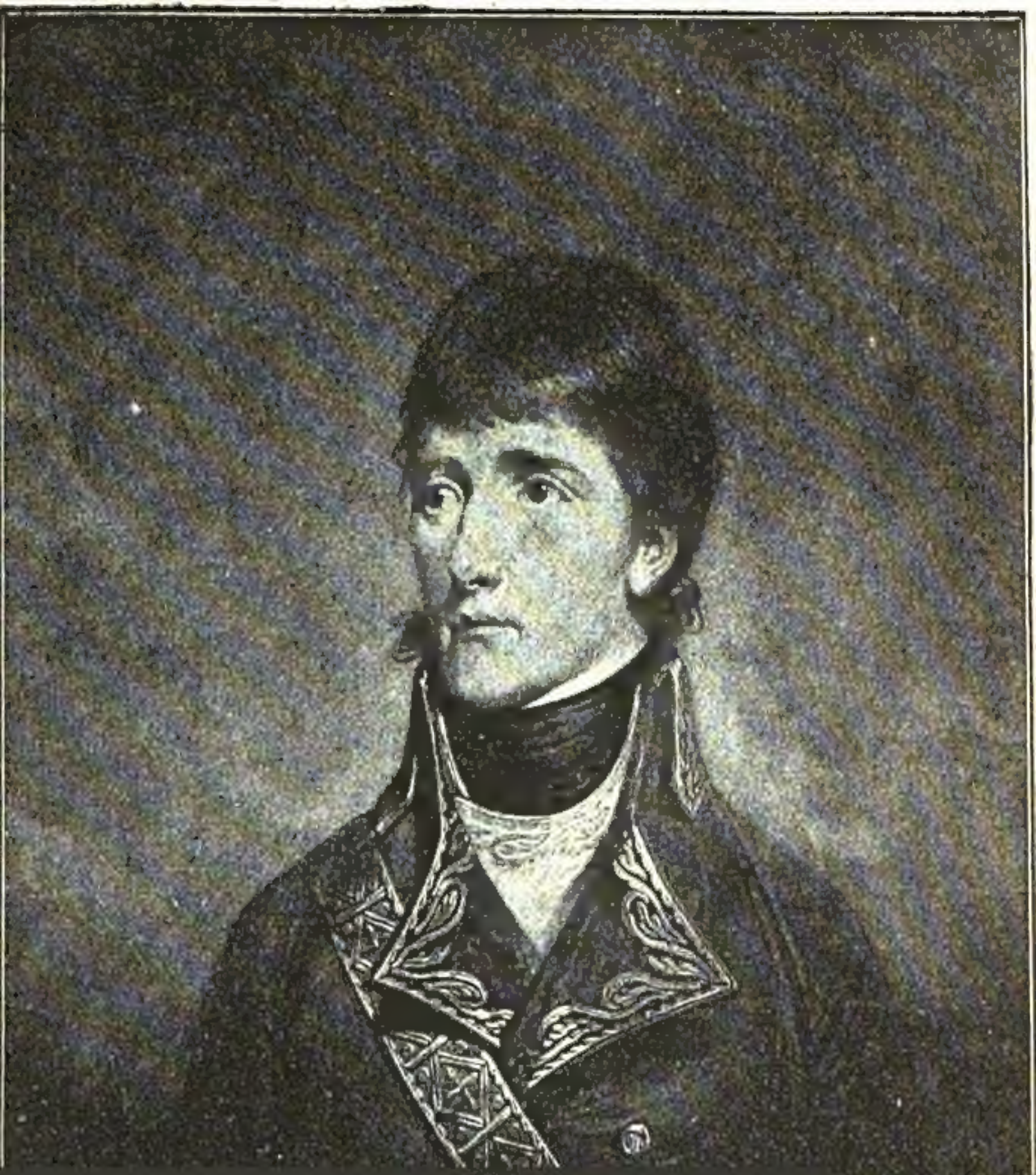


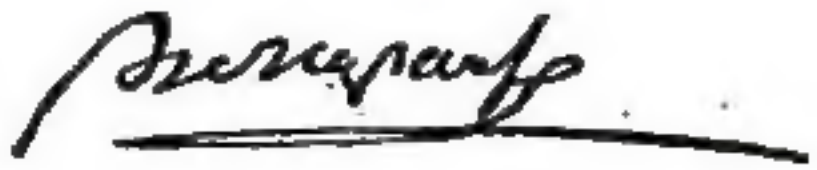
Napoleon I. Eine Biographie

August Fournier

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

L. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,

Professor an der deutschen Universität Prag.

Erster Band:

Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich.

Prag.
F. Tempsky.

Wien.
F. Tempsky.

Leipzig.
G. Freytag.

1889.

Digitized by Google

40123

DC203
.F7
v.1-2

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Hist. 9-30-01.

Digitized by Google

Vorwort.

Einem größeren Kreise gebildeter Leser das Werden, Wagen und Wirken eines Mannes von unvergleichlicher historischer Bedeutung kurz und mit schlichten Worten zu erzählen, ist der Zweck der folgenden Blätter. Ich weiß wohl, daß erst unlängst von Kennern dieses Gegenstandes wiederholt versichert worden ist, es sei heute noch nicht an der Zeit, eine Geschichte Napoleon I. zu verfassen. Wenn ich es trotzdem unternahm, so geschah es mit der Überzeugung, daß der Historiker, auch wenn er nicht Endgiltiges zu bieten vermag, dennoch die Pflicht hat, über den jeweiligen Stand der erworbenen Kenntnis diejenigen zu unterrichten, die den Werkplätzen der Wissenschaft ferne stehen, so wie diese das Recht haben, solche Mitteilung von ihm zu fordern. Erz und immer nur Erz zu graben, kann seiner Lebensmühe letztes Ziel nicht sein: die Welt braucht Schmuck und Waffen, und ihre Schmiede dürfen nicht feiern.

So leicht allerdings wird es dem Geschichtsschreiber Napoleon I. nicht, daß er nur die bisherigen Resultate der Forschung einfach zu verzeichnen und in entsprechende Form zu kleiden hätte. Denn diese Resultate widersprechen gar häufig einander und stehen auch oft nicht fest genug, um ohne weiteres Gemeingut zu werden. Man erwäge nur, welche Wandlung das historische Andenken des gewaltigen Korsen in Frankreich selbst erfahren hat, von den Hymnen Béranger's bis zu den Satiren Barbier's, von Thiers' rühmender Erzählung bis auf Lanfrey's vernichtende

Digitized by Google

Kritik. Durch das im Jahre 1868 erschienene Werk des Zuletztgenannten wurde die Legende vom schattenlosen Ruhmesglanze Napoleon I. endgiltig beseitigt, und seitdem hat sich das allgemeine Urteil über den ersten Kaiser der Franzosen nur noch verschärft. Zwei Momente wirkten dabei vor anderen mit. Einmal, daß seither authentische Aufzeichnungen aus jener Epoche bekannt geworden sind, welche — wie z. B. die Memoiren der Frau von Rémusat — immer neue Schwächen und Fehler an dem berühmtesten Emporkömmling aller Zeiten zum Vorschein brachten, die historische Schätzung desselben beeinflußten und bewirkten, daß man heute nur zu sehr geneigt ist, über dem kleinen Menschen den großen Mann zu übersehen. Ein zweites ist, daß im Jahre 1870 das Regiment seines Neffen, Napoleon III., welches auf der Basis der noch unerschütterten bonapartistischen Tradition begründet worden war, von der Republik abgelöst wurde, d. i. von jener Form des Staatsorganismus, die ehedem der Oheim mit Gewalt und Willkür zerbrochen hatte. Indem sich Frankreich jetzt wieder für sie entschied, kamen ihre historischen Gegner gleichsam von Staatswegen in Mißkredit, indes die Werke und Thaten der großen Revolution in ein unverdient günstiges Licht rückten. Erst in den letzten Jahren hat man in den ernsten, dem politischen Parteizwist abgewendeten Kreisen der französischen Gelehrten — vielleicht durch die Forschung der Deutschen angeregt — erkannt, daß es nicht bloß eine napoleonische, sondern auch eine revolutionäre Legende gebe, die, wie jene, beseitigt und durch die rückhaltlose Wahrheit ersetzt werden müsse. Dieses Bemühen ist noch nicht zu unbestreitbaren Resultaten gelangt und der Klärungsprozeß der letzten hundert Jahre französischer Geschichte noch nicht beendet. Aber schon jetzt kann man sehen, daß aus der giltigeren Auffassung der ersten Republik von 1792—1799 sich auch eine gesichertere Anschauung von der historischen Bedeutung Napoleon I. vorbereitet. Man braucht nur festzuhalten, daß dieser zugleich das Geschöpf und die Vollendung der Revolution gewesen ist und in ihren Bahnen auch dann noch gewandelt

Digitized by Google

hat, als seine kühne Hand bereits nach dem Diadem von Frankreich griff. Von diesem Gesichtspunkte aus wird sein heutiger Biograph seine Aufgabe zu erfassen haben, und soweit es die durch äußere Umstände eng gesteckten Grenzen meiner Darstellung erlaubten, hab' auch ich im bescheidensten Maße zu ihrer Lösung beizutragen versucht. Von mehr als einem dürftigen Umriß wird allerdings nicht die Rede sein können. Wie viel ich dabei vorangegangenen Werken verdanke, kann ich im einzelnen nicht besonders verzeichnen; fachgeschulten Kennern wird dies von selbst in die Augen fallen. Ab und zu aber bin ich doch auch meinen eigenen Weg geschritten. Ich hoffe, er hat mich zwischen politischer Befangenheit auf der einen, und bloß moralisierendem Kritteln auf der andern Seite hindurchgeführt zu einem, nicht vollständigen und nicht abgeschlossenen, aber doch vielleicht in seinen Konturen nicht unähnlichen Bilde von dem Wesen und Thun dieses Mannes, der, wie kein zweiter vor ihm, die Geschicke einer Welt beeinflußt hat.

Ich habe am Schlusse dieses Bandes litterarische Notizen mitgeteilt. Sie sind selbstverständlich von jeder Vollständigkeit auch nur des Wichtigsten weit entfernt, und sollen ebensowenig, wie die unter dem Texte befindlichen Noten, meine Darstellung belegen. Sie sind vielmehr nur in der Absicht dargeboten, jene Leser, die mein Buch zu erweiterter Lektüre und tiefer gehender Beschäftigung mit dem Gegenstande anzuregen vermag, auf Werke zu verweisen, welche ihnen dabei am zuverlässigsten dienen werden. Nur wenn ihr solche Anregung gelingt, wird meine Erzählung den Erfolg haben, den ich ihr wünsche.

Wien, Ende Dezember 1885.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Erstes Kapitel: Die Bonaparte auf Korsika. Napoleons Geburt und Lehrjahre (1769—1788) 1

J. J. Rousseau über Korsika. P. Paoli und die französische Okkupation. Carlo Buonaparte und seine Familie. Lätitia. Napoleons Geburt und Kindheit. Autun und Brienne. Charakteristik des Knaben. Studien und Träumereien. In der Pariser Ecole militaire. Ernennung zum Artillerie-Leutnant Urteil seiner Lehrer. Die Offiziere des Ancien régime. Valence. Rousseau und Raynal. Schriftstellerische Versuche. Allerlei Sorgen. Napoleons Doppelnatur. Sein korsischer Patriotismus. Sein Ehrgeiz und dessen Einschränkung durch die herrschenden Zustände.

Zweites Kapitel: Die Revolution. Napoleons korsische Abenteuer (1789—1793) 19

Unhaltbarkeit des alten Regiments. Die Nationalversammlung und ihre Gleichheitsgesetze. Die Revolution in Paris und in der Provinz. Napoleon in Auxonne. Seine korsischen Absichten. Parteien auf Korsika. Napoleon in Ajaccio. Sein Demagogentum. Premierleutnant Buonaparte. Bücherliebe und Schriftstellerei. Die Verfassung von 1791 und die Flucht Ludwig XVI Die Freiwilligen von Ajaccio und ihr Kommandant. Der Oster-Putsch von 1792. Napoleon in Paris. Der 10. August. Kapitän Buonaparte. Neue Wagnisse auf Korsika. Entscheidende Momente. Heimatlos.

Drittes Kapitel: Die Belagerung von Toulon und die Verteidigung des Konvents (1793—1795) 38

Girondisten und Montagnards. Das System des Schreckens. Die Opposition dagegen. Lyon, Marseille, Toulon. Napoleon bei der Südarmee. Vor Avignon. „Das Souper von Beaucaire." Folgenreiche Bekanntschaften. Napoleon Bataillonskommandant. Seine Rolle bei der Belagerung von Toulon. Ernennung zum Artilleriebrigadegeneral. Beziehung zu Robespierre. Mission nach

Genua. Abgesetzt und eingekerkert. Salicetti. Wiederaufnahme in die Armee. Expedition nach Korsika. In Paris. Jakobiner oder Thermidorianer? Napoleons Kriegsplan. Hoffnung und Enttäuschung. In schlechten Verhältnissen Die Verfassung des Jahres III. Die Gegner des Konvents. Barras. Der 13. Vendémiaire. Divisionsgeneral Buonaparte.

Viertes Kapitel: Josephine (1796) 60

Die Gesellschaft unter dem Direktorium. Napoleon und die Frauen Heiratspläne. Désirée Clary Frau von Permon. Die Marquise Beauharnais Zeitgenössische Schilderungen. Napoleons Liebe zu Josephinen. Die Vermittlung Barras'. Leidenschaft und Berechnung Werbung und Trauung Der Oberbefehl in Italien. Zur Charakteristik Josephinens.

Fünftes Kapitel: Die italienischen Feldzüge und der Friede von Campo Formio (1796—1797) 73

Auswärtige Politik Das Eroberungssystem der Revolution. Das italienische Kriegstheater. Scherer und Bonaparte. Ein Versprechen und seine Erfüllung. Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi Die Sprengung der österreichisch-sardischen Allianz Lodi und Mailand Das Direktorium und die Siege. Borghetto. Die Blockierung Mantuas. Allerlei Brandschatzung. Napoleons Taktik. Die Kämpfe um Mantua Lonato und Castiglione Die Schlacht bei Bassano und ihre Bedeutung Verona und Arcole Rivoli Mantua fällt. Zug in den Kirchenstaat Friede von Tolentino. Ehrgeiz auf historischem Boden. Der Feldzug von 1797. Die Franzosen in Steiermark Die Präliminarien von Leoben. Napoleon und die Republik Venedig. Kritik in der Pariser Kammer. Der Gewaltstreich vom 18. Fruktidor. Napoleons Unabhängigkeit. Die Verhandlungen in Passariano. Der definitive Friede von Campo Formio.

Sechstes Kapitel: Ägypten (1798—1799) 110

Orientalische Pläne. Frankreich und Ägypten. Napoleon in Paris. Seine Stellung zur orientalischen Frage. Feste und Festreden. Der „Code complet de politique" Trachten nach der obersten Gewalt Momentane Aussichtslosigkeit desselben. Gründe. Die Expedition nach Ägypten beschlossen Napoleons wahre Absichten Malta. Landung im Nildelta Die Mameluken. Enttäuschungen und Beschwerden. Der Kampf bei den Pyramiden. Das Unglück von Abukir. Seine Bedeutung für die Expedition. Aufstand in Kairo. Krieg mit den Turken. Zug nach Syrien. Wirkliche und vorgebliche Pläne. El Arisch, Gaza, Jaffa Der Widerstand Akkas Die Schlacht am Berge Tabor Notgedrungener Rückzug. Seine Leiden. Gewonnene Landschlacht bei Abukir. Entschluß zur Heimkehr. Kritik desselben.

Siebentes Kapitel: Staatsstreich und Konsulat (1799) 151

Die Heimfahrt. Die Landung in Fréjus. Enthusiasmus der Franzosen. Ursachen des Umschlages der öffentlichen Stimmung. Diktatur der Direktoren. Wiederausbruch des Kontinentalkrieges

im Jahre 1799. Schlechte Rüstungen. Niederlage auf Niederlage. Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse. Oppositionelle Wahlen. Der parlamentarische Staatsstreich vom 30. Prairial. Sieyès Direktor Seine Absichten Die Gegnerschaft der Jakobiner. Neue Niederlagen in Italien. Die Hoffnung auf Sieyès erschüttert. Die öffentliche Meinung für Bonaparte. Dessen Haltung in Paris. Die Pläne der Reformisten und das Komplott gegen die Verfassung. Der 18. und 19. Brumaire Die Beschlüsse des Rumpfparlamentes Die Konsuln und die Verfassungskommissionen Sieyès Entwurf. Napoleons Änderungen daran Er wird als Erster Konsul Chef der exekutiven Gewalt. Neue Kammern.

Achtes Kapitel: **Krieg und Frieden** (1800—1801) 185

Napoleon und die Revolution. Das Prinzip der Gleichheit und die Tendenz der Eroberung Friedensliebe und Kriegsrüstung. Der Feldzugsplan für 1800. Der Übergang über den großen St. Bernhard. Mailand. Die Schlacht bei Marengo. Waffenstillstand. Die Mission St Juliens. Die Schlacht bei Hohenlinden. Der Friede von Lüneville. Napoleon und Paul I. Die Umschreibung des französischen Machtgebietes. Abkommen mit Spanien, Neapel und Rom Das Konkordat. Der Tod Paul I und seine Folgen. Die Verhandlungen mit England. Die Präliminarien vom 1. Oktober 1801. Friede nach allen Seiten. Das Programm der französischen Hegemonie.

Neuntes Kapitel: **Das neue Frankreich und sein Monarch** (1802) . . 215

Napoleons Gehilfen bei der Umgestaltung Frankreichs. Der Staatsrat. Die Ministerien. Die Generaldirektionen. Das Staatssekretariat. Die Reorganisation der Verwaltungsbehörden. Ihre Aufgaben. Der Staatshaushalt vor dem 18. Brumaire. Die Finanzreform. Die Caisse d'amortisation. Die Bank von Frankreich. Die Justizreform. Die Codes Napoléon. Die Organisation des öffentlichen Unterrichts. Die Gelehrten und die Ehrenlegion. Die Aufhebung der Emigrantengesetze. Liberale, radikale und royalistische Opposition Verschwörungen. Die Maßregelung des Tribunats. Das Premier-Konsulat auf Lebenszeit. Der Irrtum der Franzosen.

Litterarische Anmerkungen 235

Notiz.

Das Titelbild ist die verkleinerte Wiedergabe eines C. J. Schott'schen Stiches nach einem Porträt David's. Der Stich trägt die Unterschrift: „Bonaparte, Ier Consul de la Rép. Françoise".

Erſtes Kapitel.

Die Bonaparte auf Korſika. Napoleons Geburt und Lehrjahre.

„Es giebt in Europa noch ein Land, welches der Geſetzgebung fähig iſt; das iſt die Inſel Korſika. Der Mut und die Standhaftigkeit, mit welchen dieſes wackere Volk ſeine Freiheit wieder zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdienten wohl, daß es irgend ein Weiſer lehrte, wie es ſich dieſelben ſichern könne. Mir ahnt gewiſſermaßen, daß dieſe kleine Inſel Europa eines Tages in Erſtaunen ſetzen wird." So ſchrieb 1762 Jean Jacques Rouſſeau in ſeinem unvergänglichen Buche über den Geſellſchaftsvertrag. Wenige Jahre ſpäter wurde auf der „kleinen Inſel" ein Mann geboren, der durch ſeine gewaltige weltumwälzende Genialität die Ahnung des Denkers zur Wahrheit machen ſollte.

Jean Jacques Rouſſeau ſtand damals nicht allein mit ſeiner Sympathie für Korſika. Der Befreiungskrieg, welchen die kleine patriotiſche Nation ſeit 1729 gegen Genua führte, unter deſſen Oberherrſchaft ſie ſeit Jahrhunderten geſeufzt, hatte die Augen von ganz Europa auf ſie gelenkt. Die beſten Geiſter des Weltteils beſchäftigten ſich mit ihrem Schickſale: Friedrich der Große, Voltaire, Montesquieu reden in ihren Werken mit Achtung und Teilnahme von dem thatkräftigen Bergvolke und der imponierenden Perſönlichkeit ſeines Führers Pasquale Paoli. Dieſer letztere hatte, von ſeinen Landsleuten zum Regenten des „König-

reiches" ausgerufen, die Insel bis auf die Küstenplätze den Genuesen entrissen, unter sorgsamer Wahrung der Volksfreiheiten ein weises und fördersames Regiment begründet und damit in engen Grenzen erreicht, was zu jener Zeit die Wortführer der politischen Aufklärung als Ideal hinzustellen nicht müde wurden. Und sicher wäre es ihm gelungen, den Feind auch noch aus den letzten Positionen zu vertreiben, sein Vaterland gänzlich frei und unabhängig zu machen, hätte sich nicht eine Macht ins Mittel gelegt, deren überlegene Kräfte schließlich beide Kämpfer aus dem Wege drängten: Frankreich. Das war während des siebenjährigen Krieges, als Genua sich auf die französische Seite schlug, wofür König Ludwig XV. die Republik gegen Korsika zu unterstützen versprach. Damals hielten die Franzosen drei Jahre lang (1756 bis 1759) die Häfen von San Fiorenzo, Calvi und Ajaccio besetzt und suchten zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Bald aber griffen sie selbst nach dem wichtigen Eiland im Mittelmeer. Unterhandlungen mit dem Dogen von Genua führten im Jahre 1768 einen Vertrag herbei, welcher dem Könige von Frankreich gegen den Nachlaß einer genuesischen Schuld und eine jährliche Subvention die Souveränetät über Korsika „pfandweise" einräumte. Trotz der einschränkenden Klausel erkannte doch alle Welt, daß es sich hier um eine definitive Annexion handelte. Wer sollte sie auch hindern? Die Politik der maßgebenden Mächte ging damals andere Wege, und so hatte Ludwig XV. nur mit einem einzigen Gegner zu thun, mit den Korsen selbst. Ihre Unabhängigkeit an Frankreich zu verlieren, galt ihnen keineswegs erträglicher, als die genuesische Herrschaft, und Paoli wagte den ungleichen Kampf. Er unterlag. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde er im Mai 1769 in einer entscheidenden Schlacht am Golofluſſe besiegt und zur Flucht genötigt. Im Juli verließ er die Insel, um in England ein gerne gewährtes Asyl zu finden. Nur wenige der getreuesten Kampfgenossen begleiteten ihn dahin. Die Mehrzahl war auf den Monte Rotondo geflohen und bot, von den Franzosen mit aller Schonung dazu

aufgefordert, ihre Unterwerfung an. Frankreich war im Besitze der Insel.

Unter den Wortführern der Deputation, die den Sieger um Frieden bat, erscheint Carlo Buonaparte, der Vater Napoleons. Die Vertrauens-Mission verdankte er wohl dem Ansehen, in welchem seine Familie in der Stadt Ajaccio stand, wo dieselbe seit zweihundert Jahren ihren Sitz hatte. Es hat späterhin, als aus dem kleinen Korsen der große Mann geworden war, an Virtuosen schmeichlerischer Empfindung nicht gefehlt, die seinen Stammbaum weit hinauf und bis auf einen byzantinischen Kaiser des Mittelalters zurückzuführen wußten. Mit einiger Sicherheit jedoch läßt er sich nur bis nach Sarzana im Toscanischen verfolgen, von wannen ein Gabriel Buonaparte im sechzehnten Jahrhundert nach Ajaccio übersiedelte. Es war ein adliges Geschlecht. Zum mindesten säumte der Großherzog von Toscana, Leopold von Österreich, nicht, dem Großvater Napoleons im Jahre 1757 die Nobilität zu bestätigen. Das Gleiche geschah später von Seite des französischen Heroldsamtes. Die Buonaparte — so schrieben sie sich, und so schrieb sich auch Napoleon bis ins Jahr 1796 — hatten, wie die meisten Bewohner der Küstenstädte, lange zu Genua gehalten, bis auch sie sich dem patriotischen Aufschwunge nicht mehr zu entziehen vermochten. Carlo stellte sich, als es zum Kampfe mit Frankreich kam, unter das nationale Banner und ward dafür von Paoli besonders ausgezeichnet. Nach dem Siege der Feinde aber wurde er bald ein eifriger Anhänger des neuen Regiments. Sein Haus in Ajaccio, wo seine schöne junge Gattin Lätitia (aus der Familie Ramolino) die liebenswürdige Wirtin machte, stand den Fremden jederzeit offen, und der französische Kommandant Graf Marbeuf verkehrte darin mit Vorliebe. Carlo war ein Mann von Kenntnissen, jedoch ohne überraschende Geistesgaben, ehrgeizig, leichten Sinnes zwar und vergnügungssüchtig, aber doch voll Sorge für seine zahlreiche Familie. Er war Advokat seines Berufes und zugleich sein eigener Klient: keines seiner Geschäfte lag

ihm mehr am Herzen als ein Prozeß um ein einträgliches Besitzstück, welches von einem frommen Anverwandten den Jesuiten legiert worden war. Die Letzteren waren ihm darum verhaßt, wie er denn überhaupt nicht zu den treugläubigsten Katholiken zählte. Der bei den französischen Behörden, als Besitznachfolgern der vertriebenen Mönche, geführte Rechtsstreit verschlang viel Geld und Mühe; desgleichen die wiederholten Reisen nach Versailles, wohin Carlo seine Würde als Abgeordneter des korsischen Adels führte; und als er im Jahre 1785 — erst achtunddreißigjährig — auf einer solchen Fahrt in Montpellier starb, hinterließ er den Seinigen, außer der unentschiedenen Rechtsfehde, nur knappe Mittel zu einer notdürftigen Existenz.

Maria Lätitia hatte ihrem Gemahl dreizehn Kinder geboren. Von diesen waren beim Tode des Vaters noch acht, fünf Söhne und drei Töchter, am Leben, das Jüngste (Jérôme) drei Monate alt. Keine leichte Aufgabe für die Witwe, ihr Hauswesen und eine so zahlreiche Familie in den engen Verhältnissen mit Anstand weiterzuführen. Aber Lätitia löste sie. Das war eine Frau von scharfer Klugheit, rascher Einsicht und jener zähen Energie, welche die Sorge überwindet, lebhaft und sinnend, unerschrocken und berechnend zugleich, eine ganze Korsin. Güter höherer geistiger Anlage und Bildung waren ihr versagt geblieben, doch hatte sie viel praktischen Verstand und war nicht ohne eine gewisse hochsinnige Art des Empfindens. Als zur Zeit des Franzosenkrieges Carlo zu Paoli hielt, war sie ihrem Gatten mutig in die Berge gefolgt und hatte willig, ein Kind unter dem Herzen, alle Mühsal des Feldzuges ertragen. Jetzt regierte sie mit fester Hand ihr Haus und hielt den geringen Besitz mit Umsicht und Sparsamkeit zu Rate. Freilich hatten die rückhaltlose Parteinahme Carlos für Frankreich und die Freundschaft des Gouverneurs längst auch schon ihre Wirkung gethan. Von den Kindern waren die älteren in französischen Erziehungsanstalten auf Kosten des Königs untergebracht worden. Jetzt nach dem Tode des Vaters kehrte der älteste Sohn Joseph

zur Unterstützung der Mutter heim, und auch der nächstjüngere, Napoleon, verließ noch im Jahre 1785 die Pariser Militär-Akademie als Leutnant, nicht minder bereit, den Seinigen nach Kräften zu helfen. Wer ahnte wohl damals, daß in dem bergenden Schatten dieses kleinen Offiziers dereinst die ganze Familie zu Hoheit, Macht und Ansehen gelangen sollte?

Napoleon war am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren worden; ein Datum, dessen Richtigkeit übrigens von der neuesten Forschung angefochten wird. Und in der That, die jüngst beigebrachten Zeugnisse sind nicht wenig angethan, die Autorität des vielgefeierten Napoleonstages ins Schwanken zu bringen. Nach denselben soll 1768 das Geburtsjahr und Corte der Geburtsort des berühmten Mannes sein. Die Beweise reichen aber doch nicht aus, um heute schon der bisher geltenden Überlieferung völlig den Rücken zu kehren, ganz abgesehen davon, daß es im Vergleiche mit den vielen großen Ereignissen im Leben unseres Helden nur von untergeordneter Bedeutung sein kann, ob derselbe ein Jahr früher oder später, im Innern oder an der Küste seiner Heimat zur Welt kam. Genug, er war da und machte sich recht bald bemerkbar. Als Kind soll er seiner Mutter ähnlich gesehen haben, wie er denn auch in seinem Wesen das Meiste von Lätitias durchgreifender Art hatte, während die Brüder sich mehr nach dem Vater bildeten. Eigensinnig und starrköpfig, machte der Knabe seiner Umgebung viel zu schaffen. „Ich war", erzählte er selbst in seinen letzten Tagen, „eigenwillig und starrsinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung, ich hatte vor Niemandem Furcht. Den Einen schlug ich, den Andern kratzte ich, Alle fürchteten mich. Mein Bruder Joseph war es, mit dem ich zumeist zu thun hatte; er ward geschlagen, gebissen, gescholten. Oft beklagte ich, daß er sich nicht rasch genug erholte." Die Mutter allein vermochte den übermütigen Jungen mit Strenge zu bändigen, während der Vater ihn häufig in Schutz nahm. Die erste Erziehung mag also, wie man sieht, nicht die sorg-

fältigste gewesen sein. Mit Onkel Fesch, einem Halbbruder Lätitias, lernte Napoleon das Alphabet und später in einer Mädchenschule des Städtchens das Notdürftigste aus seiner Muttersprache. Mit mehr Aufmerksamkeit aber mag er den vielfachen Erzählungen von Paoli und den Freiheitskämpfen der Korsen gelauscht und begierig die Ideale in sich eingesogen haben, die hier in nächster Nähe vor ihm lagen. Als der Knabe später nach Frankreich kam, war er von ihnen erfüllt.

In dem unbändigen Wesen des Jungen mochte der Vater dessen Anlagen für den militärischen Beruf entdeckt haben. Er bat um einen Freiplatz für ihn in einer der königlichen Anstalten, in welchen die Söhne des französischen Adels für die Offiziers-Carriere vorgebildet wurden, und dem Ersuchen ward willfahrt. Ende 1778 verließ er mit seinen beiden Ältesten die Heimat, um sie zunächst in das Kollegium von Autun zu bringen, wo Napoleon das nötige Französisch erlernen und dann in die Militärschule nach Brienne übersiedeln, Joseph aber seine latei-nischen Studien absolvieren sollte, um Priester zu werden. Nach drei Monaten hatte Jener in der That sich einigermaßen in der fremden Sprache ausdrücken gelernt, und am 23. April 1779 ward Napoleone de Buonaparte in die Liste der Zöglinge von Brienne eingetragen. Es war nun entschieden, er wurde Soldat.

Die fünf Jahre, die er hier zubrachte, waren keine freud-volle Zeit für den jungen Korsen. Aus dem ewig lachenden Süden in den trüben Norden der Champagne versetzt zu sein, vom Meere weg in das eintönigste Binnenland, aus freier Un-gebundenheit in strenge klösterliche Zucht, die keine einzige der kleinen süßen Freuden des Elternhauses kannte, was Wunder, wenn das empfängliche Gemüt des Knaben sich verdüsterte? Und dazu kam vor Allem, daß er nicht geartet war, sich an Genossen anzuschließen. Sein herrisches, trotziges Wesen fand nur zu bald entschiedene Gegner an den hochmütigen Söhnen der Castries, Comminges und wie sonst die illustren Namen hießen, die sich mit ihm in Brienne zusammenfanden. Er mußte die Kränkung er-

fahren, daß sie seinen Adel nicht für voll ansahen und unglimpflich von seinem Vater sprachen, den sie seiner häufigen Bittstellereien wegen den „Thürsteher" nannten. Napoleon wehrte sich anfangs in seiner unbändigen Art; bald aber zog er sich im Groll von Allen zurück. Zwei seiner Mitschüler haben über seinen Aufenthalt in der Militärschule und sein ungeselliges Benehmen glaubwürdige Aufzeichnungen gemacht. „Finster, ja sogar wild," erzählt der Eine, „fast immer verschlossen, war er, als wenn er eben aus der Wildnis gekommen wäre und erstaunt und mißtrauisch die ersten Eindrücke von seinen Mitmenschen empfinge. Er war ein Feind aller Spiele, überhaupt jedes kindlichen Vergnügens. In einem ihm zugewiesenen Teile des Gartens studierte und brütete er, und wehe dem, der ungerufen herantrat. Eines Abends explodierte bei Gelegenheit eines Feuerwerkes, welches die übrigen Knaben abbrannten, ein Pulverkästchen. Bestürzt stob die Schar auseinander, und Einzelne flüchteten über Napoleons Zaun. Da lief dieser im Zorne herbei und hieb mit einer Hacke auf die Fliehenden ein." Nur während des Winters wurde er notgedrungen geselliger. Dann konnte er wohl auch die Anderen lehren, im tiefen Schnee Festungswerke aller Art anzulegen, dieselben anzugreifen und zu verteidigen. Der erste Frühlingstag aber sah ihn schon wieder ernst und einsam in seiner Gartenecke. Natürlich fand er keinen Freund unter seinen Schulgenossen — er hat nie im Leben einen besessen. Ja, man ist versucht zu fragen, ob er überhaupt eine Jugend gehabt; denn es will scheinen, als sei niemals ein Strahl des goldenen Lebenslenzes, der so vielen Glücklichen lacht, auf den Weg dieses früh verhärteten Gemütes gefallen.

Bald trat der Qual verletzten Stolzes die nüchterne Sorge zur Seite. Die engen Verhältnisse daheim ließen nicht zu, die Söhne mit reichlichem Taschengelde auszustatten; ein neuer Grund, gegen die verhaßten Franzosen zurückstehen zu müssen. Der zwölfjährige Napoleon machte dem Vater deshalb Vor-

ſtellungen in einem Briefe, der für Sinnesart und Charakter desjenigen, der ihn ſchrieb, überaus bezeichnend iſt. Er bittet, ihn von Brienne fortzunehmen, ja ihn, wenn es ſein müſſe, lieber ein Handwerk erlernen zu laſſen, als ihn zu zwingen, noch länger ſeine Armut zur Schau zu tragen. „Ich bin es müde," ſchreibt er, „meine Dürftigkeit auszulegen und über dieſelbe unverſchämte Knaben ſpotten zu ſehen, die mir nur durch ihr Vermögen überlegen ſind, an edlen Empfindungen aber bergetief unter mir ſtehen. Wie, Herr, Ihr Sohn ſoll alſo fortwährend die Zielſcheibe ſein für eine Anzahl Lümmel, die, ſtolz auf die Annehmlichkeiten, welche ſie ſich verſchaffen können, mich beſchimpfen, indem ſie über meine Entbehrungen lächeln?" Zur Antwort muß er erfahren, daß in der That zu Hauſe die Mittel fehlen, ihm ſein Anſehen wahren zu helfen. Neue Verbitterung, die der Kummer um die materielle Exiſtenz der Seinen noch vermehrt.

Napoleon war kein durch Übereifer oder Kenntniſſe beſonders hervorſtechender Schüler. Er hat nach fünf Jahren die Schule verlaſſen, und ſeine franzöſiſche Orthographie war herzlich mangelhaft. Ein reines Franzöſiſch hat er übrigens auch ſpäter nicht geſchrieben. Im Lateiniſchen hatte er ſo wenig Fortſchritte gemacht, daß es unter den Lehrern nicht an beſchränkten Pedanten fehlte, die ihm deshalb alle Begabung abſprachen. Dagegen lernte er gerne Geſchichte und Geographie und mit beſonderer Vorliebe Mathematik. „Alle Welt ſagte damals", erzählte er ſpäter ſelbſt, „der Junge iſt nur für die Geometrie geſchaffen." Alles in Allem genommen war er ein früh gereifter Kopf. Die Briefe, die er aus Brienne an Onkel Feſch ſchrieb, ſind durchaus ernſt, klar und logiſch. Er wußte zu vergleichen, zu unterſcheiden und ſcharf zu urteilen. Man höre, wie der vierzehnjährige Knabe ſeinen älteren Bruder charakteriſiert, welcher damals Luſt hatte, ſtatt des geiſtlichen den militäriſchen Beruf zu wählen. „Hierin", ſchreibt Napoleon an Feſch, „hat er aus mehreren Gründen Unrecht.

1. Wie mein Vater meint, fehlt es ihm an der erforderlichen Kühnheit, um den Gefahren einer Schlacht zu trotzen. Seine schwache Gesundheit verstattet ihm nicht, die Mühsalen eines Feldzuges zu ertragen. Mein Bruder sieht überhaupt den militärischen Beruf nur vom Standpunkte der Garnison an. Gewiß wird er ein guter Garnisonsoffizier sein. Regelrecht gewachsen, mit leichtem Witz begabt und infolgedessen für frivole Komplimente geeignet, wird er in einer Gesellschaft sehr gut seinen Mann stellen. Aber in der Schlacht? Das ist, was der Vater bezweifelt. 2. Er ist zum Geistlichen vorgebildet worden; zum Umsatteln ist es nun zu spät. Der Herr Bischof von Autun hätte ihm eine reiche Pfründe gegeben, und er wäre gewiß auch Bischof geworden. Welche Vorteile für die Familie! Der Bischof von Autun hat sein Möglichstes gethan, ihn zum Ausharren zu bewegen, und ihm versprochen, daß es ihn nicht gereuen würde. Umsonst, er bleibt unerschütterlich. Ich würde ihn loben, wenn es eine ausgesprochene Neigung wäre für einen Beruf, der unter allen der schönste ist, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge ihm, wie mir, bei seiner Erschaffung eine entschiedene Eignung fürs Militär mitgegeben hätte. 3. Er will, daß man ihm im Soldatenstande eine Stellung gebe. Das ist recht schön, aber in welcher Waffe? Er will gewiß unter die Infanterie. Gut, ich begreife, er will den ganzen Tag müßig sein, den ganzen Tag das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterieoffizier? Während dreiviertel der Zeit ein Taugenichts. Und das ist, was weder mein Vater, noch Sie, noch die Mutter, noch der Oheim-Archidiakon wollen, da er schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verraten hat u. s. w."

Die Muße, welche ihm die Studien übrig ließen, füllte er mit den Träumen seiner lebhaften Phantasie aus. Sie führten ihn zurück nach dem vaterländischen Eilande mit seinen hohen Bergen und dem ewig klaren Himmel darüber, seiner malerischen Küste und dem tiefblauen Meer, zurück in die vergangene glück-

lichere Zeit seiner Kindheit. In ihnen allein fand er Erholung und Erquickung, an ihnen wuchs in der trostlosen Einsamkeit der Fremde sein Heimatsgefühl zum flammenden Patriotismus auf. Sind nicht, die ihn hier höhnen und erniedrigen, zugleich auch die feindlichen Bezwinger seines Vaterlandes? O, er kann es seinem Vater nicht verzeihen, daß er auf Korsika den Franzosen Vorschub geleistet hat, und er spricht es offen aus. Vor ihm taucht in vollem Glanze die Heldengestalt Paolis auf, und er erklärt, er wünsche zu werden wie dieser. „Ich hoffe," rief er aus, „einst in der Lage zu sein, Korsika seine Freiheit wiederzugeben." Daß er sich dazu auf Frankreichs Kosten vorbereitete, kümmerte ihn wenig. Zunächst drängte es ihn, die Geschichte seines Volkes ganz zu kennen, und er bittet die Seinigen, ihm Boswell und andere Bücher darüber zu leihen. Vielleicht faßt er schon jetzt den Plan, selbst einmal die Historie seiner Heimat zu erzählen. Kurz, er war durch und durch Korse und den Franzosen von ganzer Seele abgeneigt. Vor Allem aber haßte er diejenigen unter ihnen, die dünkelhaft auf die Vorrechte ihrer Geburt und ihres ererbten Reichtums pochten und geringschätzig von denen dachten, die nicht ihres Standes waren. Und so entwickelte sich in diesem einsam grübelnden Kopfe, getragen von einer starken subjektiven Empfindung, dieselbe revolutionäre Anschauung, wie sie in jenen Tagen ganz Frankreich zu erfüllen begann. Wird er ihr draußen begegnen, so ist sie ihm nichts Fremdes mehr.

Napoleon war von seinem Vater und durch eigene Neigung für die Marine bestimmt worden. Daraus sollte jedoch nichts werden. Es hatten sich zu viele von den Kriegsschülern dazu gemeldet, und er hätte, wenn er bei seiner Absicht beharrte, ein volles Jahr verlieren müssen. Das war bei den schlechten Vermögensverhältnissen der Familie nicht gut thunlich, und so entschied er sich kurzweg für die Artillerie, eine der größeren Arbeit wegen von den Junkern meist gemiedene Waffe. Nach diesem Entschlusse ward er in die adelige Kadetten-

Kompagnie in Paris aufgenommen, wohin er am 23. Oktober 1784 überſiedelte. An ſeiner inneren Entwickelung hat dieſer Wechſel nur wenig geändert. Hier wie dort derſelbe Abſtand zwiſchen den Söhnen der vornehmen Geſchlechter und den auf Königs Koſten ernährten Kindern der armen Edelleute. Dieſelbe unausfüllbare Kluft, die ihn dort von den Comminges und Caſtries getrennt hatte, ſchied ihn hier von den Rohan und Montmorency und empörte ſein maßloſes Selbſtgefühl von neuem. Er iſt auch hier nicht beliebter als in Brienne, und iſt es um ſo weniger, als er in einer Denkſchrift gegen den verweichlichenden Aufwand eiferte, welcher die Ecole militaire zu einem der koſtſpieligſten Staatsinſtitute, die Zöglinge aber zu wenig tauglichen Soldaten machte. Dazu ſtirbt jetzt ſein Vater, und er hat keinen andern Gedanken als den der möglichſt raſchen Beförderung zum Offizier, auf die er mit ſeinen ſechzehn Jahren Anſpruch erheben darf. Ein Examen wird ſchlecht und recht gemacht, ein Geſuch um die Zuteilung zum Artillerie-Regimente La Fère in Valence eingereicht, am 1. September erfolgt ſeine Ernennung zum Sekonde-Lieutenant, und im Oktober fährt er — mit geborgtem Reiſegeld — nach ſeiner Garniſon ab.

Die Lehrer der Ecole aber, unter denen ſich damals der berühmte Mathematiker Monge befand, erſtatteten über den geſchiedenen Zögling folgenden bezeichnenden Rapport: „Zurückhaltend und fleißig, zieht er das Studium jeder Art von Unterhaltung vor und vergnügt ſich an der Lektüre guter Schriftſteller. Sehr eifrig in den abſtrakten Wiſſenſchaften, hat er für die anderen wenig Sinn. In der Mathematik und Geographie beſitzt er gründliche Kenntniſſe. Er iſt ſchweigſam, liebt die Einſamkeit, iſt launenhaft, hochmütig und außerordentlich zum Egoismus geneigt. Ohne viel zu ſprechen, iſt er entſchieden in ſeinen Antworten, ſchlagfertig und überlegt in der Diskuſſion. Er beſitzt viel Eigenliebe und einen Ehrgeiz, der nach Allem ſtrebt.“

„Als ich meinen Dienſt antrat“ — erzählte Napoleon einmal der Frau von Rémuſat — „langweilte ich mich in den Garniſonen. Ich fing an Romane zu leſen, eine Lektüre, die mich höchlich intereſſierte. Ich ſelbſt verſuchte, welche zu ſchreiben, und dieſe Beſchäftigung ließ meiner Einbildungskraft freien Spielraum. Sie kreuzte ſich mit den poſitiven Kenntniſſen, die ich mir erworben hatte, und es unterhielt mich oft, zu träumen und dann ſofort meinen Traum am Maßſtabe meiner Vernunft zu meſſen. Ich verſetzte mich in Gedanken in eine ideale Welt und unterſuchte, worin ſich dieſelbe von derjenigen unterſchied, die mich umgab.“ Alſo immer noch der alte Träumer! Nicht nur innerhalb der Klauſur der Schule, auch draußen in voller Freiheit und ſteter Berührung mit dem Tagesleben dieſelbe Luſt an der Zurückgezogenheit und an einſamem Hinbrüten! Wie mochten wohl die Menſchen ſeiner idealen Welt ausſehen, wenn die der realen, mit Jenen verglichen, ſofort ſeines Umganges unwert wurden? Eines aber ergiebt ſich aus ſeinem Bekenntniſſe mit Sicherheit: daß die Offiziere der königlichen Armee reichlich Zeit hatten, Romane zu leſen, zu träumen und zu räſonnieren. Und in der That, die franzöſiſche Heeres-Organiſation des alten Regimes machte weder den Soldaten noch ihren Befehlshabern den Dienſt allzu ſauer. Von tüchtigem Exerzieren, von Lagerübungen und Manövern war keine Rede. Wohl hatten nach der Schlappe von Roßbach, im Jahre 1757, einige Reformfreunde danach gerufen, aber ihre Stimmen waren ungehört verhallt, die Regierung war zu ſchwach und die bequeme Indolenz der adeligen Offiziere ein unbeſiegbares Hindernis geweſen. An Muße alſo fehlte es nicht. Wer aber von den jungen Militärs ſie dazu benützen wollte, ſeine Zukunft zu überdenken, der mußte aus vornehmer und reicher Familie ſein, wenn ſich ihm ein glänzendes Bild zeigen ſollte. Denn nur ſolchen waren die Stellen der Stabschargen und Generale zugänglich, während der arme und geringe Adel ſich zeitlebens mit ſubalternen Poſitionen begnügen mußte. Und nun denke man ſich den Feuer-

kopf Napoleon mit seinem fieberhaften Durst nach Geltung vor die dürre Perspektive gestellt, ein halbes Dutzend Jahre lang auf sein Vorrücken zum Premier-Leutnant warten zu müssen, mindestens ebenso lange, bis er Hauptmann wurde, um schließlich als solcher im Ruhestande seine Tage zu endigen, auf dem ganzen Wege treulich geleitet von Mangel und Einschränkung: wen wundert es da, daß seine Gedanken andere Bahnen wandelten, ja, daß er sich selbst äußerlich von denen trennte, die bei so bescheidenem Lose ihr Genügen fanden? Er hatte in der Garnison ebenso wenig Umgang mit Kameraden, wie in der Schule. Es war ja im Grunde auch nur die etwas reifere Ausgabe der Junker von Brienne und Paris. Viel lieber verkehrte er mit königlichen Beamten, Advokaten und anderen Personen aus bürgerlichem Stande, die ähnlich unter den zerklüfteten sozialen Verhältnissen litten, wie er, und die den Ausbrüchen seiner radikalen Anschauungen mehr Aufmerksamkeit schenkten, als die Offiziere von La Fère, die ihn einmal, gereizt durch seinen schneidenden Hohn, in den Rhône warfen. Eine Zeit hindurch besuchte er die geselligen Kreise von Valence, namentlich das Haus der Frau von Colombier, wo der Abbé St. Ruf die hervorragendste Rolle spielte und wo die Töchter des Adels der Umgebung verkehrten. Doch nur vorübergehend. Bald nahm er seine einsame Lebensweise wieder auf. Hatte ihn etwa eine zarte Neigung in jenes Haus geführt und war dieselbe unerwidert geblieben? Wir wissen nichts sicheres darüber. Fünf Jahre später aber — er zählte damals zweiundzwanzig — schrieb er in einem „Dialog über die Liebe" Folgendes nieder: „Auch ich war einst verliebt, und es ist mir davon genug in Erinnerung geblieben, daß ich die metaphysischen Definitionen der Liebe nicht nötig habe, die doch nur die Dinge verwirren. Ich leugne ihre berechtigte Existenz, und mehr als dies, ich halte sie für schädlich für die Gesellschaft wie für das Glück des Einzelnen, kurz, ich glaube, daß die Liebe mehr Übles als Gutes stiftet und daß es eine Wohlthat der Gottheit wäre, die Menschen davon zu befreien."

Romanlektüre und Phantasterei waren es jedoch nicht allein, womit er seine freien Stunden ausfüllte. Er pflegte auch jetzt, und mehr als zuvor, ernste Studien und las namentlich politische und historische Bücher. Das war damals die Zeit, in welcher die größten Geister Frankreichs als Lehrer und Führer der Nation hervorgetreten waren, um jene Theorien der Aufklärung zu verkünden, welche die herrschenden Zustände verdammten und an ihrer Stelle einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft forderten. Die Schriften Voltaires und Montesquieus, Rousseaus und d'Alemberts befanden sich in Aller Händen. Auch Bonaparte*) hatte sich schon auf der Pariser Akademie mit Eifer ihrem Studium hingegeben, und selten sind die Worte Jean Jacques' auf fruchtbareren Boden gefallen. Er machte sich Auszüge aus dem „Contrat social", schrieb Notizen hinzu und stimmte begeistert in die Schwärmerei des Genfer Philosophen für den Naturzustand der Menschen ein. Daneben las er Filangieris „Scienza della legislazione", die damals — seit 1780 — ein unverdient großes Publikum fand, Adam Smiths „Wealth of Nations", Neckers Rechenschaftsbericht und vieles Andere. Mehr jedoch als Alle scheint Raynal seine nächste Entwickelung beeinflußt zu haben. Raynal war in den achtziger Jahren der gelesenste Schriftsteller Frankreichs. Seine „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien" hatte ihrer revolutionären Tendenz wegen unbestrittenes Ansehen gewonnen. Das Buch bot auch mehr, als sein Titel voraussetzen ließ. Es berichtete zum Beispiel nicht allein von den Verfassungszuständen Chinas, sondern verglich dieselben auch mit den französischen, und Frankreich hielt den Vergleich nicht aus. Mit eindringlicher Beredsamkeit schilderte es die Verhältnisse im eigenen Lande, die unsinnigen Vorrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich und die Recht-

*) Wir bleiben fortan bei dieser Schreibart des Namens.

losigkeit des mittleren Standes, die entsittlichende Käuflichkeit der Ämter, die schlechte Finanzwirtschaft und weissagte den nahen Zusammenbruch, ja noch mehr, es forderte geradezu auf zur Revolution, denn diese werde unter solchen Umständen zur Pflicht. Diese Doktrin machte auf Napoleon tiefen Eindruck, tieferen noch als die Lehren Rousseaus. Er hat sich später in einer Schrift: „Über das Menschenglück", welche er (samt ihren orthographischen Fehlern) im Jahre 1791 der Lyoner Akademie überreichte, als eifrigen Schüler Raynals bekannt. Im Jahre 1787 machte er dessen persönliche Bekanntschaft, sprach ihm von seinen Studien über die Geschichte seines Heimatlandes und übergab ihm einige Jahre später wirklich ein Fragment „Briefe über Korsika", die er 1786 begonnen hatte und in welchen er die Historie der Insel bis auf Paoli heraufführte. Napoleons Bruder Lucian wollte wissen, daß Raynal die „Briefe" Mirabeau gezeigt und dieser das Genie des Verfassers gerühmt habe. Lucians Glaubwürdigkeit ist jedoch nicht über allen Zweifel erhaben.

Genug, Napoleon ist Schriftsteller geworden. Er hat mit unermüdlicher Feder außer seiner korsischen Geschichte einen Roman, der auf der heimatlichen Insel spielt, ein Drama „Graf Essex" und Erzählungen im Stile Diderots und Voltaires verfaßt. Aber er will sich durchaus nicht damit begnügen, seine Gedanken zu Papier gebracht zu haben, er will sie auch gedruckt, gelesen sehen, und er will es aus Ehrgeiz und Eitelkeit nicht allein, sondern um Geld zu verdienen. Denn die materielle Sorge hat ihn in seinem Garnisonsleben nicht verlassen, im Gegenteile, sie ist gewachsen und quält ihn bis zum Überdruß Nicht, daß er für seine Person mit den hundert Livres monatlicher Gage nicht ausgelangt wäre. Er benötigte wenig. Für etwas mehr als acht Livres wohnte er bei Mademoiselle Bou in Valence zur Miete und aß eine Zeitlang nur einmal des Tages. Und daß er mit den flotten Kameraden vom Regimente geringen Verkehr pflog, war im Grunde auch eine Ersparnis. Aber daheim bei Mutter Lätitia wurden die Mittel mitunter recht knapp.

Im September 1786 war der Gouverneur Marboeuf, der hilfreiche Gönner der Familie, gestorben, ein Großoheim, der Archidiakon Lucian, der stets mit sorgendem Rate beigestanden hatte, schwer erkrankt; Bruder Joseph, der die geistliche Carriere mit der militärischen vertauscht und nach des Vaters Tode auch diese aufgegeben hatte, um sich in der Heimat eine Stellung zu schaffen, suchte noch immer nach einem Erwerb. Für den Unterhalt einer der Maulbeerbaumschulen, welche die Regierung auf Korsika anpflanzen ließ, hatte die Familie bisher alljährlich eine bestimmte Summe erhalten; jetzt wurde dieselbe gekündigt; bald fehlte es an Geld. All das war selbst Lätitiens energischem Wesen zu viel. Sie schrieb ihre Bedrängnis an Napoleon und bat ihn zu kommen. Der Eindruck des Briefes auf den Sohn war tief und schmerzlich. Mit seinem Vater hatte er die sorgliche Bemühung um die Seinigen gemein, und sie in gedrückter Lage zu wissen, verursachte ihm aufrichtigen Kummer. Die trübe Stimmung wuchs, als ihm der erbetene Urlaub zunächst abgeschlagen und nur für den Beginn des folgenden Jahres bewilligt wurde. In seinem Tagebuche machte sie sich in bitteren Worten Luft: „Immer allein, selbst mitten unter den Menschen, komme ich nach Hause, um mich meinen einsamen Träumen und meiner Schwermut hinzugeben. Nach welcher Seite hat sie sich heute gewendet? Sie sinnt den Tod. Und ich stehe doch erst im Morgenrot meiner Tage und kann hoffen, noch lange zu leben! Seit sechs bis sieben Jahren bin ich von meinem Vaterlande abwesend. Welche Freude werde ich empfinden, wenn ich meine Landsleute und Angehörigen wiedersehe! Kann ich nicht aus dem süßen Gefühle, welches die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit stets in mir weckt, schließen, daß mein Glück vollkommen sein werde? Welche Raserei treibt mich nun an, meine Zerstörung zu wollen? Aber, fürwahr! was soll ich in der Welt? Da ich doch einmal sterben muß, wär's nicht gleich so gut, mich jetzt zu töten? Wär' ich ein Sechziger, so würde ich die Vorurteile meiner Zeitgenossen respektieren und

geduldig abwarten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte. Da ich aber mein Leben damit beginne, Unglück zu erfahren, da nichts mir Freude bereitet, weshalb ein solches Leben ertragen? Wie entfernt sind doch die Menschen von der Natur! Wie feige, niedrig, kriecherisch sind sie! Was werde ich in meinem Vaterlande für ein Schauspiel sehen! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, die sie unterjocht. Das sind nicht mehr die tapferen Korsen, die ein Held mit seinen Tugenden beseelte, nicht mehr, wie ehedem, die Feinde der Tyrannen, der Genußsucht, der niedrigen Höflinge ... Franzosen! Nicht zufrieden damit, uns entwendet zu haben, was uns das Liebste war, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben ... Was für eine Figur werd' ich in der Heimat spielen? welche Sprache soll ich reden? Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Bürger sterben! ... Mein Dasein ist mir zur Last, da ich keinerlei Freude genieße und Alles mir nur Schmerz verursacht; es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben werde, so ganz anders geartet sind als ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes sich von dem der Sonne unterscheidet. Ich kann daher nicht die Lebensweise führen, welche allein mir das Dasein erträglich machen könnte, und daraus folgt ein unendlicher Widerwille gegen Alles ..."

Nichts bezeichnender, als dieser Erguß einer verstimmten Seele. Man sieht, Goethes Werther, den Napoleon fünfmal gelesen haben will, und Rousseaus schwärmerische Schriften haben auf ihn ihre Wirkung geübt; an mehr als einer Stelle erkennt man ihren Einfluß. Daneben aber steht, fast unvermittelt, ein kräftiger, höchst selbstbewußter Sinn, und man hat sofort die Überzeugung, daß der Schreiber des Tagebuches, dem die Todesgedanken so leicht aus der Feder fließen, ebensowenig die ernste Absicht hat, dieselben wahr zu machen, als achtundzwanzig Jahre später in Fontainebleau der entthronte Kaiser daran dachte, sich zu töten. Es ist eben immer dieselbe Doppel-

natur, die Napoleon in dem angeführten Gespräche mit Frau von Rémusat selbst bezeugt, dieselbe Schwärmerei, die aber doch stets wieder am Maßstabe einer kühlen und methodischen Überlegung gemessen wird, ein Idealismus, den ein hoch ausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht. Das ist der Grundzug seines Wesens und zugleich der Schlüssel zu dessen Verständnis.

Auch jetzt hat er rasch einen praktischen Entschluß gefaßt. Einmal in Ajaccio, wird er sich den gewährten Urlaub „aus Gesundheitsrücksichten" verlängern lassen, soweit die Langmut des Kriegsministers nur immer reichen mag. Auf diese Weise kommen seine Bezüge den Seinigen zugute, indes er selbst Gelegenheit gewinnt, seine schriftstellerischen Entwürfe auszuführen. Und wirklich, nicht früher als im Mai 1788 rückte er bei seinem Regimente in Auxonne wieder ein.

Man würde übrigens irren, wenn man meinte, nur die Sorge um Erhaltung und Fortkommen seiner Angehörigen und die Aussichtslosigkeit seiner eigenen Carriere hätten den jungen Offizier so tief bedrückt. Was ihn überdies jetzt noch quälte, war der Konflikt zwischen dem, was er als seine Pflicht erkannte, und dem, was er selbst in seinen naturrechtlichen Phantasien als Bürgertugend pries. In einem Brief an Fesch hatte er einmal geschrieben: „Der Soldat darf keiner andern Sache angehören als seiner Fahne." Aber rief ihn diese Fahne nicht in den Dienst der Franzosen, die er schon in der Schule hassen gelernt hatte? vor deren Thüren sein Stolz sich demütigen mußte, um für die Familie Buonaparte Benefizien und Aushilfen zu erbetteln? der Franzosen, die sein Vaterland bezwungen hatten, in dessen Befreiung er die kühnsten Träume seiner Muße verwirklicht sah? Er, dessen leuchtende Vorbilder Sampiero und Paoli waren, hatte ihren siegreichen Feinden Treue zugeschworen und sich selbst damit Fesseln angelegt, die seine Ehrsucht lähmten und sein Dasein zur Geringfügigkeit verdammten! Ein Held seines Volkes hatte er werden wollen, und nur bis zu dessen

Gendarm hat er es bringen können! Es war unerträglich, und doch kaum zu ändern. Denn unerhörte Dinge mußten geschehen, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich vor dem fieberhaft drängenden Willen dieses Ehrgeizigen türmten. Die Ordnung einer Welt mußte sich verkehren, um dem Fluge dieses eigenartigen Genius Raum zu geben.

Und sieh', das Unerhörte geschah, die Weltordnung trat in eine neue Phase.

Zweites Kapitel.

Die Revolution. Napoleons korsische Abenteuer.

Es kann hier nicht unternommen werden, all' die Ursachen und Veranlassungen darzulegen, welche in Frankreich die umwälzende Bewegung herbeigeführt haben, von der ein großer Teil unserer modernen Zustände in Staat und Gesellschaft datiert. Thatsache ist, daß die Notwendigkeit derselben lange vor dem entscheidenden Jahre 1789 empfunden worden war. Schon um die Mitte des Jahrhunderts, als noch König Ludwig XV. lebte, dem seine Mätressen und Niederlagen den Ruf verschafft haben, dessen er in der Geschichte genießt, hatte das Wort „Revolution" einen messianischen Klang gewonnen und wußte sich mit Zähigkeit zu erhalten. Als auf Jenen dann sein Enkel Ludwig XVI. folgte und den besten Willen zeigte, zu bessern und Ungehöriges zu beseitigen, da stellte sich heraus, daß mit gutgemeinten Reformen gar nicht mehr zu helfen war und das Übel viel tiefer lag, als daß es die Wirksamkeit auch des vortrefflichsten Ministers zu heben vermocht hätte. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hatte sich in Frankreich eine despotisch-zentralistische Staatsform ausgebildet, welche des Landes Geschicke einzig der Willkür seines Königs und dem Ermessen einer alle Verhältnisse dominierenden Bürokratie anheimgab. Die alten Grundrechte des Volkes waren bei-

seite geschoben, die Reichsstände, d. h. die Vertreter der nach den drei politischen Klassen der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgertums geschiedenen Bevölkerung, seit Langem nicht mehr — wie es doch in der alten Verfassung verbrieft war — zur Teilnahme an der Gesetzgebung einberufen worden, und mit den obersten ständischen Gerichtshöfen, den Parlamenten, lag die Regierung in steter Fehde. Klerus und Adel hatten sich in das neue System ihrer politischen Bedeutungslosigkeit gefunden, und der König hatte mit freigebiger Hand ihre Loyalität gelohnt: ihnen blieb ihre Steuerfreiheit und allerlei sonstiges Vorrecht gewahrt, womit ehedem der Staat ihre guten Dienste als Richter und Beschützer ihrer Unterthanen bezahlt hatte. Der dritte Stand dagegen, der keiner derartigen Privilegien teilhaftig geworden war, mußte zu dem Verluste seiner politischen Rechte auch noch fast allein das ganze Gewicht der Staatslasten auf sich nehmen. Vom Landbesitz lagen zwei Drittel in den Händen der zwei bevorrechteten Stände und waren demgemäß steuerfrei, während in das dritte Drittel sich eine große Zahl kleiner Eigentümer teilte, die keineswegs, wie Jene, befugt waren Frohnen, Weggelder und Brückenzölle von den Bauern zu fordern dafür aber mit ihrem dürftigen Grundstück selbst zu allerlei Abgaben herangezogen wurden. Die Bauern vollends auf den Gütern der privilegierten Klassen hatten dem Staate, der Kirche und dem Beamten des Grundherrn zu steuern und fristeten vom Reste ihres Erwerbes ein allzu kümmerliches Dasein. In den Städten stand wenigen reichen und bevorzugten Kreisen eine besitzlose Menge gegenüber, die, ferngehalten von Zünften, Innungen und jedem Gemeindeamte, im Interesse Jener von Tag zu Tag ihr Leben neu verdienen mußte. So war der arme Mann in Frankreich der gedrückteste zugleich, indes die Vornehmen in Paris oder am verschwenderischen Königshofe zu Versailles in dem Luxus eines glänzenden Salonlebens die Frucht fremder Mühe vergeudeten.

Die Unnatur dieser Verhältnisse hatten die besten Geister

des Landes längst erkannt. In unvergänglichen Werken voll Glanz und großartiger Einfachheit der Sprache bekämpften sie die Intoleranz der Kirche, welche noch in den sechziger Jahren die willigen Behörden zu harten Maßregeln gegen die Reformierten bewog, bewiesen sie die Unrechtmäßigkeit der bestehenden sozialen Verhältnisse, suchten sie — auf verschiedenen Wegen — nach dem Ideal des besten Staates, den man an die Stelle des gegenwärtigen setzen wollte, wenn dieser zusammenbrach, wie er es verdiente. Und der Zusammenbruch erfolgte bald genug. Schlechte Finanzwirtschaft auf der einen, Mißernten und Not auf der andern Seite beschleunigten die Krisis. Nachdem zu Beginn der achtziger Jahre der Finanzminister Necker die verzweifelte Lage des Staatsschatzes aller Welt kundgethan, nachdem ein zweiter, Calonne, vergeblich daran gearbeitet hatte, den Reichtum der zwei privilegierten Stände für die Landesbedürfnisse heranzuziehen, nachdem immer neue Anlehen den Kredit erschöpft hatten und der Bankerott unvermeidlich schien, da entschloß sich der König, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben und die Generalständekammern für den Anfang Mai 1789 nach Versailles einzuberufen.

Die Generalstände des alten Frankreich, wie sie im Jahre 1614 zum letztenmale versammelt worden waren, bildeten keinen einheitlichen Beratungskörper, etwa im Sinne des englischen Parlamentes oder unserer modernen Reichstage. Die Abgeordneten der drei Stände berieten und stimmten gesondert, und die Mehrheit unter diesen drei Standesstimmen — zwei gegen eine — entschied über Annahme oder Ablehnung eines Gesetzes. Unter solchen Umständen hatten die Bürgerlichen, gegenüber dem Klerus und Adel, notwendig den Kürzeren ziehen müssen. Aber der dritte Stand von 1789 war nicht mehr der von 1614. Das Beispiel zweier großer siegreicher Revolutionen, der englischen im siebzehnten und der amerikanischen im achtzehnten Jahrhundert, war auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben. Die Doktrinen der Philosophen und Politiker waren in seine Kreise gedrungen,

die Überzeugung vom Unrecht des Bestehenden war vorzugsweise die seinige, und der Wunsch, derselben durch die That Ausdruck zu geben, ließ ihn jetzt den ersten revolutionären Schritt thun. Entgegen den Bestimmungen der alten Verfassung und dem Wunsche Ludwig XVI., gingen die Abgeordneten des dritten Standes — an Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit zusammen gleich — von dem bisherigen Beratungsmodus ab, erklärten sich selbst als Nationalvertretung und forderten die Deputierten der beiden ersten Stände auf, mit ihnen in gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen zusammenzuwirken. (17. Juni 1789.) Der Entschluß wurde durchgeführt, und so entstand an Stelle der alten feudalen Ständekammern ein modernes Abgeordnetenhaus, welches sich nicht mehr damit begnügte, der willfährige Garant für die Kreditgeschäfte der Regierung zu sein, sondern sich berufen fühlte, das ganze alte Regime zu beseitigen und an seiner Stelle ein neues Frankreich zu konstituieren. Noch im Jahre 1789 wurde der erste Teil der Aufgabe gelöst. In der Nachtsitzung des 4. August sind im Taumel allgemeiner Begeisterung jene denkwürdigen Beschlüsse gefaßt worden, welche jedes Standesvorrecht für beseitigt, alle Feudallast des Bauern für aufgehoben, den geistlichen Zehent für ablösbar, den bisher gepflogenen Verkauf der Staatsämter für unzulässig erklärten und den Grundsatz aufstellten, daß jedes Amt und jede Stelle im Zivil- und Militärdienste jedem Staatsbürger gleich erreichbar sein solle. Damit war — allzu hastig allerdings — der morsche Bau des alten Frankreich abgerissen und der Grund gelegt zu einem neuen wohnlichen Haus.

Das war aber keineswegs das Werk ruhiger, ungestörter Erwägung und Entschließung gewesen. Während die Gesetzgeber zu Versailles den Kodex der neuen Freiheit entwarfen, tobte in der nahen Hauptstadt der helle Aufruhr. Seit Jahrzehnten hatte es in Paris nicht mehr an Aufläufen gefehlt. Jetzt war es, als habe sich dort die Revolte in Permanenz erklärt. Kurz bevor die Nationalversammlung die erwähnten Be-

ſchlüſſe faßte, hatte das „ſouverän“ gewordene Volk von Paris den königlichen Soldaten auf dem Vendôme-Platz ein glückliches Gefecht geliefert, den Invalidendom geſtürmt und die Baſtille der Erde gleich gemacht; nur mit Mühe vermochten die Deputierten der ausſchreitenden Menge zu gebieten. Es war eine eigentümlich zuſammengeſetzte Geſellſchaft, dieſes „Volk von Paris“: leidlich gebildete, ehrliche Freiheitsenthuſiaſten neben vertierten Vagabunden, die das Elend des flachen Landes zu vielen Tauſenden nach der Stadt getrieben hatte; gedrückte Arbeiter, die um ihr gutes Recht einer menſchenwürdigen Exiſtenz kämpften, neben ſchamloſen Glücksrittern und fingerfertigem Geſindel, das ohne Scheu jeder mobilen Habe den Krieg erklärte; methodiſche Köpfe, entſchloſſen, aus ihren erklügelten Grundſätzen die letzte Konſequenz zu ziehen, neben Legionen von Unwiſſenden, die ſich unter dem Druck einer auf der Straße erlauſchten Phraſe willenlos fortbewegten — eine impoſante Armee der Anarchie, die bald eine ſchreckliche Bedeutung gewinnen ſollte.

Und nicht auf die Hauptſtadt allein blieb der Aufruhr beſchränkt. Auch die Provinz war gleich zu Beginn der politiſchen Aktion von der Strömung erfaßt worden. Hier uſurpierte der Hunger die exekutive Gewalt. Hunderte von Getreideaufläufen ſind nur die Einleitung zu weiteren Exceſſen. Die Ernte von 1789 iſt im Süden ſchlecht ausgefallen. In Mittel- und Nordfrankreich, wo das Ergebnis ausreicht, hat niemand den Mut, Korn auf den Markt zu bringen. Die hohen Preiſe bleiben feſt und veranlaſſen neue Ausſchreitungen. Die Grundbeſitzer werden unter Todesdrohungen gezwungen, ihre Vorräte auszuliefern. Die Bauern ziehen vor die Schlöſſer der Adeligen und nötigen ſie, ihre Feudalrechte nicht nur, ſondern auch ihr Eigentum aufzugeben. Wer ſich widerſetzt, verliert das Leben. In der öſtlichen Hälfte von Frankreich, vom äußerſten Norden bis zur Provence herab, ſind Bauernaufſtände und Beſitzſtörungen allgemein, Mord und Todſchlag nichts Seltenes. Keine Autorität vermag dem Unweſen zu ſteuern.

Auch die Stadt Auxonne an der Saône, wo das Artillerie-

regiment La Fère in Garnison lag, blieb von der Revolution nicht unberührt. Im Juli 1789 war auch hier die Sturmglocke geläutet, waren auch hier die Zollschranken zerbrochen und die Einnehmerbüreaus zerstört worden. Eine Abteilung Kanoniere, welche die Ordnung herstellen sollte, weigerte den Dienst und sah, die Waffe im Arm, dem Auflauf zu. Ihr Hauptmann, der einen der Rädelsführer verhaften wollte, wurde von der Menge verfolgt und entging nur mit Not einem bösen Schicksal. Erst als einige Nationalgardekompagnien der Stadt die Emeute unterdrückten, leisteten die Truppen Beistand. Ob auch der junge Lieutenant Bonaparte dabei beteiligt war, ist nicht bekannt, und wir können, so interessant es wäre, seine Haltung in diesen Tagen zu kennen, darüber keine Ansicht gewinnen. Was wir aber wissen ist, daß er seit seiner Rückkehr aus Ajaccio immer bestimmter eine dem Umschwung freundliche Stellung einnahm. In seinem Tagebuche findet sich zum 23. Oktober 1788 der Entwurf zu einer „Dissertation über die königliche Gewalt". „Dieses Werk" — heißt es darin — „wird mit allgemeinen Gedanken über den Ursprung und das Erstarken des königlichen Namens in den Vorstellungen der Menschen beginnen. Hierauf wird in die Einzelheiten der usurpierten Gewalt eingegangen, deren sich die Könige in den zwölf Monarchien Europas heute erfreuen. Es giebt nur wenige unter ihnen, die nicht verdient hätten, abgesetzt zu werden." Recht vorgeschrittene Ideen für einen königlichen Leutnant von zwanzig Jahren! Im Übrigen hält sein Geist die Richtung auf Korsika fest. Er hat seine „Briefe über korsische Geschichte" umgearbeitet und will sie jetzt dem verbannten Paoli widmen. Ein Schreiben vom Juni 1789, mit welchem er sich Diesem zu nähern suchte, manifestiert seinen Haß gegen die französischen Unterdrücker aufs deutlichste. Und bald hat er keinen andern Gedanken mehr als den, die Revolution zu benützen, um in seinem Vaterlande Macht und Ansehen zu gewinnen und mit seiner eigenen Unabhängigkeit zugleich auch die seines Volkes zu erkämpfen. Das ist nicht mehr die

Zeit des geschriebenen Wortes. Die „korsischen Briefe", deren Widmung Paoli abgelehnt hat, bleiben ungedruckt. Ihr Verfasser sucht sich selbst einen Platz in der Geschichte seiner Heimat.

Auf Korsika gab es seit der französischen Eroberung zwei Parteien: die der Fremdenfreunde, welche sich mit den neuen Zuständen versöhnt hatten und dieselben zu ihrem Vorteile benützten, und die der Nationalen, welche nur mit dem größten Widerwillen den Druck der neuen Herrschaft erduldeten. Zu Jenen, den Konservativen, gehörte der geringe Adel und die Geistlichkeit mit ihrem blinden Anhang, desgleichen ein Teil der Bürgerschaft der Küstenstädte, wie denn überhaupt die Küstenbewohner, der Gunst oder Ungunst jeder Fregatte preisgegeben, frühzeitig gelernt hatten, sich der Gewalt fremder Herren zu fügen, während die Leute in den Bergen des innern Landes — den Söhnen Montenegros nicht unähnlich — ihren unbändigen Freiheitssinn leichter zu bewahren vermochten. Die Nationalen unterschieden sich ihrerseits nach zwei Richtungen: die Einen hofften von einem Zusammengehen mit den Revolutionären in Frankreich die Sicherung ihrer bürgerlichen Freiheit, die Andern wollten von den Franzosen und einem Paktieren mit denselben überhaupt nichts wissen. Die Konservativen wählten in die Generalständekammern die offiziellen Kandidaten: General Buttafuoco und Abbé Peretti, die Nationalliberalen Männer der Opposition: Salicetti und Colonna di Cesare Rocca. Diese beiden Letzteren wissen die Wünsche ihrer Auftraggeber in der Nationalversammlung geltend zu machen: an Stelle der dem Gouverneur der Insel zur Seite stehenden Adelskommission ein freigewählter Administrationsrat, und eine aus Söhnen des Landes gebildete besoldete Miliz. Entsprang der Gedanke einer neuen Nationalverwaltung dem Ehrgeize einer Anzahl junger Korsen, der Pozzo di Borgo, Peraldi, Cuneo u. A., die sich bereits als Regenten träumten, so war jene Volksmiliz die Idee des Lieutenants Bonaparte in Auxonne, der durch seinen Oheim Fesch über die Vorgänge auf der Insel

genau unterrichtet worden war und dessen Familie sich seit Marbeufs Tode der Opposition angeschlossen hatte. Auch er strebte nach der ersten Stelle in der Heimat. Aber sein Ehrgeiz baute sich nicht auf Wahlen und Debatten nnd dem schwankenden Boden der Volksgesinnung auf. Ihm galten schon jetzt die Bajonette als die sichersten Werkzeuge der Macht. Er rechnete darauf, daß ihm, dem militärisch Geschulten, ein hervorragender Posten im Kommando der korsischen Landwehr nicht leicht entgehen konnte, und daß er, einmal im Besitz einiger Machtmittel — —. Doch dergleichen verfolgt man nicht aus der Ferne. Er erbittet neuerdings längeren Urlaub, den er erhält. Im September 1789 ist er wieder in Ajaccio.

Gleich bei seiner Ankunft erheben sich Schwierigkeiten. Der konservative Deputierte Buttafuoco hat die Absicht der Nationalen bei der königlichen Regierung zu hintertreiben gewußt: von Volksrat und besoldeter Miliz ist fürs Erste nicht die Rede. Aber es ist die Zeit, in welcher die Opposition zur Gewalt greift. Auch Napoleon hat seine Schule in dem revolutionären Sommer nicht ohne Erfolg durchgemacht. Er hat in den französischen Städten Nationalgarden sich bilden sehen und den Zauber der Kokarde kennen gelernt; jetzt verwertet er seine Erfahrungen und entfaltet einen fieberhaften Eifer. Er will die reaktionäre Behörde stürzen, eine Nationalgarde organisieren, sich der Bastille von Ajaccio bemächtigen, die Franzosen verjagen, und der patriotische Klub der Stadt, dem er seine Absichten vorträgt, ist Feuer und Flamme dafür. Es entsteht in der That eine Bürgerwehr, und die Revolution ist unter Anleitung des königlichen Lieutenants im besten Zuge. Ein Biograph erzählt von ihm: „Seine unermüdliche Thätigkeit brachte Alles in Bewegung und elektrisierte ganz Ajaccio.“ Da erhält die Garnison Verstärkung, der Klub wird geschlossen, die Nationalgarde aufgelöst, und die Revolutionäre müssen sich mit einem von Napoleon verfaßten Protest an die Pariser Nationalversammlung begnügen, von der sie Schutz ihrer Freiheit erbitten. (Ende Oktober 1789.)

Unterdessen hat sich der Aufruhr, nach dem Beispiele Ajaccios, auch in anderen Städten erhoben und war in einigen derselben, wie Bastia und Isola Rossa, Sieger geblieben. Die Regierung will auf Buttafuocos Rat die Bewegung mit dem Aufgebot größerer Truppenmassen niederschlagen und hat schon Befehl dazu gegeben, als die Nationalversammlung auf den Antrag Salicettis, Korsika, welches bisher nur als erobertes Land angesehen worden war, zur gleichberechtigten französischen Provinz erhob. Jener Vertrag mit Genua vom Jahre 1768, welcher das Eiland nur „pfandweise" der Souveränetät Frankreichs überantwortet hatte, ward dabei nicht weiter beachtet. Eine Amnestie ebnet Paoli und den Genossen seines Exils die Rückkehr in die Heimat. Die Regierung muß von ihren gewaltsamen Plänen abstehen, und die Radikalen der Insel erhalten freien Spielraum. In Ajaccio eröffnet im Sommer 1790 der Klub wieder seine Sitzungen, die Nationalgarde wird unter Napoleons Sorgfalt ausgebildet, und ein neuer Gemeinderat wird gewählt, in welchem nun auch Bruder Joseph endlich eine Stelle findet. Was lag näher, als das im Vorjahre unterbrochene Werk wieder aufzunehmen? Nur die Wachsamkeit der Garnison, welche die Citadelle besetzt hielt, hintertrieb die Absicht Napoleons, sich der Veste zu bemächtigen; auf seinen Antrag, einer regelrechten Belagerung ging der Klub doch nicht ein. Die verhaßten Franzosen blieben.

Bald darauf kehrte Paoli heim. Die zu seinen Ehren herbeigeeilten Tausende empfingen ihn mit frenetischen Ausbrüchen der Freude. Alle Städte hatten Deputationen gesendet. Der Diktator von ehedem, um dessen ruhmreiche Gestalt die Erinnerung an die Zeiten des Freiheitskampfes und das Märtyrertum seines Exils einen hehren Schimmer gewoben hatten, genoß unbedingte Verehrung. Als es im September 1790 zur Wahl der öffentlichen Beamten kam, wie sie die neukonstruierte Verfassung Frankreichs in jedem Departement vorschrieb, wurde er einstimmig zum Präsidenten des Gouvernementrates ausgerufen. Um ihn scharten

sich die Ehrgeizigen des Landes. Auch Napoleon hat nicht gefehlt, immer in der zuversichtlichen Erwartung, es werde nun doch zur Errichtung jener besoldeten Landesmiliz kommen, deren Kommando er so sehnlich erstrebte. Dann hätte er seine Offiziersstelle in der französischen Armee, die ihm so lästig war und ihn von dem eigentlichen Schauplatz seines Ehrgeizes fernhielt, niederlegen können und an der Seite Paolis, der im Grunde kein geschulter Soldat war, eine hervorragende Rolle spielen müssen — und Paoli war ein alter Mann. Vergebens. Das Ministerium weigerte sich, das korsische Volk auf Frankreichs Kosten zu bewaffnen, und Bonaparte sah sich genötigt, im Februar 1791 endlich wieder sein Regiment aufzusuchen.

La Fère hatte während dieser Zeit manchen Offizier durch Emigration verloren, und diesem Umstande dankte es Napoleon, daß ihm nicht nur sein Mangel an Pflichtbewußtsein und Disziplin nachgesehen, sondern er auch überdies am 1. Juni 1791 zum Premier-Lieutenant beim vierten Artillerie-Regiment in Valence befördert wurde. Hier nahm er — die Zeiten waren scheinbar ruhiger geworden — sein altes Leben, wie er es vor zwei Jahren geführt hatte, wieder auf. Nur daß er jetzt seine ärmliche Wohnung und seine kärgliche Besoldung mit seinem jüngeren Bruder Ludwig, dem späteren König von Holland teilte. Als dieser zwanzig Jahre nachher dem Kaiser der Franzosen durch eigenmächtige Niederlegung seiner Krone Verlegenheiten bereitete, kam Napoleon im Gespräche mit Caulaincourt auf jene Tage zurück. „Wie, mein Bruder mir schaden" — rief er aus — „anstatt mich zu unterstützen? Jener Ludwig, den ich aus meiner Leutnants-Gage erziehen ließ, Gott weiß um den Preis welcher Entbehrungen? Ja, ich fand die Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen. Aber wissen sie auf welchen Wegen? Indem ich niemals den Fuß in ein Café oder in eine Gesellschaft setzte, trocken Brot aß und meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger vorhielten. Um nicht von meinen Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meiner kleinen Stube mit meinen

Büchern, die damals meine einzigen Freunde waren. Und um mir diese Bücher zu verschaffen, mit welchen harten, am Notwendigsten gemachten Ersparungen erkaufte ich mir das Vergnügen ihres Besitzes! Wenn ich in Folge meiner Enthaltsamkeit zwei Thaler zusammengebracht hatte, lenkte ich meine Schritte mit kindlicher Freude einem Buchladen zu, musterte wiederholt mit Neid die Reihen, und meine begehrlichen Blicke forschten lange, bevor mir meine Börse zu kaufen gestattete. Das waren die Freuden und Exzesse meiner Jugend!" Oft aber reichen die kleinen Einkünfte nicht hin. Dann müssen Schulden kontrahiert werden, bescheidene zwar nur, aber bei der Aussichtslosigkeit zu reicherem Erwerb immerhin drückend. Neuerdings werden litterarische Projekte gemacht. Jene Abhandlung „Über das Menschenglück" soll den Lyoner Preis von zwölfhundert Francs verdienen — sie hat die Hoffnung ihres Verfassers nicht gerechtfertigt. Auch die schriftstellerischen Träumereien werden wieder aufgenommen, und es entsteht der erwähnte „Dialog über die Liebe". Daneben „Reflexionen über den Naturzustand", welche Rousseaus Voraussetzungen entgegentreten und] einen überaus scharfen Blick für menschliche Verhältnisse verraten. Da plötzlich unterbricht der Lärm unerhörter Aufregung, die ganz Frankreich erfüllt, die beschauliche Einsamkeit des jungen Offiziers.

Zu den ersten Monaten des Jahres 1791 war endlich die neue Verfassung Frankreichs in einer Reihe von Grundgesetzen fertig geworden, die nur noch der Sanction des Königs bedurften, um fürderhin als Recht zu gelten. Da aber diese Verfassung so ausgefallen war, daß sie die königliche Autorität bis zur Geringfügigkeit einschränkte und durch radikale Kirchengesetze das religiöse Gewissen des Monarchen bedrückte, entschloß sich Ludwig XVI., aus Paris zu entfliehen und im Auslande Sicherheit und Wehr für seine Person und seine Würde zu suchen. Der Plan mißlang; der königliche Hof ward unterwegs aufgehalten und nach der Hauptstadt zurückgebracht. Durch das

Land aber ging ein Sturm der Entrüſtung gegen den König und diejenigen, die ihn verführt hatten, ſein Volk aufzugeben. Die Nationalverſammlung ſuſpendierte die monarchiſche Gewalt, und in allen Städten Frankreichs ſchwuren Klubiſten, Bürgergarden und Linientruppen unverbrüchliche Treue den Dekreten des Parlaments und der neuen Verfaſſung. Nur mit Mühe behielten die Gemäßigteren die Oberhand über die Radikalen, die „Feuillants" über die „Jakobiner". Erſt mit der Annahme der Konſtitution durch den König war die Ruhe notdürftig wieder hergeſtellt.

In dieſen Tagen hat auch der Premierleutnant Bonaparte ſeinen Eid niedergeſchrieben:

„Ich ſchwöre, die in meine Hände gelegten Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes gebrauchen, die von der Nationalverſammlung dekretierte Verfaſſung gegen alle inneren und äußeren Feinde aufrecht erhalten, lieber ſterben als die Invaſion fremder Truppen dulden und nur denjenigen Befehlen gehorchen zu wollen, welche im Vollzug der Dekrete der Nationalverſammlung gegeben werden."

Valence, am 6. Juli 1791.

Buonaparte
Offizier im 4. Artillerie-Regiment.

Auch in den Klubs hat er ſich bethätigt. Er war Sekretär der „Verfaſſungsfreunde" von Valence, welche mit den Jacobinern in Paris in Verbindung ſtanden, und verfaßte in dieſer Eigenſchaft eine Zuſtimmungsadreſſe an die Nationalverſammlung. Bei einem patriotiſchen Feſte brachte er einen Trinkſpruch auf die Radikalen aus. Aber man würde irren, wenn man darin etwas von dem vaterländiſchen Enthuſiasmus vermuten wollte, welcher damals die Franzoſen erfüllte und das Wort „Nation" zu ungeahnter Bedeutung emporhob. Napoleon blieb inmitten von alledem Korſe, nur Korſe, und hielt zähe an den Plänen feſt, die ſeine Zukunft mit ſeiner Heimat verknüpften. Sie ſollten bald wieder feſtere Geſtalt gewinnen.

In einer Sitzung am 22. Juli 1791 beschloß die Nationalversammlung die Errichtung von besoldeten Freiwilligenbataillonen in der Höhe von über hunderttausend Mann. Auch das Departement Korsika sollte vier solcher Bataillone stellen. Kaum vernahm Napoleon die Nachricht, so war er in Valence nicht mehr zu halten. Da bot sich denn endlich die so lange und sehnlich gewünschte Gelegenheit, in der Heimat eine militärische Rolle zu spielen. Schon in den Septembertagen ist er wieder mit Urlaub in Ajaccio. Was kümmert es ihn, daß Frankreich am Vorabende eines Krieges steht? Ebensowenig, als daß am 1. Januar 1792 der Termin seiner Rückkehr verstrichen ist. Später entschuldigt er sich mit „unvorhergesehenen Umständen", „heiligen Pflichten." „In diesen schwierigen Zeitläuften" — schreibt er an den Kriegskommissär Sucy — „ist der Platz eines guten Korsen in seinem Vaterlande." Daß er nebenher auch französischer Offizier war, der auf des Königs Kosten seine Erziehung erhalten hatte, daß er erst vor kurzer Zeit einen Eid zur Verteidigung Frankreichs geschworen hatte, galt ihm wenig. Er erreichte, daß er vom 1. Januar 1792 ab aus der Armeeliste gestrichen wurde. Um so eifriger bewarb er sich nun um die Kommandantenstelle des Freiwilligenbataillons von Ajaccio, die durch die Wahl der Truppe besetzt wurde. Seit Jahren schon hat er sich mit den Gebirgsbewohnern befreundet, sie stimmten jetzt für ihn und majorisierten seinen Rivalen, indes er selbst einen der Wahlkommissäre gewaltsam in seinem Hause festhielt bis der Akt vorüber war; er ward neben einem zweiten unbedeutenden Manne als Oberstleutnant Befehlshaber des Bataillons seiner Vaterstadt. Es war sein erster Staatsstreich. Und wieder flog sein Blick nach der Citadelle empor, wo noch immer französische Offiziere und Soldaten residierten. Jetzt, an der Spitze ergebener Leute, konnte der Erfolg nicht fehlen. Es galt nur einen günstigen Anlaß abzuwarten.

In Ajaccio gab es, wie in anderen korsischen Städten, eine nicht geringe Anzahl eifrig frommer Katholiken, die sich durch

die neuen Kirchengesetze der Revolution in ihrem Glauben nicht weniger gekränkt fühlten, als der König von Frankreich. Es war den zahlreichen Priestern der Insel ein Leichtes, diese Elemente in ihrem Haß gegen die neue Ordnung und ihre Verfechter zu bestärken. Kein Wunder, daß es dem Jakobinerklub, welcher mit den Klubisten von Toulon und Marseille enge Fühlung hatte, nicht an erbitterten Feinden fehlte. Napoleon, der sich hier, wie in Valence, zu den Radikalen hielt und überdies mit seinem Oheim Fesch eine Broschüre „Über den Verfassungseid der Priester" hatte erscheinen lassen, war besonders verhaßt. Schon in den Julitagen 1790 war es zu Aufläufen gekommen, bei denen die Rufe: „Es lebe die Revolution! Tod den Jakobinern! Tod dem Offizier!" gehört wurden. Einmal hatte sich die fanatische Menge schon auf ihn gestürzt, und nur dem Dazwischentreten eines befreundeten Banditen verdankte er seine Rettung. Seither war diese Stimmung nicht ruhiger geworden, und die Kirchengesetze fanden nur geringe Beachtung. Diesen Umstand benützte Napoleon jetzt. „Um den Dekreten der Nationalversammlung Achtung zu verschaffen", besetzte er das Kapuzinerkloster der Stadt mit seinen Freiwilligen. In dem Konflikt, welcher sich daraus mit den Klerikalen ergeben mußte, rechnete er, würden sich die gemäßigt konstitutionellen Behörden der Stadt notwendig auf seine Seite stellen, was ihm den gewünschten Einfluß verschaffen und die Citadelle öffnen mußte. Hier wollte er dann mit den französischen Soldaten fraternisieren, die Offiziere zum Abzug drängen und sich selbst zum Herrn der Stadt machen. In der That, in den Ostertagen 1792 entbrannte ein erbitterter Straßenkampf, und es gelang Napoleon, die wichtigsten Punkte zu okkupieren. Schon hatte er dem Thore der Citadelle gegenüber eine mächtige Barrikade gebaut, um den Kampf mit der Besatzung aufzunehmen, als, von Paoli gesandt, Regierungskommissäre erschienen, welche Einstellung der Feindseligkeiten forderten, Bonaparte, als dem Unruhstifter, den Tadel des Gouverneurs und den Befehl überbrachten, mit seinen Leuten aus Ajaccio fort ins Innere des

Landes zu marschieren. Auch an den Armeeminister ward der Vorfall berichtet, und nur die Verwirrung der Zeit bewahrte den exzedierenden Offizier vor dem Kriegsgerichte. Da schien nun wieder Alles verloren. Daheim von einem Teile der Bevölkerung gehaßt und von den Behörden mit gerechtem Mißtrauen beobachtet, auf dem Festlande schlimm angeschrieben und ohne Platz in der regulären Armee — und die Freiwilligen waren nur für ein Jahr geworben worden. Was dann, wenn diese Frist ablief? Da konnten nur entscheidende Schritte am rechten Orte helfen. Mit der Bewilligung des Gouvernements begab sich Napoleon nach Paris.

Hier war alles in unerhörte Bewegung geraten. Der Friede zwischen dem Königtum und der Revolution hatte nicht lange gewährt. Daß Ludwig XVI. den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers gegen jene Priester, welche den Eid auf die Kirchengesetze verweigerten, und gegen die emigrierten Prinzen und Aristokraten, deren kriegerische Zusammenrottung an der Grenze man mit der Konfiskation ihrer Güter bestrafen will, seine Sanktion versagt, hat die Fortschrittsparteien neuerdings gegen ihn erregt. Schon erklären sich die Jakobinerklubs offen für die Republik. Dazu war über den Zusammenhang des Hofes mit dem Auslande kein Zweifel mehr, und die Opposition überlegt, daß ein siegreicher Krieg gegen die fremden Mächte zugleich auch ein Triumph über die Monarchie in Frankreich sein müßte. Deshalb setzen die Republikaner in der Kammer den Kampf gegen die ausländischen Fürsten auf ihr Programm, deshalb stürzen sie ein friedliebendes Ministerium und nötigen den König, dem mit dem Hofe verwandten Österreich den Krieg zu erklären (20. April 1792). Der Beginn desselben täuschte jedoch die Erwartungen. Ein Angriff auf das österreichische Belgien ward mit leichter Mühe abgeschlagen, und die Niederlage erzeugte in Paris eine ungeheuere Aufregung. Alles schrie Verrat und sah in dem eigenen Könige den Verschwörer gegen sein Volk, umsomehr, als Ludwig gerade jetzt, am 13. Juni 1792, ein radikales Ministerium entließ und sich

mit gemäßigt royalistischen Räten umgab. Diese Stimmung benützten die Führer der radikalen Parteien, indem sie die anarchischen Elemente der Hauptstadt direkt gegen das Königtum ausspielten. Am 20. Juni strömt ein mächtiger Haufe bewaffneten Gesindels in die Tuilerien, um die Sanktion jener beiden Dekrete zu erzwingen. Nur die ruhige gefaßte Haltung des Königs pariert den Anschlag auf sein Leben. Aber schon am 10. August erneuert sich, von den Jakobinern angefacht, der Sturm; Scharen von Pikenmännern, Arbeitern der Vorstadt St. Antoine und St. Marcel und allerlei Pöbel belagern das königliche Schloß und zwingen Ludwig XVI. in der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Hier aber erklärt man ihn seiner Würde verlustig und das Königtum für suspendiert. Mit ihm fällt auch das gemäßigte Ministerium und macht einer aus republikanisch gesinnten Girondisten gebildeten Regierung Platz.

Diese Wendung im Gange der Revolution ist auch für Bonaparte wichtig geworden. Ohne Unterhalt, in der Heimat diskreditiert, war er in die Hauptstadt gekommen, um hier seine Wiederaufnahme in die Armee zu betreiben. Er war dabei nicht ohne alle Protektion, die sich jedoch bei der von den Vorgängen auf Korsika wohlunterrichteten Juniregierung als unzureichend erwies. Bald stellte sich bei ihm der Mangel am Notdürftigen ein. Er findet einen Kameraden von der Brienner Schule wieder, Fauvelet von Bourrienne, den er zu einem Kompagniegeschäft als Häuservermieter bereden will; aus der Sache wird aber nichts, weil der Genosse einen Posten bei der Stuttgarter Legation erhält. Napoleons Verlegenheit steigert sich zur Not und zwingt ihn sogar, sich zeitweilig von seiner Taschenuhr zu trennen. Das waren harte Tage. Was helfen konnte, war einzig der Sturz des widerspenstigen Kriegsministers. Und darum ist auch für Bonaparte der 10 August von großer Bedeutung. Ob er an diesem Tage wirklich, wie man annehmen will, der Bewegung als Agitator in den Schänken nachhalf, ist nicht erwiesen. Er selbst äußerte sich später einmal darüber: „Am zehnten August fühlte ich, daß,

wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde. Ich war gegen Jene, welche die Republik mittelst des Pöbels begründen wollten. Und überdies sah ich Leute im Zivile Männer in Uniform angreifen: „cela me choquait.“ Gewiß, das war seine tiefinnerste Empfindung. Aber seinem damaligen Interesse entsprach sie nicht. Dieses forderte den Sieg des verachteten Pöbels, und er war ihm willkommen.

Thatsache ist, daß sich Napoleons Verhältnisse jetzt mit einem Schlage besserten. Dem neuen radikalen Ministerium erschienen die Umtriebe des jungen Offiziers nicht so sträflich; man nahm ihn wieder zu Gnaden auf, ja noch mehr, man ernannte ihn zum Kapitän in seinem Regiment und datierte sein Dekret auf den 6. Februar 1792, das ist auf jenen Tag zurück, an welchem bei seinem Verbleiben in der Armee seine Vorrückung erfolgt wäre. Denn das Avancement im Offizierskorps war in dieser Zeit, Dank der Flucht der Aristokraten, ein ungemein schnelles. Nun sollte man meinen, Napoleon habe endlich sein gegen den Feind engagiertes Regiment aufgesucht, um die Pflicht zu erfüllen, für welche er doch zum mindesten bezahlt wurde. Keineswegs. Für Frankreichs Schicksal hatte er gar kein Gefühl. Noch immer war der Gesichtskreis seines Denkens und Strebens von den Küsten der heimatlichen Insel umschrieben. Dort das verlorene Ansehen wiederzugewinnen, stand ihm höher, als Ehren und Triumphe im Dienste jener Grundsätze, für welche damals Tausende von Franzosen freudigen Mutes in den Tod gingen. Hätte sich ihm die Möglichkeit zur Heimkehr auch nicht durch einen Zufall geboten, er würde sie doch erlangt haben. So aber traf es sich, daß das neue Ministerium die adligen Damenstifte aufhob und die Fräulein nach Hause schickte. Marianne Bonaparte befand sich darunter. Wer konnte es dem Bruder wehren, in so aufgeregter Zeit seine Schwester zu begleiten? Mitte September sind die Geschwister in Ajaccio. Napoleon bleibt bis in den Sommer 1793.

Diese Zeit ist entscheidend gewesen für sein Leben, für das

Schickſal einer Welt. Gleich zu Beginn ſeines neuen Aufenthaltes kam es zwiſchen ihm und Paoli zu heftigen Auseinanderſetzungen, da Napoleon wieder das Kommando ſeines Milizbataillons übernahm, als ob inzwiſchen gar nichts vorgefallen und er nicht Kapitän in der regulären Armee wäre. Zwar erreichte der junge Offizier, daß ihm der Befehl über die Truppe proviſoriſch und für die Dauer einer (verunglückten) Expedition nach der Inſel Sardinien überlaſſen blieb. Aber die Spannung zwiſchen ihm und dem greiſen Gouverneur wuchs im Verlaufe der nächſten Monate, um ſich ſchließlich zum völligen Bruch auszugeſtalten. Der Grund lag zum guten Teil im Fortgang der allgemeinen Dinge. Paoli war mit konſtitutionell monarchiſcher Geſinnung aus England zurückgekehrt und hatte der franzöſiſchen Verfaſſung nur darum willig ſeine Zuſtimmung gegeben und ſich in ihren Dienſt geſtellt, weil ſie ähnlichen Verhältniſſen entſprach, wie er ſie auf britiſchen Boden ſchätzen gelernt hatte. Jetzt war dieſe Verfaſſung in ihren weſentlichſten Grundlagen erſchüttert, das Königtum vom neuen Nationalkonvent abgeſchafft, der König abgeſetzt, des Vaterlandverrats angeklagt, verurteilt und am 21. Januar 1793 hingerichtet worden, der Staat ſelbſt aber in den Händen extremer Parteien, die keinerlei Beſtand verbürgten. Dazu kam, daß Paoli bei ſeiner Rückkehr aus Dankbarkeit gegen ſeine gaſtlichen Wirte im Exil den Vorbehalt gemacht hatte, niemals gegen England zu fechten, und nun war nach der Exekution Ludwigs XVI. ein Krieg mit der engliſchen Krone ausgebrochen und Paoli franzöſiſcher General. Er widerſetzte ſich dem Befehle, Korſika zu verlaſſen und zur Südarmee zu ſtoßen, und als der Konvent als Antwort darauf am 2. April 1793 einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ — den man freilich ſpäter als den Akt eines Mißverſtändniſſes zurücknahm — erklärten ſich neun Zehnteile der korſiſchen Bevölkerung für ihren greiſen Führer und gegen die republikaniſche Regierung ſamt ihrem Anhange auf der Inſel. Zu dem Letzteren zählte Napoleon Bonaparte, für den jetzt der kritiſche Augenblick gekommen war; er

mußte ſich entſcheiden. Was er auf Korſika erträumt und erſtrebt, das hatte ein anderer erreicht. Ihm ſelbſt war im Lager der Paoliſten, wenn er dahin überging, gewiß nur eine untergeordnete Stellung vorbehalten. Dagegen forderte andererſeits ſeine Pflicht als Offizier der franzöſiſchen Armee kategoriſch ſeine Anweſenheit beim Regimente, und überdies wies ihn ſeine ganze bisherige politiſche Haltung auf den Konvent hin, wo die Radikalen immer mehr Boden faßten. Wenn es jetzt für ihn noch denkbar war, Korſika zu gewinnen, ſo konnte das nur mit franzöſiſcher Hilfe geſchehen. So trennte er ſich denn — es war in den erſten Maitagen 1793 — offen von Paoli, der noch einmal verſucht hatte, den Sohn ſeines Freundes Carlo für ſich zu ſtimmen, und warf ſich ganz und gar in die Arme der Franzoſen, die er ſo lange bitter gehaßt. Kurz nachher ſprach ein korſiſcher Volksrat die Acht aus über ihn und erklärte die Familie Bonaparte für infam. Nur mit Mühe gelang es Lätitia mit ihren Kindern nach Calvi zu flüchten; ihr Haus ward verwüſtet und in Brand geſteckt. Ein letzter Coup Napoleons, mit franzöſiſchen Expeditions-Truppen und im Vertrauen auf die ehemals ihm ergebenen Nationalgarden Ajaccio zu erobern, ſcheiterte. Am 11. Juni 1793 verließ er mit den Seinen die Inſel, um nach Toulon zu überſiedeln. Ein paar Wochen vorher war ſein Bruder Lucian mit einer Deputation von Gleichgeſinnten nach Frankreich hinübergeeilt, um Paoli der Konſpiration gegen die Republik zu verdächtigen und von den Jakobinern Unterſtützung zu heiſchen. Napoleon ſelbſt hatte in einer Denkſchrift vom 4. Juni, welche den greiſen Führer anklagte, das Ideal ſeiner Jugend mit Verleumdung und Beſchimpfung vernichtet.

Seine Rolle auf Korſika iſt ausgeſpielt. Zwei Motive hatten ihn bei ſeinen revolutionären Unternehmungen in der Heimat geleitet: ein ſtarker Patriotismus, der Alles, was außerhalb derſelben lag, kaum beachtete, und ein unbändiger Drang nach Macht und Geltung, mit dem er ſich zum Befreier und Beherrſcher ſeines Volkes berufen glaubte. Von dieſen Motiven

iſt nun das eine gegenſtandslos geworden. Der Fluch der eigenen Nation hat ihn ſeines Vaterlandes verluſtig erklärt und jedes Gefühl dafür in ihm getötet. Zwar blieb noch während der beiden nächſten Jahre die Abſicht, die Inſel wiederzuerobern, lebendig in ihm, und er hat manches verſucht, ſie zur Ausführung zu bringen — aber nicht mehr aus Patriotismus, ſondern vielmehr aus Haß gegen die Patrioten und um ſeinem Bedürfnis nach Rache zu genügen. Als er ſpäter, im Jahre 1796, Frankreich thatſächlich wieder in den Beſitz von Korſica brachte, war auch dieſe Empfindung erloſchen und die Heimat nicht mehr imſtande, ſein Intereſſe in höherem Grade zu feſſeln, als etwa Korfu oder Malta.

Wenn in der ſympathiſchen Empfindung des Einzelnen für das Wohl und Wehe des Volkes, dem er zugehört, ein ſittliches Moment liegt, ſo hat Napoleons weiteres Thun und Leben desſelben entbehrt. Er hat aufhören müſſen, Korſe zu ſein; er hat es nie dahin gebracht, Franzoſe zu werden. Mit ihm iſt ſein Ehrgeiz heimatlos geworden; ein Ehrgeiz, den bisher der Küſtenſaum eines kleinen Eilandes zu umfangen vermochte, kannte von jetzt ab keine Grenzen mehr.

Drittes Kapitel.

Die Belagerung von Toulon und die Verteidigung des Konvents.

Der Aufſtand auf Korſika war nur ein Glied in einer ganzen Kette von Erhebungen gegen das Jakobinerregiment, welches ſich nach der Hinrichtung des Königs in Paris entfaltet hatte. Der Kampf, der über dem Grabe Ludwig XVI. zwiſchen den beiden republikaniſchen Parteien des Konvents, den radikalen

„Montagnards“ und den gemäßigteren „Girondiſten“ entbrannt war, hatte im Sommer 1793 mit der Niederlage der Letzteren geendet. Was ſich nicht geflüchtet hatte, wurde eingekerkert und endete auf dem Schafott, während die Sieger fortan Frankreich durch den Wohlfahrtsausſchuß des Konvents regierten, deſſen Mitglieder, Robespierre voran, ſich auf die Jakobinerklubs und ſeine Zweigvereine ſtützten. Dieſe jakobiniſche Regierung beſaß, was ihrer Vorgängerin, der girondiſtiſchen, gefehlt hatte und was die außerordentlichen Verhältniſſe, in denen ſich damals der Staat befand, dringend heiſchten: eine Energie ohnegleichen. Die Girondins, meiſt jugendliche, politiſch unzulängliche Deklamatoren („des fous extrêmement honnêtes“), hatten Frankreich in einen unabſehbaren Krieg mit faſt ganz Europa geſtürzt, ohne hinreichende Kenntniſſe und Mittel, der heraufbeſchworenen Gefahr zu begegnen. Ihre Erben in der Staatsgewalt haben mit dieſem Kriege eine Rieſenaufgabe auf ſich genommen, und ſie haben ſie gelöſt, wenn auch nicht ohne einen unerhörten Aufwand von Rechtloſigkeit, Blut und Grauſamkeit. Die Kommiſſäre des Konvents durchzogen das Land, überwachten die zwangsweiſe Rekrutierung der Maſſen und ſtärkten „im Namen der Volksvertretung“ die Autorität der Kriegsgerichte und Revolutionstribunale, welche die Widerſpenſtigen zu züchtigen, die Verdächtigen zu richten hatten. Und da die neuen Machthaber nur durch die unbedingte Hingebung an die niederſten Volksklaſſen emporgekommen waren und ſich nur durch immer weiter gehende Konzeſſionen an dieſelben zu erhalten vermochten, ſo erzeugte ſich jetzt in der Hauptſtadt wie in den Städten der Provinz eine Tyrannei des Pöbels, die nicht nur die gemäßigtere politiſche Geſinnung, ſondern bald auch Wohlhabenheit und Bildung als des „Verrats am Vaterlande“ verdächtigte, bedrohte und verfolgte..

Die Oppoſition gegen dieſes furchtbare Regiment konnte nicht ausbleiben. Sie trat nicht allein dort zu Tage, wo die Partiſane des alten Königtums und des alten Glaubens die Waffen gegen die Pariſer erhoben, wie in der Vendée und

Bretagne, sondern auch bei Jenen, die ursprünglich ebenfalls und willig den Weg der Revolution geschritten waren. So war es namentlich in den Städten Südfrankreichs, die sich ehedem mit Freuden an dem Kampfe gegen das alte Regierungssystem beteiligt hatten und die sich jetzt — von den entflohenen Girondisten angefeuert — gegen den anarchischen Radikalismus empörten. In Lyon, Marseille, Toulon siegten die gemäßigteren und ruhebedürftigen Elemente der Bevölkerung über die Jakobiner, und in der Provence bildete sich ein Zentralkomitee als selbständige Verwaltungsbehörde, welche den bewaffneten Widerstand gegen den Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses dekretierte. Schon waren aus dem Süden her die Bataillone der Insurgenten bis Avignon vorgerückt, als der Konvent, dem es leicht gewesen wäre, mit einiger Mäßigung die Ruhe rasch und ohne Blutvergießen wieder herzustellen, mit Eifer den Fehdehandschuh aufnahm, die völlige Vertilgung all seiner Gegner im Innern als oberstes Regierungsprogramm verkündete und seinen Kommissär Dubois de Crancé anwies, Lyon zu unterwerfen und die Vereinigung der aufständischen Streitkräfte zu hindern. Dubois raffte rasch aus Linientruppen und Freiwilligen ein Korps zusammen, welches er unter dem Befehle seines Untergenerals Carteaux den Aufständischen nach Avignon entgegensandte. Mitte Juli 1793 kampierte dasselbe vor der alten Residenz der Päpste.

Hier erhielt Carteaux Succurs. Es war zwar nur ein einziger kleiner Artillerieoffizier, aber doch ein Mann, der dem Unternehmen gegen die Südstädte nicht geringe Dienste leisten sollte: Kapitän Bonaparte. Napoleon hatte nach seiner Flucht aus Korsika seine Familie notdürftig in La Valette bei Toulon untergebracht und seine Kompagnie aufgesucht, die zur Zeit in dem jüngst eroberten Nizza stationierte. Ein von seinem Landsmann und Freunde, dem Konventskommissär Salicetti ausgestelltes Certifikat, daß seine Anwesenheit auf Korsika in den letzten Monaten dringend nötig gewesen sei, bewahrte ihn vor Rekriminationen. Am 25. Juni 1793 trat er bei der Strandbatterie der Riviera seinen Dienst

an. Die Verteidigungswerke erwiesen sich als unzulänglich, und Napoleon wurde nach Avignon kommandiert, um die dort lagernden Kanonen nach Nizza zu holen. Hier traf er auf das genannte Korps Carteaux', der ihn sofort in seinen Dienst aufnahm und ihn als Artilleur einer kleinen fliegenden Truppe zuteilte. Bald erfolgte der Zusammenstoß mit den Insurgenten, wobei um den Besitz Avignons gekämpft wurde. Die Konventsarmee siegte. Napoleon soll hierbei selbst die Kanonen gerichtet und durch sein persönliches Eingreifen die Flucht des Feindes verursacht haben. Das Erstere ist wohl möglich, das Letztere aber durch nichts als den wohldienerischen Eifer späterer Erzähler zu belegen. Die Frucht des Sieges war, daß alsbald auch Tarascon, Cavaillon und Beaucaire von den Insurgenten aufgegeben werden mußten, und der Weg auf Marseille den Regierungstruppen offen stand. Napoleon wurde nach Avignon zurückgeschickt, um hier einen Artilleriepark einzurichten. Die Muße, die ihm diese Arbeit übrig ließ, benutzte er, um die Frage des Bürgerkriegs in einer besondern Schrift zu erörtern, welche den Zweck hatte, die Marseiller von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes gegen den Konvent zu überzeugen. Er nannte sie: „Das Souper von Beaucaire." Ein Marseiller, ein Bürger von Nimes, ein Fabrikant von Montpellier und ein Linienſoldat treffen eines Abends in Beaucaire zusammen, und der Soldat sucht, unterstützt von den beiden Anderen, dem Marseiller klar zu machen, daß die Lage seiner Stadt militärisch unhaltbar, ihre politische Gesinnung aber verwerflich sei. Historisch interessant ist darin besonders eine Stelle, wo der Marseiller die Girondisten für sich aufruft und der Soldat, unter welchem Napoleon sich selbst versteht, ihm antwortet: „Es genügt mir zu wissen, daß die Brissotisten (Girondins), nachdem einmal der „Berg", gleichviel ob aus Rücksicht für das Gemeinwohl oder für seine Partei, zu den äußersten Maßregeln gegen sie gegriffen, sie verurteilt, eingekerkert und, zugegeben, verleumdet hatte, verloren waren ohne einen Bürger-

krieg, der sie wieder in den Stand setzen sollte, ihren Feinden Gesetze vorzuschreiben. Ihnen allein also nützt Euer Krieg. Verdienten sie aber wirklich ihren alten Ruf, so hätten sie angesichts der neuen republikanischen Verfassung die Waffen von sich geworfen und sich dem öffentlichen Wohle geopfert. Decius citieren ist leichter als ihm nachahmen." Als darauf der Marseiller beteuerte, auch er und seine Freunde wollten die Republik, jedoch mit freien Volksvertretern, auch sie wollten die Freiheit, jedoch gegeben von achtungswerten Deputierten, sie wollten nur keine Konstitution, welche Plünderung und Anarchie begünstige: da läßt ihn Napoleon durch den Fabrikanten von Montpellier zurechtweisen, der dem Gebahren der Insurgenten Ungesetzlichkeit und Usurpation vorwirft, denn der Mittelpunkt sei der Konvent, er sei der wahre Souverän, insbesondere wenn sich das Volk gespalten habe.

Die Schrift war kaum beendigt, als drei Konventskommissäre in Avignon eintrafen: es war Freund Salicetti, der mit dem jüngern Robespierre, dem Bruder des Gewaltigen, und dem Abgeordneten Gasparin zur Südarmee reiste. Napoleon wurde von Salicetti vorgestellt, und seine Geistesschärfe und reiche Bildung erwarben ihm die Sympathie Robespierres, mit welchem er von jetzt ab in genauere Beziehung trat. Sein „Souper" gefiel und ward alsbald auf Staatskosten gedruckt. So geriet er in die politische Bewegung.

Unterdessen war Carteaux gegen Marseille vorgegangen und hatte, nach einem siegreichen Gefecht, die Stadt dem Konvente wieder gewonnen. Der „Vaterlandsverrat" der Bewohner ward mit allen Schrecken bestraft. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter gegen Toulon. Die Eroberung dieses Hafens war um so wichtiger, als die Insurgenten daselbst mit den Engländern unterhandelt und thatsächlich bereits die dortige Flotte, die beste Frankreichs, an England überliefert hatten. Bei der Belagerung dieser Festung nun sollte Napoleon eine entscheidende Rolle spielen. Er war, nachdem bei einem

Gefechte in der Nähe Toulons einer der Artilleriechefs verwundet worden war, am 19. Oktober 1793 zum Bataillonskommandanten im zweiten Artillerieregiment avanciert und konnte jetzt selbständiger handeln. Dabei hatten seine neuen Freunde alles gethan, um ihn dem Konvent zu empfehlen, indem sie ihn als den Einzigen in der Belagerungsarmee bezeichneten, der imstande sei, einen Operationsplan zu entwerfen. Er selbst hatte sich an den Wohlfahrtsausschuß mit einem Memoire gewendet, worin er Klage führte über den vernachlässigten Zustand seiner Waffe und die Absendung eines Artilleriegenerals vorschlug, „der vermöge seines Grades die Achtung erhöhen und einer Anzahl Unwissender im Generalstabe zu imponieren vermöchte, mit denen man unaufhörlich über die Axiome der Theorie und Erfahrung kapitulieren und dogmatisieren müsse.“ Kurz darauf war Carteaux seiner Stelle enthoben, und den Oberbefehl erhielt der Divisionsgeneral Dugommier, dessen Kaltblütigkeit, Ausdauer, militärischen Blick Bonaparte zu rühmen weiß; das Artilleriekommando bekam General Duteil, Napoleon selbst den Befehl über die Batterie im Westen der Stadt. Er will nun — dies ist sein Plan, den er dem Kriegsrat unterbreitet — die im Westen gelegene Halbinsel Cepet gewinnen, von hier aus den Hafen säubern und auf diesem Umwege die Stadt zu Fall bringen. Sein Projekt wird von den Generälen angenommen, und allsogleich geht er mit dem größten Eifer zu Werke. Bald stehen seine Geschütze, wo er sie placiert wünscht; ein Ausfall der Engländer wird am 30. November zurückgewiesen; am 17. Dezember ist das Fort L'Eguillette und mit ihm die genannte Halbinsel in Bonapartes Gewalt. Als dann von allen Generalabteilungen ein konzentrischer Angriff auf die Werke der Stadt erfolgte, wagten die Belagerten, von Napoleons Geschützen mit Verderben bedroht, keinen nachhaltigen Widerstand mehr. Die Engländer und Spanier, die Verbündeten der Insurgenten, schifften ihre Truppen ein und verließen, mit flüchtigen Einwohnern an Bord, den Hafen. Am 19. Dezember zogen die Sieger in die aufgegebene Stadt und hielten, wie

in Lyon und Marseille so auch hier, von wahnwitziger Rachsucht verführt, ein überstrenges Gericht über Kompromittierte und Verdächtige, die in Haufen zu Hunderten zusammen gebracht und niedergeschossen wurden. Der Absicht des Konventskommissärs Fréron, alle Einwohner niederzumachen, trat Dugommier entgegen, und wir glauben gerne, daß auch Napoleon zur Mäßigung riet; unnütze Grausamkeit war ebensowenig seine Sache als der blutrünstige Fanatismus, dem in jenem fürchterlichen Jahre ungezählte Opfer geschlachtet wurden.

Seine Rolle vor Toulon hat er nicht in hervorragender Stellung gespielt; er war nur Bataillonschef, nichts weiter. Aber gleichwohl hat er durch seine strategischen Ratschläge der Sache der Regierung den größten Dienst geleistet. Ein Angriff von Norden und Osten her hätte zu keinem so raschen Resultate geführt, und gerade davon hing viel ab in einer Zeit, wo die verbündeten Gegner Frankreichs anfingen, Toulon die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo bereits die Engländer ein nach der Vendée bestimmtes Expeditionskorps nach Südfrankreich dirigierten und auch der Wiener Hof sich entschloß, Streitkräfte dahin abzusenden. Es war demnach nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner Leistung, wenn Napoleon jetzt durch ein provisorisches Dekret der Konventskommissäre vom 22. Dezember 1793 — welches später der Wohlfahrtsausschuß durch ein definitives ersetzte — zum Artillerie-Brigadegeneral ernannt wurde.

Als bei dieser Gelegenheit die Behörden Auskunft über seine Lebensverhältnisse heischten, verleugnete er seine adelige Herkunft. Sie hätte ihm nur geschadet in den Augen der Jakobiner, denen er sich zugesellt hatte und in deren Diensten er sein reiches Talent bethätigte. Ob er freilich wirklich mit ihnen fühlte, ob er im Innern ihrer Sache zustimmte, ob er mehr als aus bloßer Strebsamkeit nach oben den Radikalen beifiel, ist damit nicht entschieden. Einmal — es war kurz nach seiner Beförderung zum General — hat er, unbekümmert um den herrschenden Radikalismus, aus lediglich strategischen Gründen den Wieder-

aufbau der Marseiller Bastille, des Fort St. Nicolas, beantragt. Sofort wurde er „verdächtig“ und sollte sich vor dem Konvent rechtfertigen. Mit Mühe legte Salicetti die Sache bei. Von da ab hat er es nicht mehr daran fehlen lassen, sich als eifrigen Republikaner zu zeigen, wo er konnte. „Bonaparte“, erzählt Fräulein Robespierre in ihren Aufzeichnungen, „war Republikaner, ich möchte fast sagen: Montagnard, wenigstens machte er mir zu der Zeit, als ich mich in Nizza befand (1794) diesen Eindruck durch die Art, die Dinge anzusehen. In der Folge haben ihm seine Siege den Kopf verdreht und ihn nach der Herrschaft über seine Mitbürger streben lassen. Aber als General der Artillerie bei der italienischen Armee war er der Partisan einer weitgehenden Freiheit und wahrhafter Gleichheit.“ Der jüngere Bruder des gefürchteten Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses empfiehlt ihn im April 1794 als einen Mann von übergewöhnlichem Werte (d'un mérite transcendant) und zieht ihn in sein Vertrauen, so daß Eingeweihte ihn den „geheimen Rat“ des Konventskommissärs nannten. Doch vergißt dieser Letztere nicht, seinem Lobe die Bemerkung hinzuzufügen: „Er ist Korse und bietet keine anderen Garantieen als die eines Angehörigen dieser Nation, der den Schmeicheleien Paoli's widerstand und dessen Eigentum durch diesen Verräter verwüstet wurde.“

Den militärischen Ratschlägen Bonapartes vertraute Robespierre unbedingt und verabredete mit ihm und dem Konventskommissär Ricord einen geheimen Operationsplan der sogenannten „italienischen“ Armee. Dieser Teil der französischen Streitkräfte war an der Riviera aufgestellt und lag hier im Kriege mit den verbündeten Sarden und Österreichern, welche die Höhen des Appenin besetzt hielten. Der Aufstand in Südfrankreich hatte das dortige Land ausgesogen, und die Armee d'Italie war mit ihrer Versorgung auf die Zufuhr von dem neutralen Genua her verwiesen. Es ergaben sich zwei Aufgaben für die Leitung dieses Heeresteils: einmal, diese unentbehrliche Zufuhr gegen die störenden Unter-

nehmungen der Verbündeten zu sichern, und zweitens, sich durch eine glückliche Offensive den Weg in die reiche Ebene von Piemont zu eröffnen. Diesen Offensivplan arbeitete Bonaparte, der als Artilleriegeneral der italienischen Armee zugeteilt war, im Mai 1794 in verschiedener Redaktion aus und begab sich selbst im Juli in einer Mission nach Genua, um hier offiziell mit dem Dogen über Straßen- und Küstenverhältnisse zu verhandeln, insgeheim aber die Befestigungen von Savona als eines möglichen Einfallsthores zu studieren. Zwei Adjutanten, Marmont und Junot — die späteren Herzöge von Ragusa und Abrantes — begleiteten ihn; er selbst war voll freudiger Hoffnung, seine Entwürfe bald als Chefgeneral selbst ins Werk richten zu können.

Aber nur zu bald sollten diese hochfliegenden Träume zerrinnen. Als er Ende Juli nach Nizza zurückkehrte, hatte sich in Frankreich eine entscheidende Wandlung vollzogen. Robespierre, der sich allmählich seiner Nebenbuhler im Konvent, Dantons, Heberts und ihrer Anhänger, entledigt hatte und immer deutlicher nach der Diktatur strebte, war von einer Koalition der radicalen und konservativen Elemente des Konvents gestürzt und aufs Schafott befördert worden. (21. Juli 1794; 9 Thermidor.) Mit ihm fiel das Regiment, dem sich vor kurzem erst Napoleon zur Verfügung gestellt hatte. Sein Schicksal konnte nicht unberührt von diesem Wechsel bleiben, umsoweniger, als jener Offensivplan zwischen ihm und den Robespierre ohne Vorwissen von Konvent und Wohlfahrtsausschuß verabredet worden war. Die Jakobiner selbst, beim Sturze ihres mächtigen Führers auf ihre eigene Sicherheit bedacht, suchten sich durch Denunziation Anderer zu schützen. Und so kam es auch, daß Salicetti seinen Landsmann Bonaparte beim Konvent als „Plannacher" des Diktators verklagte. Napoleon ward seiner Stelle als General enthoben und am 12. August 1794 im Fort Carré gefangen gesetzt.*)

*) Er mochte dergleichen wohl vorhergesehen haben, denn kurz zuvor schrieb er an Tilly, den französischen Geschäftsträger in Genua, von dem er

Welcher Sturm aufregender Reflexionen mag ihn hier durchtobt haben! Inmitten seiner ehrsüchtigen Hoffnungen sah er sich gelähmt und jählings aus dem Wege geworfen, auf welchem schon so mancher in raschem Lauf zu Ansehen und Gewalt gelangt war. Die Armeereform des Jahres 1793 mit ihrem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht und ihren vereinfachten Cadres — ein Werk des Konventmitgliedes Dubois de Crancé — hatte schon angefangen ihre Früchte zu tragen. Ende 1792 hatte es nicht mehr als hundertzwölftausend Mann regulärer Truppen in Frankreich gegeben, im Sommer 1794 waren es nicht weniger als siebenmalhundertdreißigtausend, gehoben durch einen fatalistischen Patriotismus, gezügelt durch eine eiserne Disziplin, befehligt von Generälen, deren Begabung sich in der freien Luft gleichwertigen Bestrebens in unerhörter Raschheit zur Geltung brachte. Da steht an der Spitze der Nordarmee jener Pichegru, der seinerzeit als Sergeant die kleinen Kadetten von Brienne beaufsichtigt hatte; er vertreibt die Fremden aus Frankreich und erobert das österreichische Belgien. Da ist Jourdan, einer von den freiwilligen Offizieren des Jahres 1792; er befehligt jetzt die Maas- und Sambrearmee und liefert den Österreichern die siegreiche Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794), deren Entscheidung ein Altersgenosse Napoleons, General Marceau herbeiführt. Ein Zweiter, Hoche (geb. 1768), zu Beginn der Revolution noch ein simpler Unteroffizier, hatte schon im Dezember des Vorjahres, in der Stellung eines Generals en chef die Österreicher bei Weißenburg besiegt und aus dem Elsaß getrieben, sich selbst mit Ruhm und Ehren bedeckt. Und dazu kam eine Reihe Anderer: Saint

---

wußte, daß er nach Paris Meldung thun werde, einen Brief, in welchem er von seinem Verhältnis zum jüngern Robespierre sprach und hinzufügte: „Ich war etwas ergriffen (un peu affecte) von seiner Katastrophe, denn ich liebte ihn und hielt ihn für makellos. Aber wär's mein Vater gewesen, ich hätte ihn mit eigener Hand erdolcht, wenn er sich zum Tyrannen hätte aufwerfen wo 'en" Napoleon III. hat es für gut befunden, dieses Schreiben nicht in die offizielle Ausgabe der Korrespondenz seines Oheims einzureihen.

Cyr, 1792 noch Kapitän bei den Freiwilligen, war jetzt Divisionsgeneral, Bernadotte, bei Ausbruch der Revolution Sergeantmajor, befehligte 1794 gleichfalls eine Division, Kleber, Freiwilliger im Jahre 1792, hatte es schon ein Jahr später zum gleichen Rang gebracht u. s. w. Und er der Ehrgeizigste von allen, seiner Begabung und Tüchtigkeit vollbewußt wie einer, sah sich nun ausgeschlossen aus diesem Kreise, vielleicht für immer, und überdies bedroht von einer Anklage, die schon vielen in diesem schrecklichen Jahre das Leben gekostet hatte.

Verzweifeln war jedoch nicht seine Sache. Günstig war ja schon, daß man ihn nicht nach Paris schickte. In einem Schreiben an die Konventskommissäre suchte er vor allem seinen lautern Patriotismus darzuthun. „Hab' ich nicht seit Beginn der Revolution — heißt es darin — an ihren Grundsätzen festgehalten? Hat man mich nicht im Kampfe gesehen gegen den Feind im Innern, wie als Soldat gegen die Fremden? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, mein Hab und Gut verlassen, alles verloren für die Republik. Soll ich also mit den Feinden des Vaterlandes zusammengeworfen werden? Sollen die Patrioten unüberlegtermaßen einen General verlieren, welcher der Republik nicht ohne Nutzen gewesen? Sollen die Repräsentanten die Regierung nötigen, ungerecht und unpolitisch zu handeln? Höret mich, nehmt von mir den Druck, der mich belastet, verschafft mir die Achtung der Patrioten wieder, und eine Stunde später, wenn die Böswilligen mein Leben wollen, werde ich es ihnen gerne geben; ich schätze es so gering und habe es oft genug verachtet, ja, nur der einzige Gedanke, daß es noch einmal dem Vaterlande nützen könnte, läßt mich seine Last mit Mut ertragen." Er hat in der Not gelernt, das Wort „patrie" für Frankreich zu gebrauchen; sein eigentliches Vaterland ist jetzt für ihn nur noch ein simples „département".

Das Schreiben that seine Wirkung. Auch hatte sich Salicetti überzeugt, daß seine eigene Person nicht mehr gefährdet

war, und trat nun wieder für den Landsmann ein, dessen Papiere er selbst durchsah und für unverdächtig erklärte. Am 20. August wurde Napoleon seiner Haft entlassen. Ein paar Wochen später, am 14. September, wird er auch mit seinem Generalsrange wieder bekleidet und als Artilleriekommandant einer Expeditionsarmee beigegeben, die Korsica wiedergewinnen soll.

Dort waren jetzt die letzten von Franzosen besetzten Plätze den Engländern in die Hände gefallen: San Firenze am 17. Februar, Bastia am 24. Mai, am 1. August endlich auch Calvi. Im Innern des Landes hatten sich schon früher die Briten festgesetzt. Paoli ward vom Könige Georg III. eingeladen, nach Großbritannien zu kommen. Unter englischem Einfluß erklärten die Korsen in einer Volksversammlung zu Corte am 18. Juni 1794 ihre Insel als Königreich unter englischem Schutz und unter Lord Elliot als Vizekönig. Auf die Kunde von diesen Ereignissen unternahm der neue Wohlfahrtsausschuß zu Paris noch einmal den Versuch, das Departement den Feinden zu entreißen. Während aber die dazu bestimmte Division bereits im Spätherbste fertig stand, verzögerten die schlechten Marineverhältnisse die Expedition bis in den Februar des nächsten Jahres, und wenn Napoleon in einem Briefe die bevorstehende Eroberung als bloßen „militärischen Spaziergang" darstellte, so blieb der Erfolg weit hinter dieser Annahme zurück. Denn als im März 1795 endlich die französische Flotte auslief, um die korsischen Gewässer von englischen Fahrzeugen zu säubern, kam es zwischen dem Capo Corso und Livorno zu einer Schlacht, welche durchaus zu Ungunsten der Franzosen endigte. Zwei ihrer Schiffe fielen den Gegnern in die Hände, der Rest mußte sich in den Golf von St. Juan zurückziehen. Nach dieser Schlappe stand man von der Expedition gänzlich ab; die bereits eingeschifften Truppen wurden wieder ans Land gesetzt und der italienischen Armee zugeteilt; Korsika blieb fürs Erste verloren. Napoleon aber war neuerdings ohne Kommando. Da traf ihn unversehens der Befehl, sich zur Westarmee zu begeben. Am 2. Mai 1795

verläßt er Marseille. Am 10. langt er in Paris an. Er hat nicht die Absicht, diese Stadt so bald wieder zu verlassen.

Nach dem 21. Juli (9. Thermidor) des Jahres 1794 waren die ruhigeren und besonneren Elemente der Pariser Bevölkerung wie aus einer dumpfen Ohnmacht zu neuem Leben erwacht. Als ob mit dem Tode des einen Mannes aller Schrecken ein Ende hätte, traten sie jetzt furchtlos mit ihrer Meinung und ihren Forderungen hervor. In Zeitungen und Flugschriften, die sich nun der Fessel jeder Censur ledig fühlten, und in den öffentlichen Lokalen der Hauptstadt gelangte der Abscheu gegen die Jakobiner zu rückhaltslosem Ausdruck. Erst jetzt übersah man die Zahl ihrer Opfer. Nur wenige Familien hatten nicht unter dem eisernen Druck zu leiden gehabt; viele hatten einzelne Mitglieder, viele ihr Vermögen an den Terrorismus der Massen verloren. Mit der Eröffnung der Gefängnisse brachte jeder neue Tag neue schreckliche Enthüllungen und mehrte den Zorn der Geschädigten. Im Konvente selbst, wo sich die einzelnen Parteien der „Montagnards“ zum Sturze des Diktators verschworen hatten, trat eine derselben, die früheren Anhänger Dantons, von den Jakobinern zurück. Thermidorianer nannten sie sich, da sie das Verdienst der Entscheidung an jenem Tage für sich in Anspruch nahmen. Ihre Führer, Merlin und Tallien, Fréron und Barras suchten mit den gemäßigten Elementen des Centrums Fühlung und Zusammenschluß gegenüber der äußersten Linken. Die geächteten Girondins wurden in den Konvent zurückberufen, und die willigsten Werkzeuge des überwundenen Regimes büßten, nach einem mißlungenen Versuch des Widerstandes, auf dem Schafott. In diesen Tagen nun traf Napoleon in der Hauptstadt ein. Das war wohl kaum der günstigste Augenblick des Hervortretens für einen Mann, der erst vor kurzem als Teilnehmer an den Plänen des tief gehaßten Tyrannen unter peinlicher Anklage gestanden hatte. Er selbst mochte sich den Wechsel der Dinge kaum so radikal gedacht haben. Für seine äußeren Verhältnisse war derselbe überaus ungünstig. Schon jener Auftrag, sich zur Westarmee

zu begeben und unter dem gleichalterigen Hoche als einfacher Brigadegeneral zu dienen, war seinem maßlosen Ehrgeize unerträglich, und dies in einem Kriege gegen Bauern und regelloses Militär, in welchem seiner Kunst wenig Auszeichnung winkte. Er war entschlossen, dem Befehle nicht zu gehorchen, und sann vor allem darauf, Zeit zu gewinnen und den Ausgang eines neuen Anschlags der Jakobiner abzuwarten. Denn noch gehörte er zu ihnen. Aber auch diese neue Unternehmung gegen den Konvent, die That des ersten Prairial (20. Mai 1795) endete mit der Niederlage der Aufständischen und machte die Situation Bonapartes noch schwieriger. Er wurde als Supernumerär der Artillerie zur Infanterie versetzt und erhielt gemessenen Befehl, endlich nach dem Westen abzugehen. Wenn er sich jetzt noch, unter den neuen Verhältnissen, erhalten will, muß er sich von den Radikalen völlig lossagen, und mit den Thermidorianern Fühlung zu gewinnen suchen. Er unternimmt es, und das Unternehmen gelingt. Das Glück hat ihn niemals ganz verlassen. Denn war es nicht eine glückliche Fügung, daß gerade die Führer dieser jetzt maßgebenden Partei damals vor Toulon als Konventskommissäre jenem Kriegsrat angewohnt hatten, der die Vorschläge des jungen Artilleriekapitäns annahm: Fréron und Barras? In ihren Augen konnte doch Bonaparte, der dazumal einer Regierung gedient hatte, welcher sie selbst Geltung zu verschaffen trachteten, kein Tadel treffen. Sie nahmen ihn denn auch jetzt bei sich auf und liehen ihm ihre Unterstützung.

Was ihnen Napoleon vortrug, war im wesentlichen sein Projekt eines Offensivkrieges, wie er es im Vorjahre Robespierre mitgeteilt hatte; nur mit einem Unterschiede, den die allgemeinen politischen Verhältnisse begründeten. Preußen war aus der Reihe der Feinde Frankreichs geschieden und hatte am 5. April 1795 seinen Separatfrieden mit Frankreich gemacht. Mit Spanien war man in Unterhandlungen eingetreten, die bald ebenfalls zum Frieden führen sollten. Blieb auf dem Festlande

nur noch Österreich als hauptsächlichster Feind übrig, der allerdings Anstalten traf, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen. Diese Veränderung in den äußeren Verhältnissen modifizierte den Kriegsplan des jungen Generals. Im Vorjahre hatte er von einem offensiven Unternehmen der italienischen Armee und von einem Zusammenwirken derselben mit der in Deutschland operierenden gesprochen, wobei er das Schwergewicht der Aktion auf den deutschen Schauplatz verlegte. Jetzt, wo durch den Austritt Preußens die Widerstandskräfte auf deutscher Seite geringer geworden waren, schlägt er vor, den entscheidenden Schlag gegen Österreich in Italien zu führen. Zu diesem Zwecke sollten die Machtmittel der italienischen Armee wesentlich vermehrt werden, was durch das Heranziehen des im Frieden mit Spanien freiwerdenden Truppenkorps leicht möglich wäre. Diese verstärkte Armee würde von der Riviera aus, die man bis Vado völlig gewinnen müßte, über das Gebirge nach Piemont vordringen und den König von Sardinien, der ohnehin den Frieden wünsche, von Österreich trennen und auf die französische Seite herüberziehen. Einmal in der Ebene, werde der Krieg den Krieg ernähren. Beginne man die Kampagne im günstigsten Zeitpunkte, dem Februar, so könne im Frühling Mantua erobert und am Ende des ersten Feldzugs die Armee bis Trient vorgeschoben sein. In einem zweiten würde sie, mit der Rheinarmee vereinigt, im Herzen Österreichs den Frieden diktieren.

Das war der kühne Plan, den er ein Jahr später mit unerhörtem Geschick zur Ausführung bringen und damit seinen Ruhm und seine Macht begründen sollte. Derselbe setzte ein Terrain voraus, welches er in den letzten Jahren genau studiert hatte, einen Gegner, der ihm nicht mehr unbekannt war — und nun sollte er sich von Beiden entfernen, um in der Vendée eine untergeordnete Rolle zu spielen, während vielleicht ein Anderer seine eigenen Pläne in Italien zur Ausführung brachte? Das vermochte er nicht über sich. Kaum war der konservative Aubry, der ihn zur Infanterie versetzt hatte, aus dem Wohlfahrtsaus-

ſchuß geſchieden, ſo wagte er ſogar, geſtützt auf die Protektion ſeiner Freunde, einen energiſchen Proteſt gegen jene Verfügung. „Der General Buonaparte“, heißt es darin, „welcher die Artillerie unter ſehr bedenklichen Umſtänden kommandiert und zu den hervorragendſten Erfolgen beigetragen hat, erwartet von der Gerechtigkeit der Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes, denen die militäriſchen Dinge obliegen, daß ſie ihn in ſeine Funktionen wieder einſetzen und ihm den Schmerz erſparen, ſeinen Platz von Männern eingenommen zu ſehen, die ſich ſtets abſeits gehalten haben, unſeren Siegen fremd und der Armee unbekannt geblieben ſind, und die heute hervortreten um die Früchte der Siege an ſich zu reißen, deren Gefahren ſie zu meiden wußten.“ Auf dieſe Beſchwerde erwartete er ſich um ſo gewiſſer eine günſtige Antwort, als der Nachfolger Aubry's, Doulcet Pontécoulant, ſein Kriegsprogramm angenommen und den Befehlshabern der italieniſchen Armee zur Begutachtung überſendet hatte. Er wurde proviſoriſch der Kommiſſion für Armeedirektion und Kriegspläne zugeteilt und iſt voll freudiger Zuverſicht. Dieſelbe Hoffnung, die ihm durch den jähen Sturz Robespierre's entriſſen worden war, winkt ihm von neuem. „Man hat“, ſchrieb er jetzt, „meine Offenſivpläne genehmigt; wir werden bald ernſthafte Dinge in der Lombardei erleben.“ Und am 8. September 1795 an Joſeph: „Ich ſehe nur Angenehmes in der Zukunft, und wenn es auch anders ſein ſollte, ſo muß man eben von der Gegenwart leben. Der Mutige verachtet die Zukunft.“

Es kam „anders“, und ſein Mut hatte bald eine neue harte Probe zu beſtehen. Es war ihm nun einmal beſchieden, ſich ſeinen Weg durch einen unaufhörlicher Wechſel von Glück und Mißgeſchick zu bahnen. Doulcet Pontécoulant verließ, dem geſetzlichen Turnus entſprechend, ſeinen Poſten im Wohlfahrtsausſchuſſe noch bevor der Proteſt des jungen Generals erledigt war. Damit ging Dieſem der ſtärkſte Rückhalt verloren. An perſönlichen Gegnern fehlte es ihm auch nicht. Und als es zur

Entſcheidung kam, ward ſeine Beſchwerde von der Kriegsverwaltung verworfen, er ſelbſt wegen ungehorſamer Weigerung, ſich zur Armee zu begeben, aus der Liſte der franzöſiſchen Generale neuerdings geſtrichen (Dekret vom 15. September 1795.)

Da war er nun wieder aus allen Himmeln ſeiner Hoffnungen gefallen. Ohne Stellung in einer Zeit, welche mit ihrer Unſicherheit ſchon Tauſende von Exiſtenzen erbarmungslos vernichtet hatte; ohne Geld, da er, wie Marmont erzählt, „das bischen Aſſignaten, welches er von der Armee zurückgebracht“ gar bald in unglücklichen Spekulationen eingebüßt; ohne Einkommen in einer Kreditkriſe, welche Ende Juli 1795 die Papierwertzeichen zum Vierzigfachen der Valuta emporgeſchraubt hatte; unfähig ſelbſt, ſeinen Angehörigen zu helfen, die durch die veränderten politiſchen Verhältniſſe neuerdings in Not gekommen waren: er hatte ſich getäuſcht, man kann nicht immer „von der Gegenwart leben.“ Und was ſeine Lage noch düſterer erſcheinen ließ, war, daß auch die nächſte Zukunft eine neue große Gefahr barg. Die Royaliſten und die Liberalen von 89 und 91 bedrohten den verhaßten Konvent, in welchem ſeine Freunde ſaßen. Wenn Jene ſiegten, war er mit Dieſen verloren.

Die letzten Aufſtände der Jakobiner hatten die Zentrumsparteien des Konvents, die Thermidorianer und die Independenten, mehr — modern geſprochen — nach rechts gedrückt. Die neue Verfaſſung, welche im Sommer 1795 entworfen wurde, ſollte eine gemäßigte Richtung zum Ausdruck bringen und die Rückkehr zu den Zuſtänden der letzten Jahre für immer unmöglich machen. Vor allen Dingen wurde die Vereinigung von geſetzgebender und regierender Gewalt in den Händen der Nationalvertretung aufgehoben. Die Legislative ſollte ihres Amtes in zwei Körperſchaften anſtatt einer, einem Rate der „Fünfhundert“ und einem Rate der (250) „Alten“, zu walten haben, die Exekutive in den Händen eines Direktoriums von fünf Männern im Alter von mindeſtens vierzig Jahren liegen. Aus dem Rate der Fünfhundert, ſollte in jedem Jahre ein Drittel der Mitglieder ausſcheiden

und durch Neuwahlen ersetzt werden. Aus der vollziehenden Regierung, in deren Kompetenz es keineswegs fiel, Gesetzesanträge zu stellen oder Kammerbeschlüssen die Ausführung zu weigern, hatte alljährlich einer der Direktoren auszutreten. Diese Direktoren, denen die Ressortministerien untergeordnet wurden, gingen aus einer von den „Fünfhundert" entworfenen Kandidatenliste durch Wahl der „Alten" hervor und waren mit der Sorge für die auswärtige Politik, die Finanzen, den Krieg, die Justiz und die innere Administration betraut. Die Verfassung gestattete Preßfreiheit, Religions-, Handels- und Gewerbefreiheit, sie schützte Hausrecht und Eigentum, aber sie verbot die Klubs und erlaubte nur politische Vereine ohne öffentliche Sitzungen und ohne Verbindung untereinander; jede Massenpetition, jede Rottierung war untersagt; den Emigranten blieb die Rückkehr in die Heimat, den Jakobinern diejenige in ihren Klub verwehrt.

Das waren die Grundzüge der Verfassung vom Jahre III (1795). Den Wünschen der Jakobiner entsprach sie so wenig wie denen der Royalisten. Die Mäßigung der dominierenden Parteien verführte vielmehr die Letzteren zu dem Glauben, es sei nun ihre Zeit gekommen. Schon war die Rede, die Monarchie wieder an die Stelle des Freistaates zu setzen und Ludwig, den Sohn Ludwig XVI., als siebzehnten seines Namens zum konstitutionellen Monarchen zu erheben, als der Knabe, durch die elende Behandlung während der letzten Jahre körperlich zerrüttet, starb. Allsogleich wandten sich die Parteigänger der Bourbons Ludwig XVIII., dem emigrierten Bruder des letzten Königs zu, der von Verona aus Frankreich mit seinen ungeschickten Agenten überschwemmte. Die Agitation war von Ausschreitungen der Royalisten in den Provinzen begleitet, die nur wenig hinter den Greueln der Schreckenszeit zurückblieben. In der Vendée loderte der kaum von Hoche gedämpfte Bürgerkrieg von neuem auf. Selbst in Paris rüstete die royalistisch oder doch gemäßigt gesinnte Bourgeoisie gegen den Konvent. Auf das Parlament machten diese Vorgänge tiefen Eindruck. Die republikanischen Elemente desselben, die mit ihrer Macht auch

ihre Existenz gefährdet sahen, schlossen sich zusammen und dekretierten, daß der neue gesetzgebende Körper der „Fünfhundert" zu zwei Dritteln aus den Mitgliedern des Konvents entnommen und nur der Rest in freier Wahl erwählt werden solle. Über dieses Übergangsdekret sowohl als über die Verfassung sollte das Volk von Frankreich abstimmen. Indem sie sich auf solche Weise die Majorität auch in der neuen konstitutionellen Nationalvertretung vorbehielten, glaubten sie den Bestand der neuen Ordnung selbst am besten gesichert und der Rückkehr des alten monarchischen Regimes vorgebeugt zu haben. Um überdies den voraussichtlichen Angriffen der Pariser Bürgerschaft zu begegnen, verbanden sich die Thermidorianer wieder mit den jakobinischen Abgeordneten, zogen einige Tausend Mann Linientruppen nach der Hauptstadt und errichteten ein „Patriotenbataillon" aus jenen banditenhaften Elementen, auf deren Piken seinerzeit der Schrecken seinen Thron erbaut hatte.

Diese letztere Vorkehrung vermehrte den Zorn der anticonventionellen Pariser ins Maßlose. Sie nahmen zwar die Verfassung an, verwarfen aber jenes Einführungsdekret, und als dann der Konvent am 23. September dennoch die neue Konstitution mit den Übergangsbestimmungen als Gesetz promulgierte, erhoben sich die Bürger in vierundvierzig von achtundvierzig Sektionen, sammelten an dreißigtausend Mann Nationalgarden und widerstanden am 4. Oktober siegreich dem Kommandanten der Konventstruppen, General Menou, der deshalb des Verrats beschuldigt und abgesetzt wurde. Die Lage der Nationalvertretung war überaus kritisch. Kaum sechs bis acht Tausend Mann Bewaffneter hatte man den Bürgergarden entgegenzustellen und gar keine Geschütze. Der Konvent erklärte sich in Permanenz und wählte aus den Regierungskommissionen ein Komitee von fünf Mitgliedern zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Barras war unter ihnen, der als ehemaliger Marine-Offizier den militärischen Teil der Aufgabe übernahm. Dieser Mann besaß zwar den Mut, aber nicht die Umsicht, welche der Augenblick erforderte, und scheute

vor außerordentlichen Anstrengungen zurück, denen er seine Fähigkeiten nicht gewachsen fühlte. Zu seiner Unterstützung rief er noch am selben Tage den befreundeten Bonaparte an seine Seite und überlegte mit ihm die Aufgabe, die Nationalvertretung gegen einen Sturm zu schützen, der für den folgenden Tag in Aussicht genommen war. Als Barras dann am Schluß einer stürmischen Nachtsitzung vom 4. auf den 5. Oktober zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern erwählt wurde, ließ er sich vom Komitee Napoleon als général en second beigeben und demselben mit aller Vollmacht die Verteidigung des Konvents übertragen.

Napoleon selbst erzählte über diese entscheidende Epoche seines Lebens später einmal Folgendes der Frau von Rémusat: „Eines Abends befand ich mich im Theater, es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795). Ich hörte sagen, daß man für den nächsten Tag einen „Zug" erwarte. Sie wissen, daß dies die gewöhnliche Bezeichnung der Pariser für die verschiedenen Umwandlungen in der Regierung war, die sie mit Gleichmut mit ansahen, seitdem dieselben nicht mehr ihre Geschäfte, ihre Vergnügungen, ja nicht einmal ihre Mahlzeiten störten. Nach der Schreckenszeit war man ja mit Allem zufrieden, was leben ließ Man erzählte vor mir, daß die Nationalvertretung in Permanenz sei; ich eilte dahin; ich sah nur Verwirrung und Zaghaftigkeit. Aus der Tiefe des Saales erhob sich eine Stimme, die plötzlich rief: „Wenn jemand die Adresse des Generals Bonaparte weiß, so ist er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, man erwarte ihn im Komitee." Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der sich in gewisse Ereignisse mischt; dieser hier bestimmte mich; ich ging zum Komitee. Dort traf ich mehrere Deputierte ganz verstört, unter Anderen Cambacérès.*) Sie erwarteten einen Sturm für den kommenden Tag und konnten

*) Dieser war einer der Führer der Gemäßigten, welche Napoleons Genie zu schätzen wußten; Cambacérès hatte ihn an Doulcet empfohlen.

zu keinem Beſchluß gelangen. Man fragte mich um Rat; ich antwortete mit dem Verlangen nach Kanonen. Dieſer Vorſchlag entſetzte ſie. Die Nacht verging ohne daß etwas entſchieden wurde. Des Morgens kamen ſehr ſchlechte Nachrichten. Da betraute man mich mit der ganzen Sache. Und doch wurde ſogleich wieder überlegt, ob man wohl auch das Recht habe, Gewalt mit Gewalt zurückzuweiſen. „Erwartet ihr vielleicht“, ſagte ich ihnen, „daß das Volk euch die Erlaubnis geben ſoll, auf das Volk zu ſchießen? Ich bin nun kompromittiert, da Ihr mich ernannt habt; es iſt nur gerecht mich gewähren zu laſſen.“ Leider ſind wir gegenüber Berichten Napoleons über Ereigniſſe aus ſeinem Leben zum größten Mißtrauen genötigt. Er hat es mit der Wahrheit nur ſelten ſehr genau genommen, und namentlich dort nicht, wo es ihm galt, ſein offenbares Streber-tum hinter der Rolle des Unbefangenen und Uneigennützigen zu verbergen. Wer wird es dem Intimen der Barras und Tallien glauben, daß er erſt in der entſcheidenden Nacht als harmloſer Theaterbeſucher Kenntnis von der Permanenz der Kammer erhalten habe? Niemand. Auch wenn wir gar nichts von einem Billet wüßten, welches Napoleon ſchon für den Morgen des 4. Oktober zu Barras beſchieden hatte. Nicht ſelten begegnen wir in dem Leben dieſes Ehrſüchtigen der Abſicht, ſeine entſcheidenden Maßnahmen als das Werk des letzten Moments und einer möglichſt raſchen Inſpiration ſeines Genies auszugeben. Auch jetzt will er glauben machen, daß er die wirklich genialen Anordnungen zur Rettung des Konvents erſt in den Morgenſtunden des 5. überlegt und ins Werk geſetzt habe. Wir werden aber nicht irren, wenn wir annehmen, daß Alles ſchon tagsüber ſehr reiflich erwogen und im Weſentlichen vorbereitet war, als die Deputierten Napoleon „gewähren ließen“.

Daß er auf energiſche Vorkehrungen drang, iſt nur natürlich. Sein Schickſal hing ja an dem des Konvents. Als guter Artilleriſt kannte er die Gewalt ſeiner Waffe. Die Nationalgarden beſaßen keine Kanonen. Alles kam darauf an, einen außer-

halb der Stadt lagernden Artilleriepark nach den Tuilerien zu schaffen. Ein Reiteroffizier, Murat, der spätere Schwager Napoleons, bringt ihn herbei. Als dann in den Nachmittagstunden des 5. Oktober (13. Vendémiaire) die Bürgergarden heranrückten, waren die Tuilerien, wo der Konvent tagte, bereits mit Geschützen garniert, hinter denen der kommandierende General Fußvolk und Reiterei postiert hatte. Angesichts der Übermacht der Sektionen, schwankten die Abgeordneten und waren zum Unterhandeln geneigt. Da fiel ein Schuß, der das Signal zum Kampfe gab. Man wird kaum je entscheiden können, ob dieser Schuß von Seiten der Angreifer oder der Verteidiger, vielleicht gar auf Napoleons geheime Anordnung, erfolgte. Die Polizeirapporte über die Vorgänge an diesem Tage fehlen in den Pariser Archiven. Thatsache aber ist, daß jetzt das Scineufer sofort durch Kartätschensalven gereinigt, die feste Position der Gegner vor der Kirche St. Roch genommen, die Straße St. Honoré mit Erfolg von Kanonen bestrichen und die Garden noch in der Nacht des 5. Oktober bis in die entlegensten Quartiere zurückgedrängt wurden, wo sie am folgenden Tage durch einzelne Detachements der Linie leicht überwältigt wurden.

Napoleon hatte den Konvent gerettet, und der Konvent erwies sich dankbar. In der Sitzung vom 10 Oktober bestätigte er auf Fréróns und Barras' Antrag seine Ernennung zum Sekonde-Kommandanten der Armee des Innern. Aber Napoleon begnügte sich damit nicht. Er wußte das heiße Eisen zu schmieden. Zunächst betrieb er seine Zuteilung zur Artillerie, dann — in einem Gesuche vom 16. Oktober — erbot er für sich das Patent eines Divisionsgenerals, und am 26. desselben Monats wurde er an Barras' Stelle, der am Schlusse der Konventssession in die neue Regierung eintrat, zum Oberkommandanten der Armee des Innern ernannt.

Vor wenigen Wochen noch ohne Stellung und mit recht zweifelhaften Aussichten, Supplikant um eine Mission nach Konstantinopel, ist er jetzt zu einem hohen militärischem Posten in

Frankreich emporgelangt. Er hatte Recht gehabt, am Tage nach dem 13. Vendémiaire an Joseph zu schreiben: „Das Glück ist mit mir.“ Wenn es wahr ist, daß das Schicksal Menschen zu Fatalisten zu erziehen vermag, so hat es mit seiner jäh wechselnden Gunst in Napoleon einen Mann herangebildet, der fortan fest auf seinen Stern vertrauend durchs Leben schritt. „Au destin“ hieß jetzt sein Wahlspruch, den er der Lebensgefährtin, die er sich erkor, in den Brautring schrieb. Aber dieses Vertrauen auf sein Geschick war nicht blind. Wo immer es ins Schwanken geraten mochte, hatte er gelernt, seine eigene rücksichtslose Kraft, sein reiches Talent und — das Erbteil seiner Nation — seinen verschlagenen Scharfsinn voll und ganz hinzu zu setzen. Das Glück beherrschte ihn nicht; er verstand es zu meistern. Gewiß, die Wege waren — wenn man sie bloß vom Standpunkte des Sittenrichters betrachten will — nicht immer die geradesten, auf denen er ruhelos der Macht zustrebte, gewiß, die Mittel die er anwandte, um an sein Ziel zu gelangen, waren mitunter recht zweideutig und verwerflich, und hätte die Geschichtsschreibung nur darüber ihr Urteil zu sprechen, wie dergleichen expansive Individualitäten zur Gewalt über Andere gelangen, sie fände für das Gebaren dieses Mannes nicht harter Worte genug. Aber die weitaus wichtigere Frage bleibt doch immer: wie wurde die erlangte Macht genützt und verwertet? Und erst in der Antwort hierauf liegt auch das Maß für die geschichtliche Bedeutung Napoleon Bonapartes.

Viertes Kapitel.

Josephine.

Der Sturz Robespierres und seiner Gehilfen hatte nicht allein einen politischen Umschwung herbeigeführt. Die Wendung war zugleich auch eine eminent soziale. Es handelte sich nicht

nur um die Ablösung der gesetzgebenden Parteien in der Herrschaft. Die bisher vom Schreck gelähmte Bevölkerung selbst trat hervor, heischte und eroberte die langentbehrte Freiheit der Bewegung. Alles freute sich des geretteten Daseins und brachte seine Freude schrankenlos zum Ausdruck. Die Theater füllten sich wieder, und unter beispiellosem Beifall geißelten dichterische Enthusiasten des Friedens und der Ordnung das überwundene Regiment grausamer Willkür. Aus der ängstlichen Zurückgezogenheit in Haus und Stube eilten die Erlösten auf die Straße hinaus, und auf den Plätzen, wo bisher die Guillotine ihr düsteres Geschäft geübt, traten Tausende vergnügter Paare zum wirbelnden Tanze an. In den Salons der Vornehmen fand sich eine gemischte Gesellschaft von Emporkömmlingen beiderlei Geschlechts zusammen, die den guten Ton des „ancien régime“ affektierte. Überall herrschte Lust und Jubel, Galanterie und Leichtsinn, Korruption und unverhüllte Genußsucht. Das eiserne System des Schreckens hatte auch die Frauen um ihren herrschenden Einfluß auf das andere Geschlecht gebracht. Jetzt, nach dessen Sturz, schwangen sie von neuem das Szepter, welches ihre Reize ihnen in die Hand drückten. Als ob es gälte, die verlorenen Jahre ihrer Macht zurückzugewinnen, boten sie nun alle Künste verführerischer Schönheit, verräterischer Kleidung, leichtfertig animierter Konversation auf, die Männer zu fesseln. Wer Geist besaß, wie Frau von Staël, legte auch diesen in die Wagschale. Die anderen weiblichen Größen der neuen Gesellschaft, Frau Tallien, die schöne Récamier, die Beauharnais, Hamelin u. a. bildeten den geselligen Mittelpunkt der Kreise, die sich um die Sieger vom Thermidor gruppierten. Barras, der Held des Tages, war zugleich der umbuhlte Heros dieser Frauenclique, ohne gerade der einzige Gegenstand ihrer Neigung zu sein.

Den Reizen dieses zu leichtsinniger Lust erwachten Lebens konnten sich auch die eckigsten Sonderlinge nicht entziehen. Zu diesen gehörte der junge General Bonaparte, der Verfasser des

„Dialogs über die Liebe", der Verächter ihrer Allgewalt. Wir wissen, daß die Rücksicht auf seine Karriere auch ihn bei Barras und Tallien eingeführt hatte. Freilich als besonders liebenswürdiger Gesellschafter brachte er sich hier nicht zur Geltung. Nachlässig und vernachlässigt in seinem Äußern, keineswegs von anziehenden Mienen und Manieren, fiel er nur durch sein sonderbares Wesen auf. Die Frau seines Freundes Bourrienne erzählt von ihm, er sei schlecht gekleidet und wenig gepflegt gewesen, sein Charakter kalt und finster, sein Lächeln gemacht und oft übel angebracht. Er habe es allerdings verstanden, Anekdoten aus den Feldzügen mit unwiderstehlichem Reiz, wenn auch nicht ohne Cynismus, zu erzählen, dagegen nicht selten eine rohe Heiterkeit geäußert, die wehethat und abstieß. Im Theater habe er oft mitten unter den Lachenden kühl und ohne eine Miene zu verziehen dasitzen können, oder düster und schmollend vor sich hinbrütend, als ob, was um ihn her vorging, ihn selbst keineswegs berührte. Und doch wissen wir von ihm selbst, daß auch auf ihn die ungebundene Geselligkeit dieses neuen Lebens, umgeben von Pracht und Schönheit, einen tiefen Eindruck gemacht hat. Seine Briefe zeugen dafür. „Der Luxus, das Vergnügen, die Künste, nehmen hier in erstaunlicher Weise zu", schreibt er im Juli 1795 aus Paris an seinen Bruder Joseph. „Die Equipagen, die Stutzer erscheinen wieder und erinnern sich nur wie nach einem langen Traume, daß sie je einmal zu glänzen aufgehört. Alles ist hierzulande aufgehäuft, was zerstreuen und das Leben angenehm machen kann. Man reißt sich von trüben Betrachtungen los, und wo könnte man auch schwarz sehen in diesem Aufwand an Geist und diesem lebhaften Treiben? Die Frauen sind überall, im Theater, auf den Promenaden, in den Bibliotheken. In der Studierstube des Gelehrten sieht man die hübschesten Persönchen. Hier allein, von allen Orten der Erde, verdienen sie das Steuer zu führen. Die Männer sind auch ganz vernarrt in sie, denken nur an sie und leben nur für sie. Eine Frau braucht lediglich sechs Monate in Paris gewesen zu sein, um zu erkennen

was ihr gebührt und wie groß das Gebiet ihrer Herrschaft ist.“ Einige Zeit später: „Dieses große Volk überläßt sich ganz dem Vergnügen; Bälle, Schauspiele und die Weiber, welche hier die schönsten sind von der Welt, bilden die Hauptsache.“ Am 9. September: „Man lebt hier gut und voll Lust, man könnte sagen, jeder suche sich für die vergangene Zeit des Leidens schadlos zu halten, und die Unsicherheit der Zukunft läßt zur Stunde keine Sparsamkeit im Vergnügen aufkommen. Lebwohl mein Freund, sei ganz getrost über das Künftige, zufrieden mit der Gegenwart, sei froh und lerne dich vergnügen.“

Welche Wandlung in dieser solitären Natur! Er, der bisher, meist auf sich zurückgezogen, der Geselligkeit keinen Reiz abgewinnen konnte, war jetzt ihr Gefangener. Und mehr noch: auch ihn zwang das zur Herrschaft gelangte weibliche Element in seinen Heerbann; er dachte allen Ernstes daran sich ein Hauswesen zu gründen, ein Weib zu nehmen. Es war die Zeit, da er im Centralkomitee arbeitete, voll Hoffnung und Aussichten in die Zukunft. Bruder Joseph hatte schon ein Jahr zuvor die Tochter Julie des reichen Marseiller Seidenhändlers Clary geheiratet; Napoleon faßte deren Schwester Desirée ins Auge. Jener sollte die Angelegenheit vermitteln, denn er hätte nun einmal die tolle Idee, ein eigen Heim zu besitzen. Das Absetzungsdekret vom 15. September machte diesem Plane fürs Erste ein Ende, und der Erfolg des 13. Vendémiaire lenkte die Blicke des Brautwerbers nach anderer Richtung.*) Warum sollte er jetzt, in seiner Stellung, nicht unter den glänzenden Frauen wählen, die in der Hauptstadt den Ton angaben und Einfluß und Geltung besaßen? Da war z. B. die Witwe Permon, von uraltem Geschlecht, auf Korsika bekannt, schon seinem Vater befreundet, weit älter allerdings als er, aber reich und

*) Desirée heiratete nach drei Jahren den General Bernadotte und gelangte nach weiteren zwanzig Jahren, als die Gemahlin Karls XIV., auf den schwedischen Thron.

angesehen. Wir erfahren, daß Napoleon sich ihr genähert und — einen Korb erhalten hat. Bald nachher ward er von wirklicher Leidenschaft für eine zweite Frau ergriffen, von einer wahren, echten Leidenschaft, so weit sie seine Seele nur immer zu empfinden vermochte. Der Gegenstand derselben war die Marquise Josephine, Witwe des Generals von Beauharnais.

Josephine war als die älteste von drei Töchtern Joseph Kaspar Taschers de la Pagerie am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren worden, wo der Vater, ehedem Kapitän bei den königlichen Dragonern, seine Güter bewirtschaftete. Die Familie stammte aus Chateauneuf im Thimerais (Mittel-Frankreich). In Paris, bei Port-Royal erzogen, wurde Josephine im Jahre 1779 mit dem jungen Vicomte Franz von Beauharnais vermählt, dem Sohne des ehemahligen Gouverneurs von Martinique, welcher der Familie Tascher seit lange bekannt und befreundet war. Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn, Eugène (geb. 3. September 1781). Die Verbindung aber blieb keine glückliche. Beauharnais ging im nächsten Jahre schon nach den Antillen, um gegen die Engländer zu fechten, verliebte sich dort in eine Kreolin und betrieb seine Scheidung von seiner Gattin. Unterdessen gebar diese 1783, eine Tochter, die „Königin Hortense" der Geschichte. Als die Revolution ausbrach, wurde Beauharnais, der wieder heimgekehrt war, Deputierter des ersten Standes und gehörte mit einzelnen anderen Standesgenossen zu den entschiedensten Wortführern der neuen Verfassung; in der berühmten Nacht des 4. August 1789 hat er besonders eifrig gegen das alte Régime Partei genommen. Er emigrierte auch nicht, sondern blieb Offizier, als die Republik die Monarchie ablöste, wurde General und bekam ein selbständiges Kommando bei der Rheinarmee. Erst nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, 1793, nahm er seinen Abschied. Während der Schreckenszeit ward er als Aristokrat, schuldlos wie viele andere, des Vaterlandsverrats angeklagt und — vier Tage vor dem Sturze Robespierres — hingerichtet.

Auch Josephine, die sich während der Revolution, als ihr Gemahl in der Nationalversammlung eine Rolle spielte, wieder mit demselben vereinigt hatte, war eingekerkert und nur durch ihrer Schicksalsgenossin, Frau von Fontenay-Cabarrus, der Geliebten Talliens, und durch des Letzteren Bemühung aus dem Gefängnisse befreit worden. Für ihren Gatten hatte sie seit Jahren nicht mehr Sympathie genug empfunden, um ihn jetzt lange zu betrauern. Dem frohgemuten Treiben, welches sich in den Salons der „nouvelles couches“ von 1795 vor ihr aufthat, den Rücken zu kehren, war ihr bewegliches, schwaches und genußfrohes Naturell nicht angethan. Sie schloß sich vielmehr enge an die Cabarrus an und gehörte bald zu den bekanntesten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft und zu den Intimen Barras'. Über ihr Verhältnis zu diesem werden erst seine Memoiren, wenn sie einmal zur Veröffentlichung gelangen, Aufschluß geben. Für eine spröde Schönheit hat sie damals nicht gegolten. Was ihr Äußeres angeht, so sind alle Zeugnisse darin einig, daß ihr Wesen von bestechender Anmut war. Selbst Napoleons Bruder Lucian, der ihr nicht sonderlich gewogen ist, muß das zugeben. Er entwirft in seinen Denkwürdigkeiten folgendes Bild von ihr: „Inmitten dieses zahlreichen Kreises hübscher Frauen, die allgemein für galant galten, hatte die Exmarquise von Beauharnais nichts von dem, was man Schönheit nennen könnte, aber doch gewisse kreolische Anklänge in den geschmeidigen Bewegungen ihrer kaum mittelgroßen Gestalt, ein Gesicht ohne natürliche Frische, dem aber die Kunstgriffe der Toilette beim Glanz der Kronleuchter zu Hilfe kamen, kurz, ihre Person war nicht ohne einige Reste der anziehenden Anmut ihrer Jugend.“ Gerechter wird ihr Arnault in seinen „Erinnerungen eines Sechzigjährigen“: „Die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung, die Gutmütigkeit ihres Charakters, das Wohlwollen, das ihren Blick beseelte und nicht nur in ihren Reden, sondern auch im Ton ihrer Stimme zum Ausdruck kam, eine gewisse Indolenz, die den Kreolen eignet, und die sich in ihrer Haltung, ihren Bewegungen verriet und sie selbst dann nicht

verließ, wenn sie sich beeilte gefällig zu sein, all das verlieh ihrem Wesen einen Reiz, welcher die blendende Schönheit ihrer beiden Rivalinnen (der Récamier und der Tallien) aufwog". Am besten zeichnet sie wohl Frau von Rémusat, die sie seit 1793 kannte: „Ohne gerade hübsch zu sein, hatte ihre ganze Person doch einen besondern Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war sanft, ihr sehr kleiner Mund wußte schadhafte Zähne geschickt zu verbergen, ihre etwas bräunliche Gesichtsfarbe milderte sich unter der roten und weißen Schminke, die sie mit Talent verwendete, ihr Wuchs war tadellos, all ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war keine Frau von allzuviel Geist. Sie war Kreolin, sehr koquett und ihre Bildung recht vernachlässigt. Aber sie wußte, was ihr abging, und kompromittierte nicht ihre Konversation. Sie besaß einen feinen Takt und verstand es gut, den Leuten angenehme Dinge zu sagen. Leider fehlte es ihr an Ernst der Empfindung und wahrer Seelengröße."

Eine warme Herzensneigung zu dem jungen General Bonaparte hat sie jenerzeit nicht gefaßt. Napoleon war auch nichts weniger als ein schöner Mann. Die kleine Gestalt, kaum über fünf Fuß hoch, mit dem stark entwickelten Oberkörper und den im Verhältnis viel zu kurzen Extremitäten, machte gerade keinen unwiderstehlichen Eindruck. Dazu war er damals mager, die eckigen Linien des Gesichtes traten scharf hervor, die gelbe Hautfarbe gab ihm ein kränkliches Aussehen, der Blick zweier von Entschiedenheit und Willenskraft sprühender grauer Augen war frank und gerade, aber nicht ohne Wildheit. Seine nervöse Disposition, die sich schon im Knaben aufs deutlichste verraten hatte, war unter dem Druck der heftigen Gemütsbewegungen in den letzten Jahren, wie sie der stete Glückswechsel in seiner Karriere, die wiederholte Bedrängnis seines maßlosen Ehrgeizes mit sich gebracht, zu völlig krankhafter Entwickelung gediehen. Ein Zeitgenosse erzählt aus jenen Tagen, er habe nur noch drei Stunden geschlafen und

sei entschieden leidend gewesen. Später traten Gesichtsneuralgien, unwillkürliches Zucken des Mundes und der rechten Schulter und mehrfältige Idiosynkrasie hinzu. Man geht wohl nicht irre, wenn man einen Teil seiner krassen Eigensucht, seiner Rücksichtslosigkeit, seiner Reizbarkeit, die keinen Widerspruch ertrug, seines Mißtrauens gegen jedermann und die exaltative Form, die sein Benehmen zuweilen annahm, auf Rechnung dieser gesteigerten Nervosität setzt. Dagegen war die Zuversicht, mit der er auftrat, imponierend für Alle, und unwillkürlich interessierte man sich für den Mann. Auch Josephinen war er dadurch interessant geworden, wenn auch nicht mehr.

Anders der Eindruck, den sie auf ihn hervorbrachte. „Ich war nicht unempfänglich", hat er später auf St. Helena gesagt, „gegen die Reize der Frauen. Aber bis dahin hatten sie mir nichts angehabt, mein Charakter ließ mich schüchtern werden in ihrer Nähe. Erst Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie sprach sich eines Tages, als ich neben ihr zu sitzen kam, mit schmeichelhaften Worten über meine militärischen Talente aus, und dieses Lob berauschte mich. Ich wendete mich fortwährend an sie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenschaftlich, und unsere Gesellschaft wußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu gestehen. Als die Sache ruchbar wurde, sprach Barras mit mir darüber. Ich hatte keinen Grund zu leugnen. In diesem Falle, sagte er, sollten Sie Frau von Beauharnais heiraten. Sie können Ihren Rang und Ihr Talent geltend machen, aber Sie stehen allein, ohne Vermögen und ohne Beziehungen. Sie müssen sich vermählen, das verschafft festen Rückhalt."

Wem sagte das Barras? Napoleon war der Mann, seine Leidenschaft zu unterdrücken, wenn sie dem Interesse seines Ehrgeizes widersprach. Und wenn er ihr jetzt nachgab, so geschah es, weil er eben in der Verbindung mit der aristokratischen Frau, der einflußreichen Freundin des Direktoriums, zugleich seine soziale Stellung befestigt und den Vorteil seiner Karriere ge-

wahrt sah. Er fühlte sich gehoben durch diese Ehe, die es ihm ermöglichte, aus seinem Plebejertum heraus eine höhere Stufe in der gesellschaftlichen Rangordnung zu ersteigen und seine Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Eine gewisse Empfänglichkeit für adeliges Wesen, gegenüber den rohen Instinkten der Menge, hatte er auch in den Tagen seines Jakobinismus nicht ganz zu verleugnen vermocht und an den gefälligen Lebensformen der Aristokratie um so mehr Geschmack gefunden, als es ihm selbst an jedem Talente dafür gebrach. Und dazu kam ein Anderes. Barras schätzte die Genialität Napoleons in ihrem vollen Umfange, und sein etwas träges Wesen drängte ihn, sich einen Mann zu verpflichten, dessen Ehrgeiz und Begabung denselben noch einmal an die Macht bringen konnten. Wir erfahren, daß er ihm die Stelle des Kriegsministers verschaffen wollte, aber gegen seine Kollegen damit nicht durchdrang. Jetzt übernimmt er es, Josephine für ihn zu gewinnen. Diese gesteht in einem Briefe an eine Freundin, daß sie Bonaparte nicht eigentlich liebe, daß sie sich aber auch nicht von ihm abgestoßen fühle, vielmehr in einem Zustand der Lauheit befinde, der zur Liebe freilich ebensowenig tauge wie zur Religion. „Ich bewundere — fährt sie fort — den Mut des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse in allen Dingen, über die er gleich gut spricht, die Lebendigkeit seines Geistes, der ihn die Gedanken Anderer verstehen lehrt, fast ehe dieselben Ausdruck gefunden haben. Aber ich bin erschreckt, ich gestehe es, von der Gewalt, die er über Alles auszuüben strebt, das ihn umgiebt. Sein prüfender Blick hat etwas unerklärlich Seltsames, das selbst unseren Direktoren imponiert. Endlich, was mir behagen sollte, die Kraft seiner Leidenschaft, die er mir mit einer Energie ausdrückt, welche an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln läßt, gerade sie hält meine Zustimmung zurück, die ich zu erteilen schon oft bereit gewesen wäre. Kann ich, deren erste Jugend vorüber ist, hoffen, mir diese stürmische Zärtlichkeit des Generals, die einem Anfall von Wahnwitz gleicht, lange zu bewahren? wird er nicht den Verlust

einer glänzenden Verbindung beklagen? was soll ich dann antworten, was thun?“ Und doch verführte sie wieder die fatalistische Zuversicht, mit welcher Napoleon von seinen Plänen, seiner Zukunft zu ihr redete. Und als vollends verlautete, das Direktorium werde ihm das Oberkommando über die italienische Armee anvertrauen, gab sie ihr Jawort.*)

Am 9. März 1796 fand die bürgerliche Trauung statt. Barras und Tallien fungierten als Zeugen. Der Genius der Wahrheit aber verhüllte sein Antlitz, als die beiden Brautleute dem Beamten des 2. Arrondissements ihre gefälschten Taufscheine vorwiesen. Napoleon wollte am 5. Februar 1768, Josephine, die thatsächlich sechs Jahre älter war als ihr Bräutigam, am 23. Juni 1767 geboren sein — eine kleine Lüge der weiblichen Eitelkeit, auf die Jener bereitwillig einging. Man nahm es damals mit dergleichen Dingen nicht allzu genau, und Napoleon war der Letzte, der Wahrheit ein Opfer zu bringen. Auch Joseph und Lucian haben bei ihren Vermählungen falsche Angaben gemacht. Ein komischer Zufall wollte nun, daß die drei Brüder verschiedene Tage desselben Jahres 1768 als die Daten ihrer Geburt angaben. An sittlicher Tiefe fehlte es eben der ganzen Familie.

Zwei Tage vor der Trauung hatte das Direktorium auf

---

*) Es ist nicht ohne Interesse, von demselben Manne, der noch vor wenig Jahren so harte Worte für die Liebe fand, einen Liebesbrief in bester Form kennen zu lernen: „Ich erwarte dich und bin erfüllt von Dir, Dein Bildnis und der berauschende gestrige Abend ließen meine Sinne nicht Ruhe finden. Süße, unvergleichliche Josephine, welch seltsamen Eindruck üben Sie auf mein Herz aus! Sind Sie mir böse? seh' ich Sie traurig? sind Sie unruhig? Meine Seele ist zerbrochen vor Schmerz, und Ihr Freund findet keinen Frieden. Aber sind' ich ihn denn dann, wenn ich mich dem tiefen Gefühl hingebe, das mich bemeistert, und an Ihren Lippen, an Ihrem Herzen die Flamme aussauge, die mich verbrennt? Ah! in dieser Nacht bin ich es gewahr geworden, daß Ihr Bildnis nicht Sie selbst sind. Du reisest um Mittag, ich sehe Dich in drei Stunden; bis dahin mio dolce amor, tausend Küsse. Du aber gieb mir keine sie versengen mir das Blut!“

Carnots Vorschlag Napoleons (vom 2. März datiertes) Ernennungsdekret zum Chefgeneral der italienischen Armee ausgefertigt; am 12. verließ er seine Frau, um seinen Posten aufzusuchen. Wie viel war für ihn erreicht! Ein selbständiges Kommando, und mit ihm die Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was er vermochte, und die allgemeine Bewunderung von dem unerbittlich siegreichen Hoche ab und auf sich zu lenken. Gewiß, auch die Stellung als Befehlshaber der Armee des Innern war schon eine hohe und wichtige gewesen. Rasch hatte er einen nicht unbedeutenden Anhang von Leuten gewonnen, die von dem einflußreich gewordenen General manches für ihre eigene Zukunft erhofften. Andererseits aber war er der Bevölkerung von Paris seit dem 13. Vendémiaire verhaßt und überdies vom Neide derjenigen verfolgt, die ihm das rasche Avancement nicht verzeihen konnten und mit systematischer Sorgfalt all seine Schwächen und Mängel, von seinen korsischen Abenteuern und seinem Robespierrismus bis auf seinen fremden Accent und seine unkorrekten Manieren, an den Tag brachten und gegen ihn benützten. Und bei dem verfassungsmäßig bestimmten Wechsel in den höchsten Stellen der Staatsgewalt, wer bürgte ihm dafür, daß hier nicht bald Elemente emporkamen, die ihn einfach beiseite schoben? In Paris, als General der innern Armee, war er immer nur der Mann einer Partei, und die Siege in den Straßen der Hauptstadt sicherten ihm nicht mehr als den Dank einer Fraktion. Im Kampfe gegen das Ausland jedoch, auf einem Kriegsschauplatze, den er selbst als den wichtigsten bezeichnet hatte, war Ruhm und Ehre in den Augen der ganzen Nation zu erwerben, der er sich jetzt durch seine Heirat mit einer Französin aus altem Geschlecht fester verbunden hatte. Das stimmte viel mehr zu den extravaganten Zukunftsplänen, die seine erfindungsreiche Phantasie ausspann und die nicht enge genug gefaßt waren, um mit dem Steigen oder Sinken einer politischen Coterie zu stehen oder zu fallen. Seine Partei war die Macht, und sein Ziel ihr Besitz.

Noch vor der Hochzeit hatte Josephine an ihre Freundin die bemerkenswerten Zeilen geschrieben: „Barras versicherte, daß er, wenn ich den General heirate, demselben das Chefkommando der italienischen Armee verschaffen werde. Als mir gestern Bonaparte von dieser Begünstigung sprach, die schon jetzt, wo sie ihm noch gar nicht zu teil geworden, seine Kameraden murren macht, sagte er: „Glauben die Leute denn, daß ich der Protektion bedarf, um emporzukommen? Sie werden eines Tages nur allzu glücklich sein, wenn ich ihnen die meinige zuwende. Ich habe meinen Degen an der Seite und mit ihm komme ich weit genug!“ Was sagen Sie zu dieser Zuversicht des Gelingens? Ist sie nicht der Beweis eines Selbstvertrauens, wie es nur aus einer maßlosen Eigenliebe entsteht? Ein Brigadegeneral will die Häupter der Regierung protegieren! Ich weiß nicht, und doch läßt mich oft gerade diese lächerliche Sicherheit Alles für möglich halten, was dieser seltsame Mann thun zu wollen mir einredet.“ Ist der Brief echt, so erkannte auch der Instinkt der Frau in dem Gemüte dieses Sonderlings, was ehedem der Scharfsinn seiner Lehrer darin entdeckt hatte: „einen Ehrgeiz, der nach Allem strebt.“ Was Josephinen an Liebe zu ihrem Gatten abging, das ersetzte sie durch den Glauben an ihn, sein Genie, seine Zukunft — und er hat sie nicht getäuscht. Nur scheint sie nicht moralische Stärke genug gehabt zu haben, um nach ihrer Pflicht dem Manne, den sie bewunderte, die Treue zu bewahren. Sie war eine sinnliche Natur, nicht zwar von jener Art, die in aktivster Energie, und wäre es selbst auf die Gefahr, an einem Verbrechen teilzuhaben, ihre Leidenschaft zur Geltung bringt, wie Katharina II., sondern vielmehr passiv, weich und haltlos, auf die Gefahr, selbst zum Opfer zu fallen, wie Maria Stuart. Ihre treue Freundin Rémusat, die all ihren Vorzügen mit Liebe gerecht wird, verschweigt nicht, daß ihr Ruf arg kompromittiert war, bevor sie Napoleon kennen lernte, und wir müssen aus des Letzteren Briefen abnehmen, daß sie ihre galante Gefallsucht gegenüber Männern, die sich ihr

näherten, auch in den ersten Jahren der neuen Ehe nicht aufgegeben hat. Einige Wochen nach der Trennung von der jungen Gattin bittet er sie in einem Schreiben voll verlangender Sehnsucht, ihm nach Italien zu folgen. Sie läßt zwei Monate verstreichen — just bis die Pariser Saison zu Ende war — bevor sie sich dazu entschließt. „Ich bin in Verzweiflung", schrieb Jener damals an Carnot, „meine Frau kommt nicht, sie hat sicher einen Geliebten, der sie in Paris zurückhält; Fluch über alle Weiber." Den Sommer und Herbst, während Napoleon seine unsterblichen Triumphe erringt, bringt sie in Mailand, Bologna, Rom zu. Der Beginn des Winters sieht sie aber schon wieder in der geliebten Hauptstadt an der Seine. Als Bonaparte später, im Frühling 1798, seine Expedition nach Ägypten unternahm, blieb sie in Frankreich zurück, wo ihr Wandel dem entfernten Gatten, der von allen Vorgängen genau, und manchmal wohl auch ungenau, unterrichtet wurde, schwere Sorge verursachte. Von dort her wendete er sich einmal an seinen Bruder Joseph in resignierten Worten: „Ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist endlich ganz gelüftet. Du allein bleibst mir noch auf Erden. Deine Freundschaft ist mir teuer, und es fehlte nur, daß ich auch sie verlöre und daß auch Du mich betrögest, um vollständig Misanthrop zu werden. Das ist eine traurige Lage, alle Gefühle für eine und dieselbe Person in einem einzigen Herzen beherbergen zu müssen. Du verstehst mich. Sieh zu, daß ich bei meiner Rückkehr ein Landhaus habe, bei Paris oder in Burgund, wohin ich mich zurückziehen und den Winter zubringen kann. Ich bin angewidert von der menschlichen Natur. Ich brauche Einsamkeit und Abschließung, die Größe langweilt mich, mein Empfinden ist verdorrt."

Erst als nach dem Staatsstreiche Napoleon der gewaltige Machthaber Frankreichs geworden war, da — es war auch eben die Zeit gekommen, wo ihre Reize für andere Männer unverfänglich zu werden begannen — hing Josephine sich mit dauerhafter Zärtlichkeit an ihn und konnte vor Eifersucht vergehen,

wenn er — wenn auch nur vorübergehend — sein Herz anderweitig beschäftigte. Lange hat ihn diese ihre Hingebung und der Glaube, daß sie mit seinem Glück zusammenhänge, abgehalten, sich von ihr zu scheiden. Endlich aber trug seine selbstsüchtige Politik auch über dieses letzte Bedenken seines Gemütes den Sieg davon.

Fünftes Kapitel.

Die italienischen Feldzüge und der Friede von Campo Formio.

Es ist schon beiläufig erwähnt worden, daß im Jahre 1795 Preußen und Spanien aus der großen Koalition austraten, die sich zwei Jahre zuvor gegen das revolutionäre Frankreich gebildet hatte. Vor Jenen noch hatte sich Toscana zu einem Sondervertrage mit der großen Republik verstanden, um bei einem Vordringen derselben nach Oberitalien gesichert zu sein, und auch Holland, das im Winter erobert worden war, mußte sich als „batavischer Freistaat“ zu unterthäniger Bundesgenossenschaft mit Frankreich verschreiben. Auch von Österreich erzählte damals das Gerücht, es unterhandle heimlicherweise in Paris. Das Gerücht war unwahr; Kaiser Franz II. blieb jeder Absicht eines Separatfriedens fern. Ein solcher wäre, angesichts der Siege des Feindes im abgelaufenen Jahre, nur mit Verlusten für Österreich möglich gewesen. Und Thugut, der leitende Minister des Kaisers plante Gewinn. Seitdem man Schlesien verloren hatte, wodurch Preußen zur europäischen Großmacht emporgestiegen war, suchte der Wiener Hof nach allen Seiten hin Ersatz zu finden: in Polen, in der Türkei, in Deutschland wo er Bayern ins Auge faßte, in Italien wo er Venedig zu gewinnen trachtete, um die Verbindung zwischen den Erbländern und der Lombardei herzustellen. Für alle diese Pläne nun hatte Thugut

am 3. Januar 1795 neben einem Stück Polen die Unterstützung Rußlands zugesichert erhalten, die er aber nur als Gegner Frankreichs genießen sollte. Daher unterblieb jede Verhandlung mit der Republik. Thugut schloß vielmehr mit Pitt, dem englischen Premier, am 20. Mai 1795 einen Allianz- und Garantievertrag ab, dessen geheime Bestimmungen dahin gingen, auch die Zarin zu einer thätigen Gegnerschaft gegen Frankreich zu bewegen, worauf wirklich noch am 17. September desselben Jahres der Beitritt Katharinas II. erfolgte. Auch die Mehrzahl der deutschen Reichsstände, die Preußens Friedensvermittlung ablehnten, dann Sardinien, Portugal und Neapel gesellten sich hinzu. Von Frieden war da keine Rede.

Eine friedliche Abkunft zwischen Frankreich und Österreich wäre vielleicht denkbar gewesen, wenn die Republik ihre letzten Eroberungen aufgegeben und an die Donaumacht zurückgestellt hätte. Die inneren Zustände in den letzten Zeiten des Konvents waren trostlos genug, um einer versöhnlichen Anschauung das Wort zu reden. Es herrschte eine Zerrüttung ohne Beispiel. Die Revolution hatte den morschen Bau des Feudalstaates mit überstürztem Eifer abgebrochen und noch nichts Dauerbares an seine Stelle setzen können Hatte man unter dem Schlagworte der „Freiheit" die politischen Institutionen zerstört, so hatte die immer mehr zu tyrannischer Herrschaft ausgeartete Idee der „Gleichheit" die sozialen Fundamente erschüttert. Eherecht und Erbrecht waren im Sinne der revolutionären Tendenzen umgestaltet und damit nur erreicht worden, daß das Institut der Familie an Achtung und Geltung verlor. Man hatte die Kirchengüter und das Eigentum der meist willkürlich proskribierten Emigranten eingezogen und den Staatskredit darauf gegründet, ohne zu erwägen, daß der Wert des liegenden Gutes mit der Sicherheit der Rechtsverhältnisse abnehmen und dort, wo diese fehlte, zur bloßen Fiktion werden mußte. Die Folge war eine Hochflut von Papiergeld ohne Geltung, die Verarmung der soliden Geschäftselemente, das Emporkommen von

Spielern und Spekulanten, die Agiotage an Stelle des Handels, Korruption und Gewissenlosigkeit allerorten. Dazu kam die Verwirrung in den kirchlichen Angelegenheiten, die Unzulänglichkeit des neuen Unterrichtswesens, welches allgemeine Schulpflicht verkündete, ohne dieselbe durchführen zu können. Wahrlich, das Bild, welches der Marquis von Boterat, ein dunkler Charakter mit hellem Kopfe, in einer Denkschrift an die Regierung von der Lage Frankreichs entwarf, war in allen Punkten treu und richtig: „Betrachtet die Gefahren Eurer Stellung; sie sind wahrhaft erschreckend. Preußen ausgenommen, habt Ihr alle großen Mächte Europas zu erklärten Feinden; in Schlachten und Spitälern habt Ihr den größten Teil der Jugend des Landes verloren; bald werden die Rekrutierungen unmöglich werden. Die Bodenkultur ist aus Mangel an thätigen Armen, an Pferden und Dünger verkommen, Euer Handel, im Innern wie nach Außen, vernichtet, die Arbeiter der Fabriken haben entweder das Leben oder doch den Verstand verloren. Es fehlt auch an Vorräten und Kriegsbedarf für Eure Schiffe, ebenso an allen Artikeln, die aus der Fremde kommen, Kredit habt Ihr weder im Lande noch außerhalb. Der Verkehr ist überlastet mit einer unendlichen Menge von Papiergeld ohne Wert. Eure innere Verwaltung geht nicht vorwärts, da sie zu viele schlecht gewählte Fächer und Abteilungen hat. Endlich habt Ihr gar keine Regierung. Wann werdet Ihr eine haben? Werdet Ihr überhaupt jemals eine haben? Und wird es dann nicht zu spät sein?“ (Juli 1795.)

Es war in der That aller Anlaß vorhanden, an Frieden und innere Kräftigung zu denken. Und wirklich gab es im Wohlfahrtsausschuß des Konvents eine Partei, welche die allgemeine Pazifikation wünschte, und wäre es auch um den Preis, sich mit den alten französischen Grenzen begnügen zu müssen. Aber die alten Grenzen waren das System des alten Regimes gewesen. Die radikale Revolution strebte darüber hinaus. Darum wollten auch jetzt ihre Wortführer den Frieden nur dann schließen, wenn mit ihm die Eroberungen des letzten Jahres

Frankreich gesichert blieben und der Staat in der Rheinlinie seine „natürliche“ Grenze erhielt. Schon Rousseau hatte, sowie seine Theorie von Recht und Sitte, auch die der Landesgrenzen der Natur abgelauscht. Da nun aber das Ruhebedürfnis im Lande, insbesondere in Paris, ein sehr tief empfundenes war, so begreift man, daß die konservative Richtung den Beifall der Bevölkerung fand, während die Fortschrittsleute sich in einen schreienden Widerspruch mit derselben setzten und den Konvent schließlich in jene kritische Lage brachten, aus der ihn das strategische Talent Napoleons am 5. Oktober 1795 befreite. Drei Tage zuvor hatte die Majorität des Parlaments den Antrag der Regierungskommission auf Einverleibung Belgiens in Frankreich angenommen und damit ein Programm der Eroberung sanktioniert welches von nun ab zwanzig Jahre hindurch das System von Frankreich bleiben sollte*). Als bald nachher das Direktorium die Erbschaft des Konvents antrat, übernahm es mit ihr zugleich den Krieg gegen drei Großmächte Europas samt ihrem Anhang, und da die fünf Männer, welche jetzt an die Spitze von Frankreich traten: Barras, Rewbell, Carnot, Letourneur und Lareveillère-Lepaux, sämtlich der herrschenden Partei angehörten, war an eine Änderung der Politik nicht zu denken. Ihre enge Verbindung mit den republikanischen Thermidorianern (unter Tallien) und den Jakobinern (unter Sieyès) machte ihnen den Kampf mit den Monarchieen zur Pflicht, von dem kein Ende abzusehen war, und der auch kein Ende finden sollte, da er sonst die Revolution und mit ihr die Machtexistenz ihrer ehrgeizigen Führer beschlossen hätte. Sie sahen in den revolutionären Neigungen der fremden Völker die willkommensten Bundesgenossen, deshalb sollten Deutschland, die Schweiz und womöglich auch Italien durch eine systematische Propaganda insurgiert und in den Machtbereich der französischen Politik einbezogen werden. Es war ein Programm universaler Ausdehnung.

*) Wer die Akten und Reden über die im Jahre 1795 erwogene Frage der natürlichen Grenzen Frankreichs und der Einverleibung Belgiens liest, findet darin die spätere unersättliche Eroberungspolitik Napoleons mit

Die Ausführung blieb fürs Erste freilich hinter der Kühnheit der Konzeption zurück. Die Generäle Jourdan und Pichegru, welche zum Angriff den Rhein überschritten hatten, wurden von den österreichischen Feldherren Clerfayt und Wurmser wieder über

---

ihrer Verachtung aller hergebrachten Rechtsverhältnisse schon im Keime vorgebildet. In einem Edikte des Wohlfahrtsausschusses an den Geschäftsträger Barthélemy vom 26. Juni 1795 wird z. B. gefragt: „Wozu hatte uns denn der furchtbare Krieg und diese lange Revolution gedient, wenn Alles wieder werden sollte wie es war? Und glauben Sie wirklich, daß sich die Republik dann noch erhalten könnte?" Die Frage wird von Rewbell, dem späteren Leiter der auswärtigen Politik des Direktoriums, einem Diplomaten gegenüber folgendermaßen erörtert: Man müsse wenig vertraut mit den wahren Interessen der Republik oder von England und Österreich bestochen sein, wenn man des Friedens wegen die Rückkehr in die alten Grenzen vorschlage. Ein solcher Friede würde Frankreich nicht nur mit Schande bedecken, sondern auch die Zerstörung der Republik herbeiführen. Denn die Armeen, heimgekehrt in ein Land, welches sie nicht bezahlen kann, würden bald den Rest der Nationalgüter aufgezehrt haben und unzufrieden werden, sie würden sich an den politischen und religiösen Streitigkeiten beteiligen und die Folge würde ein Bürgerkrieg sein, der den übrigen Staaten das Signal gäbe, Frankreich das Schicksal von Polen zu bereiten. Dagegen gebe es in Belgien allein 3 Millionen Nationalgüter, in den übrigen okkupierten Ländern noch mehr, was die einzige Möglichkeit biete, die Assignaten zu tilgen. Tallien wurde nicht müde, den Grundsatz von 1792 zu wiederholen, man müsse Frankreich mit einem Kranze von abhängigen Tochterrepubliken umgeben, und Sieyès hatte sogar schon ein Projekt der Säkularisation der geistlichen Fürsten Deutschlands fertig gebracht, ganz ähnlich dem welches im Jahre 1803 zur Ausführung kam. Mallet du Pan, der scharfsinnige Korrespondent des Wiener Kabinetts schreibt in einem Briefe vom 23. August 1795: „Die Monarchisten und viele Deputierte des Konvents würden gerne alle Eroberungen opfern um den Frieden zu beschleunigen. Aber die fanatischen Girondisten und das Komitee Sieyès bestehen auf dem Systeme der Ausdehnung. Aus drei Beweggründen: 1. um mit dem Territorium auch das Machtgebiet ihrer Nation zu vergrößern; 2. um allmählich Europa mit der französischen Republik in ein Föderativsystem zu bringen; 3. einen Krieg zu verlängern, der seinerseits die außerordentlichen Gewalten und die revolutionären Machtmittel aufrecht erhält." Vergl. unten Kapitel 8.

den Strom zurückgeworfen, und auch im Süden, bei der italienischen Armee, gingen die Dinge nicht vorwärts. Man hatte diesen letzteren Heeresteil allerdings durch aus Spanien herbeigezogene Truppen vermehrt und dem Befehle eines älteren Generals, Scherer, unterstellt, der bisher in den Pyrenäen thätig gewesen war. Aber wenn man diesen von Paris aus angewiesen hatte, durch die Appeninpässe in die Ebene vorzudringen, so war mit dem siegreichen Gefecht von Loano (23.—25. November 1795) nur die Einleitung dazu getroffen, als die rauhe Jahreszeit einfiel und die Aktion gegen die vereinigten Austrosarden unterbrach. Ein Glück noch, daß Österreich dem italienischen Krieg keine größere Bedeutung einräumte. Einen Augenblick lang hatte man allerdings in Wien gemeint, das Hauptkriegstheater vom Rheine weg nach Italien zu verlegen, was Bonapartes spätere Siege wahrscheinlich erheblich erschwert haben würde. Denn die Berichte welche Mallet du Pan anfangs 1796 über die Vorgänge in Paris nach Wien sandte, wiederholten, daß man französischerseits die feste Absicht habe, in Piemont und ins Mailändische einzudringen „coûte que coûte“ Dennoch unterblieb jede entscheidende Maßregel. Die Engländer wußten durch ihre Subsidien die österreichischen Streitkräfte in Deutschland festzuhalten, was ihren eigenen Interessen besser entsprach; der Großherzog von Toskana weigerte den neapolitanischen Hilfstruppen den Durchzug durch sein Gebiet; Thugut selbst fürchtete preußische Übergriffe, wollte in Böhmen gerüstet sein und unterließ deshalb — bis auf wenige Bataillone — jede Verstärkung der italienischen Armee: kurz, alles wirkte zusammen, ein Kriegsgebiet zu vernachlässigen, auf welchem sich bald Ereignisse von der größten Tragweite abspielen sollten.

Der Unthätigkeit der Armee Scherers entgegen, war in Bonapartes Kriegsplan von der Möglichkeit, ja von der Notwendigkeit die Rede, im Süden die Offensive schon im Februar beginnen zu lassen. Gegen Scherers Klagen über Mangel und Not seiner Truppen, denen die armen Staatsfinanzen doch nicht abzuhelfen vermochten, verwies Bonaparte auf die Reichtümer

der lombardiſchen Ebene und verſprach, den Krieg in Feindesland zu ernähren. Am 19. Januar 1796 wurde ſein Feldzugsplan definitiv angenommen, und dem Oberkommandanten der italieniſchen Armee aufgetragen, danach zu handeln. Scherer weigerte ſich deſſen. Dergleichen Projekte, meinte er, möge nur derjenige ſelbſt ausführen, der ſie auszuhecken verſtand, und bat um ſeine Entlaſſung. Das Geſuch kam erwünſcht. Am 13. Vendémiaire hatte der kleine General den Männern, die jetzt das Ruder führten, ihre Exiſtenz gerettet; jetzt zeigte er den Weg, wie ihre Politik zu retten war. Wo jedes Mißgeſchick im Felde das Direktorium erſchüttern, die Oppoſition dagegen nähren mußte, verſprach er Triumphe, die das Vorgehen der Regierung rechtfertigten und ſeine Stellung befeſtigten. Scherer wurde des Oberbefehls enthoben. Napoleon trat an ſeine Stelle. Am 27. März übernahm er in Nizza das Chef-Kommando.

Der neue Befehlshaber fand ſeine Truppen in einem kläglichen Zuſtande vor. Von dem Effektivſtande der ſechs Diviſionen (60282 Mann) waren über 22000 in den Spitälern und nur bei 38000 zum Schlagen bereit. Dieſe, kampfgeübte und abgehärtete Naturen, litten unter dem Mangel ungenügender Verpflegung und dürftigſter Ausrüſtung, denn der Abhang des Appenin mit ſeinen armen Dörfern hatte nicht viel zu bieten, und die Staatskaſſen von Frankreich waren leer. Da klang das Manifeſt, welches der junge Oberfeldherr — Napoleon war jünger als jeder ſeiner Generale — an ſein Heer richtete, wie eine erlöſende Botſchaft: „Soldaten! Ihr ſeid unbekleidet, ſchlecht genährt, die Regierung ſchuldet Euch viel, aber ſie kann Euch nichts geben; Eure Geduld und Euer Mut inmitten dieſer Felſen ſind bewunderungswürdig, aber ſie verſchaffen Euch keinen Ruhm und kein Strahl ſeines Glanzes fällt auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarſten Ebenen der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu Eurer Verfügung ſein; dort werdet Ihr Ehre, Nutzen und Reichtum finden: Soldaten von Italien, ſolltet Ihr es da an Mut und Ausdauer fehlen laſſen?“

Diese Sprache ist der ungeschminkte Ausdruck der ganzen Politik der Verlegenheit, zu welcher sich Frankreich seit geraumer Zeit verurteilt sah. Schon der Konvent hatte den Armeen, die über den Rhein gingen, den Grundsatz mit auf den Weg gegeben, die Truppen müßten auf Feindeskosten leben und ihre Führer sollten Alles anwenden, um sich die nötigen Subsistenzmittel von den Gegnern zu verschaffen. Das Direktorium änderte nichts an der Maxime, sie bildete sie nur noch mehr aus. Die Worte sind aber auch bezeichnend für den Mann, der sie sprach: er kannte die Menschen zu genau, um zu Armen und Ehrgeizigen nicht von Gold und Ruhm zu reden. Es war ein kühnes Versprechen; kühner aber noch die Thaten, die es in Erfüllung brachten.

Wir erinnern uns, daß Napoleon vor zwei Jahren Robespierre gegenüber die Wichtigkeit einer Forcierung der Appeninpässe von Savona aus betont und sich selbst damals im geheimen Auftrage des Diktators genaue Kenntnis von dem Terrain und den Befestigungen des Feindes verschafft hatte. Jetzt weiß er seine Erfahrung zu nutzen, und zwar nach denselben taktischen Grundsätzen, die er ebenfalls schon im Jahre 1794 dem Gewalthaber in Paris mitgeteilt hatte. „Es ist um die Systeme der Kriegführung — äußerte er sich dazumal — genau dieselbe Sache, wie um die Belagerung fester Plätze. Man muß sein Feuer gegen einen einzigen Punkt vereinigen. Ist einmal Bresche geschossen, dann ist das Gleichgewicht ins Schwanken gebracht, aller Widerstand ist fruchtlos, der Platz ist genommen. Man muß seine Angriffe nicht zerstreuen, sondern konzentrieren, sich zerteilen um zu leben, sich vereinigen um zu schlagen. Die Einheit des Kommandos ist notwendig um den Sieg zu sichern. Die Zeit ist Alles."

Die Straße, welche von Savona nach Norden über den Kamm des Appenin zieht, teilt sich jenseits in zwei Arme, von denen der eine westwärts über Millesimo und Ceva nach Turin, der andere nordostwärts über Cairo und Dego nach Alessandria

und Mailand führt. Jenen hielten die Piemonteſen, dieſen die Öſterreicher, beide in ſtarker Fühlung miteinander, beſetzt. Hier galt es zwiſchen durch zu dringen. Ein ſchlecht überlegter Plan des öſterreichiſchen Feldherrn Beaulieu, die bis Voltri vorgeſchobene Diviſion Laharpe von Oſten her anzugreifen, indes ſein Untergeneral Argenteau von Montenotte (nördlich von Savona) aus ihr in den Rücken fallen ſollte, nötigte Bonaparte noch vor dem Eintreffen der erwarteten Armeelieferungen loszuſchlagen. Laharpe zog ſich vor Beaulieu nach Savona zurück, Argenteau aber wurde am 12. April 1796 von einer doppelten Übermacht bei Montenotte mit ſehr großen Verluſten beſiegt. Tags darauf ward eine zweite öſterreichiſche Abteilung, welche dem piemonteſiſchen General Colli zugeteilt war, von Maſſena und Augereau, Bonapartes Unterfeldherrn, bei Milleſimo auseinandergejagt. Und ſofort wandte ſich Napoleon ſelbſt wieder nördlich gegen die Reſte des Argenteauſchen Korps, die er am 14. bei Dego aufrieb. Beaulieu, aus Furcht mit der Hauptarmee auf der Straße nach Aleſſandria abgeſchnitten zu werden, zog ſich am 16. aus den Bergen in die Ebene nach Acqui zurück, und ſomit war Napoleon ſein erſter Schachzug gelungen: er hatte ſeine Armee zwiſchen die Verbündeten eingeſchoben, die Öſterreicher weggedrängt und die Piemonteſen bei Ceva iſoliert. Dieſe Letzteren räumten dann gleichfalls ihre vorgeſchobene Poſition, nicht ohne auf dem Rückzuge bei Mondovi am 21. April noch eine empfindliche Niederlage zu erleiden.

Da lag die verheißene Ebene vor den Franzoſen offen, deren Vortruppen ſich denn auch bald bis nach Cheraſco und Alba ausdehnten. Napoleon hatte ſeinen Soldaten ſein Verſprechen voll gehalten. Von nun ab hingen ſie ihm mit blindem Vertrauen an. Neben Öſterreichern und Piemonteſen hatte ſein Genie auch noch einen dritten Feind überwunden: das Mißtrauen und den Neid ſeiner Unterfeldherren. Sie ſind ihm von jetzt an treu ergeben. Dem Directorium in Paris hat er aufs neue Achtung abgenötigt, indem er, gegen deſſen Befehl, zuerſt Colli

und nicht Beaulieu nachrückte, und mit seinen schlagenden Gründen — keinen Feind im Rücken dulden zu können — Recht behielt.

Das Verhalten des Königs Viktor Amadeus von Sardinien entsprach vollkommen den Voraussetzungen Napoleons. Von Österreich unzulänglich unterstützt, im Lande selbst von einer revolutionären Stimmung bedroht, ohne Mittel, sich zu verstärken, wandte er sich den Franzosen zu und begehrte einen Waffenstillstand als Einleitung zum Frieden. Bonaparte bewilligte denselben gegen Einräumung von drei Festungen als Pfand und freien Verkehr durch ganz Piemont. Am 28. April ward der Vertrag geschlossen, mit dem sich Frankreich des sardischen Gegners entledigte. Napoleon eilte dem österreichischen nach. Dieser war aus Piemont fort ins Lombardische gezogen und erwartete den Feind in einer festen Stellung hinter dem Ticino. Bonaparte aber erschien nicht, wo ihn Beaulieu wähnte, er war vielmehr den Po abwärts marschiert, um ihn erst bei Piacenza zu passieren und auf solche Art dem Gegner in den Rücken zu kommen. Als Jener davon erfuhr, konnte er nur noch mit der größten Anstrengung und unter Aufgebung von Mailand bei Lodi hinter die Adda zurückgehen. Aber auch diese Linie ließ sich nicht halten. Am 10. Mai langten die französischen Kolonnen dort an und forcierten mit unerhörter Bravour den Übergang. Die Österreicher flüchteten, und erst hinter dem Mincio und in der Festung Mantua sammelten sich die Reste der geschlagenen Armee. Die Lombardei war erobert. Napoleon hielt am 16. Mai seinen feierlichen Einzug in Mailand.

Am Sitze der französischen Regierung hatte man den unerhörten Siegeszug des ehrgeizigen Generals bald nicht ohne einige Bedenklichkeit verfolgt. Ohne den seiner Armee beigegebenen Regierungskommissär Salicetti zu Worte kommen zu lassen, hatte Bonaparte den Waffenstillstand mit Piemont abgeschlossen, während die Regierung gewünscht hatte, dieses Land zur Republik zu machen. Als dann das Direktorium notgedrungen den Frieden unterzeichnete, schrieb er nach Paris: „Ich habe Euren Friedensver-

trag mit Sardinien erhalten, die Armee hat ihn gut geheißen.“ Das war ein neuer Ton. Das Heer sanktionierte die Handlungen der Regierung und stellte sich neben dieselbe mit einem eigenen Willen, während es bisher nur das gefügige Werkzeug der Pariser Führer gewesen war. Eine entscheidende Wendung der Dinge kündigte sich mit diesen wenigen Worten an, die nicht unbemerkt blieben. Einige meinten sogar, man müsse Napoleon für diesen Brief füsilieren lassen. Aber sein Protektor Barras und die jakobinische Kriegspartei konnten sich auch das bieten. Nur meinte man den eigenmächtigen Gelüsten des Generals für die Zukunft vorbauen zu sollen und beorderte Kellermann, den Chefkommandanten der Alpenarmee, mit seinem Heere das italienische zu verstärken und sich mit Bonaparte in den Oberbefehl und die weiteren Operationen zu teilen. Alle diplomatischen Geschäfte sollten Salicetti vorbehalten bleiben. Dieses Dekret erreichte Napoleon nach dem Siege an der Adda und traf ihn hart. Seinen Ruhm und die Machtstellung, die er sich erkämpfen wollte einem Anderen einzuräumen, erschien ihm unerträglich. Sein Ehrgeiz diktierte ihm einen Brief, den seine Einsicht taktvoll und bestimmt zugleich zu fassen verstand: „Wenn Ihr mir Hindernisse aller Art in den Weg legt,“ schrieb er am 14. Mai 1796 an das Direktorium, „wenn Ihr meine Schritte von dem Urteile der Regierungskommissäre abhängig macht, wenn diese das Recht haben, meine Bewegungen abzuändern, mir Truppen zu schicken oder wegzunehmen, dann erwartet nichts Gutes mehr von mir . . . Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Italien ist es unerläßlich, daß Ihr einen Feldherrn habt, der Euer ganzes Vertrauen besitzt. Bin ich es nicht, so werde ich mich darüber nicht beklagen, ich werde dann meinen Eifer verdoppeln um Eure Achtung auf jedem anderen Posten zu gewinnen, den Ihr mir anvertrauet. Jeder hat seine Art Krieg zu führen. General Kellermann hat mehr Erfahrung und wird ihn besser führen als ich. Aber wir beide gemeinsam werden es schlecht machen.“ Und an Carnot, den Direktor in Kriegssachen:

„Ich kann Euch nur dann von Nutzen sein, wenn Ihr mir dieselbe Achtung zu teil werden lasset, die Ihr mir in Paris bezeugtet. Ob ich hier oder dort Krieg führe, ist mir gleichgiltig; dem Vaterlande dienen, bei der Nachwelt ein Blatt in unserer Geschichte erwerben, der Regierung Beweise meiner Anhänglichkeit und Ergebenheit geben, das ist mein Ehrgeiz." Nein, nein, es war ihm nicht gleichgiltig wo er kämpfte; von der ganzen Beteuerung war nur der Appell an die Nachwelt aufrichtig gemeint, an deren Urteil Napoleon fortwährend gedacht und die er noch in seinen letzten Stunden durch ein weitläufiges Gewebe von Erfindungen und Beschönigungen zu beeinflussen gesucht hat. „Der menschliche Ehrgeiz," sagte er einmal als Konsul zu Frau von Rémusat, „erschafft sich sein Publikum, wie er es in jener idealen Welt wünscht, die er die Nachwelt nennt. Gelangt er dahin, sich vorzustellen, daß in hundert Jahren ein Dichter an eine große That erinnern, ein kunstvolles Gemälde ihrem Andenken huldigen werde, so wächst die Einbildungskraft, das Schlachtfeld hat keine Gefahren mehr, die Kanone grollt vergeblich, und ihr Brüllen ist nichts weiter als der Klang, der nach einem Jahrtausend noch unseren Enkeln den Namen eines Braven verkünden soll."

Aber gleichviel, ob aufrichtig oder unaufrichtig, genug, das Direktorium gab nach. Die Geltung Kellermanns war gering, und Bonaparte mit seinem Requisitionstalent, welches er so glänzend bewies, für die Finanzen Frankreichs kaum zu entbehren. Die Ordre wurde zurückgenommen und nur der Wunsch ausgesprochen, eine Expedition über Livorno nach Rom und Süd-Italien dem Marsche nach Norden vorausgehen zu lassen. „Von da ab", heißt es in den Denkwürdigkeiten von St. Helena, „glaubte Napoleon selbst an seine Größe und an seinen Beruf, eine entscheidende Rolle in der Politik Frankreichs zu spielen." Thatsache war, daß er in Italien freie Hand hatte, zu thun wie ihm beliebte. Nur galt es vor allem, Beaulieu völlig unschädlich zu machen.

Das Gebiet der Stadt Venedig reichte damals noch

weit nach Westen bis an den Comosee zurück, und Brescia und Bergamo bildeten venezianische Provinzen. In diese Landschaft ließ Napoleon einen Teil seiner Armee einrücken und dadurch den Rückzug des österreichischen Feldherrn vom Mincio nach Tirol bedrohen. Dann wurde bei Borghetto der Übergang über den Fluß erzwungen (30. Mai), Beaulieus Streitkraft auseinandergesprengt, ein Teil derselben in die österreichische Festung Mantua, der andere an die Etsch zurück und nach Tirol gejagt. Mit Ausnahme der 12 000 Mann, welche Mantua besetzt hielten, gab es nunmehr kein österreichisches Korps auf italienischem Boden, und Bonaparte konnte es unternehmen, die Anhänger der Besiegten seinem Willen zu unterwerfen oder doch nach Möglichkeit zu brandschatzen. „Führt aus Italien alles weg, was sich fortbewegen läßt und uns irgend nützlich sein kann," hatte das Direktorium an ihn geschrieben, und er kam diesem Auftrage pünktlich nach. Am 9. Mai hatte er mit dem Herzog von Parma, am 17. mit dem von Modena einen Waffenstillstand für den Preis von vielen Millionen Franken in Natural- und Kunstlieferungen aller Art abgeschlossen, denn die Gemälde der alten Meister standen ebenso wie Ochsen und Getreide auf den Listen seiner Forderungen. Nach dem Siege am Mincio zwang er auch Neapel einen Vertrag auf, der diesem Staate Neutralität gebot und die Verpflichtung auferlegte, seine Schiffe von der englischen Flotte zu trennen. Darauf wurde der Handelshafen von Livorno okkupiert und mit maßlosen Requisitionen heimgesucht. Endlich mußte auch die päpstliche Regierung, welche die Besetzung der ewigen Stadt durch die gottlosen Republikaner fürchtete, am 23. Juni von Napoleon sich Waffenruhe erkaufen, indem sie die Legationen Ferrara und Bologna und den wichtigen Hafen Ancona den Franzosen bis zum Friedensschluß einräumte, die englischen Schiffe von der Küste des Kirchenstaates fernzuhalten und den Siegern neben 20 Millionen Franken Geldes eine große Anzahl von Kunstwerken zu überliefern versprach.

Zu einem friedlichen Genuß dieſer Erfolge ſollte es aber noch lange nicht kommen. Öſterreich, deſſen Intereſſe an ſeinem Beſitz und Einfluß in Italien wir kennen, ſetzte alles daran, die verlorene Poſition wieder zu erobern. Vom Rheine weg wurde der Obergeneral Wurmſer nach Tirol beordert, um an Stelle Beaulieus den Oberbefehl zu übernehmen und mit neuen Streitmaſſen Mantua zu entſetzen. Napoleon wußte ſehr wohl, daß ihm ein harter Kampf bevorſtand, von deſſen Ausgang es abhing, ob er ſeine perſönliche Machtſtellung aufrecht zu erhalten vermochte oder nicht, und er traf ſeine Dispoſitionen. Was der junge Feldherr hier während der nächſten Monate im Kampfe gegen vier einander ablöſende Armeen geleiſtet hat, gehört zu dem Bewunderungswürdigſten der Kriegsgeſchichte, geleiſtet freilich mit der Überlegenheit ſeines unerſchöpflich reichen Talentes, mit ſeinem Scharfblick für Gunſt und Ungunſt des Terrains, für Schwäche und Stärke, Vorzüge und Fehler des Feindes, mit ſeiner allgegenwärtigen Umſicht, welche alle Punkte und alle Momente der Aktion zugleich in Aug' und Sinn behielt, und mit der vollen Schätzung des Augenblicks. Und dazu kam noch ein Zweites. Die Generale, die ihm auf den italieniſchen Feldern gegenüberſtanden, waren in den Grundſätzen einer methodiſchen Strategik gebildet und erfahren und wie alle die Feldherren der alten Staaten mit ihrem teuren Söldnermaterial zur möglichſten Schonung desſelben verpflichtet: ihnen galt noch das unblutige Manöver als die Hauptſache. Die Generale der Revolution dagegen mit ihren nach Hunderttauſenden zählenden Volksheeren und dem Fanatismus der Eroberung, welcher dieſelben lenkte, mit ihren Rekruten, die nichts koſteten, und ihren Kriegen zu Laſten der fremden Völker konnten ſich über den Grundſatz der ſtrategiſchen Ökonomie leicht hinwegſetzen: ihr Zweck war die blutige Entſcheidung, falle was da wolle. Auch Friedrich der Große, deſſen Schriften Napoleon am eifrigſten ſtudierte, hatte ſchon dasſelbe Prinzip verfochten; die Not und das Andrängen verbündeter und überlegener

Gegner hatten ihn dazu gezwungen. Nur unterschied sich seine Kriegführung von der Bonapartes — wie einmal sehr richtig bemerkt worden ist — in dem wesentlichen Punkte, „daß er nicht, wie dieser, monatlich 10000 Menschen zu verzehren hatte.“ Die Armeeverhältnisse der Revolution organisiert zu haben, ist das Verdienst Dubois de Crancés und Carnots. Das Prinzip der taktischen Offensive aber in genialster Weise zur Geltung gebracht zu haben, bleibt dasjenige Napoleons. Der Kontrast zwischen dem 27jährigen General der Republik, der rücksichtslos und verwegen nur den Geboten seiner eigenen Eingebung gehorchte, und dem 79jährigen österreichischen Feldherrn mit seiner Abhängigkeit von Kaiser, Minister und Hofkriegsrat prägte sich in dem ganzen Gange des nächsten Feldzuges nur zu deutlich aus.

Ende Juli — viel zu spät — drangen die Österreicher in zwei Heere geteilt mit Ungestüm aus Tirol hervor: das eine unter Quosdanovich, vom Westufer des Gardasees her, das andere unter Wurmser, dem Laufe der Etsch folgend. Ihre Streitkräfte waren den französischen, die im Präsenzstande, die Belagerungsdivision von Mantua mit eingerechnet, nur 42000 Mann betrugen, um mehr als 10000 Mann überlegen. Gelang der Plan, in einer gemeinsam und gleichzeitig durchgeführten Aktion die Armee Napoleons zu umarmen, so war deren Schicksal besiegelt, um so mehr, als die österreichische Mannschaft sich gleich bei den ersten Gefechten als überaus standhaft und mutig bewies. Napoleon erkannte die Gefahr in ihrer ganzen Größe und dachte schon an Rückzug hinter die Adda, ließ sich aber doch von seines Untergenerals Augereau prahlerischer Zuversicht fortreißen und wagte, unter der steten Gefahr zwischen zwei Feuer zu geraten, den Kampf. Und das kühne Wagnis gelang. Mit allen verfügbaren Truppen warf er sich zunächst auf Quosdanovich, besiegte ihn bei Lonato (3. und 4. August) und zwang ihn zur Rückkehr nach Tirol. Dann wandte er sich gegen Wurmser, der seinen allzu bedächtigen Vormarsch mit einer eklatanten Niederlage bei Castiglione (5. August) büßen mußte; auch ihm

blieb nur der Weg ins Gebirge frei. Mantua, dessen Blockade hatte aufgegeben werden müssen, wurde neuerdings von den Franzosen eingeschlossen.

Eine endgiltige Entscheidung hatten freilich diese Siege nicht gebracht. So lange die wichtige Festung nicht in seinen Händen war, konnte Napoleon nicht daran denken, weiter vorzugehen, da die einfache Zernierung derselben einen viel zu großen Teil seiner Armee beschäftigte, als daß der Rest auf eigene Faust nach Tirol oder Innerösterreich hätte vordringen können. Und da auch österreichischerseits dieser Platz ebenso gewürdigt wurde und sein Verlust zugleich für den Wiener Hof den Verlust der italischen Landschaften bedeutete, so verdoppelte man die Anstrengungen, ihn zu halten und zu befreien. Am 19. August erließ Kaiser Franz einen striften Befehl an Wurmser, nochmals gegen Mantua vorzurücken. Dieser that dies anfangs September mit einem Teile seiner Armee durch das Thal der Brenta, während der zweite, unter Davidovich, die Position im Etschthal halten und, wenn Wurmser von Bassano aus nach Westen rückte, den Fluß abwärts stürmen sollte. Dieser Plan wurde jedoch bald nach Beginn der Aktion zu Schanden, indem Napoleon mit seiner Hauptmacht in Tirol eindrang, Davidovich weit hinter Trient zurück drängte, hier das Brentathal gewann und nun hinter Wurmser hereilte und ihn in der Schlacht bei Bassano aufs Haupt schlug (8. September). Die Trümmer der geschlagenen Armee erreichten mit ihrem alten Feldmarschall nur unter großen Anstrengungen die deckenden Mauern Mantuas. Eine Abteilung war nach Osten hinter den Isonzo zurückgewichen. Das Unternehmen hatte Österreich über 100 Geschütze, das gesamte Material und weit über 10 000 Mann gekostet.

Das war ein weitaus größerer kriegerischer Erfolg für Napoleon gewesen als der Schlachttag von Castiglione ihn eingebracht hatte. Und er gewann besonderes Gewicht dadurch, daß er zu einer Zeit errungen wurde, in welcher die Vorteile, welche

die Armeen Moreaus und Jourdans in Deutschland davongetragen hatten, wieder verloren gegangen waren. Dort war durch die Abgabe von Truppen für die italienische Operation die österreichische Armee schwächer geworden, so daß der junge Erzherzog Karl, der auf dem niederländischen Schauplatze Talent verraten und dann an Wurmsers Stelle das Oberkommando übernommen hatte, den Gegner weitaus überschätzend, wieder über den Rhein zurückgegangen war. Dadurch war Moreau, der nun anstatt Pichegrus die Südarmee kommandierte, zum Übergang über den Strom eingeladen worden. Er schlug den Erzherzog und drückte denselben bis hinter die Donau zurück. Auch Jourdan konnte gegen die zweite österreichische Heeresabteilung unter Wartensleben vor und bis nach Franken dringen. Württemberg und Baden schlossen Frieden mit Frankreich, Sachsen rief seine Truppen ab und erklärte sich neutral, und es wollte scheinen, als sollte sich die ehedem geplante Vereinigung der republikanischen Armeen in Tirol zum Vormarsch auf Wien wirklich vollziehen. Da, es war anfangs September, gelang es Erzherzog Karl, Jourdan bei Würzburg aufs Haupt zu schlagen und dadurch auch Moreau wieder aus Süddeutschland hinaus an den Rhein zu nötigen. Österreichs Waffenehre zum mindesten war glänzend hergestellt. Nun kam wieder Alles auf Mantua an.

Bonaparte hatte nach seinen letzten Siegen — wieder den Absichten des Directoriums entgegen, welches die Lombardei im Frieden um den Preis von Belgien und der Rheinlinie an Österreich zurückgeben wollte — die oberitalienischen Völkerschaften zum Aufstand gegen die angestammte Herrschaft und zur Bildung nationaler Legionen aufgerufen, die denn auch wirklich in Mailand und Bologna errichtet wurden. Das österreichische Prestige stand auf dem Spiele. Die größten Anstrengungen wurden gemacht, es zu bewahren. Ausgedehnte Rüstungen, namentlich in Kroatien und der Militärgrenze, das Aufgebot der tirolischen Landesschützen vermehrten die kaiserlichen Streitkräfte, so daß bald Davidovich in Tirol über

18 000, Quosdanovich in Friaul über 25 000 Mann verfügte. Der bejahrte Feldzeugmeister Alvinczy, ein wackerer aber ebenfalls in einer ergrauten Methodik eingerosteter Soldat, erhielt den Oberbefehl. Es war just, als ob das Schicksal diesem jungen energischen Genius gerade die ältesten, sklavisch am Hergebrachten hängenden Gegner in den Weg gestellt hätte, um seine Siege auch äußerlich als den Triumph einer neuen Zeit erscheinen zu lassen.*) Die Österreicher waren wieder in der Überzahl als mit dem 1. November Alvinczy von der Piave her nach Westen, Davidovich in der Richtung auf Verona nach Süden, den Vormarsch begannen. Nur bestand die Truppe zumeist aus jungen Rekruten, welche, wie die Kroaten, ihre Vorzüge im Angriff, in ihrem Mangel an nachhaltiger Zähigkeit aber einen bald fühlbaren Nachteil aufwiesen. Wirklich war auch der Beginn der Aktion für Napoleon durchaus ungünstig, so daß einen Augenblick lange dieselbe Gefahr wie vor Castiglione bestand, von beiden feindlichen Heeresteilen zu gleicher Zeit erfaßt zu werden. Aber ein Erfolg vor Verona (12. November), der den Franzosen an 3000 Mann kostete, wurde von den Österreichern nicht ausgebeutet, und Napoleon behielt Zeit, einen neuen genialen Plan vorzube-

*) Bonaparte sprach sich einmal, im Jahre 1797, folgendermaßen über den Feind aus: „Meine militärischen Erfolge sind groß; aber wie ist auch der Kaiser bedient! Seine Soldaten sind gut und tapfer, wenn auch etwas schwerfällig und wenig aktiv im Vergleiche zu den meinigen. Aber welche Offiziere! Sie sind abscheulich (détestables). Die Generale, die man mir entgegenstellte, waren untauglich ein Beaulieu, der von den Örtlichkeiten Italiens keine Ahnung hatte, ein Wurmser, taub und langsam ohne Ende, Alvinczy ganz unfähig. Man hat sie beschuldigt, von mir gewonnen zu sein; das ist unrichtig, ich dachte nicht daran Aber ich kann es erhärten, daß diese drei Generale nicht einen einzigen Generalstab hatten, von dem nicht mehrere der obersten Offiziere mir ergeben und verkauft gewesen wären. Daher hatte ich Kenntnis nicht allein von ihren beschlossenen Plänen, sondern auch von ihren Entwürfen, und zerstörte sie, ehe sie noch zu Ende beraten waren." (Jung, Bonaparte III. 154.) Wie weit dies harte Urteil gerechtfertigt ist, kann man nicht entscheiden Unordnung im österreichischen Offizierskorps wird allerdings auch sonst bezeugt.

reiten, welcher ihn in Flanke und Rücken Alvinczys bringen sollte. Mit unglaublicher Kühnheit reduzierte er die Streitkräfte in Verona und vor Mantua auf ein Minimum, zog mit allen übrigen Truppen, etwa 20 000 Mann, die Etsch abwärts, um bei Ronco auf das östliche Ufer zu gehen und den Feind zu überraschen. Das sollte allerdings nicht so bald gelingen. An dem Flüßchen Alpone bei Arcole stellten sich ihm ein paar Bataillone Kroaten entgegen, die unter ihrem Oberst Brigido die dortige Brücke zu halten suchten, bis Verstärkungen kamen. Alles lag daran, den Übergang zu forcieren, ehe dieselben eintrafen, und das dominierende Dorf zu nehmen. Das mörderische Feuer der Gegner aus gedeckter Stellung schlug jeden Sturm der Franzosen ab. Da ergriff Napoleon selbst eine Fahne und stürmte mit seiner Suite auf die Brücke hinaus, ein Adjutant fiel neben ihm, mehrere Offiziere wurden verwundet, umsonst, ein Angriff der Österreicher brachte alles in Verwirrung und den Obergeneral, der, von seinen fliehenden Soldaten nach rückwärts gerissen, in einen Sumpf fiel, in Lebensgefahr. Nur mit Mühe gelang es seinem Adjutanten Marmont und seinem Bruder Ludwig, ihn aus dem Morast zu ziehen und vor den verfolgenden Feinden zu bergen. Erst die Dunkelheit ließ die Franzosen ihre Stellung an der Etsch wieder gewinnen (15. November). Da unterdessen die gesamte Streitmacht Alvinczys sich um Arcole konzentriert hatte, kam es am folgenden und zweitfolgenden Tage bei diesem Dorfe zu neuem blutigen, lange unentschiedenen Ringen, bis die stahlharten Soldaten Napoleons schließlich durch ihre physische Ausdauer den Sieg über die braven österreichischen Rekruten errangen. Die dreitägige Schlacht von Arcole (15.—17. November 1796) war für Frankreich gewonnen. Der säumige Davidovich, der daran nicht teilgenommen hatte, wurde sogleich nach dem Kampfe ebenfalls angegriffen und nach Tirol zurückgeworfen. Damit war auch der dritte Versuch zur Befreiung Mantuas gescheitert.

Aber noch einen vierten wagte Österreich, das seine vorge-

schobene Position in Italien nur mit seiner letzten Kraft aufgeben wollte. Noch einmal rückte Alvinczy, anfangs 1797, jetzt aus Tirol, gegen den Feind vor. Ihn zu besiegen hatte er selbst keinerlei Hoffnung und gehorchte lediglich dem Befehle des Kaisers. Und doch hat es auf dem Plateau von Rivoli, am 14. Januar, einen Augenblick gegeben, welcher, wirksam benutzt, den Österreichern einen entscheidenden Erfolg gebracht hätte. Aber hier versagte die Mannschaft, die, bereits siegreich vordringend, vor einer unbedeutenden Kavallerie-Attaque in Verwirrung geriet und in haltloser Flucht zurückeilte. Der letzte Rettungsversuch war mißglückt. Am 3. Februar fiel die Festung Mantua. Österreichs Vorherrschaft in Italien war zu Ende.

Thugut, ein Mann von ernstem Willen und hoher politischer Begabung, vermochte kaum daran zu glauben. Erst vor zwei Jahren noch, als Österreich mit Rußland den Rest von Polen aufteilte, hatte er, wie ehedem Kaunitz und Joseph II., die politische Unterstützung des nordischen Nachbars für weitere Erwerbungen in Italien zu erlangen gewußt. Aber im Jahre 1796 starb Katherina II. und ihr Nachfolger Zar Paul I. wollte von einer effektiven Hilfeleistung zum Zwecke der Vergrößerung Österreichs nichts wissen. Als dann England, der andere Bundesgenosse, seine Flotte aus dem Mittelmeere herauszog und dadurch die Operationen der Franzosen in Italien sehr erleichterte, war die Sache noch schwieriger geworden. Und nun hatte der Kampf mit einer entschiedenen Niederlage geendet. Aber trotzdem meinte Thugut den Krieg nicht aufgeben zu sollen: „Noch haben wir Mittel, nur müssen wir uns zusammennehmen.“ Er will jetzt die Aktion vom Rheine weg gänzlich nach Italien verlegen, was freilich besser um ein Jahr früher geschehen wäre. Der Erzherzog Karl, der Sieger im Vorjahre, sollte den Oberbefehl über die durch die Divisionen des Rheinheeres verstärkte italienische Armee übernehmen und aus Tirol einen gewaltsamen Vorstoß nach Süden machen, um Bonaparte den Weg durch Innerösterreich auf Wien zu verstellen. Das alles mußte freilich so bald als thunlich ins

Werk gesetzt werden. Es kam aber anders. Der Kaiser, von seiner Gemahlin, einer Tochter der Königin von Neapel, im Auftrage der Letzteren um Frieden bestürmt, von einer hochtorystischen Partei gegen den emporgekommenen Minister eingenommen, schwankte wochenlang, bevor er den Entschluß zur Fortführung des Krieges faßte, und als es endlich dazu kam, da war es nicht Tirol, wo man die Hauptmacht konzentrierte, sondern Friaul, wohin sie der Rückzug nach dem Tage von Rivoli geführt und wo sie, offenbar der leichteren Verpflegung wegen, stationiert geblieben war. Fatal war nur, daß dadurch die Verstärkungen vom Rheinheere um einige Wochen länger benötigten, bevor sie am Orte ihrer Bestimmung anlangten, da die Kommunikation zwischen Friaul und Tirol durch die Val Sugana unterbrochen war. Sie waren in der That noch unterwegs, als die Operationen in der ersten Hälfte des März 1797 von den Franzosen begonnen wurden.

Auch Bonaparte hatte nicht sogleich nach dem Falle von Mantua den Krieg gegen Österreich fortgesetzt. Auch seine Armee hatte gelitten und mußte durch bedeutende Verstärkungen vom Rhein und von der Sambre her zu neuen gewagten Unternehmungen tüchtig gemacht werden. Die Zwischenzeit wurde von ihm zu einem Zuge gegen Rom benutzt. Pius VI. hatte sich geweigert, auf einen Friedensvorschlag des Direktoriums einzugehen, weil derselbe in den kirchlichen Bereich übergriff, Anerkennung der Civilverfassung des Klerus in Frankreich, Aufhebung der römischen Inquisition u. dgl. m. verlangte. Er hatte sich mit Österreich verständigt und die im Juni zugestandenen Millionen nicht bezahlt. Mit dem Fall Mantuas aber hatte auch der heilige Vater sein Spiel verloren, und Napoleon erklärte ihm am 1. Februar 1797 den Krieg. Mit einer geringfügigen Streitmacht trieb er die unsäglich feigen päpstlichen Truppen vor sich her und bahnte sich den Weg durch die Romagna und das Herzogtum Urbino bis nach Ancona. Es wird unvergessen bleiben, wie sein Divisionär Lannes mit den

geringſten Opfern Tauſende der Gegner zur Ergebung zwang und einige hundert päpſtliche Reiter, denen er, nur von wenigen Offizieren begleitet, begegnete, durch das Kommando, abzuſitzen, verblüffte und entwaffnete. Vergebens, daß die Mönche der Schlüſſelarmee Kampf und Ausdauer predigten, vergebens, daß allerorten Madonnenbilder im Zorn über die Franzoſen die Augen verdrehten, die Krieger des Papſtes wurden dadurch nicht mutiger und der Fall von Rom ſtand in nächſter Ausſicht. Aber Napoleon ging nicht ſo weit. Eine Bedrohung der Hauptſtadt hätte Pius zur Flucht genötigt und das Ende eines Krieges in die Ferne gerückt, den der General nur als Epiſode in dem größeren Kampfe auffaßte und möglichſt bald mit Vorteil zu beendigen wünſchte. Seine politiſche Einſicht, welche weit davon entfernt war, das ſtaatliche Moment der Kirche zu unterſchätzen, wie die Pariſer Direktoren thaten, half ihm dabei weſentlich. Anſtatt den Katholizismus im Keime zu treffen, wie Jene es wünſchten, ließ er dem Papſte in allen geiſtlichen Dingen freie Hand, Rom unbedroht und brachte damit am 19. Februar 1797 zu Tolentino einen Frieden zuwege, welcher materiell und politiſch durchaus vorteilhaft war: Pius entſagte jedem antifranzöſiſchen Bündniſſe, verſchloß ſeine Häfen den Engländern, trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna, ſowie den wichtigen Hafen Ancona an Frankreich ab und zahlte zu den noch ſchuldigen ſechzehn Millionen weitere vierzehn

Wieder einmal hatte Bonaparte gegen den Willen des Direktoriums ſeine eigene Abſicht walten laſſen, ſo wie dort, wo er mit dem Könige von Sardinien eigenmächtig einen Waffenſtillſtand abſchloß. Er hatte offenbar mit Italien andere Pläne als die Herren in der Hauptſtadt. Und welche? Wir ſehen ihn einmal ſich gegen den Vorwurf verteidigen, als wollte er ſich zum Herzog von Mailand oder zum Könige aufwerfen. Vielleicht hat er wirklich daran gedacht und deshalb einen modus vivendi mit dem Papſte geſucht. Wahrſcheinlich aber faßte er ſchon jetzt klar und ſicher die Möglichkeit ins Auge, ſelbſt

einmal an der Seine zu herrschen und dann seinem Szepter mehr Fundament und ein weiteres Terrain zu schaffen als dies den Direktoren gelungen war. Carnot argwohnte in ihm „einen zweiten Cäsar, der nicht säumen werde, über den Rubicon zu gehen, wenn man ihm die Gelegenheit dazu biete“. Thatsache ist, daß von dem Reichtum italienischer Kontributionen nur wenig zur Disposition der Regierung und zur Unterstützung der anderen Armeen gelangte. Dagegen sah es Napoleon nicht ungerne, wenn seine Generale an der Beute ihren Anteil suchten, um sich ihrer Abhängigkeit zu versichern. Sie bargen ihre Schätze heimlich in der Schweiz.

Als Bonaparte in Ancona anlangte, machte die Nähe der Türkei tiefen Eindruck auf ihn. „In vierundzwanzig Stunden — schrieb er nach Paris — kann man von hier nach Macedonien hinüberkommen; der Punkt ist unschätzbar für unseren Einfluß auf die Geschicke des osmanischen Reichs“. Da mochte die Gestalt Alexanders des Großen vor sein inneres Auge getreten sein und dem ehrgeizigen Manne den Prospekt auf eine orientalische Weltherrschaft eröffnet haben, von der das Direktorium damals sich kaum etwas träumen ließ. In ihrem Banne ist er später nach Ägypten gegangen, und erst als er von dort nach Frankreich zurückkehrte, um hier sein Regiment zu begründen, ward in seinen Vorstellungen der gewaltige Macedonier als Vorbild von Karl dem Großen abgelöst. Denn darin eben unterschied er sich von seinen unmittelbaren Vorgängern im Systeme der revolutionären Welteroberung, von den doktrinären Girondisten mit ihren idealen Plänen einer allgemeinen Völkerbefreiung und von den Direktoren mit ihrer planlosen Wühltendenz, daß er seine ehrgeizigen Entwürfe auf dem realen Boden der Geschichte und einer zielbewußten Politik aufbaute. Nur, daß auch er sich nicht aus dem Bannkreise der Revolution zu entfernen vermochte, hat ihn schließlich scheitern lassen.*)

*) Gerade zu der Zeit, als er in rasch drängender Folge seine Siege in Italien errang, schrieb Mallet du Pan an den wiener Hof die denkwür-

Napoleons Ruhm als Feldherr war mit dem Feldzuge von 1796 fest begründet; er hatte sogar den bewunderten Hoche verdunkelt. Aber er wußte sehr gut, daß das französische Volk jetzt weniger für neue Siege als für den Frieden gestimmt und das Direktorium seiner Kriegspolitik wegen verhaßt und angefeindet war. Die Wahlen des neuen Drittels vom Rate der Fünfhundert standen vor der Thüre; niemand zweifelte, daß sie im konservativ-friedlichen Sinne ausfallen und eine Majorität gegen die Direktoren ergeben werden. Wenn es ihm jetzt gelang, Österreich zu einem für Frankreich günstigen Präliminar-Frieden zu nötigen, so stimmte er damit nicht nur die Bevölkerung, welche den 13. Vendémiaire noch nicht vergessen hatte, zu seinen Gunsten, sondern verpflichtete sich auch die Fünfmänner, die mit diesem Frieden in der Hand den Neuwahlen ruhiger entgegensehen konnten. Bonaparte wußte aber auch, welch hohen Wert Österreich auf seine Stellung in Italien legte und daß es sich nicht ohne weiteres auf einen Streich von der Halbinsel verdrängen lassen würde, und wußte auch, daß die Donaumacht längst die Eroberung Venedigs

---

digen Worte: „Jene, welche meinen, die „unvergängliche" Republik werde doch eines Tages zu Ende gehen, haben gewiß recht. Wenn sie aber darunter verstehen, daß dann das übrige Europa sicher sein und daß sich sofort schwarz zu weiß verwandeln werde, täuschen sie sich. Denn auf die gegenwärtige Republik kann eine monarchische oder eine diktatorische Republik folgen, oder was weiß ich? In zwanzig Jahren vermag ein aufständisches Volk für seine Revolution hundert verschiedene Formen zu finden." Mallet du Pan ahnte dabei freilich nicht daß der „revolutionäre Monarch" derselbe Mann sein würde, von dem er jetzt wegwerfend sagte: „Dieser Bonaparte, dieser Knirps mit dem zerzausten Haar, den die Rhetoren der Kammer den „jungen Helden", den „Eroberer Italiens" nennen, er wird seinen Marktschreierruhm, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Füsilladen, seine unverschämten Pasquille zu büßen haben; denn die Erklärungen, welche das Direktorium zu seinem Ruhme drucken ließ, sind nicht ernst zu nehmen. Einzelne Stimmen waren sogar dafür, den „jungen Helden" auf den Revolutionsplatz zu schicken, damit er dort fünfundzwanzig Kugeln ins Gehirn bekomme. Aber als Freund Barras' entging er der Züchtigung seines tollen Benehmens."

plante. Er faßte daher den Gedanken, dem Kaiser Franz bei der ersten Gelegenheit das Landgebiet von San Marco samt seinen Dependenzen in Istrien und Dalmatien für die Lombardei und Belgien anzubieten. Daß es sich dabei um die Vernichtung eines selbständigen neutralen Staates handelte, war für den rücksichtslos vorwärts drängenden Mann kein Hindernis. Hatten denn die Staaten der legitimen Gewalt mit Polen nicht ebenso gehandelt? Von diesem Plane war er offenbar schon erfüllt, als er 1797 den neuen Feldzug begann. Es galt ihm, Österreich möglichst bald, ehe noch die Heere am Rhein unter Hoche und Moreau ihm seine Lorbeeren streitig machen konnten, in eine Situation zu bringen, welche das Angebot annehmbar erscheinen ließ.

Während die österreichischen Verstärkungen noch weit entfernt waren, langten Ende Februar die französischen beim Heere an, und Anfangs März nahm Napoleon die Feindseligkeiten wieder auf. Drei Divisionen unter General Joubert wurden nach Tirol kommandiert um die Flanke zu decken. Mit nur vier anderen, etwa 34 000 Mann, unternahm er selbst den Zug nach dem Frieden. Am 10. März warf er den österreichischen Vortrab an der Piave zur Seite und eilte an den Tagliamento, hinter welchen Erzherzog Karl das Gros seiner Armee zurückgezogen hatte. Vor der Übermacht retirirten die Österreicher auf Udine und Cividale und endlich bis zum Isonzo, wo sie die rheinischen Truppen erwarten wollten. Aber auch diese Position war nicht mehr zu halten, als nach ungenügender Verteidigung des Ponteba-Passes Tarvis in die Hände Massenas geriet (23. März) und damit die Verbindung mit dem Pusterthale abgeschnitten wurde, durch welches die ersehnten Verstärkungen herankommen sollten. Nun war an ernsten Widerstand für's Erste nicht mehr zu denken. In den wenigen Tagen waren die Verluste der Österreicher, namentlich an Gefangenen, geradezu außerordentliche gewesen und was der Erzherzog noch zur Verfügung hatte, kaum 15 000 Mann, die er zuerst nach Klagenfurt, dann auf der Wiener Straße gegen Norden führte. Nun schien Bonaparte der passende Augenblick

gekommen, mit dem Anſinnen des Friedens hervorzutreten. Am 31. März ſchrieb er aus Klagenfurt einen Brief an den Prinzen, den er ſelbſt als „philoſophiſch“ bezeichnet hat. Er wies darin auf den Verſuch des Direktoriums hin, Frieden mit Öſterreich zu machen, der durch England vereitelt worden ſei. „Giebt es alſo keine Hoffnung, uns zu verſtändigen und müſſen wir wirklich fortfahren, uns nur für die Intereſſen und Leidenſchaften einer dem Kriegsübel ſelbſt ferne bleibenden Nation zu erwürgen? Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne ſo nahe ſtehen und erhaben ſind über die kleinen Schwächen der Miniſter und Regierungen, ſind Sie entſchloſſen, ſich den Titel des Wohlthäters der Menſchheit, des wahren Erretters von Deutſchland, zu verdienen? Was mich betrifft, ich würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiermit zu machen die Ehre habe, das Leben eines einzigen Menſchen retten könnte, ſtolzer ſein auf die damit erworbene Bürgerkrone als auf den traurigen Ruhm, der aus kriegeriſchen Erfolgen erwächſt.“ Um dieſen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, hieß er Maſſena die Päſſe von Neumarkt nehmen, wobei allerdings viel mehr als „das Leben eines einzigen Menſchen“ zu Grunde ging, und ſo weit im Murthal vorrücken, bis er bei St. Michael und Leoben dem Gegner die letzten Kommunikationen mit dem Weſten unterbinden konnte. Am 7. April war dieſe Aufgabe gelöſt; Maſſena rückte in Leoben ein.

Erzherzog Karl hatte den Brief Napoleons ſofort Thugut mitgeteilt. Auch dieſer wollte nicht ohne militäriſchen Rückhalt in die Unterhandlungen mit einem Feldherrn eintreten, der ſich vielleicht ſchon allzuweit vorgewagt. Freiwillige wurden zu Tauſenden angeworben, die ungariſche Inſurrektion aufgeboten, Anſtalten zur Verteidigung Wiens getroffen, als der Miniſter ſeine Vertrauensmänner nach Leoben ſandte. Hier, auf dem Schloſſe Göß, kam es dann zwiſchen General Merveldt und Marcheſe Gallo einerſeits und Napoleon andrerſeits zu Beſprechungen, in welchen dieſer ſeinen Haupttrumpf, das Feſtland von Venedig gegen Mailand

und Belgien ausspielte. Das Anerbieten machte in Wien tiefen Eindruck. Inmitten der zum Frieden drängenden Adels- und Hofparteien, von Rußland nicht unterstützt, von England vergebens auf das Erscheinen einer Flotte in der Adria und auf reichere Subsidien vertröstet, von Preußens Vergrößerungsabsichten überzeugt, nahm Thugut zögernd den Vorschlag Bonaparte's an. Die Erwerbung des längst ersehnten Landes erschien ihm immerhin als Entschädigung für die Verluste; man hatte doch noch festen Fuß auf italienischem Boden und konnte, bei günstiger Gelegenheit, das verlorene Übergewicht wieder gewinnen. Schwieriger wurden die Verhandlungen, als Napoleon die Abtretung Modenas forderte. Es ward klar, er wollte dem Einfluß Franz II. auf Mittelitalien mit der Ogliolinie oder, wenn es gelang, mit der Etsch eine definitive Grenze ziehen. Thugut dagegen suchte Modena seinem Fürsten und dem Hause Habsburg zu erhalten und durch eine Linie, welche vom Iseosee den Oglio entlang an den Po und das Enzathal aufwärts bis an die Küste von Massa und Carrara reichte, den politischen Machtbereich Frankreichs gegen die Halbinsel abzugrenzen. Der diplomatische Kampf entschied gegen Österreich; Modena wurde und blieb republikanisch. Am 18. April 1797 ward der Friede im Eggenwaldschen Garten zu Leoben unterzeichnet. Es war lediglich ein Präliminarvertrag, der zwar die Grundlagen der Vereinigung enthielt, bei weiteren Verhandlungen jedoch immerhin in einzelnen Punkten verändert werden konnte. Wie er jetzt lautete, setzte er neben der Abtretung des österreichischen Gebietes von Mailand und des Herzogtums Modena an den neuen lombardischen Freistaat und der Überlassung Belgiens an Frankreich, den Anfall des venezianischen Festlandes bis zum Oglio samt den Dependenzen am Ostufer der Adria an Österreich und die Entschädigung der Markusrepublik durch die drei ehedem päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna in geheimen Artikeln fest.

Eben als Napoleon seinen Namen unter das Schriftstück setzte, welches den Waffen Ruhe gebot, errang Hoche am Rhein einen

bedeutenden Vorteil über die Österreicher und drang weit ins deutsche Land hinein vor. Aber diese Siege kamen zu spät. Bonaparte hatte sie überflüssig gemacht, vorausgesetzt, daß die Direktoren ihre Zustimmung zu einem Vertrage gaben, den abzuschließen er im Grunde gar keine Vollmacht gehabt. Er hatte in einem begleitenden Schreiben den blos vorläufigen Charakter desselben zu betonen gewußt und für den häßlichen venezianischen Handel, der sein eigenstes Werk gewesen war, den Österreichern die Initiative zugeschoben, so daß die Regierung, welche sich mit dem mächtigen General nicht verfeinden mochte, keinen Widerspruch erhob. Sie ratifizierte den Frieden und stellte nur die eine bestimmte Forderung an ihn: er solle, da das Vorgehen gegen Venedig dem Grundsatze der Selbstbestimmung zuwiderlaufe, weitere Unternehmungen gegen den Freistaat unterlassen. Die Mahnung kam zu spät. Eine Woche vorher (1. Mai) hatte Napoleon dem Senate der Lagunenstadt den Krieg erklärt. Freilich, das hatte er dem Direktorium verschwiegen, daß er es in Leoben auf sich genommen, den Österreichern das venezianische Land zu schaffen und zu diesem Zwecke sogleich nach dem Abschluß des Vertrages in offener Feindseligkeit gegen die Markus-Republik vorzugehen.

Den Anlaß dazu hatte er selbst von langer Hand vorbereitet. Man irrt nicht, wenn man, trotz seiner eigenen anders lautenden Mitteilung, annimmt, daß er, als er nach Innerösterreich vordrang, die demokratische Revolution auch in den venezianischen Städten gegen das aristokratische Staatsregiment ins Werk richtete. In der That, die „Patrioten“ erhoben sich. Nur war die Folge, daß sich die regierungsfreundliche Landbevölkerung gegen die Aufständischen wandte und daß mehrfach französische Soldaten, die an der Empörung offen teil genommen, getötet wurden. So kam es in Verona zu einer Gegenrevolution, welche Demokraten und Franzosen das Leben kostete und nur durch die kräftige Intervention der französischen Garnison unterdrückt werden konnte. Später ereignete sich im Hafen von Venedig

ein Kampf zwischen einem französischen und einem venezianischen Kriegsschiffe, wobei der Kapitän des ersteren erschossen wurde. Darauf erfolgte dann Napoleons Kriegserklärung gegen den Dogen. Eine von einem französischen Geschäftsträger offen unterstützte demokratische Bewegung in der Lagunenstadt that das ihrige dazu. Am 15. Mai mußte der „große Rat" abdanken, und von den „Patrioten" wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, welche die der Regierung noch zur Verfügung stehenden Truppen sofort entließ und mit Napoleon ein Abkommen traf, wonach dieser für fünf Millionen Francs und eine Anzahl von Kriegsschiffen sich zu beruhigen und der Republik den Schutz seiner Waffen versprach. (16. Mai 1797.) Wie wenig Ernst es ihm aber mit dieser Beschützerrolle war, beweist der Umstand, daß er kurz nachher dem Marchese Gallo, der von Thugut zur Unterhandlung des Definitivfriedens nach Mailand geschickt worden war, auch noch die Stadt Venedig anbot, wenn Jener die österreichische Grenze vom Oglio an die Etsch zurückziehen wollte. (24. Mai 1797.) Um die Venezianer sicher zu machen, schrieb er zwei Tage später an die neue Municipalität: „Jedenfalls werde ich alles thun, was in meiner Macht steht, um Euch zu beweisen, wie sehr ich die Erstarkung Eurer Freiheit wünsche und wie gerne ich das arme Italien, nunmehr ruhmbedeckt und jeglichen fremden Einflusses ledig, wieder auf der Weltbühne erscheinen und unter den großen Nationen den Rang einnehmen sehen möchte, zu dem es durch seine Natur, seine Lage und seine Bestimmung berufen ist." Dagegen hieß es in einem Berichte an das Direktorium vom Tage darauf: „Venedig, welches seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und des Emporkommens von Triest und Ancona im Niedergange begriffen ist, wird wohl schwerlich die Schläge überdauern, die wir ihm beigebracht Diese elende, feige, keineswegs für die Freiheit gemachte Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser — es erscheint nur natürlich, daß wir sie denen überlassen, denen wir ihr Festlandsgebiet übergaben. Wir werden alle Schiffe fortnehmen, das

Arsenal ausräumen, die Kanonen wegführen, ihre Bank zugrunde richten. Auch Corfu und Ancona behalten wir für uns.“ Die stolze Stadt mußte erst verbluten, bevor man den Cadaver an Österreich überlieferte.

Es war fraglich, ob die Wiener Regierung, welche vor Allen nach den drei päpstlichen Legationen verlangte, die neue Proposition Napoleons annahm. Unterdes aber begannen sich in Paris Dinge abzuspielen, die Bonaparte's Haltung notwendig beeinflußten, in die er persönlich eingriff und die dann auch wieder auf die auswärtigen Verhältnisse zurückwirkten.

Die Neuwahlen in Frankreich hatten im April 1797, wie vorauszusehen war, ein dem Direktorium durchaus ungünstiges Resultat und alsbald im Rate der Fünfhundert und im Rate der Alten eine gemäßigte Majorität ergeben. Zur selben Zeit hatte ein neuer Director einzutreten gehabt. Das Los war auf Barthélemy gefallen, der nun mit dem ähnlich gemäßigt Gesinnten Carnot den Barras, Rewbell und Lareveillère gegenüber eine konservative Minderheit bildete. Es dominierte demnach im Direktorium das jakobinisch-demokratische, in den Kammern das konservativ-royalistische Element. Der Gegensatz verschärfte sich mit jedem Tage. Ein Konflikt war unvermeidlich. Heute griff die oppositionelle Majorität die jämmerliche Finanzpolitik der Regierung an, welche trotz eines zweifachen Bankrotts sich mühselig fortfristete, morgen bekämpfte sie ihr Vorgehen gegen Priester und Emigranten, dann ihre Kolonialverwaltung, ihre Handelspolitik und endlich auch die auswärtige Politik, die immer mehr den Charakter der revolutionären Propaganda enthüllte und ihr Ziel in der Republikanisierung Europas deklarirte. Offen klagte man das Direktorium an, den grenzenlosen Krieg zu verfolgen, weil es die Truppen daheim nicht ernähren könne. Der Selbstmord einiger Seeoffiziere, die sich aus Hunger töteten, machte tiefen Eindruck. Namentlich das Vorgehen in Italien wurde hart getadelt, und besonders dasjenige

gegen Venedig. Es ward dem Direktorium von der oppositionellen Rechten vorgeworfen, daß es Kriegserklärungen erlasse ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Kammern einzuholen, sich ebenso verfassungswidrig in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten einmische und auf solche Art systematisch den definitiven Frieden hintertreibe.

Bonaparte, der sich hierdurch persönlich getroffen fühlte, nahm sich der Mehrheit des Direktoriums gegen die Majorität der Kammern an. Am 14. Juli, dem Gedächtnis des Bastillesturmes zu Ehren, erließ er ein Manifest an seine Armee, welches eine förmliche Fehdeerklärung an die Parteigegner enthielt. „Soldaten" — hieß es darin — „ich weiß, daß Ihr tief ergriffen seid von dem Unglück, welches dem Vaterlande droht. Aber das Vaterland kann keine ernste Gefahr laufen. Die Männer, die ihm zum Triumph über das vereinte Europa verholfen haben, sind zur Stelle. Die Berge, die uns von Frankreich trennen, Ihr würdet sie mit dem Fluge des Adlers übersteigen, wenn es gälte, die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Soldaten, die Regierung wacht über den Gesetzen, die ihrem Walten anvertraut sind. Sobald die Royalisten sich nur zeigen, haben sie ihr Leben verwirkt. Seid ohne Sorge und laßt uns bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit fielen, laßt uns auf unsere neuen Fahnen schwören: unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und denen der Verfassung des Jahres III!" Der Aufruf fand ein Echo in allen Garnisonen seiner Armee, wo die einzelnen Abteilungen in Adressen an das Direktorium ihre treue republikanische Gesinnung aussprachen. Außerdem verfaßte Bonaparte einige Denkschriften, die, eben so meisterhaft als unwahr, seine Politik gegen Venedig rechtfertigen sollten. „Ich prophezeihe Euch", ruft er den oppositionellen Kammerrednern zu, „und ich spreche im Namen von 80000 Mann: die Zeit, da feige Advokaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotinieren ließen, ist vorbei!" Und Bonaparte war nicht der

Mann, der ſichs bei Worten genügen ließ. Er ſandte ſeinen General Augereau mit den Adreſſen der Diviſionen nach Paris und ſtellte ihn Barras und ſeinen beiden Kollegen für ihre Verteidigung zur Verfügung. Kaum dort angelangt, wurde derſelbe zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt. Überdies leiſtete Napoleon den drei Direktoren noch einen beſonderen Dienſt. In Venedig war ihm einer der Hauptagenten der Bourbons, Graf d'Antraigues, in die Hände gefallen. Dieſer machte in einer Unterredung Andeutungen über Generał Pichegrus Beziehung zu dem Bourbonenprinzen von Condé im Jahre 1795, Enthüllungen, welche jetzt um ſo wertvoller erſchienen, als Pichegru einer der Führer der Majorität und Präſident der „Fünfhundert“ geworden war. Napoleon brachte d'Antraigues durch Verſprechungen oder Drohungen dazu, dieſe Mitteilungen niederzuſchreiben, und bald wanderte das Schriftſtück nach Paris, wo es den drei Direktoren als wichtige Handhabe und entſcheidender Vorwand zu einem Staatsſtreiche diente, mit welchem ſie ſich am 4. September 1797 (18. Fruktidor) zunächſt ihrer beiden Kollegen Carnot und Barthélemy und überdies einer beträchtlichen Anzahl konſervativer Deputierten entledigten. In die offenen Direktorenſtellen traten zwei entſchieden demokratiſch geſinnte Männer, Merlin aus Douay und François von Neufchateau ein. Der Coup war vollſtändig geglückt. Um ihn zu rechtfertigen wurden Pichegrus vorgebliche Verrätereien mitgeteilt. Der eigentliche Sieger des 18. Fruktidor aber war Bonaparte, ſo wie er der des 13. Vendémiaire geweſen war. In einem Bulletin vom 22. September, dem Jahrestage des Beginnes der Republik, nahm er den Triumph offen für ſich und ſein Heer in Anſpruch. „Soldaten“ — lautet darin eine Stelle — „man hatte Ketten für Euch vorbereitet; ihr habt es gewußt; ihr habt geſprochen; das Volk hat ſich ermannt; es hat die Verräter feſtgenommen; ſchon ſind ſie in Feſſeln geſchlagen.“

Sein Ansehen bei der Regierung stand höher denn je. Augereau, der sich bei dem Staatsstreiche für die leitende Hand gehalten hatte, während er doch nur Werkzeug gewesen war, wurde durch die Verleihung des Oberbefehls über die Rheinarmee vom Schauplatze entfernt. Hoche, der einzige nennenswerte Rivale des Korsen, starb in dieser Zeit an einem akuten Lungenübel. Die Alpenarmee wurde mit der italienischen vereinigt und damit die Streitmacht Napoleons um ein Beträchtliches vermehrt. Die Royalisten waren besiegt, die Gemäßigten zur Unthätigkeit verurteilt, das neue Direktorium, dem General zu Dank verpflichtet, vermied es, ihm nachhaltig entgegenzutreten. „Man hat mir vorgeworfen, den Staatsstreich vom 18. Fruktidor begünstigt zu haben" — äußerte er einige Jahre später im Gespräche — „das ist gerade so, als ob man mir vorwürfe, die Revolution überhaupt unterstützt zu haben. Man mußte eben die Revolution ausnützen und Vorteil aus dem Blute ziehen, welches sie vergossen hatte. Wie? sich freiwillig und unbedingt den Bourbons überliefern, die uns unser Mißgeschick seit ihrem Abgange fortwährend an den Kopf geworfen und uns mit der Notwendigkeit ihrer Rückkehr den Mund geschlossen haben würden? unsere siegreiche Fahne mit der weißen vertauschen, die sich nicht gescheut hatte, sich unter die Feldzeichen der Feinde zu mischen? und endlich, ich selbst mich mit ein paar Millionen und mit dem Herzogstitel begnügen?*) Fürwahr, die Rolle eines Monk ist nicht schwer zu spielen, sie hätte mir weniger Mühe gemacht als der ägyptische Feldzug und selbst als der 18. Brumaire; gewiß, ich hätte im Notfalle die Bourbons auch ein

*) Wie Pichegru, war auch Bonaparte von den bourbonischen Agenten umworben worden. Der Prätendent hatte ihm einen eigenhändigen Brief geschrieben, und im Dezember 1796 war ihm, im Fall er sich für die angestammte Monarchie erklärte, der Titel eines Herzogs, das erbliche Vizekönigtum über Korsika und der Marschallsstab von Frankreich versprochen worden. Die Kurzsichtigen hatten freilich keine Ahnung, daß, was sie hier boten, schon längst aufgehört hatte, den Ehrgeiz Napoleons zu fesseln.

zweites Mal zu depossedieren gewußt, und der beste Rat, den man ihnen hätte geben könnten, war, sich meiner zu entledigen.“ Wie genau stimmt es zu diesem Bekenntnis, was schon in demselben Jahre aufmerksame Beobachter über ihn zu sagen wissen. Einer seiner alten Freunde, der Kriegskommissär Sucy, schreibt im August 1797: er kenne bei Bonaparte kein Halten, es wäre denn auf dem Throne oder auf dem Schafott. Und der erwähnte Graf d'Antraigues sagt in einem Berichte aus dem September: „Dieser Mann will Frankreich unterjochen und durch Frankreich Europa. Gäbe es einen König in Frankreich, und er selbst wäre dieser König nicht, so wollte er ihn doch eingesetzt haben, wollte dessen Rechte auf der Spitze seines Degens balancieren, diesen Degen niemals weglegen, um ihn dem Monarchen in den Leib zu stoßen, wenn er einen Augenblick aufhörte, ihm unterthänig zu sein.“

Schon die äußere Art seines Auftretens trug den Stempel unabhängiger Gewalt. Auf Schloß Montebello bei Mailand hielt er Hof gleich einem Fürsten. Gleich einem solchen empfing er die Gesandten Österreichs, Neapels, Piemonts. Ja selbst seine Mahlzeiten nahm er, mit wenigen Auserwählten, öffentlich, einem neugierigen Publikum zur Schau, ein wie ein Monarch. Und wie ein Monarch verhandelte er jetzt den Definitivfrieden mit der Donaumacht nach seinen eigenen Entwürfen und keineswegs im Sinne der Pariser Regierung. Diese versuchte es zwar, Bonaparte ihren demokratischen Doktrinarismus zur Richtschnur anzuweisen, Italien völlig zu revolutionieren und den Kaiser gänzlich daraus zu verdrängen. Aber Jener wies dieses Ansinnen als unpraktisch mit solcher Entschiedenheit und unter Androhung seiner Demission zurück, daß auch jetzt dem Direktorium nichts übrig blieb, als seinem Willen freien Lauf zu lassen. Seine Zuschriften, die er an das auswärtige Amt in der Hauptstadt richtete, sind in einem durchaus überlegenen und belehrenden Tone gehalten. In einer der bemerkenswertesten, vom 7. Oktober 1797, die er an Talleyrand, den neuen Minister des Äußern

adreſſiert, heißt es: „Ihr kennt dieſe italieniſchen Völkerſchaften ſehr wenig. Sie verdienen nicht, daß man für ihre Unabhängigkeit 40 000 Franzoſen opfert. Ich erſehe aus Euern Briefen, daß Ihr von einer falſchen Annahme ausgeht: Ihr bildet Euch ein, die Freiheit ſei im Stande, ein weichliches, abergläubiſches, hanswurſtiges (pantalon), feiges Volk zu großen Dingen anzuregen. Der eigentümliche Charakterzug unſerer Nation iſt, daß ſie im Glück viel zu hitzig vorgeht. Legen wir allen unſeren Handlungen die wahre Politik zu Grunde, die nichts anderes iſt als die Berechnung der Umſtände und Möglichkeiten (le calcul des combinaisons et chances), ſo werden wir auf lange hinaus die große Nation und der Schiedsrichter Europas ſein. Ich ſage mehr: wir halten die Wage des Weltteils in unſeren Händen, wir werden ſie ſteigen oder ſinken laſſen nach unſerem Belieben, und, wenn das Geſchick es will, ſehe ich keine Unmöglichkeit darin, daß man in wenig Jahren zu den großen Ergebniſſen gelangt, welche heute noch eine erhitzte und begeiſterte Phantaſie in unſicheren Umriſſen erblickt, die aber ein äußerſt kalter, beharrlicher und berechnender Mann wirklich erreichen wird.“

Bald bekam auch der Wiener Hof dieſes Übergewicht und die überlegene Haltung Bonapartes zu fühlen. Thugut hatte ſich bereit erklärt, von den Präliminarien des Aprilvertrages abzuweichen, allerdings in der Abſicht, um das Machtgebiet Öſterreichs in Italien durch die Legationen zu vergrößern. Damit hatte er gefehlt. Napoleon freilich war willig darauf eingegangen, den vorläufigen Frieden zu verändern, aber nur, um Öſterreichs Einfluß noch mehr zu ſchwächen. Daher ſein Anerbieten der Stadt Venedig und der Etſchgrenze im Mai. Thugut hatte dann allerdings dieſes Anſinnen weit von ſich weggewieſen. Aber es half ihm nichts, daß er den General monatelang hinhielt, offenbar in der Hoffnung, ein Sieg der gemäßigten Partei in Paris werde auch in der auswärtigen Politik Frankreichs eine größere Mäßigung herbeiführen, nichts, daß er in dem Grafen Ludwig Cobenzl den geſchickteſten Diplomaten, über

welchen der Kaiserstaat zu jener Zeit verfügte, zu den Verhandlungen mit Bonaparte nach Udine schickte: wie die Verhältnisse im September sich gestaltet hatten, bei der Isolierung Österreichs und bei dem Überwiegen der Friedenspartei am Kaiserhofe, ließen sich auch die Bedingungen des Präliminarfriedens von Leoben nicht mehr festhalten und man mußte sich den Vorschlägen des Gegners fügen. Es war eine Reihe stürmischer Sitzungen, in welchen der Definitivfriede zu Stande kam. Mit allen Mitteln seines Temperamentes, mit Schmeicheleien und listiger Lockung, mit Drohungen und Schmähungen suchte Bonaparte auf den österreichischen Geschäftsträger zu wirken. Einmal, bei einer Weigerung Cobenzls, hatte er einen förmlichen Wutanfall, warf ein Porzellangefäß zu Boden und stürzte mit Fluchen und Schreien aus dem Sitzungssaale, eine Szene ähnlich denen, die er in späteren Jahren wiederholt und nicht unvorbereitet den Gesandten fremder Mächte gegenüber gespielt hat. Endlich, am 17. Oktober 1797, nachdem die Verhandlungen zweimal dem Bruche nahegekommen waren, wurde in Passariano bei Udine der (aus Campo Formio datierte) definitive Friede unterzeichnet. Belgien und die jonischen Inseln kamen an Frankreich, an Österreich die Stadt Venedig und die Terra Ferma der Republik bis zur Etsch und südlich von dieser das Gebiet zwischen dem Kanal Bianco und dem Hauptarme des Po. Aus den Territorien von Mantua und Mailand, Bergamo und Brescia, Modena und den drei Legationen wurde der cisalpinische Freistaat gebildet, der Herzog von Modena mit dem österreichischen Breisgau entschädigt. Für diesen Verlust, sowie für die gleichfalls abgetretene Grafschaft Falkenstein und das Fricktal im Aargau sollte Kaiser Franz durch das Erzbistum Salzburg und bayrisches Gebiet rechts vom Inn schadlos gehalten werden, wofür sich Frankreich verwenden wollte; dagegen versprach Österreich seine guten Dienste, damit Frankreich bei dem noch abzuschließenden Frieden mit dem Deutschen Reiche den Rhein als Grenze bis Andernach erhalte. Die Reichsangelegenheiten wollte man auf einem besonderen Kongreß, der dem-

nächſt in Raſtatt zuſammentreten ſollte, ordnen. Die dabei in Nachteil geſetzten deutſchen Fürſten ſollten diesſeits des Rheins ihre Entſchädigung finden. Um ſeinen guten Willen zu beweiſen räumte der Kaiſer alsbald die wichtige Feſtung Mainz den Franzoſen ein.

In Wien, am Hofe und in der Bevölkerung, herrſchte Jubel bei der Nachricht von dem erfolgten Friedensabſchluß. Nur wenige weiter blickende Staatsmänner, Thugut vor Allen, beklagten die Bedingungen desſelben als ein Unglück für die Monarchie und glaubten nicht an die Dauerbarkeit der durch ſie geſchaffenen Zuſtände. Der deutſche Kaiſer hatte zur Einſchränkung des Reichsgebietes ſeine Zuſtimmung gegeben, hatte ſich ſelbſt bereit erklärt, das Gut eines geiſtlichen Fürſten zu annektieren, wo doch gerade an dieſen geiſtlichen Reichsſtänden das Kaiſertum der Habsburger ſeinen ſtärkſten Rückhalt fand. Und wenn wenigſtens der öſterreichiſche Staat dafür die gewünſchte Machtausdehnung erlangt hätte; aber man war unerbittlich nach Oſten zurückgedrängt worden. Dagegen hatte Napoleon allen Grund, zufrieden auf ſein gelungenes Werk zu blicken. Wir hören, daß er am Tage der Unterzeichnung ſeiner Freude rückhaltslos Ausdruck gab und den öſterreichiſchen Geſandten gegenüber eine gewinnende Freundlichkeit offenbarte, über die ſein reiches ſchauſpieleriſches Talent ebenſo ſouverän gebot wie über Zorn und Ungeſtüm. Für ihn perſönlich hätte das Scheitern der Unterhandlungen die unerwünſchte Mühſal eines Winterfeldzugs in den unwirtlichen Alpengegenden herbeigeführt, während der glückliche Abſchluß derſelben ihn in den Stand ſetzte, die weittragenden Entwürfe zu verfolgen, die er den Sommer über bei ſich zur Reife gebracht, Entwürfe, wie ſie nur ſelten im gleich weltumfaſſenden Umfange und in ähnlicher zielbewußter Klarheit von einem Manne erdacht worden ſind.

Sechstes Kapitel.

Ägypten.

Als Napoleon unter dem Scheine des hilfsbereiten Bundesgenossen den Vertrag mit der neuen Regierung von Venedig abschloß, war es keineswegs bloß seine Absicht, ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Österreichern auszuliefern gedachte. Er reservirte Frankreich einen Teil der venezianischen Erbschaft: die orientalische Machtstellung der alten Republik sollte auf die Franzosen übergehen. Mit venezianischen Schiffen ließ er noch im Mai 1797 den französischen General Gentili die jonischen Inseln okkupieren, wo die Bevölkerung den Abgesandten des gefeierten Generals als Befreier von der lästigen Herrschaft des Löwen von San Marco sympathisch aufnahm. Er hatte damit einen wichtigen Schritt nach dem Orient hin gethan, wo er ein weites Feld für den französischen Einfluß und für seinen Ehrgeiz — vorausgesetzt, daß sich beide deckten — erblickte. Schon im Mai hatte er darauf hingewiesen, daß Frankreich Korfu notwendig behalten müsse. „Korfu und Zante", schrieb er später an Talleyrand, „machen uns zu Herren zugleich des adriatischen Meeres und des Orients. Vergeblich ist es, das türkische Reich erhalten zu wollen; wir werden seinen Untergang noch erleben; die Besetzung der vier jonischen Inseln wird es in unsere Hand geben, dasselbe entweder zu unterstützen oder uns unser Teil daran zu sichern." Es war nur im Sinne dieses Programmes, wenn er von den jonischen Inseln aus sich mit den Griechen, den Mainoten, den Paschas von Janina, Scutari und Bosnien durch geschickte Agenten in Beziehung setzte. Und schon hatte sein weitblickendes Auge neue Objekte erfaßt. Es gehörte längst zu Frankreichs Plänen, die Engländer von ihrem Verbindungswege mit Indien auszuschließen und deshalb so viel Stützpunkte als möglich im mittelländischen Meere zu gewinnen. Darum hat auch Napoleon nach dem Abzuge der britischen Flotte durch General Gentili im Früh-

jahre 1796 Korsika wiedererobern lassen,*) darum ging er im Sommer gegen Genua genau ebenso vor wie gegen Venedig, und ein Vertrag vom 5. Juni 1797 stellte Frankreich die „ligurische Republik“ mit einer neuen demokratischen Verfassung zur unbedingten Verfügung. Endlich am 16. August 1797 schrieb er an das Direktorium: „Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wir fühlen werden, daß wir uns Ägyptens bemächtigen müssen, um England gründlich zu zerstören. Das weitgedehnte türkische Reich, welches mit jedem Tage mehr zergeht, legt uns die Pflicht auf, beizeiten an die Erhaltung unseres Orienthandels zu denken“. Rasch durchmaßen seine Gedanken den Weg nach dem Lande der Pharaonen. „Warum“ — fragte er Talleyrand am 13. September — „sollten wir uns nicht Maltas versichern? Admiral Brueys könnte sehr leicht dort anlegen und sich der Insel bemächtigen. Vierhundert Ritter und ein Regiment von höchstens 500 Mann bilden die ganze Besatzung von Lavalette. Das Volk ist uns geneigt und haßt die Ritter, die nichts zu verzehren haben und im Hunger verkommen. Ich habe ihnen mit Absicht ihre Güter in Italien konfiszieren lassen. Im Besitze der Insel St. Pietro, welche uns der König von Sardinien abtrat, mit Malta und Korfu wären wir die Herren des Mittelmeeres. Wenn es nötig würde im Frieden mit England das Kap der guten Hoffnung zurückzustellen, so müßten wir uns Ägypten nehmen. Man könnte die Expedition mit 25,000 Mann und acht bis zehn Linienschiffen oder venezianischen Fregatten wagen. Ägypten gehört nicht dem Sultan. Ich wünschte, daß Ihr in Paris in Erfahrung brächtet, welchen Eindruck unsere ägyptische Expedition auf die Pforte machen würde.“ Talleyrand ging mit Eifer auf die Entwürfe des Generals ein, in dessen rücksichtsloser Überlegenheit sein durchdringen-

*) Napoleon gewährte den Korsen Amnestie. Nur die Häupter jener Familien nahm er aus, die sich damals als Paolisten gegen ihn gewendet hatten, namentlich Pozzo di Borgo, Peraldi, Bertholam, u. a. Pozzo di Borgo blieb denn auch sein Feind und unermüdlicher Widersacher.

der Geist den künftigen Machthaber erkannt haben mochte. Bei ihm trafen die Gedanken Napoleons auf verwandte Vorstellungen und Entwürfe. Schon vorher hatte er selbst in einem Aufsatz „Über die Gründung neuer Kolonieen", den er im Juli 1797 den Mitgliedern des Nationalinstituts vorlas, auf Ägypten hingewiesen und das Verdienst Choiseuls um die gleiche Idee hervorgehoben*). Überdies hatte der französische Konsul Magallon in Kairo seit einem Jahre in seinen Berichten immer von den Vorteilen einer ägyptischen Expedition geredet. Deshalb kam jetzt der Minister Bonaparte entgegen, indem er auf dessen Vorschläge einging und auch seinerseits die Wichtigkeit der französischen Herrschaft im Mittelmeer, insbesondere aber am Nil betonte. Ja, er hat sich einmal dem preußischen Gesandten gegenüber gerühmt, selbst der Anreger des Projektes gewesen zu sein.

Ob freilich Napoleon jetzt schon sich selbst zum Führer der ägyptischen Expedition bestimmte, wird man bezweifeln dürfen. Es paßte schlecht zu seinen ehrsüchtigen Entwürfen, sich mit 25000 Mann auf ein entlegenes Abenteuer einzulassen, seinen rasch und voll erworbenen Ruhm in unberechenbaren Aktionen aufs Spiel zu setzen, seine Machtstellung in Frankreich aufzugeben und das Direktorium von der Sorge seines ehrgeizigen Strebens so leichten Kaufes zu befreien. Er hat später die Expedition geleitet, ja, aber nur gezwungen durch Umstände, mit denen er im Herbste 1797 noch nicht rechnete. Denn Ägyptens Eroberung war nur ein einziges Glied in der Kette der Entwürfe, deren letztes Ziel er in einer Proklamation an die Flotte verkündete: „Kameraden, nachdem wir auf dem Festlande den Frieden begründet haben, werden wir uns vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erobern. Ohne euch vermögen wir den

*) Die Idee war älter. Schon Leibniz hatte sie, um den Rhein den Franzosen aus dem Kopfe zu bringen, Ludwig XIV. nahe gelegt. Im Jahre 1738 nahm d'Argenson, der spätere Minister Frankreichs, den Gedanken auf und erwog die Durchstechung der Suezenge. Auch Kaiser Joseph II dachte daran, bei der Teilung der Türkei Frankreich auf Ägypten zu verweisen.

Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Kontinents zu tragen, mit euch werden wir die Meere durchschiffen, und der nationale Ruhm wird die entferntesten Lande erfüllen". Und am Tage nach dem Abschluß des Friedens mit Österreich bezeichnete er in einem Briefe an Talleyrand den gegenwärtigen Augenblick als besonders günstig zur Bekämpfung Großbrittaniens: „Vereinigen wir all unsere Thätigkeit auf die Hebung unserer Marine und zerstören wir England, dann liegt Europa zu unseren Füßen"! Schon ehevor hatte auch das Direktorium eine Landung an der britischen Küste ins Auge gefaßt und Vorbereitungen dazu getroffen. Bonaparte geht darauf ein. Nachdem am 2. November mit der Bestätigung des Friedens zugleich auch seine Ernennung zum Chefgeneral der arméo d'Angleterre in Mailand eingetroffen war, dirigiert er fünfzehn Halbbrigaden der italienischen Armee (30,000 Mann) an den Ozean und läßt Kanonen englischen Kalibers gießen, „damit man sich in Feindesland der englischen Projektile bedienen könne."

Aber viel mehr als diese kriegerischen Vorsätze lag ihm eine andere Sache am Herzen. Nur der militärische Diener des Direktoriums zu sein, hatte er längst verlernt. Es entsprach seinem ganzen Wesen, sich womöglich selbst eine leitende Stelle zu erobern und seine Macht, mit der er bisher im Auslande gewaltet, wenn es anging, in den Mittelpunkt Frankreichs, in die Regierung zu verlegen.

Am 17. November 1797 verließ er sein Hauptquartier in Mailand, um sich zunächst nach Rastatt zu begeben, wo er als erster Bevollmächtigter Frankreichs mit den Gesandten des Kaisers den Frieden mit dem deutschen Reiche unterhandeln sollte. Nur kurze Zeit weilte er in der badischen Stadt — in denselben Gemächern, welche bei einem früheren Kongreß Villars bewohnt hatte — nur so lange bis Cobenzl angekommen war und er mit ihm den Vertrag über die Auslieferung von Mainz unterzeichnet hatte (1. Dezember 1797). Dann reiste er noch in derselben Nacht nach Paris weiter, wohin ihn Barras als Chef des

Direktoriums eingeladen hatte und wohin ihn das Verlangen trieb, seinen Ruhm zu nutzen.

Das Directorium kam ihm äußerlich aufs Liebenswürdigste entgegen. Man gab ihm Feste im Luxemburg-Palast, im Louvre, dessen Wände die italienischen Beutestücke zierten, Vorstellungen im Theater u. dgl. Auch die Bevölkerung schien den Mann des 13. Vendémiaire über dem berühmten Kriegshelden vergessen zu haben und äußerte allenthalben, wenn nicht gerade Sympathie, so doch Interesse und Neugier. In den Schauspielhäusern verlangte das Publikum, welches seine Anwesenheit erfuhr, stürmisch ihn zu sehen; kaum daß er sich den Ovationen entziehen konnte. Das National-Institut erwählte ihn an Carnots Stelle zu seinem lebenslänglichen Mitgliede, und seitdem zeigte er sich nur in dem Ehrenkleide des Gelehrten, um seinen bürgerlichen Sinn zu beweisen. Er trug überhaupt eine schlichte Einfachheit des Wesens und des Benehmens zur Schau, die dem ehrgierigen Manne schwer genug angekommen sein mag. Er bewohnte das bescheidenene Haus seiner Frau in der Rue de Chantereine, die man ihm zu Ehren in Rue de la Viktoire umtaufte, begegnete den vielfachen Aufmerksamkeiten mit berechneter Zurückhaltung und zeigte sich nur selten öffentlich. Seinem alten Freunde Bourrienne, der jetzt sein vertrauter Sekretär geworden war, sagte er darüber: „In Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange unthätig, so bin ich verloren. In diesem Babel drängt eine Berühmtheit die andere. Hat man mich dreimal nur im Theater gesehen, so wird man mich nicht weiter beachten, darum geh ich so selten dahin". Und als ihm Jener bemerkte, es müßte ihm doch schmeicheln, die Menge sich derart nach ihm drängen zu sehen, antwortete er: „Bah, das Volk würde sich ebenso herzu drängen, wenn ich zum Schafott ginge!"

Im Mittelpunkte aller offiziellen Feierlichkeiten stand das prächtige Fest, welches ihm am 10. Dezember 1797 vom Direktorium veranstaltet wurde, um aus seinen Händen die vom

Kaiser Franz ratifizierte Urkunde des Friedens von Campo-Formio entgegen zu nehmen. Alles was Paris an hervorragenden und hochgestellten Persönlichkeiten zählte, war an diesem Tage in dem prächtig dekorierten Hofraume des großen Luxemburg-Palastes versammelt. Minister Talleyrand hielt die Festrede, in welcher er vor allem Napoleons antiken Sinn für Einfachheit, seine Vorliebe für die Wissenschaften, seine Verachtung alles eitlen Glanzes pries und darin die Gewähr dafür erblickte, daß sein Ehrgeiz ihn niemals fortreißen werde. Unter allgemeiner Spannung gab dann Dieser folgendes zur Antwort: „Das französische Volk mußte, um frei zu sein, die Könige bekämpfen. Um eine auf Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, hatte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurteile zu besiegen. Die Verfassung des Jahres III (1795) und Ihr selbst habt über alle diese Hindernisse triumphiert. Religion, Feudalität, Königtum haben seit zwanzig Jahrhunderten nacheinander Europa beherrscht; aber von dem Frieden, den Ihr soeben abgeschlossen habt, datiert die Ära der Repräsentativverfassungen. Ihr habt es erreicht, die große Nation so zu organisieren, daß ihr Gebiet von denen Grenzen umschrieben wird, welche die Natur selbst gesteckt hat. Ihr habt aber noch mehr gethan: die beiden schönsten Länder Europas, einst so berühmt durch Wissenschaften, Künste und hervorragende Männer, deren Wiege sie waren, sehen, von den schönsten Hoffnungen erfüllt, den Genius der Freiheit aus den Grüften ihrer Voreltern emporsteigen. Das sind zwei Piedestale, auf welche durch die Geschicke zwei mächtige Nationen emporgehoben werden. Ich habe die Ehre, Euch den unterzeichneten und vom Kaiser ratifizierten Vertrag von Campo Formio zu übergeben. Wenn einmal das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden."

Dunkel war der Rede Sinn. Namentlich der letzte Satz gab ein Rätsel auf, dessen Lösung nur Einzelne ahnten, indes sich die Übrigen in Vermutungen erschöpften. Also war

Frankreich mit der gepriesenen Verfassung des Jahres III noch nicht „auf die besten organischen Gesetze gegründet“? Nach Bonapartes innerster Überzeugung keineswegs. Vor kurzem hatte er, in einem Briefe vom 19. September, Talleyrand im Vertrauen Mitteilung darüber gemacht und Folgendes geschrieben: „Die Organisation des französischen Volkes ist erst im Entwurfe begonnen (ébauchée). Trotz unserer hohen Meinung von uns selbst, trotz der 1001 Flugschriften, unserer endlosen und geschwätzigen Reden, sind wir noch sehr unwissend in der politischen Wissenschaft. Wir haben noch gar nicht festgestellt, was man unter ausübender, gesetzgebender, richterlicher Gewalt zu verstehen hat. Montesquieu hat unrichtige Definitionen davon gegeben. Nicht etwa daß dieser berühmte Mann dazu nicht im Stande gewesen wäre, aber sein Werk ist, wie er selbst zugiebt, nur eine Art analytischer Betrachtung dessen, was ist und war, eine Zusammenfassung von Reisenotizen und Lesefrüchten; die Begriffsbestimmung von Legislative, Exekutive und Richtergewalt hat er mit besonderer Rücksicht auf England gemacht. Weshalb, in der That, betrachtet man die Rechte, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Steuern zu bewilligen als Attribute der gesetzgebenden Gewalt? Die englische Verfassung hat allerdings vernünftigerweise dem Hause der Gemeinen eines dieser Attribute erteilt. Da diese Verfassung nun einmal nur aus Privilegien zusammengesetzt ist — ein schwarzer Plafond von Gold eingefaßt — und da das Haus der Gemeinen schlecht und recht die Nation repräsentiert, so ist es nur billig, daß es dieselbe auch besteuere; es ist dies der einzige Damm, den man dort dem Despotismus und der Unverschämtheit der Höflinge entgegenzusetzen hatte. Aber in einem Staate, wo alle Gewalt vom Volke ausgeht, wo das Volk selbst der Souverän ist, warum legt man da der Gesetzgebung Attribute bei, die ihrem Wesen im Grunde fremd sind? Hier müßte die Regierungsgewalt in dem ganzen Umfange, den ich ihr einräume, als der wahre Vertreter der Nation betrachtet werden, welcher nach den Bestimmungen der Ver-

faſſungsurkunde und der organiſchen Geſetze herrſcht. Dieſe Regierungsgewalt hätte ſich in zwei wohlunterſchiedene Behörden zu teilen, von denen eine lediglich überwacht und nicht handelt und der die zweite, d. i. was wir heute Exekutive nennen, ihre Maßnahmen gleichſam zur Legaliſierung vorzulegen hätte. Jene erſte Behörde wäre in Wahrheit der große Rat der Nation; ihm hätte alles zuzufallen, was heute noch an Verwaltung und Geſetzausführung der Legislative verfaſſungsmäßig vorbehalten iſt. Auf dieſe Weiſe würde die Regierung aus zwei vom Volke ernannten Behörden beſtehen, von denen in die eine, ſehr zahlreiche, nur ſolche Männer zugelaſſen werden könnten, welche bereits ein Amt bekleidet und ſich dadurch eine gewiſſe Reife in Regierungsſachen erworben hätten, während die geſetzgebende Gewalt dann nur die organiſchen Geſetze zu machen oder abzuändern hätte, wenn auch nicht in zwei oder drei Tagen, wie man jetzt thut; denn ein zur Ausführung gelangtes organiſches Geſetz kann man, meiner Meinung nach, nicht vor vier oder fünf Monaten Beratung verändern. Dieſer geſetzgebende Körper, ohne Rang in der Republik, ohne Leidenſchaft, ohne Augen und Ohren für das, was ihn umgiebt, hätte keinen Ehrgeiz mehr, würde uns nicht mehr mit tauſend Gelegenheitsverordnungen überſchwemmen, die ſich durch ihre Abſurdität immer ſelbſt wieder aufheben, und uns nicht bei all unſeren dreihundert Geſetzesfolianten zu einer Nation ohne Geſetze machen".

Dieſe Ausführungen — Napoleon nennt ſie ſeinen Code complet de politique — ſind vom höchſten Intereſſe. Sie beweiſen nicht nur ſeine Unzufriedenheit mit den herrſchenden Verhältniſſen, man bemerkt auch, daß über die Beſchaffenheit der eigentlichen Exekutive kein Wort verloren iſt: das war und blieb vorerſt ſein eigenſtes Geheimnis. Der Brief iſt, wie geſagt, an Talleyrand gerichtet, der ihn im Vertrauen Sieyès, dem großen Doktrinär und Verfaſſungsdichter, zeigen ſoll. Beide waren ebenſo wenig Anhänger der gegenwärtigen Konſtitution, wie der 29jährige Bonaparte, den namentlich der Artikel 134 — Directoren

müssen vierzig Jahre alt sein — zu ihrem Feinde machte.*) Sie umzustürzen, kam Alles nur auf günstige Umstände an. Fanden sich diese im Winter 1797 auf 1798 vor, dann war auch Napoleon jetzt schon bereit, den Staatsstreich gegen Direktorium und Verfassung auszuführen Als mitten in der Feierlichkeit des 10. Dezember ein Neugieriger vom Dach des Palastes zu Boden stürzte, deutete man das traurige Ereignis auf den kommenden Fall der Regierung.

Diese Letztere that jedoch alles, um das gute Einvernehmen mit Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Direktoren zogen ihn zu den entscheidenden Beratungen über die auswärtigen Verhältnisse heran und gaben seinen Winken mehr oder weniger bereitwillig Raum Als im Kirchenstaat Ende Dezember 1797 die demokratischen Elemente der Bevölkerung unter französischem Schutz einen Aufstand wagten, den die päpstlichen Truppen mit Gewalt unterdrückten und als bei dieser Gelegenheit General Duphot erschossen wurde, ergriff das Direktorium im Einvernehmen mit Bonaparte diese Gelegenheit, gegen die kirchliche Herrschaft vorzugehen. Berthier erhielt von Napoleon Befehl in Rom einzurücken, wo Pius VI. seiner Regierung verlustig erklärt und ein republikanisches Regiment eingesetzt wurde (15. Februar 1798). Ob freilich Bonaparte bis zur Absetzung des Papstes gehen wollte, wird mit Recht bezweifelt. Hier wird die Strömung im Direktorium überwogen haben. — Als die föderalistisch gesinnte Regierung der batavischen Republik sich den Lasten an Geld und Schiffen, welche das Bündnis mit Frankreich ihr auferlegte, nicht mehr gewachsen fühlte, da trat der französische Gesandte offen für die demokratischen Centralisten ein, welche durch einen Staatsstreich, ähnlich dem des 18. Fruktidor, ans Ruder gelangten und sich dem Pariser Direktorium unbedingt zur Verfügung stellten. (22. Januar 1798.)

---

*) Nach dem Zeugnis des Fürsten Johann Liechtenstein, der ihm in Udine begegnet war, sah er allerdings damals schon wie ein Vierziger aus.

Joubert, der Günſtling Bonapartes, erhielt den Oberbefehl auch über die holländiſchen Truppen. — Beſonders deutlich aber tritt Napoleons Einfluß in dem Verhältnis zur Schweiz hervor. Noch in Italien hatte er das Veltlin von Graubündten losgelöſt — „da nach dem Völkerrechte der neuen Freiheit kein Volk der Unterthan eines andern ſein könne“ — und zur cisalpiniſchen Republik geſchlagen. Der Friede mit Öſterreich hatte ihm das zum Kanton Aargau gehörige Frickthal überliefert. Sein Wunſch ging nun nach einer Straße durch Wallis, welche Frankreich mit der Lombardei verband. Das war erreichbar, wenn es gelang, die Schweiz gleich Batavien und Cisalpinien in den Kreis abhängiger Republiken einzufügen, mit denen ſich Frankreich umgeben und gegen das übrige Europa decken ſollte. So wurden auch in der Schweiz die demokratiſchen Elemente gegen das ariſtokratiſche Patrizierregiment unterſtützt und damit dasſelbe Mittel in Anwendung gebracht, welches ſich in Holland und Venedig, in Rom und Mailand und Genua ſo wirkſam gezeigt hatte. Als die Waadtländer Demokraten franzöſiſchen Schutz gegen die Berner Regierung anriefen, kam ihnen das Direktorium bereitwillig entgegen und beauftragte ſeine diplomatiſchen Agenten in den Hauptſtädten der Schweiz, die aufſtändiſche Bewegung nach Kräften zu ſchüren. Mit dem Führer der demokratiſchen Centraliſten, Ochs in Baſel, hatten Bonaparte und Rewbell einen förmlichen Revolutionsplan verabredet. General Brune rückte in das Berner Gebiet ein, trennte unter der Maske des Befreiers die Gegner, um ſchließlich am 5. März 1798 ſich Berns zu bemächtigen und den „Berner Schatz“ an 25 Millionen Franken, reiche Vorräte und Kriegsmittel dem Direktorium auszuliefern. Der neuen „helvetiſchen Republik“ wurde dann ein drückendes Bündnis mit der franzöſiſchen auferlegt. Die Schweiz war ein Klientelſtaat Frankreichs geworden. Von dem erbeuteten Gelde floſſen drei Millionen in Napoleons Kriegskaſſe, um dem Unternehmen gegen England zu dienen.

Aber so groß das Entgegenkommen auch war, mit welchem die Directoren dem siegreichen General Einfluß auf die Geschäfte einräumten, eine feste, leitende Stelle, die dieser Einwirkung auf den Gang der Dinge entsprochen hätte, war damit nicht verbunden. Bourrienne weiß zu erzählen, er habe damals trotz der Verfassung Aufnahme ins Directorium geheischt, dieselbe aber nicht erlangen können Wir erfahren von englischen Berichterstattern und von dem Publizisten Mallet du Pan, daß Barras ihm die Diktatur verschaffen wollte, um dem Drängen der Jakobiner zu widerstehen, die seit dem 18. Fructidor der Regierung ebenso gefährlich wurden, wie vorher die Gemäßigten. Möglich, daß, wie man sagte, die Zusammenziehung von großen Truppenmassen nicht so sehr dem Unternehmen gegen England als der Gründung dieser Diktatur dienen sollte. Es kam darüber zu unerquicklichen Scenen im Directorium, von denen etwas in die Bevölkerung gedrungen zu sein scheint, denn der preußische Gesandte weiß zu erzählen, das leichtfertige Volk der Pariser habe bereits die Frage aufgeworfen, was der General so lange in der Hauptstadt mache und warum er sich nicht gegen England einschiffe. So war Napoleon nicht allein von der Regierung ferngehalten worden, er lief auch noch Gefahr, die Glorie seiner Triumphe in Alltäglichkeit verfließen zu sehen und seine Popularität einzubüßen, wenn er noch länger unthätig blieb. Von einem erfolgreichen Staatsstreiche konnte jetzt nicht die Rede sein, das sah er ein. Waren auch die Directoren verhaßt beim Volke, so war er selbst doch noch lange nicht so beliebt, um zu einem Kampfe mit Jenen Boden genug zu finden. Er mußte vor Allem bedacht sein, „seinen Ruhm warm zu halten", wie er selbst sagte. Dazu erschien ihm aber die Landung in England bei den unzulänglichen Marineverhältnissen Frankreichs doch als ein allzu gewagtes Unternehmen. Er ist ihr auch später, im Jahre 1805, gerne aus dem Wege gegangen, als sich ein anderer Schauplatz zur Entfaltung seiner Macht darbot. Viel lieber kam er auf seine orientalischen Pläne zurück. „Ich will nicht hier bleiben", sagte er zu Bour-

rienne, „es giebt hier nichts zu thun. Ich sehe, wenn ich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt sich hier ab; schon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieses kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen; dort ist der Ursprung aller Macht und Größe.*) Ich will übrigens eine Inspektionsreise an die Nordküste machen, um mich zu überzeugen, was man wagen kann. Erscheint mir der Erfolg einer Landung in England zweifelhaft, wie ich fürchte, so wird die englische Armee zur orientalischen gemacht, und ich gehe nach Ägypten."

Die beabsichtigte Reise an die Küste wird am 8. Februar 1798 angetreten. Sie ist bald beendet. Bonaparte überzeugt sich leicht von der momentanen Unausführbarkeit des Unternehmens und sucht nach seiner Rückkehr auch dem Direktorium die gleiche Überzeugung beizubringen. In zwei Denkschriften vom 23. Februar führt er aus, daß eine Landung in England, ohne Herr des Meeres zu sein, zu den kühnsten und schwierigsten Wagnissen gehöre und, wenn überhaupt, dann nur in langen Nächten, daher nicht vor dem nächsten Herbst bewerkstelligt werden könne. Bis dahin — entwickelt er in einem spätern Gutachten vom 13. April — könnte die Expedition ins Mittelmeer mit dem Zielpunkte Ägypten unternommen werden, welche die Engländer nötigen würde, von ihrer Flotte im Kanal Teile nach Indien und ins Rote Meer zu detachieren. Bis dahin könnten die Rüstungen in den französischen Nordhäfen eine ansehnliche Streitkraft ergeben haben, und es könnte an eine Landung mit 40000 Mann im November oder Dezember gedacht werden. Das Direktorium entschied sich erleichterten Herzens alsbald für die Expedition nach der Levante und stellte Napoleon am 12. April seine, von ihm selbst redigierte Ernennung als Chefgeneral der Orientarmee zu. Er erhielt Vollmacht und Auftrag, sich Maltas und Ägyptens zu

*) Noch in Italien hatte er ähnlich zu Bourrienne gesprochen: „Europa ist nur ein Maulwurfshaufen; es hat stets nur im Orient große Reiche und mächtige Revolutionen gegeben, dort, wo 600 Millionen Menschen leben."

bemächtigen, die Engländer aus ihren Niederlassungen im Osten soweit er sie erreichen mochte, insbesondere aus dem Roten Meere zu vertreiben und den Isthmus von Suez zu durchstechen, um den Franzosen den Besitz dieses Meeres zu sichern. In dem Kommando der direkt gegen England bestimmten Streitkräfte sollte er bis zu seiner Rücklehr substituiert werden. Denn daß er nach der Beendigung der ägyptischen Expedition wieder in das Oberkommando der gesamten gegen England gerichteten Streitkräfte zurücktrat, war selbstverständlich. Noch von Toulon aus apostrophiert er die Expeditionstruppen mit den Worten: „Ihr seid ein Flügel der England-Armee!“ und nennt sich selbst noch in seinen Generalbefehlen vom Ende April: „Chefgeneral der England-Armee“.

Mit einem Eifer, wie ihn seine Umgebung noch niemals an ihm bemerkt hatte, traf er seine Vorbereitungen, und in einem Maßstabe, der den Erfolg verbürgte und den Ruhm des Feldherrn nicht in Zweifel geraten ließ. Jetzt ist es nicht mehr die einfache Expedition, welche 25000 Mann auf wenigen Fregatten leicht durchzuführen vermochten. Mit einer Armee von 40000 der besten Krieger, auf einer der größten Flotten, die Frankreich je ausgerüstet und welche das Übergewicht der Republik im Mittelmeere feststellten sollte, wurde die Orientfahrt unternommen. Ein Stab von hundertundzwanzig Gelehrten, Mechanikern und Ingenieuren, darunter Monge und Berthollet, begleiteten den Feldherrn, um das ferne Land wissenschaftlich auszubeuten, die beabsichtigte Kolonisation anzubahnen und die erforderlichen Wasserwege zu eröffnen. Später sollte Talleyrand folgen, um in direkten Verhandlungen mit der Pforte den Sultan zu überzeugen, daß der Feldzug nicht ihm, sondern nur den Mameluken gelte, die seiner Oberherrlichkeit spottend, Ägypten wie selbständige Fürsten regierten. Auch eine Bibliothek wurde ausgewählt. Ossian und Tasso's „befreites Jerusalem“, Homer und Virgil, Rousseaus „Heloise“ und Goethes „Werther“ fehlten darin nicht. Interessant und

bezeichnend ist, daß die Bibel, der Koran und die Veden zusammen mit Montesquieus Werken unter der Rubrik „Politik" eingestellt wurden. Besonders reichhaltig war die Geschichte vertreten. Natürlich sind Plutarchs Biographieen darunter, ebenso Arrians Alexanderzüge und Raynals „Philosophische Geschichte der beiden Indien". Wir wissen, welch tiefen und nachhaltigen Eindruck das letztere Werk seinerzeit auf Napoleon gemacht hat; die Stelle über Ägypten gewiß nicht zuletzt. Sie lautet: „Beim Anblick dieses Landes, das zwischen zwei Meeren gelegen ist, von denen das eine die Pforte zum Orient, das andere die Pforte zum Occident bildet, faßte Alexander den Plan, den Hauptsitz seines Reiches nach Ägypten zu verlegen und dieses Land zum Mittelpunkt des Welthandels zu machen. Dieser Fürst, der aufgeklärteste aller Eroberer, begriff, daß wenn es ein Mittel gebe, alle Erwerbungen, die er bereits gemacht oder noch zu machen vorhatte, zu einem Staatswesen zu vereinigen, dies jenes Ägypten sei, welches sozusagen von der Natur dazu bestimmt ist, Afrika und Asien mit Europa zu verbinden."

Daß diese großen Entwürfe des Macedoniers Napoleon jetzt besonders lebhaft beschäftigten und zur Nachahmung, zur Überbietung reizten, ist leicht zu erweisen. Seine Phantasie ging ins unermeßlich Weite. Aber wir wissen, wie er sie zügelte. „Ich habe stets zwei Sehnen auf meinem Bogen", pflegte er zu sagen. Und so übersieht er auch jetzt bei aller Größe seiner Konzeptionen nicht das Naheliegende und Erreichbare. Als er von Bourrienne gefragt wurde, wie lange er in Ägypten zu verweilen gedenke, antwortete er: „Wenige Monate oder sechs Jahre; alles hängt von den Ereignissen ab". Und in der That, wie die Dinge lagen, war es nur zu wahrscheinlich, daß binnen „wenigen Monaten" schon ein neuer Krieg auf dem Festlande Europas entbrannte, der der öffentlichen Meinung seinen Namen notwendig ins Gedächtnis zurückführen mußte. Denn durch die Fortschritte der Revolution in Italien, durch die Republikanisierung des Kirchenstaates war man Toskana und Neapel

drohend in die Nähe gerückt, und es war nur zu wahrscheinlich, daß Österreich darauf bedacht sein würde, die verwandten Fürsten und mit ihnen sein eigenes Interesse zu schützen. Die Einmischung in die orientalische Frage mußte Rußland gegen Frankreich aufbringen. Man irrt, wenn man diese Politik als Bonapartes eigenste Veranstaltung bezeichnet. Frankreich war auf die Revolutionierung der Nachbarn schon lange ausgegangen, ehe man dem jungen General noch den geringsten Einfluß auf die Geschäfte eingeräumt hatte.*) Aber es ist sicher, daß er sie jetzt insgeheim befürwortete — immer mit der egoistischen Rücksicht darauf, daß die aus einem Koalitionskriege dem Direktorium erwachsenden Verlegenheiten dieses selbst in Mißkredit bringen, seine Rückkehr geboten erscheinen lassen und sein Ansehen und seine Macht in Frankreich bis zu jener Stufe erhöhen würden, auf der er selbst nach der Herrschaft greifen durfte. Frankreich sollte in Europa geschlagen werden, während er im Orient um seinen Namen frischen Lorbeer wand, das war das Programm seines vaterlandslosen Ehrgeizes. Darum auch die Wegführung der besten Soldaten und Generale. „Ich gehe in den Orient — sagte er zu seinem Bruder Joseph — mit allen Mitteln, die den Erfolg verbürgen. Wenn Frankreich meiner bedarf, wenn die Zahl derjenigen, die wie Talleyrand, Sieyès, Röderer denken, wächst, wenn der Krieg entbrennt und unglücklich geführt wird, dann kehr' ich wieder und bin der öffentlichen Meinung sicherer als jetzt. Ist dagegen die Republik im Kriege glücklich, erhebt sich ein neuer Feldherr wie ich, der auf sich die Hoffnungen des Volkes lenkt, gut, dann werd' ich im Orient der Welt vielleicht doch noch mehr Dienste leisten als er."

*) Schon am 25 Mai 1796 schrieb der scharfsichtige Mallet du Pan nach Wien: „In allen Ländern, die man nicht behalten mag, wird man den Republikanismus säen, sich als Alliierten jedes Staates erkennen, der Frankreichs Beispiel nachahmen will, diese Nachahmung mit allen Mitteln hervorrufen, und man schmeichelt sich, auf solche Weise in kurzer Zeit zu erreichen, was seit 1792 einer der ersten und wichtigsten Zwecke des Krieges war".

Aber noch während er in Paris weilte, traten die ersten Anzeichen der neuen Verwickelung auf dem Kontinent hervor. In Rastatt war der österreichische Gesandte der Forderung des Direktoriums nach dem ganzen linken Rheinufer entgegen getreten, und in Wien hatte Bernadotte der Vertreter Frankreichs, die leitenden Kreise brüskiert und die Bevölkerung zu einem Auflauf gereizt, der seine Abreise zur Folge hatte. Die Lage schien ernst. Der Krieg drohte. Napoleon zauderte und verschob seine Abreise. Wenn wir recht berichtet sind, dachte er einen Augenblick wieder an Staatsstreich und Diktatur. Aber noch hielt man am Frieden fest, und in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai verließ Bonaparte, gedrängt von den geängstigten Direktoren, die den Ehrgeizigen lieber in Afrika wußten, Paris, um in Toulon sich einzuschiffen.

Im Hafen von Toulon waren die Zurüstungen mit dem größten Eifer betrieben worden. Ihre eigentliche Bestimmung kannten nur sehr wenig Personen. Zwar war von Ägypten mehrfach die Rede gewesen, auch in den Blättern hatten Notizen darüber gestanden, aber gerade deshalb glaubte man umsoweniger an den Ernst eines Wagnisses, welches den besten General Frankreichs in kritischer Zeit in die Ferne trieb. Und doch war es so. Am 19. Mai 1798 lichtete die Flotte mit einem Teile der Expeditionsarmee und dem Chefgeneral an Bord des Admiralschiffs „Orient" die Anker. Zur selben Zeit liefen aus Genua, Ajaccio und Civitia-Vecchia die Divisionen Baraguay d'Hilliers, Vaubois und Desaix aus und vereinigten sich mit dem Touloner Geschwader zu einer imposanten Streitmacht von fünfzehn Linienschiffen, ebensoviel Fregatten, sieben Korvetten und über dreißig kleineren Kriegsfahrzeugen mit zusammen zweitausend Geschützen als Bedeckung der vierhundert Transportschiffe, welche die Expeditionstruppen trugen. Unter den Divisionären, die den Feldzug mitmachten, finden wir außer den früher Genannten noch Kleber, Menou, Reynier, Dugua, unter den

Brigadegeneralen die später so stolz klingenden Namen eines Lannes, Davoust, Murat, Andréossy u. a.; den Oberstenrang bekleideten damals noch Marmont, Junot, Lefebvre und Bessières.

Die größte Gefahr drohte dem Unternehmen von den Engländern, die zwar früher zur eigenen Sicherheit gegen die französische Landung ihre Flotte aus dem Mittelmeer in den Kanal gezogen hatten, dann aber doch auf die Touloner Schiffe aufmerksam geworden waren und sich eben entschlossen hatten, dieselben durch ein Geschwader unter Admiral Nelson beobachten zu lassen. Napoleon hatte von dieser Absicht keine Ahnung. Zu seinem Glück war Nelson durch ein Unwetter aus seinem Hinterhalt vertrieben worden, wenige Tage bevor Jener auslief, und erst wieder auf seinen Posten zurückgekehrt als die Franzosen bereits davon gefahren waren. Unsicher, wohin sie sich gewendet hatten, suchte er sie in Sizilien und Neapel, während sie sich der ersten wichtigen Etappe auf ihrem Zuge bemächtigten: Malta's.

Schon seit einem Jahre waren einzelne von den Rittern des Johanniterordens, in dessen Besitz die Insel seit Karl V. sich befand, durch französisches Geld gewonnen worden. Der Großmeister Herr von Hompesch, ein unfähiger, kurzsichtiger Mann, der völlig den Kopf verlor, leistete jetzt Bonaparte keinen Widerstand und übergab am 13. Juni 1798 die mächtigen Bastionen von Lavalette, ohne auch nur den Versuch zu wagen, sie bis zum Einlangen eines englischen Entsatzes zu halten. Es war eine wenig ehrenvolle Kapitulation — ein Wort, welches Napoleon übrigens in der Urkunde vermied, um, wie er sarkastisch meinte, nicht eine Bezeichnung zu gebrauchen, die in den Ohren eines einst so kriegsberühmten Ordens übel klingen würde. Die Güter der Johanniter wurden mit Beschlag belegt, die Ritter zogen, mit kärglichen Pensionen bedacht, von dannen, einige unter ihnen in der Armee des Siegers.

Von Malta, wo eine entsprechende Besatzung zurückblieb, nach

Osten segelnd, erhielt Napoleon auf der Höhe von Candia die erste Nachricht, daß er durch ein starkes englisches Geschwader verfolgt werde. Das paßte schlecht zu seinen Entwürfen; denn nicht nur die ägyptische Expedition, sondern auch die für später geplante Landung in England beruhte auf der Voraussetzung, daß die französische Flotte Herrin des Mittelmeeres bleiben werde, wenigstens so lange, um den Besieger der Mameluken wieder zurückzubringen. Jetzt galt es vor allem, mit den Hunderten von Transportschiffen dem Feinde zu entkommen und Alexandrien zu erreichen. Bonaparte bewies hier, daß er, wenn er seiner Neigung gemäß seinerzeit zur Marine kommandiert worden wäre, Frankreich einen sehr tüchtigen Admiral geliefert hätte. Er wußte dadurch, daß er an der Südküste von Candia hinfuhr, der nahen Gefahr zu entrinnen. Nelson hatte ihn im Golf von Neapel nicht vorgefunden und beschlossen, nach Ägypten zu steuern. Er that dies an der Nordküste Afrikas und eilte in seinem Eifer, den Feind zu treffen, so rasch, daß er die Franzosen überholte und noch vor ihnen an der Rhede von Alexandrien anlangte — nur um dieselbe, als er sie leer fand, sogleich wieder zu verlassen und nach Syrien zu steuern. Unmittelbar hinter ihm traf am 1. Juli die französische Flotte in Ägypten ein und hatte Zeit, die Expeditionsarmee auszuschiffen.

Noch auf hoher See am 22. Juni hatte der Chefgeneral in einem Armeebefehl seine Soldaten auf die Aufgabe vorbereitet, die ihrer harrte: „Soldaten! Ihr steht im Begriffe eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menschliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr bringet England den sichersten und empfindlichsten Schlag bei, bis ihr ihm endlich den Todesstoß versetzen werdet. Wir werden einige ermüdende Märsche machen, mehrere Gefechte liefern, wir werden siegen, das Geschick ist für uns". Er ermahnt sie, die Religion der Muhammedaner und ihre Muftis zu respektieren. „Die Völker, mit denen wir zusammentreffen werden, behandeln die Frauen anders als wir; gleichwohl ist, wer ihnen Gewalt

anthut, überall ein Schensal. Plünderung bereichert nur wenige, entehrt alle, zerstört die Hilfsquellen und macht uns denen verhaßt, die zu Freunden zu haben unser Interesse erfordert. Die erste Stadt auf unserm Wege hat Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Erinnerungen großer Thaten begegnen, würdig von Franzosen nachgeahmt zu werden." Für Manchen mochte aber deutlicher geklungen haben, was er noch in Toulon verhieß: jedem Soldaten bei seiner Heimkehr so viel Geld, daß er sich davon sechs Acker Landes kaufen könne.

Auch an die Eingeborenen des Landes wendete sich Bonaparte, nachdem er am 2. Juli Alexandrien genommen hatte. Eine arabische Proklamation schilderte ihn als Freund des Sultans, gekommen um dessen Feinde, die Mameluken, zu vernichten und das ägyptische Volk aus ihrer Tyrannei zu erlösen. Er verkündete die Gleichheit aller Menschen vor Gott, den er auch im Alkoran anerkenne, und um mehr Vertrauen zu erwecken, erzählte er, wie er den Papst besiegt und die Malteser Ritter vernichtet habe. Ob diese Worte auf das stumpfe Volk der Fellahs viel Eindruck gemacht haben werden? Wohl kaum. Sie fügten sich eben der neuen Invasion wie jeder anderen Herrschaft. Bonaparte's eigentlicher Feind war das Reitervolk der Mameluken. Ursprünglich, im 12. Jahrhundert, die aus erkauften Sklaven gebildete Leibwache der Khalifen, hatten sich die Mameluken bald selbst der Herrschaft über Ägypten bemächtigt, bis sie im 16. Jahrhundert von den Osmanen besiegt wurden und Sultan Selim I. die Verwaltung des Landes als einer türkischen Provinz vierundzwanzig ihrer Häuptlinge übertrug. Als dann wieder die türkische Macht abnahm, wurde auch die Stellung der Beys, von denen jeder über ein ansehnliches Reitergefolge verfügte, mehr und mehr unabhängig, und die Oberhoheit des Sultans schrumpfte auf den bloßen Namen ein. Zur Zeit, als Bonaparte den Kampf gegen sie aufnahm, geboten ihre beiden Feldherrn, Ibrahim und Murad Bey, über 5000 Mann vortrefflich gerüsteter und geübter Reiter, die mit Säbel, Wurf-

ſpieß und Feuergewehr virtuos zu hantieren wußten, aber auch ſonſt über keinerlei Truppen; Infanterie und Artillerie fehlten, nur die kleine Nilflotille hatte einige Kanonen. Das waren Verhältniſſe, die bei der vierfachen Übermacht der Franzoſen den Sieg der Letzteren nicht zweifelhaft erſcheinen ließen. Was denſelben erſchwerte waren andere Momente.

Vor allem eine entmutigende Enttäuſchung. Gleich Alexandrien, jetzt nur noch ein Zwölftel jener Metropole der Kultur, welcher der macedoniſche Held den Namen gab, der Reſt in Schutt und Schmutz verſunken, blieb weit unter jeder Erwartung. Als dann Napoleon am 7. Juli nach Kairo aufbrach und anſtatt des längeren bequemeren Weges über Roſette und den Nil entlang, den kürzeren durch die Wüſte wählte, waren die Strapazen durch Hunger, Durſt und Hitze ſo ungeheure, daß die künſtlich genährten Vorſtellungen von dem Paradieſe im Oſten jäh zuſammenbrachen. Die Soldaten murrten, drohten mit Umkehr und verhöhnten die Gelehrten, denen ſie an der Enttäuſchung ausſchließlich Schuld gaben. In den Fellahdörfern fand ſich keinerlei Kultur, Getreide in Fülle, aber weder Mühlen noch Backöfen, als Getränk nur ſchlammiges Ciſternenwaſſer. Das Heimweh begann in die Reihen der Franzoſen einzureißen und forderte zahlreiche Opfer durch Selbſtmord. Als man bei Ramaniek den Nil erreichte, bekam man mit dem Feinde zu thun, der in einzelnen Trupps die Diviſionen umſchwärmte, ſo daß nur in geſchloſſenem Viereck, die Reiterei in der Mitte, marſchiert werden konnte. Bei Schebrachit traf man auf das Gros der Armee Murad Beys, der ſich aber nach einem Kampfe der beiden Nilflottillen ohne Gefecht zurückzog.*) Erſt bei den Pyra-

*) Es ſoll hier an einem Beiſpiele für ſehr viele andere gezeigt werden, in welchem Maße die Thaten der Orientarmee ſich vergrößerten, bis ſie in den Berichten Bonapartes an das Direktorium Paris erreichten. Marmont in ſeinen Memoiren erwähnt bei Schebrachit nur 4 oder 5 Mameluken, die in wahnwitzigem Ungeſtüm an ein Carré heranſtürmten und niedergemacht wurden, Bonaparte in einem Briefe an den in Alexandrien zurückgelie-

miden, die man am 19. Juli bei Om Dinar, drei Meilen vor Kairo, erblickte, sollte es zu einer ernsten Aktion kommen. Unter Mühsal und Beschwerden, immer nur in den Morgenstunden, von 2 bis 9 Uhr marschierend, waren die Franzosen an den Punkt gelangt, wo sich Murad bei Embabeh verschanzt hatte und nun am 21. Juli mit etwas mehr als 5000 Reitern der fünffachen Übermacht entgegentrat. Es war nicht erst nötig, den Mut der republikanischen Armee mit den Worten: „Soldaten! Bedenkt daß vier Jahrtausende auf euch herabsehen!" anzufachen. Schon die numerische Überlegenheit ließ den Sieg leicht erscheinen, und die Sehnsucht, der Wüste zu entrinnen, steigerte von selbst die Kampflust. Der Ausgang war, wie er nicht anders sein konnte. Von den fünf Divisionen Bonaparts, die alsbald in Carrés von 6 Mann Tiefe formiert waren, die Kanonen an den Ecken, Stab und Bagage im Innern, wurde zuerst die des Générals Desaix von Murad mit Ungestüm attaqniert. Hier zurückgewiesen, wiederholte der Mameluke den Angriff auf die Divisionen Reynier und Dugua (bei welcher sich Bonaparte befand), mit dem gleichen Mißerfolg. Dann sprengte er von dannen. Sein Lager bei Embabeh fiel nach kurzer Wehr mit reicher Beute den Siegern in die Hände. Ibrahim, der mit einem Teile der Mamelukenarmee jenseits des Nil bei Bulak gestanden hatte, gab seine Stellung auf und zog ostwärts an den Rand der syrischen Wüste. Die Schlacht bei den Pyramiden hatte Kairo in die Hände der Sieger geliefert. Am 22. Juli bezog Napoleon den Palast Murads als Hauptquartier.

Wenn er bisher, den Klagen der Truppen zu begegnen, Kairo mit seiner Pracht und seinen Schätzen als Trost in Aussicht gestellt hatte, so brachte, was man in der Stadt mit ihren

---

beuen Menou macht schon 50 daraus, in seinem Berichte an das Direktorium aber, vom 24 Juli 1798, ist sogar von einer „Schlacht bei Schebrachit" die Rede, wobei der Feind 300 Tote verlor. Er hat es später offen ausgesprochen, daß ein Staatsmann perfekt lügen können müsse Und der Unterhändler von Udine und Passariano war ein Staatsmann

300000 Einwohnern vorfand, nur wieder eine neue Enttäuschung. Von dem erhofften Wohlleben war nicht die Spur vorhanden; Alles, bis auf das verlassene Mamelukenviertel, starrte in Armut und Unsauberkeit Der Verdruß in der Armee stieg. Die zahlreichen Briefe, welche Soldaten und Offiziere in ihren Unmut nach Hause schrieben und die von den Engländern aufgefangen und veröffentlicht wurden, bezeugen den Geist der Unzufriedenheit, der sich geltend machte. Bonaparte hatte vollauf zu thun, um zu strafen, zu beschwichtigen, zu versprechen, daneben die tausend Geschäfte der Organisation der Verwaltung zu besorgen, die Bekämpfung des Feindes anzuordnen, der sich nur zurückgezogen hatte, um sich zu neuen Schlägen zu sammeln. Und dabei kam keine Nachricht aus Europa. Dagegen aus Alexandrien eine Botschaft von niederschmetterndem Gewicht: am 1. August war die englische Flotte unter Nelson wieder an der ägyptischen Küste erschienen und hatte auf der Rhede von Abukir die französische vernichtet.

Bonaparte hatte die Escadre unter Admiral Brueys mit der Weisung zurückgelassen, dieselbe in den alten Hafen von Alexandrien zu bringen, wofern derselbe tief genug wäre, im andern Falle an der Rhede von Abukir sichere Stellung zu nehmen, oder, wenn eine solche nicht möglich, nach Korfu zu segeln. Brueys fand den Eingang des Hafens unpassierbar und legte sich vor Abukir, wo er seine Position für fest genug hielt, um den Feind zu erwarten; ja er erklärte dieselbe in einem Briefe an Bonaparte vom 20. Juli für unangreifbar, da er nach einer Seite durch die Küste geschützt sei und kein feindliches Schiff zwischen den seinigen und dem Lande Stellung nehmen könne. Verhängnisvoller Irrtum. Am 1. August erschien Nelson, der in Hast und Aufregung bisher vergebens die Spur des Feindes gesucht hatte, mit seinem Geschwader und stürzte sich alsbald auf die Franzosen, von deren Fahrzeugen ein gut Teil der Bemannung gar nicht zur Stelle war. Nun zeigte sich, daß Bruchs Position sehr wohl angreifbar gewesen und daß die englischen Linienschiffe, obgleich geringer an Zahl, mit Geschick und

verwegener Kühnheit geführt, sich doch zwischen den Feind und die Küste zu drängen vermochten. Und einmal unter zwei Feuer gebracht, erlag eines der republikanischen Fahrzeuge nach dem andern. Aller Heldenmut konnte nicht mehr helfen. Brueys büßte seine Fehler mit dem Tode. Der „Orient" flog mit ihm und der Bemannung in die Luft. Unter dem Rufe „Vive la République" starben die tapferen Kämpfer. Es war ein Sieg, wie bis dahin noch nie einer zur See errungen wurde. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten rettete der Kontreadmiral Villeneuve in die Flucht. Zwei andere waren vorher in den Hafen bugsiert worden. Alles Übrige war vernichtet oder in des Feindes Händen.

Bonaparte erhielt die Nachricht auf der Rückkehr von einem Zuge gegen Ibrahim nach Osten, während er zu gleicher Zeit, allerdings erfolglos, mit Murad unterhandeln ließ. Anfangs nahm er die Botschaft mit vollkommener Fassung entgegen, ja er fing sofort an — es war in Marmonts Zelt — ihre Tragweite zu schätzen. Man sei nun auf Ägypten allein angewiesen, sagte er; aber dieses Land habe früher ein ganzes mächtiges Königreich gebildet; jedenfalls sei es ein Stützpunkt für Eroberungen beim Zusammenbruch der türkischen Herrschaft, eine Offensivposition gegen England. „Vielleicht sind wir bestimmt", rief er Marmont zu, der in seinen Memoiren darüber berichtet, „das Aussehen des Orients zu verändern und unsere Namen denjenigen zur Seite zu stellen, welche die alte und die mittelalterliche Geschichte mit der größten Auszeichnung unserm Gedächtnis einprägt." Man müsse nur den Kopf oben behalten, in solchen Augenblicken bewähre sich der überlegene Charakter. Das waren mutige Worte, die ihre Wirkung auch nicht verfehlten. Den ganzen Eindruck aber, den die Kunde auf den Feldherrn übte, sprachen sie nicht aus. Der Verlust der Flotte hatte ihn härter getroffen, als er merken ließ. Nach seinen Plänen, die wir kennen, hatte er Ägypten zu erobern und dessen Besitz zu sichern gedacht, dann aber heimkehren wollen, wenn unterdes der

neue Krieg auf dem Kontinent und dessen Wechselfälle seinen Degen im Preise gehoben hätten. Bourrienne versichert: „Nach dem, was mir Bonaparte vor der Nachricht des 1. August mitgeteilt, wollte er, wenn einmal der Besitz Ägyptens gesichert war, mit der Flotte, die nunmehr hier nichts nützen konnte (devenue désormais inutile) nach Toulon zurückkehren, von dorther Verstärkungen und Proviant nach Ägypten senden, die Flotte aber mit denjenigen Streitkräften vereinigen, welche die Regierung bis dahin gegen England gesammelt haben würde, dessen Marine er dann überlegen zu werden hoffte. Der Verlust seiner Schiffe zerbrach diese Kombinationen".*) Aber er that noch weit mehr, er brachte selbst für die Stellung in Ägypten ernste Gefahren.

Napoleon hatte gehofft, den Sultan über die Natur seiner Expedition täuschen oder hinhalten zu können. Das hatte Talleyrand selbst besorgen sollen. Dieser jedoch wagte es nicht mehr, seitdem die Engländer im Mittelmeer aufgetaucht waren, und überließ das Geschäft dem Gesandten in Konstantinopel. Der Großherr schwankte lange Zeit zwischen der Freundschaft mit der Republik und einer Allianz mit Rußland, die ihm von Zar Paul I. nahe gelegt wurde, dessen politische Kreise durch Frankreichs Übergreifen in den Orient und die Wegnahme Maltas gleichfalls gestört worden waren. Da drang die Kunde von der Vernichtung der französischen Flotte an den Bosporus und entschied gegen das Direktorium. Was man für unmöglich gehalten hatte, wurde zur That, Rußland riß die Türkei mit sich fort, damit sie ihre

---

*) Bourrienne so wenig wie Napoleon konnten damals schon wissen, daß das Direktorium von dem Plan einer Landung im nächsten Herbste bereits zurückgekommen war und die in den Nordhäfen stationierten Schiffe den Irländern zu Hilfe geschickt hatte, die sich Ende Mai 1798 gegen England erhoben. Diese Hilfsaktion hatte nur Verluste im Gefolge. In einzelnen Expeditionen verzettelt, teils verloren, teils verschlagen, war von einer neuen Konzentration der maritimen Streitkräfte im Norden fürs erste nicht mehr die Rede.

Souveränetätsrechte über die ionischen Inseln und Ägypten gegen die Eindringlinge verteidige. Am 1. September erklärte die Pforte den Krieg an Frankreich.

Bonaparte, der jetzt von jeder Nachricht abgeschnitten war, erfuhr nicht sogleich von dieser Wendung der Dinge. Aber er ahnte sie bald. Allsogleich nach seiner Landung in Ägypten hatte er dem Großvezier und dem Statthalter von Syrien, Achmed Pascha — seiner Grausamkeit wegen Djessar (Schlächter) genannt — seine Freundschaft entbieten lassen und wie sein Zweck kein anderer sei, als die Interessen des französischen Handels gegen die Mameluken zu schützen. Auf diese Briefe war keine Antwort erfolgt. Dagegen vernahm er anfangs Oktober, die Pforte habe allenthalben die französischen Konsuln verhaften lassen. Aber noch hatte er keine Gewißheit über die Haltung der Türkei. Und bevor er sie hatte, durfte er nicht daran denken, Ägypten zu verlassen. Lautete aber die Gewißheit ungünstig, dann ward ihm die doppelte Aufgabe, die Position, die er hier erkämpft, nicht nur gegen die Abneigung der arabischen Bevölkerung und gegen die Streitkraft der Mameluken, sondern auch gegen den rechtmäßigen Herrn des Landes, den Sultan, zu verteidigen. Nach der Niederlage seiner Flotte bei Abukir, die in der Heimat gewiß einen schlechten Eindruck machte, bedurfte er neuer Triumphe, um denselben zu verwischen; die Lorbeeren, die er in der Schlacht bei den Pyramiden gepflückt — und wenn er die Verlustziffer des Feindes verzehnfachte — reichten für seine persönliche Geltung nicht mehr aus. Und er war doch nach Ägypten gegangen, um seinen Ruhm zu stärken, bis der Kontinentalkrieg ihm ein neues Gebiet des Wirkens zuwies. Am 3. September schrieb er dem Direktorium: „Ich erwarte Nachrichten aus Konstantinopel. Ich kann, wie ich Euch versprach, im Oktober in Paris sein, oder doch nur um wenige Monate später."

Während dieses bangen Harrens fand Bonaparte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Volk von Ägypten die Freund-

herrschaft nur mit dem größten Widerwillen ertrug und daß ihm hier seine Sympathieen für den Islam nicht viel halfen. Im Oktober empörten sich die Kairoten. Das Gerücht, der Sultan habe Frankreich den Krieg erklärt, Djezzar sei aus Syrien im Anmarsch, die Franzosen müßten abziehen, wollten jedoch vorher die Stadt verbrennen, hatte den Aufstand hervorgerufen. Der Pöbel stürmte die Häuser der Fremden und ermordete eine Anzahl derselben, darunter 25 kranke Soldaten; die Massen ergriffen die Waffen und organisierten die Revolution. Napoleon machte vorerst den Versuch, die Insurgenten in Güte zum Gehorsam zu bringen. Als dies vergeblich war, ließ er das aufständische Stadtviertel einschließen und bombardieren. Bald war die Bewegung völlig niedergeschlagen. Um sich gegen eine Wiederholung zu sichern, ließ er sogleich einer Anzahl Gefangener die Köpfe abschneiden. Das werde ihnen eine gute Lehre sein, meinte er in Briefen an die Generale. Er habe geglaubt, mit Milde wirken zu können. Aber hier sei nur die Einschüchterung von Erfolg.

Die Zeit der Ruhe, welche auf diese Schreckensmaßregeln folgte, wurde zur Ausbildung der innern Organisation verwendet. Die mitgebrachten Gelehrten bildeten ein „Institut" mit Vorträgen über die Kultivierung des Landes. Ihre Arbeiten erschienen in einer Zeitschrift „La décade egyptienne", während Nachrichten politischer und lokaler Art im „Courrier d'Égypte" Raum fanden. In einer der gelehrten Sitzungen geriet Bonaparte — erzählt ein Offizier der Expedition — mit Berthollet in Streit und wurde heftig, als dieser immer wieder replizierte. Da bemerkte der große Chemiker: „Du hast Unrecht, Freund, denn Du wirst grob". Als der Chefarzt Desgenettes sich auch auf die Seite des Naturforschers stellte, brach Napoleon los: „Ich sehe schon, daß hier alles zusammenhält. Die Chemie ist die Küche der Medizin und diese die Wissenschaft der Meuchelmörder". Worauf Desgenettes kalt zurückgab: „Und wie würden Sie, Bürger General, die Kunst der Eroberer definieren?' — Da man aus der Heimat

keinen Sukkurs an Geld zu erwarten hatte, hielt sich Bonaparte an die reichen Araber. Ja, man wird an Mephistos Finanzkunst erinnert, wenn man hört, daß er fortwährend nach vergrabenen Schätzen spürte und einstweilen für 100000 Franken Papiergeld fabrizieren ließ. Und Geld benötigte man, da ein neuer Feldzug in Sicht stand.

Die Nachricht von der Kriegserklärung der Türkei, welche im Oktober die Kairoten aufgeregt hatte, war richtig gewesen, diejenige vom Anmarsche Djezzars nur verfrüht. Im Dezember 1798, als Bonaparte nach Suez gegangen war, um den Spuren des alten Kanals nachzuforschen, traf ihn die Botschaft, Truppen Achmed Paschas wären in Ägypten eingebrochen und hätten sich im Grenzfort El Arisch festgesetzt. Sofort traf er seine Anordnungen für einen Offensivzug nach Syrien. Hier ergab sich die Gelegenheit zu neuen Siegen, und er ergriff sie mit Eifer. Zu seiner innersten Beruhigung hatte ein Franzose, der auf einem Ragusaner Frachtschiff nach Alexandrien gekommen war, gemeldet, daß noch immer auf dem Kongreß in Rastatt verhandelt werde und daß nur Neapel allein mit Frankreich in Krieg gerathen sei. Das war, was Napoleon wünschte: die Sicherheit, daß der große Kampf auf dem Kontinent noch nicht entbrannt war, und doch zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß er, entzündet an dem Streitfall mit Neapel, nicht lange werde auf sich warten lassen. Daß es dann seine Absicht war, nach Hause zurückzukehren, teilte er in einem Briefe vom 10. Februar 1799, bevor er nach Syrien aufbrach, dem Direktorium offen mit.

In demselben Schreiben that er seinen Plan kund, den er mit dem Marsche nach Syrien verfolgte: er wolle nicht nur die Invasion zurückwerfen und durch Befestigung der Grenze jedes Zusammenwirken der syrischen Armee mit einer zweiten, die voraussichtlich im Delta landen würde, verhindern, sondern auch, einmal im Besitze Syriens, den Bemühungen um die Türkei mehr Nachdruck geben. Der Zug nach Syrien sollte also ersetzen, was an politischem Gewicht durch die Zerstörung

der Flotte verloren gegangen war. Ob er noch weitere Pläne hatte? Am 25. Januar hatte er Tippo Sahib, den Sultan von Maiſſur, den geſchworenen Feind Englands zu Verhandlungen aufgefordert. Auch mit dem Schah von Perſien hatte er angeknüpft wegen der nötigen Etappen auf einem Zuge nach Indien. Fünf Jahre ſpäter erzählte er der Frau v. Rémuſat: „In Ägypten fühlte ich mich frei vom Zügel einer beengenden Ziviliſation. Ich träumte von allem Möglichen und ſah die Mittel, meine Träume wahr zu machen. Ich ſah mich auf dem Wege nach Aſien, nachdem ich eine neue Religion geſtiftet, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Alkoran in der Hand, den ich nach meinem Ermeſſen zuſammengeſtellt. Die Erfahrung zweier Welten wollte ich in meinen Unternehmungen vereinigen, die Domäne der Geſchichte mir dienſtbar machen, die engliſche Macht in Indien angreifen und durch dieſe Eroberung meine Verbindungen mit Europa wieder anknüpfen“ Man ſieht, ſeine Phantaſie, die jetzt den Spuren großer Beiſpiele folgt, iſt unerſchöpflich in ihren Entwürfen. Aber man darf ihnen in der hiſtoriſchen Darſtellung nicht allzuviel Gewicht beilegen. Denn auch hier war die kalte Raiſon ſofort zur Stelle. Nur wenn Ägypten geſichert war, vertraute er Bourrienne, wenn er 15000 Mann da zurücklaſſen und mit weitern 30000 den Marſch antreten könnte, wollte er den Zug nach Indien wagen. Da dieſe Vorausſetzungen fehlten, blieb es beim ſyriſchen Feldzug. „Er fühlte ſelbſt zu gut“ — bemerkt Jener in ſeinen Memoiren — „wie wenig all dieſe Projekte mit unſeren geringen Kräften, mit der Schwäche der Regierung und mit dem Abſcheu der Soldaten gegen die Wüſte vereinbar waren.“

Mit vier Diviſionen unter Kleber, Reynier, Lannes und Bon (etwa 14—16000 Mann) wurde die Eroberung des heiligen Landes unternommen. Am 20. Februar gelang es, die Beſatzung von El Ariſch gegen Zuſicherung freien Abzugs zur Kapitulation zu bringen, und am 24. langte der Vortrab in Paläſtina an, wo die durch Hitze und Durſt zur Verzweiflung gebrachten Truppen neue

Kräfte sammelten. Bald ist Gaza, von ein paar Tausend Feinden ohne ernsten Widerstand geräumt, in den Händen der Franzosen, und am 4. März das befestigte Jaffa von ihnen eingeschlossen. Hier beginnt nachhaltigere Gegenwehr. Der türkische Befehlshaber des Platzes läßt den französischen Parlamentär köpfen und stachelt dadurch die Kampflust der Expeditionstruppen zur rücksichtslosen Wut auf. Am 7. März haben die Batterieen — leichte Geschütze nur — Bresche gelegt, und alsbald ist die Festung im Sturme genommen. Nun wird in den Straßen niedergemacht, was den Siegern unter die Hände gerät. Von der 4000 Mann starken Garnison sind Tausend bereits getötet. Der Rest hat sich fechtend in ein Karavanserei zurückgezogen. Als sich zwei Adjutanten Bonapartes zeigen, bieten ihnen die Eingeschlossenen, gegen Zusicherung ihres Lebens, ihre Ergebung an, und die Offiziere gehen, ohne weitere Ordre zu holen, darauf ein, zum nicht geringen Verdruß des Oberfeldherrn, dem die große Zahl der Gefangenen arge Verlegenheit schafft. Sie nach Ägypten schicken, war der Eskorte wegen unmöglich; sie entlassen, hieß den Feind verstärken; sie einteilen und ernähren, schien nicht minder bedenklich; die französischen Soldaten murrten darüber, daß sie mit den Mördern des Unterhändlers ihr Brot teilen sollten; ein Kriegsrat der Generäle stimmte einhellig dafür, dem Kriegsrechte seinen Lauf zu lassen, welches bei Erstürmung einer Festung den Verteidigern das Leben abspricht Bonaparte erwog die Sache drei Tage lang, bevor er dem Schiedsspruch seiner Offiziere beifiel. Die Gefangenen wurden ans Meer geführt und sämtlich niedergemetzelt.

Die Geschichtschreibung hat diesen grausamen Akt verurteilt, militärische Schriftsteller — auch deutsche — haben ihn für gerechtfertigt erklärt.*) Aber gewiß nur insoweit, als es sich dabei um die Garnison von Jaffa handelt, die nach der Zurück-

*) So sagt z. B. York in seinem jüngst erschienenen Buche über „Napoleon als Feldherr" (I. 132): „Eine schulmeisterliche Geschichtsschreibung hat sich

weisung jeder Kapitulation beim Sturm mit den Waffen in der Hand betroffen wurde. Diese war es jedoch nicht allein, die über die Klinge springen mußte. Auch 800 Mann Milizen von der Besatzung von El Arisch, denen man dort freien Abzug versprochen und hinterdrein, aus Furcht, sie könnten den Gegner verstärken, doch nicht gewährt hatte, wurden jetzt mit gemordet. Und das ist eine Scheußlichkeit, die keine Kriegsraison entschuldigen kann.*)

Am 19. März lagerte Bonaparte vor Akka (St. Jean d'Acre). Der Anblick, den die Festung bot, war kaum verschieden von dem der bisher leicht eroberten El Arisch und Jaffa. Eine oberflächliche Rekognoszierung der Werke ergab einen ähnlichen Eindruck, und da das von Alexandrien her beorderte schwere Geschütz noch nicht angelangt war — vorausgesetzt, daß es den englischen Kreuzern überhaupt entkam — begann der Chefgeneral diese Belagerung mit denselben Mitteln, die bei den früheren ausgereicht hatten.

über diese That entsetzt und empört, die militärische darf es nicht. Das Heil der eigenen Armee und damit die Möglichkeit, den Sieg zu erringen, geht allem andern vor. War die That zum Heile der Armee notwendig, so war sie nicht nur gerechtfertigt, sondern es würde auch ihre Wiederholung in einem zukünftigen Kriege sein, und keine Konvention könnte daran etwas ändern."

*) Ein Stabsoffizier der Expeditionsarmee erzählt: „Die Gefangenen von El Arisch waren gegen die Kapitulationsbedingungen mitgeschleppt worden. Bonaparte fürchtete, sie möchten statt nach Bagdad nach Jaffa oder Akka gehen und seine Feinde verstärken. Nach der Erstürmung Jaffas begannen die Milizen unruhig zu werden und zu murren. Sie meinten, jetzt habe Bonaparte ohnehin nicht mehr zu befürchten, daß sie sich nach Jaffa wenden, er möge sie, der Kapitulation gemäß, nach Bagdad marschieren lassen. Bonaparte konnte sich nicht dazu entschließen, und da er ohnehin schon beschlossen hatte, sich der bei Jaffa gemachten Gefangenen zu entledigen, ließ er heimlich die Gefangenen von El Arisch unter jene mengen und alle zusammen am 10. März ermorden". (Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine. XXXVI. 141.) Damit stimmt es auch, wenn Bourrienne die Zahl der Opfer auf ungefähr 4000 angiebt — eben jene 3000 Mann der Besatzung und die 800 Milizen.

Aber hier ſtand die Sache doch anders. Die Werke waren viel widerſtandsfähiger, da der Platz hinter der äußeren Umwallung eine Kontreſkarpe hatte. Überdies ſtand der engliſche Kontreadmiral Sydney Smith mit mehreren Schiffen auf der Rhede, verſorgte die Feſtung mit Proviant und Verteidigungsmitteln und ſandte Djezzar einen tüchtigen Genieoffizier zu, der die Verteidigung leitete. Eigentümlicher Zufall! Es war Picard de Phélippeaux, ein Mitſchüler Bonapartes auf der Pariſer Ecole militaire. Da ſtanden ſich, die auf der Schulbank nebeneinander geſeſſen hatten, in einem welthiſtoriſchen Augenblicke gegenüber: der Korſe im Dienſte Frankreichs, der Franzoſe als Werkzeug der Engländer.

Bonaparte war ſehr viel an der raſchen Eroberung dieſes Platzes gelegen. Denn der Krieg war nun wirklich auch auf dem Kontinent ausgebrochen. Im März erhielt er eine Depeſche des Direktoriums vom 4. November 1798,*) die ihm beſtätigte, daß die neapolitaniſchen Truppen im Begriffe ſeien, ins Feld zu ziehen, daß ſie unter öſterreichiſchen Feldherren (Mack und Sachſen) ſtehen, was gleichſam den Beginn auch der öſterreichiſchen Feindſeligkeiten bedeute, daß eine öſterreichiſche Abteilung in Graubünden eingedrungen ſei und damit die Neutralität der verbündeten Schweiz verletzt habe. Angeſichts dieſer Verwickelungen habe das Direktorium die Aushebung von 200 000 Mann angeordnet, General Jourdan das Kommando der Rheinarmee, Joubert dasjenige in Italien, wo vorausſichtlich die entſcheidenden Schläge fallen werden, übertragen. Was ihn,

*) Seit der Schlacht bei Abukir und bei dem fortwährenden Kreuzen der engliſchen Schiffe war der Verkehr mit der Heimat außerordentlich erſchwert. Namentlich als, nach der Kriegserklärung der Türkei, auch die Barbarenſtaaten eine feindſelige Haltung annahmen und die Verbindung zwiſchen Tripolis und Ägypten ganz unſicher geworden war. Jene Depeſche kam auf einem Genueſer Transportſchiff glücklich nach Alexandrien. Wie viele Briefe aber den Engländern in die Hände fielen, lehrt die zweibändige „Korreſpondenz der franzöſiſchen Armee in Ägypten“, die im Jahre 1799 in London erſchien.

Bonaparte, betreffe, so möge er selbst nach den Umständen und seiner Einsicht sich benehmen. Da das Directorium nicht in der Lage sei, ihn zu unterstützen, werde es ihm auch keine Befehle oder Instruktionen erteilen. „Nachdem die Rückkehr nach Frankreich im Augenblick so schwer zu bewerkstelligen ist," — hieß es am Schlusse — „scheint es, daß Sie zwischen drei Wegen zu wählen haben: in Ägypten bleiben und sich so einrichten, um gegen jeden Angriff der Türken gedeckt zu sein, wobei Sie allerdings wissen werden, daß es Jahreszeiten giebt, die dort den Fremden verderblich werden können; oder nach Indien vordringen, wo, einmal angelangt, zweifellos Viele sich zur Vernichtung der englischen Herrschaft anschließen werden; oder endlich nach Konstantinopel dem drohenden Feinde entgegen zu gehen". Diesen Brief begleiteten Zeitungen bis in den Februar, die der Konsul von Genua dem Kurier mitgegeben hatte und die vom wirklich ausgebrochenen Kriege mit Neapel und Sardinien und vom Anmarsch der Russen erzählten.

Unter dem Eindruck dieser Nachrichten befahl Bonaparte Ende März 1799 eiligst und den Widerspruch Klebers nicht achtend den Sturm auf Akka. Jetzt nur noch diesen „Steinhaufen" erobert, und dann bedeckt mit dem Ruhme, die Thaten der Kreuzfahrer verdunkelt zu haben, allein zurück nach Europa, wo das Direktorium, wie aus seinem Briefe sprach, nicht gerade von Siegeszuversicht erfüllt in den Krieg ging. Aber Akka widerstand. Der Sturm wurde abgeschlagen, und der Erfolg hob das Selbstvertrauen der Belagerten. Gute Geschütze, von englischen Kanonieren bedient, brachten den Franzosen viel Schaden; albanische Schützen bedrohten die geringste Unvorsichtigkeit mit sicherem Tode; der tüchtige Ingenieurgeneral Caffarelli starb an einer in den Tranchéen erhaltenen Wunde; häufige Ausfälle hielten die Belagerer unausgesetzt in Atem. Dazu hatte sich bei Damaskus ein Entsatzheer gebildet und den Jordan überschritten. Die Division Kleber, die ihm entgegengeschickt wurde, war bald von zwanzigfacher Übermacht umringt und

trotz ihres Heldenmutes in äußerst bedrohter Lage. Napoleon mußte Hilfe bringen und zerstreute am 16. April mit einer glänzenden Waffenthat am Fuße des Berges Tabor die gegnerische Schar. Murat warf dann den Rest über den Jordan zurück.

Unterdessen war die Belagerung fortgeschritten. Man hatte Minen gelegt, sie hatten wenig Erfolg gehabt. Man hatte den Sturm wiederholt erneuert, vergeblich. Man änderte endlich den Angriffspunkt, ohne mehr zu erreichen als zuvor. Phélipoteaux hatte innerhalb der Festung eine zweite Enceinte bauen lassen und überdies die Straßen verbarrikadiert. Ein mit unerhörter Bravour unternommener Sturm am 8. Mai 1799 brach sich an dieser vielfachen Wehr, und nur ein paar hundert der tollkühnsten Grenadiere gelangten ins Innere der Stadt, wo sie sich schließlich den Engländern ergaben. Bald breitete sich die Pest im Lager der Franzosen aus, die Munition wurde spärlich, und, wie um Napoleon die Aussicht auf Erfolg gänzlich zu benehmen, landete ein türkisches Geschwader Verstärkungen. Als am 16. Mai der letzte entscheidende Angriff auf die arg zerschossene Stadt erfolgte, mißlang er wie die früheren. Ein weiteres Verweilen war nun nutzlos und verderblich Verderblich namentlich auch der persönlichen Geltung Bonapartes bei seinen Truppen, die er ohne Zahl opferte. Hatten doch die zwei Tage des 7. und 8. Mai allein den Franzosen an 3000 Mann und zwei Generäle gekostet. Die Armee fing zu murren an, verglich den menschenfreundlichen Kleber mit dem rücksichtslosen Oberfeldherrn, und Einzelne wünschten sogar Jenem das Oberkommando übertragen. Napoleon beschloß den Rückzug nach Ägypten. Je unwahrscheinlicher die Eroberung Akkas geworden war, desto mehr hatte er sich über seine weitausgehenden Pläne verbreitet, für den Fall als sie gelang. Wo seine Thaten ihm den erstrebten Glanz versagten, mußten seine Ideen helfen. Mit den in der Festung erbeuteten Waffen hatte er die unzufriedenen Völker Syriens ausrüsten, auf Damaskus und Aleppo marschieren

das Ende der Paſchatyrannei verkündigen und mit den Scharen, die ſein Heer vermehrten, vor Konſtantinopel ziehen wollen. „Dann ſtürze ich das türkiſche Reich", ſagte er zu Bourrienne, „gründe im Orient ein neues großes Kaiſertum, welches meinen Platz bei der Nachwelt ſichern ſoll, und kehre vielleicht über Adrianopel und Wien zurück, nachdem ich das Haus Öſterreich vernichtet". Da waren ſie wieder, die Träumereien ſeiner Einbildungskraft, von der er ſpäter, in dem erwähnten Geſpräch mit Frau von Rémuſat, erklärte, ſie ſei „vor Akka geſtorben". Möglich. Jedenfalls wiſſen wir aus ſeinen eigenen Briefen, die er von dort aus nach Ägypten ſchrieb, daß er — die Feſtung mochte fallen oder nicht — nach Kairo zurückſtrebte. Denn er hatte die Gewißheit, es werde eine türkiſche Armee, die bereits bei Rhodos geſehen worden war, im Nildelta ans Land gehen, und daß dieſe beſiegt werden müſſe, wenn nicht Alles verloren ſein ſollte, war ihm klar. Damit verflüchtigten ſich von ſelbſt alle Phantaſien eines Zuges nach Konſtantinopel, nach Indien und die Gründung eines orientaliſchen Reiches vor der eiſernen Gewalt der nächſtliegenden Notwendigkeit. Und ein Kaiſerreich gab es vielleicht auch noch anderwärts zu gründen.

Am 20. Mai wurde die Belagerung aufgehoben und der Rückzug angetreten. Entſetzlich ſind die Beſchreibungen desſelben in den Aufzeichnungen der Zeitgenoſſen. Der Marſch von Akka nach Jaffa wird uns geſchildert wie folgt: „Ein verzehrender Durſt, gänzlicher Waſſermangel, eine unmäßige Hitze*), ein ermüdender Marſch in den glühenden Dünen demoraliſierten die Leute und ſetzten an die Stelle edler Gefühle die grauſamſte Selbſtſucht oder betrübende Gleichgiltigkeit. Ich ſah, wie man verwundete Offiziere, deren Fortbringung befohlen war und die ihre Träger bezahlt hatten, mit den Bahren im Stiche ließ. Amputierte und Bleſſierte wurden gleich den Peſt-

*) In der Wüſte zwiſchen Syrien und dem Nil erreichte die Luft 34°, der Boden 42° Réaumur.

kranken, oder denen, die man dafür hielt, zurückgelassen. Unserem Marsche leuchteten als Fackeln die kleinen Städte, Dörfer, Weiler und die reiche Ernte der Felder, die man angezündet hatte. Die ganze Gegend war im Feuer. Sterbende, Plünderer, Brandleger umgaben uns. Am Rande der Straße lagen Halbtote, die mit schwacher Stimme versicherten, sie seien nicht pestkrank, sondern nur verwundet, und, um zu überzeugen, den Verband aufrissen. Niemand glaubte ihnen. Die Sonne selbst, so klar und glänzend unter diesem Himmelsstrich, war verfinstert durch den Rauch unserer unaufhörlichen Brandstiftungen. Das Meer zur Rechten, die Wüstenei, die wir selbst erzeugt, zur Linken, vor uns der Mangel und die Mühsal, die uns erwarteten: das war unsere wahrhafte Lage". Dabei ringsum schwärmende Nabluser, von denen einer einmal auf Bonaparte schoß, der während des Marsches auf seinem Pferde eingeschlafen war. Am 24. Mai langte man in Jaffa an. In der Stadt lagen noch die Verwundeten der letzten Affaire. Auch hier hatte die Pest um sich gegriffen. Napoleon eilte selbst durch die Hallen des Spitals indem er den Kranken zurief: „Die Festungswerke sind zerstört. Das Glück war mir vor Akka nicht günstig. Ich muß nach Ägypten zurück, um dort gegen den Feind zu kämpfen, der kommen wird. In wenig Stunden werden die Türken hier sein. Was die Kraft hat, sich zu erheben, folge uns; man wird auf Bahren und Pferden fortgebracht werden." Was aber die Kraft nicht mehr hatte? Es waren an sechzig Pestkranke, die zurückblieben. Die Legende hat diesen Besuch im Spital zu Jaffa litterarisch und künstlerisch übertrieben, mißgünstiges Kritteln dagegen Bonaparte ein Verbrechen daraus gemacht, daß er daran dachte, die Zurückbleibenden durch ein sanft tötendes Narkotikum der Wut des nachfolgenden Feindes zu entziehen. Er hat es nie geleugnet. Es wäre, meinte er auf St. Helena seinem Arzte gegenüber, das Vernünftigste gewesen, und er hätte unter jenen Umständen seinen Sohn ebenso behandelt.

An Askalon und Gaza vorüber und dann neun Tage lang

durch den glühenden Wüstensand schleppte sich das kläglich reduzierte Korps — ein Zug, kleiner in den Maßen, doch ähnlich jener schaurigen Retraite aus dem unerbittlichen Eise Rußlands heraus, die dreizehn Jahre später das Ende der „Fortune“ des Franzosenkaisers einleitete. Fünftausend Mann hatte man eingebüßt und der Pforte nicht im Geringsten imponiert. Und um ein türkisches Heer auseinander zu treiben, hätte man nicht erst den Schmerzensweg bis an den Berg Tabor zu gehen brauchen. Am wenigsten war dem Ehrgeize des Führers genügt. Aber nur jetzt der Wahrheit kein Zugeständnis! Noch vor Akka, am 10. Mai 1799, hatte er dem Direktorium gemeldet: sein Zweck sei erreicht, die Jahreszeit werde ungünstig, Ägypten rufe ihn, er werde, nachdem er die Veste in Trümmer geschossen habe, durch die Wüste zurückkehren. In einem andern Berichte vom 27. Mai hieß es dann, er hätte die Stadt besetzen können, es aber der Pest wegen nicht gethan, die, wie seine Spione meldeten, aufs fürchterlichste darin hause. (Nur schade, daß die Spione das Übel so spät entdeckten.) Dem Divan von Kairo, seiner Schöpfung, verkündigte er in einem Siegesbulletin vom 16. Mai, er bringe viele Gefangene und Fahnen mit, habe den Palast Djezzars rasiert, desgleichen die Wälle von Akka und die Stadt bombardiert, so daß kein Stein auf dem andern blieb, die Einwohner seien aufs Meer geflüchtet, Djezzar habe sich, verwundet, mit seinen Leuten in ein Fort zurückgezogen. Ja, sogar seine eigenen Soldaten tröstete er mit der dreist ausgesprochenen Unwahrheit, sie hätten in wenig Tagen schon hoffen können, sich des Paschas von Syrien in seinem Palaste zu bemächtigen, aber in dieser Jahreszeit, wo die Landung der Türken in Ägypten möglich werde, wiege die Wegnahme Akkas den Zeitverlust nicht auf. Als sein Sekretär gegen diese Verdrehungen des wirklichen Sachverhaltes Einwendungen machte, wies er ihn mit der Bemerkung zurecht, er sei ein einfältiger Kleinigkeitskrämer und verstehe nichts von solchen Dingen.

Mitte Juni hielt die syrische Armee, allerdings nur noch 8000 Mann stark, im Triumph in der Hauptstadt Ägyptens ihren Einzug. Bald darauf bekam Bonaparte von Marmont aus Alexandrien die Nachricht, es seien hundert türkische Schiffe unter Bedeckung Sidney Smiths am 11. Juli auf der Rhede von Abukir erschienen und hätten an 18000 Mann gelandet*). Dieselbe Botschaft wurde offenbar auch Ibrahim und Murad bekannt, welche Desaix bisher in respektvoller Entfernung gehalten hatte, denn jetzt tauchte der erste wieder an der syrischen Grenzlinie auf, und der zweite suchte mit einigen hundert Mameluken den Norden zu gewinnen, Beide in der Absicht, mit den gelandeten Türken zu kooperieren. Die letzteren hatten sich, da Alexandrien durch die Franzosen befestigt worden war, fürs erste auf der Landzunge von Abukir verschanzt. Hier beschloß Bonaparte, sie zu treffen, und so bald als möglich. Murad ward rasch nach Süden zurückgetrieben, Ibrahim beobachtet, Oberägypten zur bessern Konzentration der Kräfte durch Desaix geräumt, während der Chefgeneral alle sonst verfügbaren Truppen — an 6000 Mann und 2000 Mann Reserven unter Kleber — gegen den Feind führte. Es war ein schnell konzipierter Plan, der in der Landschaft bei Abukir am 25. Juli 1799 zur glänzenden Durchführung kam. Durchaus napoleonisch nach den Grundsätzen, vor der Schlacht sich zu vereinigen, Alles zur Aktion zu verwenden und die Vernichtung des Gegners anzustreben, wurde sein Gelingen erleichtert durch die schlechte Aufstellung der Türken. Der Erfolg war vollständig. Nachdem der linke Flügel des Feindes umarmt und ins Meer gedrückt worden war, traf den rechten das gleiche Schicksal. Dann gelang es Lannes sich einer dominierenden Schanze zu bemächtigen, die Murat mit seinen Reitern toll-

*) Die Zahl schwankt nach englischen und französischen Angaben zwischen 8000 und 18000. Doch ist die erstere Ziffer sicher zu niedrig, die letztere im Vergleiche mit der Anzahl der Transportschiffe zu hoch gegriffen. Mehr als 15000 Mann waren wohl kaum auf hundert Fahrzeugen zu verfrachten.

kühn umgangen hatte und welche die Stärke des Zentrums ausmachte. Damit war auch die Mitte gesprengt, und nur wenige Reste retteten sich in das Fort an der äußersten Spitze der kleinen Halbinsel. Sie wurden ausgehungert und kapitulierten nach einer Woche. Jetzt war es die Wahrheit, wenn Napoleon nach Kairo schrieb: „Der Generalstab wird Sie von dem Ergebnisse der Schlacht bei Abukir in Kenntnis gesetzt haben; eine der schönsten die ich gesehen habe; von der feindlichen gelandeten Armee ist nicht ein Mann entkommen".

Nach diesem Triumphe fehlte ihm für seine eigensüchtigen Absichten nur noch die Bestätigung, daß auch seine zweite Voraussetzung eine richtige war, als er nach Ägypten ging, d. i. daß der inzwischen in Europa entbrannte Krieg zu Frankreichs Nachteil geführt wurde und daß dadurch nicht nur seine Persönlichkeit im Werte gestiegen, sondern auch die Pariser Regierung diskreditiert war, so daß einem entschlossenen Soldaten, der jetzt zu siegen verstand, leicht auch die Staatsgewalt in die Hände fiel. Und diese Gewißheit verschaffte sich Napoleon in der That.

Seit jener Botschaft, die ihn vor Akka ereilte, war keine mehr vom Direktorium an ihn gelangt. Er konnte nicht wissen, daß Ende Mai 1799 der französische Admiral Bruix Befehl erhalten hatte, sein Geschwader mit der spanischen Flotte zu vereinigen, die Engländer im Mittelmeer zu schlagen und die Expeditionsarmee aus Ägypten heim zu holen — ein Unternehmen, welches an der Weigerung des spanischen Befehlshabers scheiterte. Auch ein Brief, welchen am 26. Mai das Direktorium an ihn absandte, um ihm die Sendung Bruix anzuzeigen und ihn nach Europa zu rufen, war ihm nicht zugekommen*). Aber er erfuhr

*) Eine Stelle des von drei Direktoren unterzeichneten Briefes lautet: „Die außergewöhnlichen Anstrengungen Österreichs und Rußlands, die ernste und nahezu allarmierende Wendung, welche der Krieg genommen, verlangen, daß die Republik ihre Kräfte zusammenhalte. Das Direktorium befahl demnach dem Admiral Bruix alles anzuwenden, um Herr des Mittelmeeres zu werden und die von Ihnen kommandierte Armee aus Ägypten zurück-

doch, was er zu wissen brauchte. Es ist fast gewiß, daß er durch die ihm ergebenen Konsuln von Genua und Ancona die eine und andere Nachricht von seinen Brüdern über Tunis erhielt. Und dann kam ihm auch hier der Zufall zu Hilfe. Sidney Smith, der jetzt vor Alexandrien lag und mit Bonaparte in Unterhandlungen über Auslieferung von Gefangenen eintrat, machte sich ein Vergnügen daraus, von den inzwischen erfolgten Niederlagen der Franzosen in Italien zu erzählen, wo in der That im April Scherer geschlagen und die cisalpinische Republik aufgelöst worden war, und schickte, wie um die Wahrheit seiner Mitteilung zu erhärten, ein Paket jüngster Zeitungen an Bonaparte. Zum Überfluß fügte er noch hinzu, er habe die Aufgabe, die vom Direktorium gewünschte Rückkehr der Expeditionsarmee zu hindern. Nun ist Napoleons Entscheidung rasch getroffen. In den Worten, mit welchen er sie Marmont ankündigte, liegt der ganze Plan seiner nächsten Zukunft: „Ich bin entschlossen, nach Frankreich zurückzugehen, und ich denke Sie mitzunehmen. Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen großen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß bis wohin die Feinde nicht schon gedrungen sind. Italien ist verloren, und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Korruption bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch fortwährende Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die, ohne mich, sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab,

---

zubringen. Sie werden entscheiden, ob Sie einen Teil ihrer Streitkräfte in Sicherheit zurücklassen können, in welchem Falle das Direktorium Sie bevollmächtigt, mit dem Befehl über diese Truppen zu betrauen, wen immer Sie für geeignet halten. Sie selbst würde das Direktorium mit Vergnügen an der Spitze der republikanischen Armeen erblicken, die Sie bisher so ruhmreich befehligt haben".

bis die Zerstörung vollendet ist. Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir erhalten. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben." Die Absicht wird nur wenigen Vertrauten mitgeteilt, den meisten Generalen verheimlicht. In aller Heimlichkeit auch werden die zwei im Hafen von Alexandrien ankernden Fregatten zur Fahrt gerüstet, und kaum hatte Sidney Smith, der sich offenbar nicht denken konnte, daß der Oberfeldherr ohne sein Heer zurückkehren werde, auf kurze Zeit die Rhede verlassen, um in Cypern Wasser einzunehmen, als Napoleon auch schon diese neue Gunst des Zufalls benützte und in der Nacht vom 21. zum 22. August mit wenigen Begleitern, Lannes, Marmont, Murat, Monge, Berthollet und ein paar hundert Garden, in See ging. Der wackere aber durch seine rücksichtslose Offenheit Napoleon unangenehme Kleber erhielt mit schriftlicher Weisung den Oberbefehl über die zurückbleibende Armee übertragen.

Daß es eine Ehrenpflicht gewesen wäre, bei den Truppen auszuharren, die seiner Führung anvertraut worden waren und seinen eigensten Plänen mit Mut und Blut gedient hatten, kam Napoleon nicht in den Sinn. Und doch wird man kaum von Preisgebung der Armee oder gar — wie es geschehen ist — von Desertion sprechen dürfen. Seine Stellung dem Direktorium gegenüber war ohne Zweifel eine ausnahmsweise. Als er nach Ägypten ging, war seine Rückkehr für den Herbst 1798 in Aussicht genommen, damit er dann den Befehl über die England-Armee wieder übernehme. Nicht so die Wiederkehr des ganzen Expeditionskorps, da man doch eine Kolonie zu gründen und Kulturen anzulegen beabsichtigte, die stetig geschützt werden mußten. Der erwähnte Brief der Pariser Staatsbehörde vom 4. November 1798, den er vor Akka empfing, ließ ihm die volle Freiheit seiner Entschließungen. Er selbst hatte wiederholt seine

baldige Rückkehr nach Frankreich offen angekündigt, was er doch gewiß nicht gethan hätte, wenn es geradezu gesetzwidrig war. Daß er sich dabei nur von Rücksichten seines persönlichen Ehrgeizes und Interesses leiten ließ, ist sicher. Für beide war in Ägypten eben nichts mehr zu holen, wohl aber alles zu verlieren. Die Lage der Expeditionsarmee mußte immer kritischer werden. Wenn er auch verkündete, er lasse sie mit einem Erfolge im Felde zurück, der sie für lange Zeit gegen Belästigungen schütze, so entsprach das nicht ganz der Wirklichkeit. Er verschwieg eben, was er später auf St. Helena ausgeplaudert: daß er schon nach dem Verluste der Flotte bei Abukir überzeugt gewesen sei, die Sache müsse mit einer Katastrophe enden, weil jedes Korps, welches sich nicht zu rekrutieren vermöge, kapitulieren müsse. Er verschwieg auch weislich, was der ehrliche Kleber in einem Briefe an Talleyrand verriet: daß die Armee, auf die Hälfte reduziert, Mangel an Munition und Kleidung litt, die Bevölkerung Ägyptens, vom Sultan gegen die Christen aufgehetzt, jeden Augenblick zur Empörung bereit war, daß der Anmarsch neuer türkischer Streitkräfte drohte, daß Alexandrien fast wehrlos lag, seitdem das schwere Geschütz bei der syrischen Expedition zu Grunde ging und der Rest zur Armierung von Napoleons zwei Fregatten verwendet wurde, daß diese bedrängte Situation durch einen empfindlichen Geldmangel verschärft ward, da sich der rückständige Sold auf vier Millionen belief und Bonaparte nur Schulden und keinen Sous in den Kassen zurückgelassen hatte.

Man hat viel von dem Mute gesprochen, sich der Gefahr einer Fahrt in dem von Feinden bevölkerten Mittelmeer auszusetzen. Aber man könnte darüber streiten, ob es nicht mehr Mut gefordert hätte, unter so verzweifelten Verhältnissen zu bleiben. Er würde Napoleon nicht gefehlt haben, wenn seine ehrgeizigen Pläne ihn nicht nach der Macht über Frankreich hätten streben lassen, Pläne, deren Grundzüge längst feststanden, denen es an ergebenen Anhängern nicht fehlte und die schon

vor der Expedition in den Orient ihrer Verwirklichung durch einen Gewaltſtreich nahe geweſen waren. Schon auf ſeinem italieniſchen Feldzuge hatte Bonaparte ſich nach ſeinen eigenſten Entſchlüſſen benommen, ſich als Souverän in dem eroberten Lande gefühlt und die Verträge von Leoben und Campo Formio verhandelt und abgeſchloſſen, die Frankreich verpflichteten. Jetzt, in Ägypten, wo er noch mehr wie dort als ſein eigener Herr ſchaltete, hatte ſeine Herrſchſucht neue Nahrung gewonnen und der ſehnſüchtige Gedanke an ein ſelbſtändiges Regiment noch tiefere Wurzeln geſchlagen. Er konnte ſich kaum mehr ohne Krone denken. Nur ſchien es ihm offenbar leichter, ſie von dem verdorrten Maibaume der Revolution zu pflücken als aus dem unendlichen Sande der Wüſte auszugraben.

Siebentes Kapitel.

Staatsſtreich und Konſulat.

Eine Fahrt nach oder von Ägypten war dazumal, als noch Wind und Wetter allein den Kurs vorſchrieben, eine Frage der Jahreszeit. Vom Beginne des Frühlings bis zum Herbſt gelangte man, von einem konſtanten Nordweſt getrieben, leicht von Toulon nach Alexandrien, aber um ſo ſchwerer von dort zurück. Es war daher kein günſtiger Zeitpunkt für eine Reiſe nach Frankreich, als die beiden Fregatten „Muiron“ und „Carrère“ — auf der erſten befand ſich Bonaparte — den ägyptiſchen Hafen verließen. Nur um dem ſpähenden Auge Sidney Smiths zu entkommen, war man ſchon im Auguſt ausgelaufen. Der widrige Wind zwang die beiden Schiffe den Kurs auf Toulon aufzugeben und an der Nordküſte Afrikas hin zu ſegeln. Es war kaum ein Vorwärtskommen. An manchen Tagen wurde

man um zehn Meilen zurückgetrieben, und nur der nächtliche Landwind stellte das Gleichgewicht wieder her. So brauchten die Ungeduldigen nicht weniger als drei Wochen, ehe sie die Höhe des karthagischen Vorgebirges erreichten, immer in Angst und Sorge, vom Feinde im Rücken erfaßt zu werden. Als endlich der Wind sich drehte und den Heimstrebenden dienstbar wurde, da begann erst recht die Gefahr. Die Enge zwischen Tunis und Sizilien mußte passiert werden. Sie war von einem englischen Kreuzer bewacht, der zur Flotte Nelsons gehörte, die vor Syrakus ankerte. Wurden die Fregatten von ihm entdeckt, dann war ihnen binnen kürzester Zeit der gefürchtete Admiral auf der Spur. Glücklicherweise kamen sie bei Nacht ohne Lichter an dem Kundschafter vorbei und steuerten nun nach Norden, an der Westküste Sardiniens entlang, bis Korsika. Hier hielt sie anfangs Oktober ein neuerlicher Nordwest mehrere Tage fest, zum Verdruß Napoleons, der in Ajaccio von Vettern, Basen, Paten und Allen, die es gerne sein mochten, überlaufen wurde. Nur das Wiedersehen seiner alten Amme, die ihn herzhaft mit „Caro figlio“ anrief, bewegte ihn. Er zeigte seinen Begleitern nicht ohne einigen Stolz den ehemaligen Grundbesitz der Bonaparte und jagte mit ihnen in der Wildnis der Umgebung. Es war das letztemal, daß er seine Heimat sah.

Als ob sich sein Programm Punkt für Punkt erfüllen sollte, vernahm er in Ajaccio, daß die französischen Armeen neuerdings Verluste erlitten hatten, daß am 19. Juni eine Schlacht an der Trebbia, am 15. August eine zweite bei Novi verloren und Joubert getötet worden sei. Aber er erfuhr noch mehr: daß das Direktorium noch im Juni (am 30. Prairial) in einem Streite mit den gesetzgebenden Körpern unterlegen war und neue Männer, darunter Sieyès, hatte aufnehmen müssen. Wir wissen, daß er auf Sieyès viel Vertrauen setzte und daß ihn daher alle diese Nachrichten nur befriedigen konnten. Sie haben auch sein Reiseziel verändert. Denn wenn es ursprünglich seine Absicht gewesen war, geradezu auf den italienischen Kriegsschauplatz zu eilen,

dort das Oberkommando zu übernehmen, sich dem Volke von Frankreich durch neue Siege als Retter in der Not zu empfehlen und dann dem Direktorium mit dem ganzen Gewichte seines Ruhmes entgegenzutreten: so kam er jetzt von diesem Plane zurück. Er strebte direkt nach der Hauptstadt. Der Umweg über das Schlachtfeld erschien ihm offenbar zeitraubend.

Nur mußte allerdings zuvor die Küste von Frankreich erreicht sein, und das sollte sich schwieriger erweisen, als man so nahe dem Ziele und nach so viel überstandenen Gefahren voraussetzte. Mit gutem Winde hatte man Korsika endlich verlassen und war, in der Richtung auf Toulon segelnd, am 8. Oktober, schon der hyerischen Inseln ansichtig geworden, als plötzlich bei Sonnenuntergang ein englisches Geschwader signalisiert wurde, das im Kurs heranfuhr. Da war die kritische Stunde gekommen. Denn auch die Engländer hatten die Fregatten bemerkt und begannen, Jagd auf sie zu machen. Schon wollte Bonaparte's Admiral nach Korsika zurückkehren. Aber Jener befahl nordwärts zu drehen und weiter zu fahren. · Im Notfalle war er entschlossen, sich in eine mitgenommene Schaluppe zu werfen und allein ans Land zu flüchten. Und wieder belohnte das Glück den Mutigen. Die Engländer täuschten sich aus der Entfernung über die Segelstellung der Franzosen, indem sie dieselben in ihrem Kurse nach Nordost steuernd wähnten, und fuhren eilig vorwärts. Der Einbruch der Nacht hinderte sie, ihren Irrtum so bald gewahr zu werden. Die Bedrängten entkamen und waren am nächsten Morgen, den 9. Oktober, auf der Rhede von Fréjus geborgen.

Wie im Nu verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von der Wiederkehr Bonaparte's. Alsbald bevölkerte sich das Meer mit Barken, die der Pestgefahr nicht achtend, den gefeierten General ans Land geleiteten. Von Quarantäne wollte man hier so wenig wie in Ajaccio etwas wissen — kein geringer Zeitgewinn für Napoleon. Und was ihm noch wertvoller sein mußte, das war die Überzeugung, die er aus dem enthusiastischen Empfang

abnehmen konnte, daß sich die öffentliche Meinung gar sehr zu seinen Gunsten gewendet hatte. Kam ihm doch — wie Marmont erzählt — ein Klubredner offen mit den Worten entgegen: „Schlagen Sie den Feind und vertreiben Sie ihn, General, und dann machen wir Sie zum Könige, wenn Sie es wollen!"

Nach kurzer Rast fuhr er noch am selben Tage weiter, um erst in Aix anzuhalten und dem Direktorium seine Ankunft zu melden. Das war ein Brief voll Berechnung. Er enthielt zunächst die Mitteilung, daß der General das Schreiben der Regierung vom 4. November des Vorjahres erhalten und aus demselben auf den ausbrechenden Kontinentalkrieg geschlossen habe. Wenn er sich nicht sofort für denselben zur Verfügung gestellt, so müsse der Türkeneinfall dies rechtfertigen, der erst bewältigt werden mußte, ehe er an Rückkehr denken durfte. Die Rückfahrt hätte er unter allen Umständen gewagt, und wäre sie auch nur „in einem Boote, in einen Mantel gehüllt" möglich gewesen. Natürlich stand auch in dem Briefe, daß er Ägypten aufs Beste organisiert zurückgelassen habe. Desgleichen war dafür gesorgt, daß der Kurier nicht viel früher als der Schreiber selbst in der Hauptstadt eintraf.

Von Aix ging es rasch weiter. Es war ein förmlicher Triumphzug. Die Begleiter Napoleons wissen den begeisterten Empfang auf der Fahrt über Lyon nach Paris gar nicht genug zu schildern. Eine Stadt überbot die andere an Zeichen der Huldigung dem Manne gegenüber, in dem man nicht so sehr den Sieger über den äußern Feind als vielmehr den Retter in der Not des innern Haders, den Erlöser aus dem Dilemma „hie Bourbon, hie Anarchie" erblickte Und das war nicht bloß die Stimmung in der Provinz. Auch in der Hauptstadt wirkte die Nachricht von seiner Rückkehr in gleicher Weise. Als man sie erfuhr, geriet Alles in jubelnden Aufruhr. Seit dem Beginne der Revolution hatte sich das allgemeine Hoffen nicht so enge an einen Namen gekettet wie jetzt, wo man ihr Ende mit tausend Wünschen ersehnte. Und doch hatte dasselbe Volk denselben

Man.t erſt vor anderthalb Jahren ohne allzu tiefes Bedauern ſcheiden und einem gefährlichen Abenteuer entgegengehen ſehen! Was hatte die öffentliche Stimmung ſo raſch und gründlich verändert und Napoleons Hoffnung wahr gemacht, die er darauf baute? Die Antwort auf dieſe Frage liegt in den Geſchehniſſen in Frankreich während ſeiner Abweſenheit. Wir müſſen ſie näher kennen lernen.

Nach dem Staatsſtreiche des 18. Fruktidor hatte ſich das Direktorium gegen die Wiederkehr der Gefahr, durch die konſervativen Elemente der Bevölkerung verdrängt zu werden, ſicherzuſtellen geſucht und zu demſelben Mittel gegriffen, durch welches ſchon einmal die Herrſchaft der radikalen Minorität über Frankreich ermöglicht worden war. Eine tyranniſche Diktatur, die der andersgeſtimmten Preſſe den Mund verſchloß, Adel und Prieſter proſkribierte, mehr als hunderttauſend Beſitzende zur Auswanderung nötigte, die Habe der Zurückbleibenden durch Zwangsanleihen faſt entwertete, die Staatsſchuld auf ein Drittel reduzierte, die offenen politiſchen Gegner in die Kolonieen deportierte und jene Elemente wieder hervorlockte, die durch die Ereigniſſe am 9. Thermidor verſcheucht worden waren: dieſe Gewaltherrſchaft ſollte den Direktoren den Fortbeſtand ihrer Macht verbürgen. Um ſich und ihre Geſchöpfe oben zu erhalten, drückten die Barras, Rewbell, Larévellère Millionen in angſtvolle Abhängigkeit hinab; um ſich und Jenen ihre reichen Einkünfte zu ſichern, ruinierten ſie das Vermögen des Landes.

Bald jedoch mußte das Direktorium einſehen, daß ihm ſeine Alliierten vom 18. Fruktidor ebenſo gefährlich werden konnten, wie die Konſervativen und die Monarchiſten. Die ruhigeren und friedlicheren Elemente waren zwar beſiegt, aber die Parteigänger des Terrorismus traten nur um ſo dreiſter in den Vordergrund. Obwohl verboten, bildeten und verbündeten ſich zahlreiche Jakobinerklubs, welche durch das alte Mittel

der Einschüchterung die Wahlen zu dem Drittel des Rates der Fünfhundert im Frühjahre 1798 zu dominieren wußten. Die besiegten Konservativen hielten sich ganz vom Schauplatz fern, und die Anhänger des Direktoriums, die sich von den Jakobinern trennten, blieben mit ihren Kandidaten in der Minorität. So war das Regiment der Direktoren jetzt durch ein Überwiegen der Enragirten in der Legislative ebenso bedroht und gefährdet wie im Vorjahre durch das der Konservativen Aber sie kannten das Mittel, welches hier vielleicht helfen konnte, welches im letzten Sommer geholfen hatte und welches nun wieder helfen sollte: das war die Verletzung der Verfassung von Regierungswegen. Anstatt die terroristisch, daher ungesetzlich vollzogenen Wahlen ungültig zu erklären und Neuwahlen auszuschreiben, ließen sie durch die Fünfhundert die Mandate der ihnen ergebenen Minoritäten bestätigen und sechzig radikale Abgeordnete ausschließen (11. Mai 1798; 22. Floreal). Aber was war damit erreicht? Daß von den zwei großen Parteien im Lande von jetzt ab gar keine mehr die Regierung stützte. Die Konservativen haßten sie und waren seit dem 18. Fruktidor ihre geschworenen Feinde; die Jakobiner sind es seit dem 22. Floreal gleichfalls. Ihr Bestand war nur solange gesichert, als die Armee ihr noch zu Diensten blieb. Da aber auch unter den Heerführern die Parteispaltung eintrat, so daß z. B. Moreau den Konservativen, Jourdan den Jakobinern zugehörte, und bei Offizieren und Mannschaft die Abneigung gegen die Advokatenherrschaft festen Fuß zu fassen begann, so konnte die Situation der Regierung bedenklich werden, wenn nicht bald der Krieg auf dem Festlande ausbrach und der Aufmerksamkeit all dieser unzufriedenen Elemente eine andere Richtung gab.

Es war dafür gesorgt, daß er nicht ausblieb. War doch am 18. Fruktidor die Friedenspartei ebenso besiegt worden wie früher am 13. Vendémiaire. Der jähe Abbruch der Verhandlungen mit England, der darauf eintrat, die brüsken Ansprüche der Gesandten in Rastatt, die herausfordernde Haltung Bernadotte's in Wien, die Aufwiegelungen gegen die legitimen Gewalten

in Italien und in der Schweiz, das Wühlen der republikanischen Propaganda in Süddeutschland, das Übergreifen in den Orient: Alles das konnte nicht anders als aufs neue einen gewaltigen Brand in Europa erzeugen, der der Kraft Frankreichs zu schaffen gab und seinen Regenten die Herrschaft fristete. Zunächst erstand in Rußland ein erbitterter Feind. Denn die offene Begünstigung der Polen durch die Republik, die Besetzung der ionischen Inseln, die geheimen Verbindungen mit den unruhigen Elementen auf der Balkanhalbinsel, die Expedition nach dem Osten und insbesondere die Wegnahme Maltas, wo der Ritterorden kurz zuvor den Zar zum Protektor erwählt hatte, machten Paul I. zum Gegner Frankreichs und zum Anwalte der von der Republik und ihren Agenten bedrohten und bekämpften Legitimität. Er schloß mit England und der Türkei, die gleichfalls von den französischen Übergriffen feindlich berührt war, Bündnisverträge ab und drängte zum Angriff. England seinerseits bewog den König von Neapel, schon im November 1798 die Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu eröffnen, die den Kirchenstaat besetzt hielten — ein verfrühtes Wagnis, welches kläglich mißlang, da der französische General Macdonald bis Neapel vordrang, den König zur Flucht nach Sizilien zwang und die „parthenopeische Republik“ begründete. Das war ein neuer Schritt zur völligen Beherrschung Italiens, von dem niemand mehr betroffen wurde, als der verwandte Wiener Hof. Seit der Abreise des französischen Gesandten Bernadotte aus Wien waren die Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich abgebrochen worden, und Konferenzen zwischen Cobenzl und dem ausgetretenen Direktor François de Neufchateau zu Selz vermochten sie nicht wieder anzubahnen. Der Losbruch der Feindseligkeiten war nur noch eine Frage von Wochen, als sich auch Österreich mit Rußland verständigte und ein russisches Hilfskorps in Galizien einrückte. Als dann die Franzosen die Zurückziehung der nordischen Truppen forderten und die Nichterfüllung ihres Begehrens als Kriegsfall bezeichneten,

war jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens dahin. Die Russen marschierten weiter, und Thugut ignorierte die französische Drohung. Anfangs März gingen die Franzosen über den Rhein, die Österreicher unter Erzherzog Karl über den Lech, und am 12. März 1799 erklärte Frankreich der Donaumacht den Krieg, der alsbald im Gange war. Zu allem Überfluß nahm auch der Rastatter Kongreß ein entsetzliches Ende, indem am 28. März die französischen Gesandten bei ihrer Abreise von österreichischen Husaren überfallen und — sei es aus Mißverständnis oder aus sonst einem noch nicht enthüllten Beweggrunde — bis auf Einen niedergemacht wurden.

Man sollte nun meinen, das Direktorium, welches mit seiner Politik den Krieg provoziert hatte, wäre aufs stärkste gerüstet gewesen, um der Gefahr vollkommen gewachsen zu sein. Aber hier trat es recht zutage, wie verderblich das persönliche System der Machthaber auf die öffentlichen Verhältnisse zurückwirkte Die Finanzen waren unter dem elenden Regime endlich ganz in Unordnung geraten, und die Kontributionen bei den Nachbarn halfen ihnen nur ungenügend auf. Dem Heere, dessen Reihen dem französischen Staatsgedanken die letzte Zuflucht boten, fehlte die energisch sorgende Hand des verbannten Carnot, und sein bester Feldherr weilte fern im Osten. In Italien konnte man den Österreichern nicht mehr als 50 000 Mann entgegenstellen, in Süddeutschland keine 40 000. Die Ausrüstung war mangelhaft, die Verpflegung in den Händen von Spekulanten, die der Regierung an Gewissenlosigkeit nichts nachgaben. Dabei herrschte Meinungsverschiedenheit im Direktorium über die Befehlshaber. Von diesen hatten sich einige mit den Regierungskommissären, welche die Armeen begleiteten, überworfen, wie Joubert, andere, wie Moreau, waren zu konservativ; es kam dahin, daß man dem alten unzulänglichen Scherer das wichtige Oberkommando in Italien überweisen mußte.

Viel stärker gewappnet traten die Gegner auf die Bahn. Österreich allein hatte auf den drei Schauplätzen: Schwaben, Schweiz

und Oberitalien die Übermacht, in Erzherzog Karl einen tüchtigen Führer und in den Russen unter dem gewaltigen Suworow einen starken Succurs. Die Dinge kamen, wie sie mußten. Jourdan, der an die Donau gerückt war, wurde noch im März 1799 von dem kaiserlichen Prinzen bei Osterach und Stockach geschlagen und an den Rhein zurückgedrängt, der aus der Schweiz anfangs siegreich nach Osten vordringende Massena bei Feldkirch aufgehalten, Scherer von dem Österreicher Kray bei Magnano im Cisalpinischen getroffen und hinter die Adda zurückgeworfen. Und was Scherer gegen die Österreicher allein nicht vermochte, das konnte sein Nachfolger Moreau noch viel weniger gegen die vereinigten Austro-Russen unter Suworow. Er erlitt bei Cassano an der Adda am 27. April 1799 eine entscheidende Schlappe, die dem nordischen Sieger die Thore von Mailand und Turin öffnete und die cisalpinische Republik verschwinden machte. Österreich trat wieder in den Besitz der Lombardei ein, unterstützt von einer konservativen Strömung in der Bevölkerung, welche die Demokraten überall aus ihren Positionen trieb. Nur die Festungen blieben in den Händen der Franzosen. Bald darauf geriet durch einen neuen Sieg des Erzherzogs über Massena bei Zürich am 25. Mai auch ein Drittel der Schweiz den Österreichern in die Hände. Diese Ereignisse machten den Abmarsch Macdonalds aus Neapel nach Norden notwendig und zugleich der parthenopeischen Republik ein Ende. Aber nur wenn es Macdonald gelang, seine Streitkräfte mit denen, die Moreau an die genuesische Riviera gerettet hatte, zu vereinigen und zu siegen, war noch Hoffnung, das Verlorene wiederzugewinnen. Auch das sollte nicht gelingen. Noch bevor die geplante Vereinigung bewerkstelligt war, wurde der Franzose von den eilig losstürmenden Russen an der Trebbia in einer dreitägigen Juni-schlacht (17.—19.) besiegt und mit schweren Verlusten über den Appennin zurückgetrieben. In wenig Wochen darauf hatte auch Mantua kapituliert, um welches vor zwei Jahren so viel Blut geflossen war.

Aus diesen Verlusten im Felde ergab sich, daß das Direktorium auch im Innern an Geltung verlieren mußte. Der Krieg hatte allerdings vor zwei Jahren einer durchaus mißliebigen Regierung die Herrschaft gesichert. Damals aber war es eine Reihe von Siegen gewesen, errungen von einem Feldherrn, der das politische System der Ausdehnung und Eroberung auch zu dem seinigen gemacht hatte, während jetzt Niederlage auf Niederlage das Ansehen der Armee verkleinerte und die Führer durchaus nicht Parteigänger der Machthaber waren. Darum kann es nicht überraschen, wenn wir hören, daß die letzteren bei den Neuwahlen im Frühling 1799 eine neue Schlappe erlitten, die durch Gewalt zu reparieren sie nicht mehr, wie früher, die Kraft hatten. Auch war es ein Zeichen offenen Mißtrauens, daß bei der vorgeschriebenen Auslosung eines Direktors ein Mann in die Regierung gewählt wurde, von dem es bekannt war, daß er sich noch im Konvent ablehnend gegen die Verfassung des Jahres III. geäußert und den Ehrgeiz hatte, Frankreich eine bessere Konstitution zu geben: der Abbé Sieyès, derselbe, den Napoleon bei seinen Verfassungsplänen durch Talleyrand in's Vertrauen ziehen ließ. Da sich der charakterlose Barras sofort dem populären Manne anschloß, so ergab sich, daß zunächst wieder, wie 1797, einer oppositionellen Majorität in der Kammer eine Minorität im Direktorium (Sieyès und Barras gegen Treilhard, Larévellière, Merlin) entsprach, woraus neue Kämpfe entstanden. Jetzt, bei den Nachteilen von außen her, konnte die regierende Mehrheit der Direktoren nicht mehr, wie damals, an einen Staatsstreich denken, sondern mußte sich den Gegnern im Parlamente stellen, die alsbald in der entsetzlichen Finanzverwirrung den geeigneten Hebel fanden, um die verhaßten Drei zu stürzen*). Am 18. Juni 1799 (30. Prairial) traten sie zurück und

*) Nach der Verfassung bedurfte es zu einer giltigen Regierungshandlung der Übereinstimmung mindestens dreier Direktoren.

wurden durch zwei überzeugungstreue Radikale (Gohier und Moulins) und einen Anhänger Sieyès' (Roger Ducos) ersetzt, womit die Partei des politischen Abbé das Übergewicht im Direktorium erlangte.

Der Sturz der alten Regierung war das Werk einer Koalition der beiden großen Parteien bei den Fünfhundert gewesen: der Radikalen, die man sämtlich als Jakobiner zu bezeichnen pflegte, und der gemäßigten Republikaner, die von Boulay de la Meurthe geführt wurden und zu denen auch die Brüder Napoleons, Lucian und Joseph, zählten. Sogleich nach dem Siege zerfiel aber diese Verbindung. Da die Gemäßigteren durch die Majorität in der Regierung (Sieyès, Ducos, Barras) herrschten, gingen die Jakobiner in die Opposition. Sie fanden anfangs soviel Anhang unter den Neutralen in der Kammer, daß sie ein Zwangsanlehen auf die Reichen und ein Gesetz gegen die Adeligen, welche sie in Departements mit royalistischer Bewegung als Geißeln reklamierten, durchsetzen konnten. Als sie aber, auf diese Erfolge pochend, widerrechtlich ihren Pariser Klub, wie ehedem, eröffneten, ein radikales Programm mit gemeinsamer Kindererziehung, öffentlichen Werkstätten für die Armen, allgemeiner Konföderation des Volkes vorbrachten, den alten Konvent und die offizielle Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr, verlangten, um damit ein Regiment, wie das von 1793 einzuleiten — da verloren sie ihren Anhang und gerieten in die Minorität. Sieyès konnte nun wagen, ihren Klub zu schließen, und durch das ehemalige Konventsmitglied Fouché als Polizeiminister ein System sorgfältiger Überwachung zu organisieren.

Es kam nun darauf an, ob sich Sieyès auch durch die Armee wieder festen Rückhalt werde verschaffen können, und es mußte seine nächste Sorge sein, mit einem entscheidenden Erfolg im Felde den Bestand seiner Geltung zu sichern. So wurde denn im Juli nach Kräften gerüstet und dem jungen General Joubert an Stelle Moreau's das Kommando in Italien übertragen. Siegte dieser, dann konnte er möglicherweise im Wechsel der inneren

Verhältniſſe ein brauchbares Werkzeug bilden. Aber auch Sieyès ſollte nicht glücklicher ſein als ſeine Vorgänger. Was Joubert an neuen Truppen an die Riviera brachte, war doch zu wenig, um den vereinigten Ruſſen und Öſterreichern die Wage zu halten. Suworow beſiegte auch ihn. In der überaus blutigen Schlacht bei Novi an der Bormida (15. Auguſt 1799) verlor die Republik 12 000 Mann, Joubert das Leben, Sieyès ſein Preſtige.

Wer dabei gewann, das war einzig und allein der Mann, deſſen man ſich — wie er richtig vorhergeſehen — erinnern mußte, als die franzöſiſchen Waffen gegen die Fremden den Kürzeren zogen. Wo war, fragte man, der Sieger von ehemals? Warum war er nicht zur Stelle? Wo waren die Tauſende, die er fortgeführt? War es denn für das Staatsintereſſe wirkſamer, wenn die Söhne des Landes im fernen Wüſtenſande verbluteten, indes daheim auf den Schauplätzen früherer Triumphe der Ruhm der Nation zu Schanden ging? Man klagte die vergangene Regierung an, den General „deportiert“ zu haben; die radikale Oppoſition forderte ſogar, daß man die ehemaligen Direktoren deshalb vor Gericht ziehe, und eiferte gegen die gegenwärtigen, welche die Expedition im Stiche ließen*). Talleyrand mußte das Miniſterium des Äußern niederlegen und zog ſich aus der Affaire mit dem Bemerken, nicht er, ſondern ſein Vorgänger habe die ägyptiſche Expedition auf's Tapet gebracht. Früher, im Jahre 1798, als die öffentliche Meinung Napoleon noch mit dem gehaßten Direktorium zuſammenwarf, konnte er trotz ſeiner Siege nur wenig Sympathieen gewinnen; jetzt, wo man ſich ihn im Gegenſatze zur Regierung, gleichſam als ein Opfer ihrer ſelbſtſüchtigen Politik dachte, da wurde er der Liebling des Volkes, das Ideal der parteiloſen Millionen, die Ruhe und Ordnung und ein ſtarkes Regiment erſehnten,

*) Lucian und Joſephine thaten das Ihrige in der Verbreitung der Meinung, das Direktorium habe ſich durch die Expedition Napoleons entledigen wollen.

welches dem ewigen Schwanken der Staatsgrundsätze und der entsetzlichen Konfusion in der Verwaltung ein Ende machen, dem Lande den Frieden verschaffen und den Bürger die gesunden Früchte der Revolution genießen lassen sollte. Ihnen war Napoleon nicht bloß der erprobte Sieger, der die Feinde schlagen, sondern viel mehr noch der Mann von Energie, der die Anarchie bewältigen konnte. Darum begrüßte ihn bei seiner Heimkehr allerwegen die rückhaltloseste Begeisterung, darum büßte seine populäre Geltung auch nichts ein, als bekannt wurde, daß Massena Ende September die Russen und Österreicher in der Schweiz, Brune in den ersten Oktobertagen die Engländer in Holland besiegt habe, daß die Koalition geborsten und jede Gefahr von außen für Frankreich geschwunden sei. Jetzt bedurfte er neuer Triumphe im Felde gar nicht erst, um als gefeierter Günstling des Volkes das Äußerste zu wagen. Er hatte Recht gehabt, wenn er vor seiner Abreise seinem Bruder gegenüber die Überzeugung aussprach, er werde, wenn er wiederkehre, der öffentlichen Meinung sicherer sein*). Sie hatte ihm vor anderthalb Jahren gefehlt, als er an einen Staatsstreich dachte; jetzt war sie sein, und nun sollte ihn auch nichts mehr abhalten, seinen Ehrgeiz zum Ziele zu führen.

Als Napoleon im Jahre 1803 der Frau von Rémusat von seiner Vergangenheit erzählte und auf die Zeit nach der ägyptischen Expedition zu sprechen kam, sagte er: „Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr. Ich achtete sehr auf mich. Es ist die Zeit meines Lebens, wo ich mich am geschicktesten benahm. Ich sah Sieyès und versprach ihm die Durchführung seines wortreichen Verfassungsentwurfs; ich empfing die Führer der Jakobiner und die Agenten der Bourbons, ich verweigerte

*) Siehe oben S. 124.

niemandem meinen Rat, aber ich gab ihn nur im Interesse meiner eigenen Pläne. Ich verbarg mich dem Volke, denn ich wußte, daß es dann im geeigneten Augenblicke aus Neugierde meinen Spuren folgen werde. Jeder lief mir in's Garn, und als ich das Oberhaupt des Staates wurde, gab es keine Partei, die nicht irgend eine Hoffnung auf mich baute".

Bonaparte spielte in der That den Unparteiischen. In Wirklichkeit aber verfolgte er mit seinem komplizierten Systeme von Verstellung und Intrigue einen ganz bestimmten Weg. Er wollte zur Macht gelangen, das stand fest. Nur das Wie? konnte in Frage kommen. Das Nächstliegende wäre gewesen, sich in's Directorium aufnehmen zu lassen. Aber als er den Chef desselben, Gohier, einen ehrlichen, gesinnungstreuen Jakobiner von jener politischen Borniertheit, die einmal die Stärke dieser Partei ausgemacht hatte, zum Scheine sondierte, hielt ihm dieser die Verfassung entgegen, welche Männer unter vierzig Jahren vom Direktorium ausschloß. Bonaparte kannte diese Bestimmung nur zu genau. Sie hatte sich ihm schon einmal hemmend in den Weg gelegt, und schon längst war der Gedanke an einen Umsturz dieser unbequemen Konstitution in ihm zur Reife gekommen. Nichts natürlicher, als daß er sich jetzt denen anschloß, die gleich ihm, einen solchen Umsturz planten Das war vor Allen Sieyès. Dieser hatte sich, nachdem im Jahre 1795 sein Verfassungsplan abgelehnt worden war, ostentativ von der Regierung ferngehalten. Erst 1799 hatte er eine leitende Stellung übernommen, denn nun glaubte er den Zeitpunkt gekommen, der allgemeinen Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen durch seine Entwürfe abzuhelfen und sich so als Retter des Staates zu erweisen. Und die Übergriffe der Jakobiner schienen die Verwirklichung des Planes beschleunigen zu sollen. Er fand die heimliche Unterstützung einer ganzen Anzahl von gemäßigten Republikanern in beiden Kammern, die sich „Reformisten" nannten und zu denen auch Lucian Bonaparte gehörte. Man einigte sich über folgende Punkte: Es sollten zur Stärkung der Zentralgewalt an die

Stelle der wechselnden fünf Direktoren drei auf die Dauer von zehn Jahren gewählte Konsuln treten, daneben ein Senat auf Lebenszeit und ein nach allgemeinem Wahlrecht entsendetes Abgeordnetenhaus. Um diese Verfassung durchzusetzen, sollte der für die Reform in seiner Mehrheit gewonnene Rat der Alten die Verlegung der beiden Kammern außerhalb der Hauptstadt beschließen, damit die jakobinischen Gegner im Rate der Fünfhundert von der Umgebung der Pariser Vorstädte entfernt würden. Hierzu war die erste Kammer durch die Artikel 102 — 104 der Konstitution vom Jahre III ermächtigt. Einmal draußen, wollte man die Sieyès'sche Vorlage durch die Alten den Fünfhundert empfehlen, die neutralen Elemente unter den Letzteren dafür gewinnen und schließlich die neue Verfassung durch ein Plebiszit sanktionieren lassen. Dabei entstand nur das eine Bedenken, ob der Rat der Fünfhundert sich auch dem Dekret der Alten widerstandslos fügen und Paris verlassen würde. Und seine Weigerung konnte gefährlich werden, um so gefährlicher, als die Generale Jourdan, Augereau, Bernadotte zu den radikalen Abgeordneten zählten. Man bedurfte eines renommierten Soldaten, dem man die Durchführung der Maßregel anvertrauen konnte. Sieyès hatte ursprünglich wohl an Joubert gedacht; nach dessen Tode an Moreau, der ihm das richtige Werkzeug schien, da er nur militärischen und keinerlei politischen Ehrgeiz besaß; er beorderte ihn nach Paris. Aber zur selben Zeit als Moreau anlangte, traf auch Bonaparte ein, jener in aller Stille, dieser umdröhnt vom Zuruf der Millionen, jener besiegt, dieser als Sieger, und Sieyès konnte nicht schwanken, welchem von beiden Degen er sein Projekt überantworten sollte. Er mußte Napoleon wählen, auf die Gefahr von ihm überflügelt zu werden.

Dieser war gleich nach seiner Ankunft von Lucian in den Reformplan eingeweiht worden und erklärte sich mit demselben einverstanden. Er brauchte ja eine neue Verfassung um zur Macht zu gelangen, und Sieyès bedurfte einen in der Armee angesehenen

General, um seine Verfassung durchzusetzen. Das war der Angelpunkt, um den sich damals die Geschicke Frankreichs drehten. Am 1. November trafen sich die Beiden insgeheim in Lucians Wohnung. Bonaparte wünschte die neue Konstitution nicht sofort, wie sie Sieyès ersonnen hatte, den Kammern vorzulegen, sondern eine Abgeordneten-Kommission mit der Prüfung des Entwurfes zu betrauen und unterdessen dahin zu wirken, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werde; diese letztere sollte aus ihm, Sieyès und Roger Ducos gebildet sein. Sieyès mußte wohl oder übel zustimmen. Er sah ein, daß seine Rolle als rettender Genius ausgespielt war, sobald seine Verfassung erst durch ein Komité lief, und daß er in der provisorischen Regierung neben einem Bonaparte nicht die erste Stelle behaupten würde, war ihm nicht minder klar. Aber er konnte nicht mehr zurück.*)

Am 6. November, nach einem Bankett, welches die Kammer den beiden Generälen Moreau und Bonaparte zu Ehren gab, und wobei dieser einen Trinkspruch „auf die Einigkeit aller Franzosen" ausbrachte, traf er wieder mit Sieyès zusammen, um die letzten Anordnungen zu besprechen. Der Letztere hatte bereits die verschiedenen Dekrete, die der Rat der Alten erlassen sollte, im Entwurf mitgebracht: eines, welches die Kammern nach St. Cloud verlegte, ein zweites, welches Napoleon das Oberkommando über alle Truppen übertrug, und ein drittes, welches ihn mit Roger Ducos und Sieyès zum provisorischen Konsul vorschlug. Jede Kammer sollte eine eigene Verfassungskommis-

---

*) Nach einem Diner, bei welchem Sieyès mit Joseph Bonaparte und dem eingeweihten Abgeordneten Cabanis zusammentraf, sagte er zu ihnen: „Ich will mit dem General Bonaparte gehen, weil er von allen Soldaten noch der bürgerlichste ist. Aber ich weiß, was mich erwartet. Nach dem Gelingen des Unternehmens wird er es mit seinen beiden Kollegen so machen..." und darauf trat er rasch zwischen Joseph und Cabanis, warf sie mit einer kräftigen Bewegung seiner Arme an den Kamin zurück und stand allein in der Mitte des Zimmers. Als Joseph seinem Bruder davon erzählte, lachte dieser und rief aus: „Es leben die geistreichen Leute! Ich ahne Gutes."

ſion ernennen und ſich auf drei Monate vertagen. Die Aktion wurde für den 9. November feſtgeſetzt.

An den nächſten Tagen ſondierte Bonaparte die Generäle und Offiziere. Von der pariſer Garniſon hatten einige Regimenter ehedem unter ihm in der italieniſchen Armee gefochten; von den Offiziersſtellen der Nationalgarde hatte er ſelbſt nach dem 13. Vendémiaire als General des Innern die meiſten vergeben; Neigung und Disziplin ſicherten ihm die Treue der Truppen, die den „kleinen Korporal“ abgöttiſch verehrten. Von den Generalen blieben nur Jourdan und Augereau fern; Bernadotte, der, wie er im Jahre 1804 an Lucian ſchrieb, leicht die Vorſtädte hätte in Bewegung ſetzen können, gab den Bitten Joſephs nach, deſſen Schwager er vor kurzem geworden war; Moreau gehorchte einfach dem Höchſtkommandierenden. Unterdeſſen that Sieyès mit ſeinen Vertrauten die letzten Schritte, um ſich des Rates der Alten völlig zu verſichern. Ein drohender Handſtreich der Jakobiner wurde als Schreckgeſpenſt gebraucht, um die Schwankenden zu gewinnen. Die Unzuverläſſigen hielt man von der entſcheidenden Sitzung fern, indem man ſie durch die eingeweihten Saalinſpektoren teils zur unrichtigen Stunde, teils gar nicht einladen ließ.

Am 9. November (18. Brumaire) morgens 7 Uhr traten die „Alten“ zuſammen. Sofort ergriff Regnier, einer der Vertrauten, das Wort, um folgenden Antrag zu ſtellen: „Nach den Artikeln 102, 103 und 104 der Verfaſſung dekretiert der Rat der Alten: 1) Die Legislative iſt nach St. Cloud verlegt, wo die beiden Räte im Schloß tagen werden. 2) Sie werden am 19. Brumaire (10. November) mittags dort zuſammenkommen; bis wohin jede Sitzung unterſagt iſt. 3) General Bonaparte iſt mit der Durchführung des Dekretes betraut und erhält, um für die Sicherheit der Kammern Sorge tragen zu können, den Befehl über die Garde des Geſetzgebenden Körpers, über die Nationalgarden und die Garniſon von Paris Jeder Bürger hat ihm auf ſein Verlangen Beiſtand zu leiſten. 4) Er hat

vor dem Rate der Alten zu erſcheinen, um ſein Dekret in Empfang zu nehmen und den Eid zu ſchwören. 5) Der Beſchluß wird den „Fünfhundert“ und dem Direktorium mitgeteilt und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht.“*) Der Antrag wurde einſtimmig angenommen und desgleichen ein Manifeſt an die Nation beſchloſſen, worin erklärt wurde, der Rat der Alten habe dieſe Maßregeln dekretiert, um die Fraktionen, welche die Volksvertretung unterjochen wollten, zu bändigen und den innern Frieden zu ſichern.

Während dies bei den „Alten“ vor ſich ging, harrte Bonaparte in ſeinem Hauſe, umgeben von Generälen und Offizieren, ſeiner Ernennung. Als ſie eingetroffen war, ſtieg er mit einer zahlreichen Suite zu Pferde und begab ſich nach den Tuilerien in den Sitzungsſal des Rates der Alten, um den geforderten Eid zu leiſten. Hier hielt er eine kurze Anſprache in ſeinem angewohnten Kommandoſtil, die mit folgenden Sätzen ſchloß: „Eure Weisheit hat dieſe Verfügung getroffen; unſere Arme werden ſie auszuführen wiſſen. Wir wollen eine Republik, die

*) Die Artikel der Verfaſſung von 1795, auf welche ſich die „Alten“ beriefen, lauteten: „Art. 102: der Rat der Alten kann den Sitzungsort des Geſetzgebenden Körpers verlegen; er nominiert in dieſem Falle einen neuen Ort und beſtimmt die Zeit, bis zu welcher die beiden Rate gehalten ſind, ſich dort einzufinden. Das betreffende Dekret des Rates der Alten iſt unwiderruflich.“

„Art. 103: Am Tage dieſer Verfügung darf weder der eine noch der andere der Räte an dem bisherigen Sitzungsorte Beratungen pflegen. Diejenigen Mitglieder, welche gleichwohl ihre Funktionen nicht unterbrechen wollten, würden ſich des Angriffs auf die Sicherheit der Republik ſchuldig machen.“

„Art. 104: Die Mitglieder des Direktoriums, welche die Beſiegelung, Verkündigung und Verſchickung des Dekretes verweigern oder verzögern, machen ſich des gleichen Verbrechens ſchuldig“.

Von dem Rechte, einen General mit der Durchführung oder mit dem Schutze der Verfügung zu betrauen, ſtand nichts in den Artikeln Es war die erſte Ungeſetzlichkeit, welche die Unternehmer des Staatsſtreiches geſchickt der Volksvertretung auf die Schultern ſchoben.

sich auf eine wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und im Namen meiner Waffengefährten." Von Aufrechthaltung der Verfassung sprach er kein Wort; dagegen ließ jede Silbe eine Veränderung der öffentlichen Verhältnisse durchblicken. Die Mitglieder des Rates applaudierten gleichwohl dem General, und die Sitzung ward geschlossen, um erst am nächsten Tage in Saint Cloud wieder eröffnet zu werden. Als kurz darauf der Rat der Fünfhundert zusammenkam, fand er das Dekret der ersten Kammer bereits vor, und Lucian, den man seinem Bruder zu Ehren zum Präsidenten erhoben hatte, vertagte alsbald die Sitzung. Die Legislative hatte ihre Thätigkeit unterbrochen.

Von den „Alten" weg begab sich Napoleon in den Garten der Tuilerien, wo die aufgestellten Truppen Revue passierten. Dann erließ er zwei Proklamationen an die Nationalgarde und an die Linie. In beiden zieht er die bisherige Regierung zur Verantwortung. „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht verwaltet," ruft er seinen Soldaten zu; „Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Übel ein Ende setzen werde; Ihr habt sie mit einer Einträchtigkeit gefeiert, die mir Verpflichtungen auferlegt; ich werde sie erfüllen. Die Freiheit, der Sieg, der Friede werden der Republik ihren alten Rang in Europa wieder verschaffen, den ihr nur Unfähigkeit oder Verrat rauben lassen konnten". Der Anklage folgte die Exekution. Sieyès und Ducos legten, wie verabredet war, ihr Amt als Direktoren nieder. Es galt nur noch, Barras dazu zu bewegen, dann fehlte die zur Gültigkeit jeder Regierungsmaßregel notwendige Dreiheit und die Regierungsmaschine hatte zu funktionieren aufgehört. Bis auf diesen Tag hatte Napoleon seinen früheren Freund und Gönner seine wahren Absichten nicht merken lassen und Sieyès gleichsam durch ihn im Schach gehalten. Jetzt setzte er jede Rücksicht beiseite und sendete die Vertrauten Talleyrand und Bruix zu ihm, die ihn zur Niederlegung seines Amtes aufforderten. Barras erklärte sich dazu bereit; die Macht, über welche

Napoleon verfügte, und die allgemeine Verachtung, die er ſelbſt erfuhr, beſtimmten ihn; nur ließ er den Gewaltigen des Tages durch ſeinen Sekretär Bottot um die Zuſicherung freien Geleites außerhalb der Stadt bitten. Bonaparte benützte dieſen Anlaß, um ſich vor einer Anzahl von Zeugen über die Politik der Direktoren zu äußern. „Was habt ihr“ — rief er den verſchüchterten Sendboten an — „aus dem Frankreich gemacht, welches ich euch ſo glänzend hinterließ? Ich hinterließ den Frieden und finde Krieg! Ich ließ euch Siege und finde Niederlagen! Ich ließ euch die Millionen Italiens und finde allenthalben Plünderung und Elend! Was habt Ihr aus den 100 000 Franzoſen gemacht, die meine Ruhmesgenoſſen waren? Sie ſind tot! Dieſer Zuſtand kann nicht länger währen. Er würde uns in drei Jahren zum Deſpotismus führen. Wir aber wollen die Republik, gegründet auf die Gleichheit, auf die Moral, auf die bürgerliche Freiheit und auf die politiſche Toleranz“.

Mit dem Ausſcheiden Barras, hatten Gohier und Moulins den Boden verloren. Den Erſten hatte Joſephine für 8 Uhr morgens zum Frühſtück geladen. Wollte ſich Bonaparte ſeiner verſichern? ihn ſchließlich doch noch umſtimmen? Gohier kam nicht. Er erfuhr erſt im Verlaufe des Vormittags, was geſchehen war, und eilte mit Moulins zu Napoleon, um ihm Vorſtellungen zu machen. Natürlich umſonſt. Die beiden Direktoren kehrten unverrichteter Sache nach dem Luxemburg-Palaſt zurück, wo die Regierung bisher ihren Sitz hatte. Moreau erhielt Befehl, ſie dort feſtzuhalten.

Die Exekutive war deſtituiert. Es kam nun nur noch darauf an, die beiden Kammern in Saint Cloud die Staatsveränderung gutheißen zu laſſen und ſie zur Annahme der proviſoriſchen Regierung und zur Wahl der Verfaſſungs-Kommiſſionen zu bewegen. Sieyès hatte geraten, am nächſten Tage etwa zwanzig oder dreißig der entſchiedenſten Radikalen vom Rate der Fünfhundert, namentlich Jourdan und Augereau, fern zu halten. Bonaparte aber lehnte dies ab; man ſolle nicht

ſagen, daß er ſich vor den beiden fürchte. „Im Ganzen" — äußerte er des Abends heiter zu Bourrienne — „gings heute nicht ſchlecht; wir wollen morgen weiter ſehen." Zur Vorſicht lud er aber doch ſeine Piſtolen, bevor er zu Bette ging.

Am nächſten Tage, den 10. November, hatten ſich um die feſtgeſetzte Mittagsſtunde die Abgeordneten beider Kammern in Saint Cloud eingefunden. Den „Alten" war ein Saal im erſten Stockwerke des Schloſſes, den „Fünfhundert" die Orangerie im Erdgeſchoß angewieſen. Vor der Sitzung trafen ſich die Deputierten im Park und beſprachen mit Eifer das Ereignis des Tages. Die jakobiniſchen Abgeordneten der „Fünfhundert" und die am Vortage ausgeſchloſſen geweſenen Mitglieder der „Alten" heiſchten Aufklärung; Andere begannen einzuſehen, daß ihnen das entſcheidende Dekret unter einer falſchen Vorſpiegelung abgelockt worden war, um einem Staatsſtreiche zu dienen; man hatte höchſtens einen Wechſel in der Regierung, aber nicht einen Umſturz der Verfaſſung unterſtützen wollen; die Gemüter erhitzten ſich an dem Anblick der Truppen, die den Schloßhof füllten. So begannen die Sitzungen. Napoleon hatte ſich mit den Generälen im Saale der Inſpektoren des geſetzgebenden Körpers eingefunden. Hier ließ er ſich von dem Gange der Verhandlungen fortlaufenden Bericht erſtatten. Was er hörte war nicht gerade tröſtlich. Im Rate der Alten war die Stimmung fortwährend aufgeregt und wurde es noch mehr, als man dort vernahm, daß drei Direktoren abdiziert hatten und zwei gefangen gehalten wurden. Im Rate der Fünfhundert hatte einer der Vertrauten das Wort genommen, war aber von den Radikalen unterbrochen worden, welche „Keine Diktatur!" „Nieder mit den Diktatoren!" riefen und den Antrag durchſetzten, daß jedes Mitglied bei Namensaufruf den Eid auf die beſtehende Verfaſſung abzulegen habe. Bei dieſen Nachrichten hielt Napoleon ſich nicht länger. Wenn er die gegneriſche Stimmung anwachſen und am Ende die Truppen ergreifen ließ, war alles verloren. „Man muß ein Ende machen", ſagte er, aufſpringend, zu den Offizieren

ſeiner Suite, und ging zunächſt in den Rat der Alten. Er war kein Redner, und was er jetzt vorbrachte, machte durchaus den Eindruck des Unzuſammenhängenden, Abgeriſſenen. Man ſtehe auf einem Vulkan, ſagte er. Er und ſeine Waffengenoſſen ſeien dem Rufe der Kammer gerne gefolgt, und nun werde er dafür verleumdet, die Rolle eines Cäſar oder Cromwell zu ſpielen. Wenn er die Freiheit des Landes hätte unterdrücken wollen, hätte er wiederholt Gelegenheit dazu gehabt. Dann ſprach er im allgemeinen von den Gefahren, welche die Republik bedrohen, und daß man Freiheit und Gleichheit ſchützen müſſe. „Und was iſt's mit der Verfaſſung?“ rief eine Stimme. Da war Napoleon an ſeiner wundeſten Stelle getroffen und fuhr los: „Die Verfaſſung? Ihr habt ſie verletzt am 18. Fruktidor, am 22. Floreal, am 30. Prairial. Von allen Parteien wird ſie angerufen, und alle haben ſie geſchädigt. Sie kann uns nicht zum Heile gereichen, denn niemand achtet ſie mehr. Suchen wir das Mittel, jedermann die Freiheit zu ſichern, die ihm zukommt und welche ihm die Direktorial-Konſtitution nicht zu garantieren wußte.“ Als einige Mitglieder Aufklärung über die drohenden Gefahren verlangten und Napoleon damit in die Enge brachten, log er, Barras und Moulins hätten ihm vorgeſchlagen, ſich an die Spitze einer Partei zu ſtellen, die alle Männer mit freiheitlichen Ideen zu ſtürzen gedachte. Das war eine offenbare Erfindung, welche die Anhänger verſtimmte und die Gegner ungeduldig machte, ſo daß der Präſident Lemercier an ihn die Aufforderung richten mußte, das Komplott zu enthüllen. Bonaparte aber, der gar nichts Poſitives vorzubringen wußte, wiederholte nur, was er ſchon geſagt, erklärte die Verfaſſung für unbrauchbar und wandte ſich ſchließlich in ſeinem unbeholfenen Affekt an die draußen ſtehenden Soldaten, die ihn gar nicht hören konnten, apoſtrophierte ſie mit Schmeicheleien und drückten ihnen ſein Vertrauen aus, daß ſie ihn ſchützen würden, wenn irgend ein Redner ihn in die Acht erklären wollte, denn ihn begleite der Gott des Krieges und des Glücks.

Damit hatte er vollständig die Herrschaft über seine Worte ververloren. Bourrienne, der mit Berthier an seiner Seite stand, flüsterte ihm zu: „General, Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen“ und bewog ihn, sich zurückzuziehen. Die Sitzung wurde unterbrochen.

Aber das Schwierigere stand noch bevor. Napoleon ging hinab zu den „Fünfhundert.“ Diese hatten unterdessen Mann für Mann den Eid auf die Verfassung geleistet und warteten ihrerseits auf eine Eröffnung der ersten Kammer über die Motive der Verlegung des gesetzgebenden Körpers. Diese Mitteilung blieb aus, was gerade nicht zur Beruhigung der Gemüter beitrug. Dagegen traf ein Brief Barras' ein, der seine Demission gab, indem er erklärte, vor demjenigen zurückzutreten, den der eigene Ruhm und das Vertrauen der Nationalvertretung in gleich hervorstechender Weise ausgezeichnet hätten. Die Jakobiner verlangten zu wissen, welche Umstände den Direktor zum Rücktritt bewogen haben konnten. Da erschien plötzlich, ohne angemeldet zu sein, Bonaparte, gefolgt von vier Grenadieren im Saale. Das war eine schreiende Verletzung aller schuldigen Rücksicht. Im Augenblick erhob sich ein ungeheueres Tosen der Entrüstung gegen ihn. „Bewaffnete im Saale!“ riefen die Jakobiner und eine Gruppe von Radikalen warf sich in namenloser Aufregung dem Eindringling entgegen. Er wurde angefaßt und nach dem Ausgange gedrückt. Der Tumult benahm ihm für einen Augenblick die Besinnung. Er sank den Grenadieren in die Arme, die ihn in's Freie führten. Hinter ihm drein aber scholl, in kreischender Wut ausgestoßen, der Ruf, der vor wenig Jahren noch den sichern Tod bedeutet hatte: „Hors la loi!“ „In die Acht mit ihm!“

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Jakobiner Napoleon ruhig angehört hätten. Ein feiner Beobachter, der Schwede Brinkmann, der damals in Paris weilte, spricht in seinen vor kurzem erschienenen Briefen nur ein allgemeines Urteil aus, wenn er sagt: „Man mußte den General entweder auf der Stelle

töten, oder man mußte ihn reden lassen und sich selbst in den Grenzen der Verfassung und der Klugheit halten, um alles Unrecht auf den Angreifer zu wälzen.“ Gewiß, was die Jakobiner thaten, brachte sie in Nachteil, wenn es geschickt benützt wurde. Niemand bemerkte ihren Fehler rascher als Präsident Lucian, gegen den sich jetzt ihr Angriff richtete: er solle über die Achtserklärung seines Bruders abstimmen lassen, verlangten die Aufgeregtesten; ein Anderer wollte, man solle erklären, daß Bonaparte nicht der Chef der Truppen sei, da der Rat der Alten gar nicht befugt war, ihn dazu zu ernennen. Das Büreau in der Mitte des Saales wurde von Interpellanten umdrängt. Inmitten des Aufruhrs überläßt Lucian den Vorsitz dem Vizepräsidenten, um von der Tribüne zu Gunsten seines Bruders zu sprechen. Seine Stimme vermag aber nicht durch den Sturm zu dringen, und er schickt einen vertrauten Abgeordneten an Napoleon mit der Botschaft, er sei gezwungen, seinen Fauteuil zu verlassen, und heische militärische Assistenz zu seinem Schutze. Zugleich legt er die Toga ab. Während man ihn wieder an seinen Sitz zurücknötigt, erscheinen die von Napoleon hereingeschickten Soldaten und holen ihn in's Freie. Eine Anzahl Abgeordneter begleiten ihn.

Draußen hielt Bonaparte mit seinen Offizieren vor der Front eines Bataillons von Garden des gesetzgebenden Körpers. Daneben standen einige vertraute Freunde. Sieyès, Ducos und Talleyrand saßen in einem Wagen vor dem Gitter, um bei einer ungünstigen Wendung der Dinge zu entfliehen. Die höchste Spannung lag in allen Mienen. Bei den Räten schien die Sache des Staatsstreichs so gut wie verloren. Blieb noch die Truppe. Von ihrer Haltung hing das Schicksal des Tages ab. Das begriff Lucian sofort, schwang sich auf ein Pferd und hielt eine Ansprache an das Bataillon, in der er den Tumult der jakobinischen Minorität bis zum Attentat auf Napoleon übertrieb. „Franzosen!“ rief er sie an, „der Präsident des Rates der Fünfhundert erklärt Euch, daß die weitaus größte Mehrheit

dieſer Verſammlung im Augenblicke von einem Häuflein Abgeordneter terroriſiert wird, die mit Dolchen bewaffnet ſind, die Tribüne belagern, ihre Kollegen bedrohen und ihnen die abſcheulichſten Beſchlüſſe zumuten. Ich erkläre, daß dieſe verwegenen Verbrecher, ohne Zweifel von dem böſen Geiſte der engliſchen Regierung inſpiriert, gegen den Rat der Alten revoltieren, indem ſie die Ächtung des Generals fordern, der mit der Ausführung des Dekretes dieſes Rates beauftragt iſt. Ich übertrage den Kriegern die Sorge, die Majorität der Volksvertreter zu befreien, damit wir, von den Bayonnetten gegen die Dolche geſchützt, im Frieden die Intereſſen der Republik beraten können. Ihr werdet als Deputierte Frankreichs nur diejenigen anerkennen, die ſich mit ihrem Präſidenten in Eure Mitte begaben. Diejenigen, die in der Orangerie zurückblieben, um die Ächtung zu votieren, jagt hinaus!“ „Und wer Widerſtand leiſtet,“ fiel Napoleon ein, „den tötet. Mir folget, denn ich bin der Gott des Tages“ ... Und er wäre in dieſem Tone fortgefahren, wenn ihm Lucian nicht zugeflüſtert hätte, um alles in der Welt zu ſchweigen. „Vive Bonaparte!“ riefen die Soldaten. Aber ſie rührten ſich nicht. Es war auch kein Geringes, gegen die Nationalrepräſentanz das Bajonnett zu fällen. Erſt als Lucian, der das verderbliche Zögern wahrnahm, den Degen gegen die Bruſt des Bruders zückte und ſchwor, ihn niederzuſtoßen, wenn er je die Freiheit der Franzoſen gefährden wollte, da waren die Grenadiere gewonnen. Auf einen Wink Napoleons ließ ſich eine Abteilung von Murat unter Trommelſchlag in den Saal führen. Als die Abgeordneten der Aufforderung, auseinanderzugehen, nicht gehorchten, avancierten die Soldaten, und jene mußten durch die Fenſter die Flucht ergreifen.

Nichts konnte deutlicher als dieſes klägliche Schauſpiel die tiefe Kluft beleuchten, welche die Armee von der Nation trennte. Die ſtete Entfernung von der Heimat hatte das Volksheer dem Volke entfremdet. Wer jenes kommandierte, konnte dieſes rückſichtslos beherrſchen. Es iſt wahr, zu Verleumdung und Erfindung hatten die

Bonaparte greifen müſſen, um die Gewalt gegen das Recht in Bewegung zu ſetzen: die Anſpielung auf den engliſchen Einfluß in der Rede Lucians entbehrte durchaus der Wahrheit, die „Dolche“ der Abgeordneten hatte niemand geſehen, eine perſönliche Gefahr für den Kammerpräſidenten beſtand nicht, und der gegen Napoleon gezückte Degen war eine Harlequinade wie keine zweite. Aber daß ſolche Mittel verfingen und ausreichten, um die Geſchicke eines großen Volkes zu entſcheiden, zeigte bis zu welchem Grade die Zerſetzung vorgeſchritten war. Und dieſes Volk ſelbſt? Es ging am 18. und 19. Brumaire in Paris gleichgültig ſeinen Geſchäften nach. Was noch vor wenig Jahren jede Fiber zucken machte und wofür Hunderttauſende im Fanatismus der Freiheit ihr Leben in die Schanze ſchlugen, das ſchien jetzt kaum mehr der Neugierde wert.

Nachdem die Gewalt geſprochen hatte, war alles Übrige bald in Ordnung gebracht. Jetzt konnte Lucian dem Rate der Alten die Ereigniſſe bei den Fünfhundert ebenſo parteiiſch ſchildern, wie er ſie den Truppen erzählt hatte, und ihn auffordern, Beſchluß zu faſſen, „damit die Rutenbündel der Konſuln, dieſes ruhmreiche Zeichen der republikaniſchen Freiheit der alten Welt, erhoben werden, um unſere Verleumder zu entwaffnen und das franzöſiſche Volk zu beruhigen, deſſen allgemeine Zuſtimmung eure Arbeit heiligen wird.“ Und der Rat verſtand ſich alſogleich zur Vertagung der beiden Kammern, zur Ernennung einer proviſoriſchen Regierung von drei Konſuln und zur Wahl einer Kommiſſion zur Beratung der neuen Verfaſſung. Und das Gleiche that noch in derſelben Nacht ein nicht ohne Mühe zuſammengeleſenes Häuflein von Mitgliedern der Fünfhundert — die Zahl ſchwankt zwiſchen 50 und 120*). Lucian präſidierte ihnen, wie er der vollen Verſammlung vorgeſeſſen hatte, damit wenig-

*) Die letztere Ziffer nennt Brinkmann nach der Verſicherung unparteiiſcher Augenzeugen. Bourrienne dagegen ſpricht nur von dreißig Abgeordneten.

ſtens ein Schein von Geſetzlichkeit gewahrt blieb. Die Vorlagen der Verfaſſungsänderung wurden eingebracht, und Boulay de la Meurthe rechtfertigte ſie in längerer Rede, mit welcher er die Konſtitution vom Jahre III und die Politik des vergangenen Direktoriums verurteilte. Darauf faßte das Rumpfparlament in einer Reihe von 16 Artikeln die folgenden entſcheidenden Beſchlüſſe: Es giebt kein Direktorium mehr. Ein Komitee von drei Konſuln Sieyès, Ducos und Bonaparte übernimmt proviſoriſch die Regierung. Sie ſind mit aller direktorialen Macht bekleidet und beauftragt, die Ordnung in der Verwaltung, die Ruhe im Innern, und einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden nach außen herzuſtellen. Der geſetzgebende Körper vertagt ſich bis zum 20. Februar 1800, nachdem er 62 namentlich aufgeführte Abgeordnete ihres Mandates verluſtig erklärt und eine Kommiſſion von 25 Mitgliedern erwählt hat, welche mit der des Rates der Alten und den drei Konſuln gemeinſchaftlich die dringenden Geſchäfte der Polizei- und Finanzgeſetzgebung erledigen, eine neue Repräſentativ-Verfaſſung und ein neues Civilgeſetzbuch ausarbeiten wird. Darauf wurde die Kommiſſion gewählt und das Dekret den „Alten" überſendet, die es beſtätigten. Zum Schluſſe leiſteten die drei Konſuln einen Eid unverbrüchlicher Treue der Souveränetät des Volks, der franzöſiſchen Republik, der Freiheit und Gleichheit und dem Repräſentativ-Syſteme. Erſt ſpät nach Mitternacht trennte ſich die Verſammlung. Der Staatsſtreich war zu Ende.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, als er am 19. Brumaire das Äußerſte wagte, lehrten ſogleich die nächſten Tage. Es war unzweifelhaft: Frankreich war mit dem Staatsſtreiche zufrieden. „Jede der früheren Revolutionen," ſchrieb am 13. November der preußiſche Geſandte Sandoz-Rollin nach Hauſe, „hat Mißtrauen und Furcht eingeflößt. Dieſe hingegen — und ich habe mich ſelbſt davon überzeugt — hat die Geiſter aufgerichtet und die lebhafteſten Hoffnungen erweckt." Und die Motivierung

gab Brinkmann in einem bemerkenswerten Briefe vom 18. November: „Vielleicht niemals hat ein legitimer Monarch ein seinem Willen ergebeneres Volk vorgefunden, als Bonaparte, und es wäre unverzeihlich, wenn dieser geschickte General dies nicht benutzen wollte, um eine bessere Regierung auf sicherer Basis zu begründen. Es ist buchstäblich wahr, Frankreich wird das Unmögliche thun, dazu beizutragen; denn das Volk — die verächtliche Horde der Anarchisten ausgenommen — ist so müde, so angewidert von den revolutionären Greueln und Thorheiten, daß man überzeugt ist, bei jeder Veränderung nur gewinnen zu können. Alle Klassen der Gesellschaft spotten über den Heroismus der Demagogen, und von allen Seiten fordert man viel mehr ihre Vertreibung als die Realisierung ihrer idealen Träume. Sogar die Royalisten jeder Schattierung sind Bonaparte aufrichtig ergeben, denn sie muten ihm die Absicht zu, allmählich die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. Die Indifferenten hängen an ihm als demjenigen, der am meisten geeignet ist, Frankreich den Frieden zu verschaffen, und die aufgeklärten Republikaner, wenn sie auch für ihre Staatsform zittern, sehen doch lieber einen einzigen Mann von Talent als einen Klub von Intriguanten sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen." Wenn man auch erfuhr, daß die Anklage gegen Barras und Moulins eine Verleumdung, die vorgebliche Verschwörung und die Dolche der Abgeordneten Erfindungen waren, so war der Haß gegen die Jakobiner und die Sehnsucht, in sozial geordnete Verhältnisse einzukehren, doch so groß, daß man die Unmoral der Mittel über dem Zwecke vergaß.

Es überrascht in den gleichzeitigen Berichten über den Staatsstreich, daß fast immer und allein nur von Bonaparte und nur selten und nebenbei von Sieyès oder Ducos die Rede ist. Und doch waren alle drei formell gleichwertig mit der Regierung betraut und haben sich auch anfangs mit peinlicher Beobachtung dieser Gleichwertigkeit in die Geschäfte geteilt. Wenn wir aber schon nach kurzer Zeit Bonaparte ganz allein im Vollbesitz der Regie-

rungsgewalt sehen, so hatte das verschiedene Gründe. Einmal erblickte das Publikum nur in ihm seinen Retter, während Sieyès und Ducos als ehemalige Direktoren übel angeschrieben waren, keinerlei Interesse fesselten und in richtiger Würdigung dieser Thatsache von selbst in die zweite Linie traten. Dann gab es auch wirklich nur einen unter den drei Konsuln, der in Staatsgeschäften praktische Erfahrung hatte, das war Napoleon, der Regent von Italien im Jahre 1797, der Organisator von Ägypten im Jahre 1798, vertraut mit allem Detail der Verwaltung. Und endlich hatte nur er allein jene unerschütterliche Arbeitslust und jene erstaunliche Arbeitskraft, die dazu gehörten, um in die tausendfältige Zerrüttung Sicherheit und Ordnung zu bringen. Ducos zog sich, seine Unzulänglichkeit einsehend, bald ganz zurück, und Sieyès, der nun einmal seinen eigenen Plan, als Helfer in der Not zu erscheinen, gescheitert sah, begnügte sich, mit den beiden Ausschüssen in endloser Beratung die neue Verfassung festzustellen und das sorgenreiche Geschäft des Regenten dem eifrigen Kollegen zu überlassen.

So hatte Napoleon freie Hand zu schalten, wie er dachte. Er wählte seine Minister. Gaudin, der sich unter der königlichen Regierung viel Erfahrung im Staatshaushalt erworben und unter Sieyès ein Portefeuille refüsiert hatte, übernahm jetzt willig das schwere Amt eines Finanzministers. Talleyrand, der ehemalige Bischof von Autun, dem man nicht ohne Grund seine schmutzige Gewinnsucht und seinen regellosen Hausstand vorwarf, der aber in der großen Politik einen Blick besaß wie kein Zweiter, wurde wieder zum Minister des Äußern ernannt. Laplace, der große Naturforscher, bekam, das Nationalinstitut zu ehren, das Ministerium des Innern, um es allerdings bald, aus Mangel an jeglicher Begabung für die Praxis, an Lucian weiterzugeben. Berthier, der geschickte Regisseur der napoleonischen Armeeführung, wurde Kriegsminister, um später Carnot Platz zu machen. Fouché behielt das Ressort der Polizei, Cambacérès bekam das Justizportefeuille, Forfait wurde Marineminister. Dann ging es an

die Ordnung der verzweifelten Geldverhältniſſe. Es war ein Maßſtab des Vertrauens, welches der neuen Regierung entgegengebracht wurde, daß nach dem Staatsſtreich die 5prozentige Rente von 7 auf 12, und in wenigen Wochen auf 17 ſtieg. Als darauf Napoleon das verderbliche Zwangsanlehen beſeitigte, wurden auch die Geldleute etwas zutraulicher. Dagegen wurde die Grundſteuer erhöht und, um ihren Ertrag zu ſichern, ein früher ſchon debattiertes Projekt einer Neuordnung in der Erhebung der direkten Steuern durchgeführt. In jedem Departement mußten die General-Einnehmer Kautionen leiſten, durch welche Geldbeiträge man wenigſtens der ſchreiendſten Not abhalf. Auch wurden, um das Kapital noch mehr zu beruhigen, über fünfzig jakobiniſche Abgeordnete, darunter General Jourdan, zur Deportation oder Haft verurteilt, ſpäter jedoch zu polizeilicher Überwachung begnadigt. In dieſen Maßregeln lag noch nicht die Rettung aus der namenloſen Geldverlegenheit des Staates, aber doch die ſichere Vorbedingung dazu. Es kam nur darauf an, ob Napoleon das Übergewicht in der Regierung auch geſetzlich ſichergeſtellt erhielt. Er begann, ſich allen Ernſtes um die neue Konſtitution zu bekümmern.

Sieyès hatte den beiden Kommiſſionen der ehemaligen Kammern ſeinen Verfaſſungsentwurf mundgerecht zu machen geſucht. Derſelbe beruhte darauf, daß die einzelnen Staatsgewalten ſich gegenſeitig die Wage hielten. Dem Volke wird die Souveränetät und allgemeines Wahlrecht zuerkannt. Aber das Volk wählt nicht ſeine Vertreter ſondern nur Kandidaten, aus denen dann die oberſte Staatsgewalt erſt die Geſetzgeber ernennt. Die fünf Millionen großjähriger Urwähler von ganz Frankreich erwählen aus ihrer Mitte — je 10 einen — 500 000 Männer, welche die Kommunalnotabilität bilden und geſetzlich zu Gemeindeämtern geeignet erſcheinen; dieſe 500 000 wählen auf dieſelbe Weiſe aus ſich 50 000 Departemental-Notablen, d. h. Kandidaten für die Departementsämter, dieſe dann endlich 5000 Nationalnotabeln, d. h. Kandidaten für den geſetzgebenden Körper und für

die Zentral-Staatsbehörden bis zum Minister hinauf. In diese letzte Liste der Nationalnotablen sollten überdies auch alle Jene aufgenommen werden, welche seit zehn Jahren Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte gewesen waren, und alle Listen weitere zehn Jahre Gültigkeit haben. Aus den obersten Notablen sollten die Mitglieder zweier Kammern ernannt werden, von denen die eine die von der Regierung oder aus ihrer eigenen Initiative entstammenden Gesetzesvorlagen bespricht ohne abzustimmen, die andere abstimmt ohne zu debattieren. An der Spitze des Staates sollte ein Präsident, Großwähler genannt, stehen, der, mit reichen Einkünften ausgestattet, die Republik zu repräsentieren, die Gesetze und Staatsverträge zu unterzeichnen und die zwei höchsten Beamten, Konsuln, zu ernennen oder zu entlassen, sich aber sonst um nichts zu bekümmern hätte. Von den Konsuln sollte einer das Kriegsressort (Armee und Auswärtiges), der andere das Friedensressort (die Ministerien der innern Verwaltung) leiten und die bezüglichen Beamten ernennen. Außerhalb der Regierung, zu deren Kontrolle und zur Bewachung der Verfassung, sollte eine besondere Behörde, die „konstitutionelle Jury", bestehen, die achtzig auf Lebenszeit ernannte Mitglieder in sich zu fassen, sich selbst zu ergänzen, aus den Nationalnotablen den Großwähler und die Abgeordneten der beiden Kammern zu erwählen und verfassungswidrige Gesetze zu beseitigen hätte. Sollte der Großwähler oder ein anderer höherer Beamter seine Befugnisse mißbrauchen, so kann die Jury ihn zu ihrem Mitgliede ernennen, wodurch er die Möglichkeit einbüßt, eine zweite Stelle zu bekleiden d. h. abgesetzt ist.

Das waren die Grundzüge der spitzfindig ausgeklügelten Konstitution Sieyès: die Rechte des souveränen Volkes wurden durch die Jury, die Funktionen der ersten Kammer durch die zweite, die Macht der Konsuln durch den Großwähler, die des Großwählers wieder durch die Jury paralysiert. Es war ein System für einen toten Staat, nimmermehr für einen lebendigen Organismus. Am wenigsten konnte sich ein Mann, wie Bonaparte,

mit seinen vor der Verwirklichung angelangten Herrscherträumen, mit dem wackeligen Mechanismus befreunden. Er verspottete den Entwurf, bezeichnete ihn Joseph gegenüber als viel zu „metaphysisch“ und zwang die Kommission, die dem gewaltigen Manne diensteifrig zu Willen war, einschneidende Änderungen vorzunehmen. Der unnütze Großwähler, dieser „königliche Müßiggänger, dieses Mastschwein“, wie ihn Napoleon nannte, wurde sofort gestrichen. An seine Stelle trat ein Premier-Konsul als Haupt der Regierung und Vollzieher der Gesetze, vom Senat auf 10 Jahre erwählt. Dieser ernannte und entließ die Minister, die Gesandten, die Staatsräte, die Verwaltungs-Beamten (Präfekten, Unterpräfekten und Gemeindevorsteher) alle Land- und Seeoffiziere, ernannte alle Richter mit Ausnahme der Mitglieder des Kassationshofes und der Friedensrichter. Sein Wille erhielt, wenn er unter dem Titel einer Verwaltungs-Verordnung kundgegeben wurde, Gesetzeskraft Er leitete die Diplomatie und war oberster Kriegsherr. Er unterzeichnete die Verträge und Gesetze, wenn sie von dem gesetzgebenden Körper angenommen waren. Er ernannte die Mitglieder eines Staatsrates, der zur Exekutive gehörte und mit seinen Vorschlägen die Regierung zu unterstützen hatte. Dem Ersten Konsul zur Seite standen noch zwei andere, deren Kompetenz nicht entfernt an die seinige heranreichte, denn sie hatten lediglich beratende Stimmen und übten auf die Ernennung der Staatsfunktionäre gar keinen Einfluß aus. Fast schien es, als wären sie nur da, um die Allgewalt des Premiers zu maskieren. Dieser Regierung gegenüber war an einen starken gesetzgebenden Körper kaum zu denken. Bonaparte beließ darum gerne den Wahlmodus mit den Kandidatenlisten. Die legislative Gewalt des Volkes sollte sich in drei Organen äußern. Die „konstitutionelle Jury“ Sieyès' wurde in einen lebenslänglichen „Senat“ (Sénat conservateur) verwandelt, dessen achtzig Mitglieder aus den Nationalnotabeln entnommen werden sollten. Der Senat erwählte aus denselben Listen den „Gesetzgebenden Körper“ (300 Mitglieder) und das „Tribunat“ (100 Mitglieder). Keine dieser

Körperſchaften hatte das Recht, Geſetzanträge zu ſtellen. Die Vorlagen brachte die Regierung im Tribunat ein, welches dieſelben in ſeinen Sitzungen debattierte, jedoch nur darüber abſtimmte, ob ſeine dazu deſignierten Mitglieder vor dem Geſetzgebenden Körper für oder wider die Vorlage ſprechen ſollten. Die Mitglieder des Geſetzgebenden Körpers hinwieder debattierten nicht, ſondern ſtimmten, nach Anhörung der Tribunen, einfach ab. Napoleon hatte einmal in einem früher mitgeteilten Briefe an Talleyrand von einem geſetzgebenden Körper „ohne Leidenſchaft, ohne Augen und Ohren für das was ihn umgiebt“ geſprochen; er war gefunden. Auch der Staatsrat als die eine von zwei Behörden der Exekutive iſt dort vorgedacht. Wer die zweite, eigentliche Regierungsbehörde bilden ſollte, kam erſt jetzt zu Tage: er ſelbſt und er ganz allein*).

Die übrigen Beſtimmungen der Verfaſſung betrafen judicielle und finanzielle Einrichtungen, voran den Kaſſationshof, deſſen Mitglieder ebenfalls der Senat ernannte, ſowie die Räte eines Oberſten Rechnungshofes. Ferner wurden die Bezüge der Würdenträger normiert: der Jahres-Gehalt des Erſten Konſuls ſollte 500 000 Franken, der der beiden andern 150 000 Franken betragen, alle drei ſollten Staatswohnungen in den Tuilerieen angewieſen erhalten. Die Senatoren bekamen 25 000, die Tribunen 15 000, die Geſetzgeber 10 000 Franken jährlich an Diätengeldern.

All dem hatten die fünfzig Kommiſſions-Mitglieder, einigen Widerſpruch abgerechnet, im Ganzen zugeſtimmt. Es fehlte nur noch die Wahl der drei oberſten Regierungsmänner, deren Namen in der Verfaſſung des Jahres VIII platzfinden ſollten. Man einigte ſich natürlich auf Napoleon als Erſten Konſul. Die Auswahl der beiden andern traf, nach Sieyès' Ablehnung, Cambacérès und Lebrun — jener ein ausgezeichneter Juriſt neben

*) Siehe oben, Seite 117.

einem entschiedenen Hang zum Wohlleben, Napoleons Protektor vor dem 13. Vendémiaire, dieser ein ebenso vortrefflicher Finanzmann, der noch unter dem Königtum seine Schule durchgemacht hatte und eine reiche Erfahrung in das neue Regime herübertrug. Sieyès erhielt die Sinecure eines Präsidenten des Senats mit reichem Einkommen und ein Landgut obendrein, ein Preis, den Napoleon gerne zahlte, um ihn loszuwerden. Ducos wurde Senator.

Mit diesen Ernennungen hatte die Fünfziger-Kommission in der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember ihre Arbeit beendet, und es fehlte nur noch die Sanktionierung derselben durch den Souverän, d. i., wie die Verfassung deutlich ausdrückte, das französische Volk. An dieser war nicht zu zweifeln. Je weiter sich das neue Organisationsstatut von denjenigen entfernte, die in den letzten zehn Jahren die Erschütterung der innern Ordnung und des äußern Friedens ermöglicht hatten, desto willkommener war es. Napoleon konnte dreist wagen, das Votum des Volkes gar nicht abzuwarten um die für die Nationalvertretung geschaffenen Rahmen zu füllen. Sieyès und Ducos, im Vereine mit Cambacérès und Lebrun, wählten einunddreißig Senatoren nach ihrem, oder vielmehr seinem Gutdünken, und diese ergänzten sich dann auf die vorläufige Anzahl von sechzig. Einmal vollzählig, schritt dann der Senat zur Wahl der Tribunen und der Gesetzgeber, indes Napoleon die Mitglieder des neuen Staatsrats ernannte, der am 25. Dezember seine erste Sitzung hielt. Ein neues Regiment, welches viele Stellen zu vergeben hat, wird unter den Strebsamen, Ehrgeizigen, Habsüchtigen immer viel Anhang finden — ein Moment, welches Napoleon zur Befestigung seiner Herrschaft wohl zu nutzen wußte. Und der Herr von Frankreich ist er seither gewesen.

Das Manifest, welches am 15. Dezember 1799 der französischen Nation die Konsular-Verfassung empfahl, schloß mit den Worten: „Bürger! Die Revolution ist zu den Grundsätzen zurückgekehrt, von denen sie ausging; sie ist zu Ende".

Das war die Frage.

Achtes Kapitel.

Krieg und Frieden.

Nein, die Revolution war nicht zu Ende. Napoleon konnte eine diktatorische Gewalt ohne Grenzen über Frankreich gewinnen, er konnte aus den Nationalvertretungen seinen Wünschen willenlos zustimmende Organe machen, er konnte die Republik schließlich zerstören und sein Selbstherrschertum an ihre Stelle setzen — die Revolution war doch nicht zu Ende. Sie hatte nur die Form verändert, sie war eine Metamorphose eingegangen, die Chemie würde es einen allotropen Zustand der Revolution nennen, was sich aus dem verfiechenden Direktorium herausgebildet hat. Denn zwei ihrer allerwesentlichsten Eigenschaften sind von dem Konsulat festgehalten worden: das Prinzip der Gleichheit im Innern und der Grundsatz allseitiger Ausdehnung nach Außen. Die bürgerliche und soziale Ungleichheit, die trennenden Scheidemauern zwischen Klassen und Koterien waren durch die Revolution beseitigt worden, und das Konsulat hat sie nicht wieder aufgerichtet. Die „Freiheit“ hatte das Volk selbst in den zehn Jahren seiner Herrschaft viel zu oft mißbraucht, um sie jetzt nicht gering zu schätzen; die „Brüderlichkeit“ hatte durch tausendfältige Gewaltthat einen viel zu gehässigen Klang erhalten: die „Gleichheit“ allein hatte noch Gewicht und Napoleon recht, wenn er wiederholt versicherte, was zu sehen die Bourbons zu blind gewesen waren, daß die Franzosen sich aus der politischen Freiheit viel weniger machten als aus der Gleichheit. Es war freilich nur die Gleichheit Aller unter Einem, aber es war doch auch nur Einer. Dieser selbst hatte sie schätzen gelernt, dort, wo sie dem kleinen Leutnant ohne Zukunft die Bahn zu hohen Zielen eröffnete, dort, wo sie dem Manne von unbedeutender Herkunft die Hand einer Frau aus hochadeliger Familie in die seinige legte, dort, wo kein anderer Titel als der

des Verdienstes ihm zur gebietenden Macht über ein großes und angesehenes Volk verhalf. — Das zweite revolutionäre Prinzip, welches das Konsulat konservierte, war das der Eroberung. Man hat vielfach das Streben nach der Universalherrschaft als eine Sache lediglich des napoleonischen Ehrgeizes hingestellt. Sowohl solche Schriftsteller, welche darin die ruhmwürdige Größe Bonapartes erkennen wollten, als andere, die darin seine verwerfliche Unersättlichkeit verurteilten, hielten dafür, daß dieser Drang nach Weltherrschaft ihm eigentümlich war und nur auf seine Rechnung allein zu setzen sei. Diese Auschauung trifft aber wohl kaum das Richtige. Denn schon seit dem Jahre 1792 waren die revolutionären Gewalthaber in Frankreich auf die Bahn nach der Weltherrschaft geraten. Allerdings sollte dies zunächst nur die Weltherrschaft der revolutionären Ideen, der Menschenrechte, die man die „allgemeinen" nannte, sein. Als man dabei dem materiellen Widerstande der alten Staaten begegnete, bewältigte man ihn mit Heeren von Hunderttausenden von Enthusiasten für diese Grundsätze und drang weit in fremdes Gebiet vor, zur Freiheit aufrufend und zur Opposition wider die angestammte Gewalt. Wie Mohammed mit dem Schwerte seinen Glauben in die Welt trug, wie die Religiösen des sechzehnten Jahrhunderts für ihr Bekenntnis die Waffen erhoben, so stürmten die Gläubigen der neuen politischen Satzungen in die Nachbarländer, um zu bekehren indem sie eroberten. Als dann freilich die Frage auftauchte, ob das im Kriege Eroberte auch im Frieden zu behalten wäre, da wurde dieselbe nicht mehr durch ideale Erwägungen, sondern durch das materielle Bedürfnis entschieden: man konnte der finanziellen Not im eigenen Lande nur noch dann Herr zu werden hoffen, wenn man die Steuerkraft der Nachbarn heranzog, sei es, daß man sie einfach annektierte, sei es, daß man einen Kranz abhängiger Republiken an Frankreichs Grenzen schuf, auf die man einen Teil der Staatslast überwälzte. Wir haben gesehen, wie dieses Moment der Selbsterhaltung die revolutionäre Regierung im Jahre 1795

dazu bestimmte, Belgien einzuverleiben.*) Als damals jemand einen Preis ausschrieb für die beste Beantwortung der Frage, ob es Frankreich nützlich oder schädlich sei, sich bis an den Rhein auszudehnen, wurde der Betreffende von Regierungswegen im Moniteur als des Hochverrats verdächtig erklärt. So war die völkerbefreiende Theorie der Revolution zur völkererobernden Praxis geworden. Nun eroberte man nicht mehr, um zu befreien: man befreite nur noch, um zu erobern. „Wenn der Wohlfahrtsausschuß Frieden anbietet", schreibt Mallet du Pan im Oktober 1795, „so heißt das stets Unterwerfung. Sein unveränderliches Ziel ist, alle Staaten, die vor ihm die Waffen niederlegen, zu zwingen, seine „Alliierten" zu werden, d. h. seine Zinspflichtigen. Jene Fürsten zweiten Ranges, die durch Verträge oder Kapitulationen diesem Schicksale zu entgehen hoffen, verkennen aufs höchste den Charakter dieser Revolution." Es ist dasselbe System, welches wir Napoleon bis ins Jahr 1812 verfolgen sehen werden. — Der größte Widersacher der Ausdehnung Frankreichs war, wie zur Zeit Ludwig XIV., so auch jetzt wieder England. Beharrte jenes auf seiner Politik, zu der es durch den idealen Zweck der Revolution gedrängt und bei der es durch die materielle Notwendigkeit festgehalten worden war, so mußte auch Großbritannien bei seinem System des Widerstandes verbleiben, im Ozean die Franzosen durch seine Schiffe, auf dem Kontinent durch seine Alliierten zu bekämpfen. Darum war in Frankreich, nach Berichten aus jener Zeit, schon im Sommer 1796 nicht nur die Absicht, auf den britischen Inseln mit einem Heere zu landen, sondern auch die zweite, England zu vernichten, indem man seinen Waren die europäischen Häfen verschloß, deutlich hervorgetreten. Die Kontinentalsperre der napoleonischen Zeit war gleichfalls hier schon vorgebildet. — Aber auch Bonapartes orientalische Pläne hatten die Pariser Mächtigen schon vorgedacht. Zur selben Zeit, als man die Landung in England

*) Siehe oben, Seite 76.

plante, weit eher als Jener sich an Alexander erinnerte, beschäftigte man sich im Direktorium auch mit der Quelle des britischen Reichtums, mit Ostindien, und in einem Berichte Mallet du Pans vom 3. Juli 1796 heißt es: „Die Aktivität des Direktoriums kennt keine Grenzen mehr. Es wiegelt Persien auf, bearbeitet Konstantinopel und bevölkert Indien mit seinen Emissären.“ — Und ebenso finden wir die Politik gegen Deutschland schon in den neunziger Jahren Punkt für Punkt festgestellt, wie sie Napoleon später befolgt hat. Der Idee einer Säkularisation der deutschen Kirchenfürstentümer begegnen wir bereits bei den Girondisten, und in einem Elaborate Sieyès' im Jahre 1795 ist ein Plan der Entschädigung und Vergrößerung der weltlichen Reichsstände auf Kosten der geistlichen geoffenbart, wie er, nur mit wenig Änderungen, im Jahre 1803 wirklich durchgeführt wurde. Auch der Gedanke eines Bundes rheinischer Fürsten unter französischem Schutze, der 1806 praktisch werden sollte, begegnet uns in der Diplomatie des Direktoriums von 1798, und ebenso die Absicht, Preußen und Österreich so weit als möglich nach Osten zurückzudrängen, mit dem Zwecke, die Mündungen der Weser und Elbe unter Frankreichs Einfluß zu bringen und sie dem englischen zu entziehen. Sieyès nennt in einem seiner Berichte an das Direktorium aus Berlin vom Juli 1798 die deutsche Nordseeküste geradezu „den für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs, wenn man bedenkt, daß dann das Direktorium dem englischen Handel alle Märkte und alle Häfen des Kontinents verschließen könnte von Gibraltar bis Holstein, oder selbst bis zum Nordkap.“

Man sieht, schon die Revolution hatte ihrem Einfluß und ihrer Geltung die letzten Grenzen des Kontinents als Ziel gesetzt. Das war freilich ohne System und Methode — so wie sich auch in der innern Gesetzgebung ein Dekret regellos zum andern fügte — und es bedurfte eines Kopfes von überlegener Klarheit und praktischer Einsicht, um beides hineinzubringen. Hier erst beginnt der selbstthätige Anteil Bonapartes an der Politik der Revolution.

Bis dahin ist er nur ihr Schüler und Anwalt gewesen, soweit sein persönliches Interesse — und ein anderes kannte er nicht — sich mit ihr deckte. Sie hatte keine Grenzen; sein Ehrgeiz ebenso wenig. Um diesem zu genügen, wird er, wenn er in Frankreich das Heft in die Hand bekommt, den Dingen einfach ihren Lauf lassen und vor ihm sich der Prospekt auf eine Weltherrschaft öffnen, wie sie noch kaum eine Macht der Erde begründet hat. Er ist wie ein Schwimmer, dessen Ziel an der Mündung des Flusses liegt: er braucht sich nur in den Strom zu werfen, um es zu erreichen. Schon damals, als er mit Robespierre dem Jüngern den Offensivplan gegen Italien überlegte, hat er sein Reis in den aufgewühlten Grund der revolutionären Angriffspolitik gepflanzt, und es war darin zum stattlichen Baume gediehen. Er konnte diesen Boden nicht mehr verlassen ohne sich selbst mit den Wurzeln seiner Macht loszureißen.

Es giebt in der Geschichte Herrscher, deren Leben eine rührende Tragik einschließt. Aber es giebt auch tragische Völker, die an den Folgen einer einzigen großen Sünde jahrhundertelang kranken und siechen und deren Qual darum nicht geringer ist, weil sie sich auf Millionen verbreitet. Das Beispiel eines solchen Volkes liefert Frankreich. Es kann nichts Ergreifenderes geben, als diese Nation, so voll von Enthusiasmus für echt humane Güter, nach wenig Jahren schon bei dem grellen Widerspiel aller Humanität ankommen zu sehen, nach Frieden lechzend und zu dezennienlangem opfervollem Kriege verurteilt. Gleich als Robespierre's schreckliches Regiment zusammengebrochen war, hatte die Bevölkerung den Ruf nach Ruhe von außen her erhoben; sie hat ihn wiederholt, als das Direktorium den Konvent ablöste, als später Sieyès in die Regierung Aufnahme fand, heftete sich dieselbe Hoffnung an seinen Namen; und als jetzt Bonaparte ans Ruder trat, wandten auf ihn die Vielgetäuschten nochmals ihren Blick. Sollte es wieder vergebens sein?

Es ist behauptet worden, Napoleon hätte unter gewissen

einschränkenden Bedingungen sogleich im Jahre 1800 den Frieden schließen können. Wohl kaum. Denn seitdem das Direktorium sich gewöhnt hatte, einen Teil der Staatslasten auf die „befreiten“ Nachbarn umzulegen und die Kontributionen im Feindeslande gleichsam als stehende Posten im Budget aufzuführen, war es dem mühseligen und langwierigen Geschäfte der Ordnung des Staatshaushaltes träge aus dem Wege gegangen. Jetzt hatte Napoleon mit festem Willen auch hierin bessere Ordnung geschafft. Aber mehr als die ersten Schritte dazu konnten in den wenigen Monaten seiner Herrschaft nicht geschehen sein. Noch hielt das Kapital zurück, noch war der Zinsfuß ein sehr hoher, noch waren die Steuereingänge nicht viel besser als in den letzten Jahren, und man mußte zu mancher gewaltsamen Maßregel die Zuflucht nehmen, um Geld zu beschaffen. Man war also, wenn der Staat überhaupt existieren wollte, vorläufig noch immer auf die Zuschüsse der Alliierten, auf die Brandschatzung in Feindesland verwiesen. Ein Friede aber hätte jetzt nichts anderes bedeutet, als das reiche Holland, die Schweiz, die eroberten deutschen Gebiete jenseits des Rheines, die Riviera, Malta, Ägypten und vor allem die Hoffnung auf die Kontributionen aufgeben und sich in die eingeengten Grenzen eines Landes zurückziehen, dessen Hilfsquellen zum guten Teile verschüttet oder noch unaufgeschlossen lagen, wo die entlassenen Heere nur das darbende Proletariat vermehrt hätten, und wo sich wahrscheinlich an dem Abstande zwischen der Not der Geringen und dem aus der Verlegenheit des Staates gesogenen Überfluß gewissenloser Emporkömmlinge der soziale Krieg erzeugt haben würde. Dazu kam, daß nicht alle Franzosen, die nach Frieden riefen, darunter den Frieden um jeden Preis verstanden, sondern einen Frieden, den nicht die Mißerfolge des letzten Jahres, wohl aber neue glänzende Siege diktierten, die der Name Bonaparte allein schon verbürgte. Es kam hinzu, daß namentlich die Armee nach Krieg und Sieg verlangte, um ihr Ansehen wieder zu gewinnen. Und endlich, und das war das Wesentlichste, der Erste

Konsul selbst bedurfte des Krieges zur Erhaltung und Befestigung seiner kühn eroberten Machtstellung, nach der alten Methode, welche die Parteien im Innern zum Gehorsam bringt, indem sie die Kräfte des Staates nach außen verwendet; er bedurfte des Krieges, um seiner Person neuen Glanz und Ruhm zu verschaffen und das Geflüster über das Mißgeschick von Akka und die ganze nutzlose Expedition in den Orient zum Schweigen zu bringen; er bedurfte seiner, um seinem maßlosen Ehrgeize genug zu thun, der nach der Herrschaft über Europa strebte, wie er nach der über Frankreich gestrebt hatte.

Es war darum auch nur zum Schein, wenn er am 25. Dezember 1799 an den König von England und an Kaiser Franz Briefe abgehen ließ, die, ohne jeden sachlichen Gedanken, bloß seine Friedensliebe ausdrückten und deshalb gar keine Berücksichtigung finden konnten. England hielt Malta und Ägypten blockiert, und der Fall dieser beiden französischen Positionen war nur eine Frage weniger Wochen, beide Erwerbungen aber für das britische Interesse viel zu wichtig als daß Pitt davon abgehen konnte. Er lehnte ab. Österreich hatte sich allerdings mit dem Zar entzweit. Nach den Siegen in Italien strebte Thugut nicht allein die alten lombardischen Gebiete, sondern auch die drei päpstlichen Legationen und Piemont zu erhalten, eine Absicht, die dem russischen Nachbar verdächtig wurde und welcher Suworow eigenmächtigen Widerstand entgegensetzte. Thugut erreichte, daß der verdiente General in die Schweiz kommandiert und der dort stationierende Erzherzog Karl, gegen dessen bessere Überzeugung, nach Süddeutschland befohlen wurde. Während dieser Dislokationsmärsche gelang es Massena einen Sieg über ein russisches Korps bei Zürich zu erfechten und mit ihm die ganze Schweiz wiederzugewinnen. Suworow zog nach Hause. In Ober-Italien war nun Österreich — bis auf die französischen Reste um Genua — alleiniger Herr der Situation und hoffte es zu bleiben. Daher antwortete, als der Brief Napoleons nach Wien gelangte, auch Thugut nicht zustimmend. Er

verlangte vorerst Sicherheit darüber, „ob der erste Konsul bis auf die wahren Ursachen des Krieges zurückgehen, ob er ihre Quelle für die Zukunft verstopfen und jenes Moment beseitigen wolle, womit eine falsche, für Frankreich selbst verderbliche Politik die Existenz der anderen Mächte bedroht hatte, ob ein Unterschied bestehe zwischen den Eröffnungen der neuen Regierung und denen der früheren, und ob der General Bonaparte die Geister in Frankreich zur Anerkennung der allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts bestimmen würde, welches allein die Nationen verbinde und sie wechselseitig ihren Frieden und ihre Unabhängigkeit achten lehre." Am 28. Februar antwortete Talleyrand darauf mit dem Vorschlage, auf der Basis des Vertrages von Campo Formio, dieses Denkmals der französischen Offensivpolitik, zu verhandeln, und Thugut wußte woran er war.

Wie wenig ernst es Napoleon mit seinen Friedensworten gewesen, zeigt der Umstand, daß er am selben Tage, von welchem jene Briefe datiert sind, die Soldaten Frankreichs mit den Worten ansprach: „Ihr habt Holland, den Rhein, Italien erobert und unter den Mauern des erschreckten Wien den Frieden diktiert. Jetzt gilt es nicht mehr eure Grenzen zu verteidigen, es gilt sich der feindlichen Staaten zu bemächtigen". Und an die italienische Armee an der Riviera, die er neuestens dem Oberbefehle Massena's überantwortet hatte, erging eine Proklamation, welche die darbenden Krieger, ebenso wie die des Jahres 1796, auf die nächsten Siege vertröstete.*) Kurz, der Krieg war von

---

*) In diesem zweiten Manifest tritt so recht das unvergleichliche Geschick zu Tage, mit welchem Bonaparte den gemeinen Mann zu behandeln verstand. Eine Halbbrigade war mutlos geworden. „Sind sie denn alle tot — fragte er — die Tapfern von Castiglione, Rivoli und Neumarkt? Sie wären lieber zu Grunde gegangen, als ihren Fahnen untreu geworden, und hätten ihre jüngeren Kameraden mitgerissen zu Ehre und Pflicht. Soldaten! Eure Nationen seien euch nicht regelmäßig ausgeteilt worden, sagt ihr? Was hättet Ihr wohl gethan, wenn Ihr euch, wie Nummer

allem Anfange bei Bonaparte beſchloſſene Sache, und alles, was er mit jenen beiden Schreiben an die Souveräne erreichen wollte, war, den Franzoſen einen Beweis zu verſchaffen, daß er es ſei, der den Frieden wolle, und daß die Gegner es ſeien, die zum Kriege drängen.

Aber um gegen den äußern Feind vorgehen zu können, mußte man vorerſt den innern beſiegt haben. Noch war die Vendee im Aufſtand. Da machte der glücklich vollendete Feldzug in Holland eine ſtattliche Armee von 30 000 Mann frei, die Napoleon noch verſtärkte, um einem Manifeſte Nachdruck zu geben, welches die Inſurgenten zur Niederlegung der Waffen bei völliger Amneſtie aufforderte, die Widerwilligen aber mit Vernichtung bedrohte. Der Erfolg war vollſtändig. Von allen Banden der Vendee wagten nur drei Widerſtand und wurden zur Kapitulation gezwungen. Im Februar 1800 war die Provinz pazifiziert, und die Weſtarmee bekam eine neue Beſtimmung.

Was die übrigen franzöſiſchen Streitkräfte betraf, ſo waren die 120 000 Mann unter Moreau in der Schweiz an Zahl den öſterreichiſchen in Schwaben gleich, die unter dem tapfern aber ſonſt wenig fähigen Kray ſtanden — Erzherzog Karl hatte ſich, krank und gekränkt durch Thuguts eigenwillige Ordres, vom Oberbefehl zurückgezogen. In Italien dagegen hatte Maſſena nur 30 000 Mann den 80 000 Öſterreichern unter dem alten, kränklichen, ehrenhaften aber bedächtigen Melas entgegenzuſetzen. Um das Gleichgewicht der Kräfte herzuſtellen, forderte der erſte Konſul im Januar 1800 in aller Heimlichkeit den Kriegsminiſter Berthier auf, ein Reſerveheer von 50—60 000 Mann zuſammenzubringen, deſſen Grundſtock die obenerwähnte Weſtarmee abgeben ſollte. Dann entwarf er einen genialen Plan für den folgenden Feldzug:

---

4 und 22 von der leichten Infanterie und 18 und 32 von der Linie, inmitten der Wüſte befunden hättet, ohne Brot, ohne Waſſer, nichts zu eſſen als Pferdefleiſch und Maultierbraten? „Der Sieg wird uns Brot geben“, ſagten jene, und Ihr, Ihr verlaßt Eure Fahnen! u. ſ. w.“

Moreau ſollte ſo bald als möglich bei Schaffhauſen über den Rhein gehen, die Öſterreicher zurückdrängen, Maſſena ſich Schritt für Schritt fechtend auf Genua zurückziehen, unterdeſſen wollte er ſelbſt mit der Reſerve über die Schweizer Alpen nach der Lombardei eindringen, dort dem öſterreichiſchen Heere, welches er zu überraſchen hoffte, die Verbindungen mit der Heimat verlegen und dann den entſcheidenden Schlag führen, oder es zur Kapitulation zwingen.*)

Von all dieſen Abſichten und Vorkehrungen ahnte man in Wien nicht das Geringſte. Man hatte hier ſeinen eigenen Plan: Melas ſollte die Riviera von den Franzoſen ſo ſchnell als möglich ſäubern und dann ein abgetrenntes Korps von Süden her in die Schweiz dirigieren, während Kray im Norden die Stellung Moreau's angriff. Der betreffende Befehl wurde am 24. Februar an Melas erteilt, und die Aktion hätte anfangs März beginnen können, als ſich Napoleon mit Moreau noch gar nicht über den Feldzug im Detail geeinigt hatte. Es wäre dann möglich geweſen, Maſſena ſchon Ende März in Genua einzuſchließen, ehe noch ſeine Verſtärkungen ankamen, ihn längſtens anfangs Mai zur Übergabe zu zwingen und dann mit ſtarken Kräften nach Norden zu rücken, wo man möglicherweiſe Napoleons Reſervearmee noch auf dem Marſche begegnet wäre. So aber begann nach langem Zaudern Melas erſt anfangs April den Kampf, gelangte erſt am 21. dazu, Maſſena nach Genua hineinzujagen, und verſäumte dann die beſte Zeit mit der Verfolgung eines franzöſiſchen Entſatzkorps. Thatſächlich ſtand er Mitte Mai

*) Bevor Napoleon dieſe Abſicht faßte, hatte er die andere, in Italien die Dinge ſich ſelbſt zu überlaſſen, die Reſervearmee mit der Moreauſchen zu vereinigen, mit dieſer Übermacht den linken Flügel Kray's zu umarmen ihn von ſeiner Verbindung abzudrängen und gerade auf Wien loszugehen — ein Manöver, welches ſpäter, 1805, glänzend gelungen iſt. Wenn er von dieſem Entwurf abging, ſo hatte das ſeinen Grund darin, daß Moreau mit ſeinem hochgradigen militäriſchen Ehrgeiz nicht als Unterfeldherr dienen wollte und Bonaparte noch Urſache hatte, ihn zu ſchonen.

mit 30 000 Mann jenſeits der franzöſiſchen Grenze am Var, während ſein Untergeneral Ott noch immer Genua mit 24 000 Mann belagerte und im Norden in den Auslaufthälern der Alpen 17 000 Mann in mehrere Detachements verzettelt ſtanden. Günſtiger konnte Napoleon die Umſtände nicht antreffen. Und das war nötig für das kühngewagte Unternehmen.

Die Ausrüſtung des neuen franzöſiſchen Heeres hatte ſich über Gebühr verzögert, da es bei der ſchlechten Wirtſchaft der letzten Jahre am Notwendigſten fehlte. Moreau kam lange nicht zum Angriff. Die Zeit drängte, da Maſſena den Feind nur wenige Wochen feſthalten konnte. So wagte denn, ohne Moreau's Offenſive erſt abzuwarten, Bonaparte den Marſch über Lauſanne und den großen St. Bernhard an die Dora Baltea mit nicht mehr als 32 000 Mann. Jener ſollte ſobald als möglich ein Korps über den Gotthard zur Unterſtützung ſchicken. Am 14. Mai ſtiegen die erſten Kolonnen den durch Hannibals Winterzug berühmten Alpenpaß hinan, die Kanonen in Trögen oder Etuis von ausgehöhlten Baumſtämmen nach ſich ziehend, unter Schwierigkeiten, die ein ſolches Manöver mit ſich bringt, aber ſonſt begünſtigt vom Wetter und ohne ernſten Unfall. Am 22. Mai war die letzte Abteilung über der Höhe. Die Schutzvorkehrungen der Öſterreicher, die hier am wenigſten den Einbruch einer ganzen Armee vermutet hatten, waren geringfügig. Nur das uneinnehmbare Fort Bard machte Schwierigkeiten. „Da", erzählt einer der Grenadiere, „nahm der Konſul gar manche Priſe und hatte viel zu thun mit ſeinem ganzen großen Genie". Aber auch darüber kam man hinweg. Das Fort wurde von Infanterie und Reiterei umgangen, indes die Kanonen mit Stroh umwickelt, auf der mit Miſt belegten Straße nächtlicher Weile darunter weggeſchmuggelt wurden. Ende Mai iſt eine kleine feindliche Schar aus dem Wege geworfen, Ivrea genommen und Napoleon im vollen Anmarſche auf Mailand, wo er am 2. Juni einzieht. Der Wurf war geglückt. Melas hatte zu ſpät von dem Einbruch der Franzoſen Kenntnis erhalten und ſuchte nun in

Turin an Kräften zu ſammeln, was möglich war, um durch den Rückzug über Aleſſandria, Piacenza, Mantua ſeine Verbindung mit der Heimat zu erhalten. Aber auch das ſollte nicht mehr glücken. Melas gelangte nur bis nach Aleſſandria, in deſſen Nähe die Entſcheidung fiel.

Moreau hatte noch in der erſten Hälfte des Mai die Öſterreicher bei Stockach, Engen und Mößkirch beſiegt und bis Ulm zurückgedrängt, und war nun in der Lage, Napoleon das verlangte Hilfskorps zuzuſenden. Dasſelbe traf in den erſten Junitagen bei der Reſervearmee ein und brachte ſie auf die Höhe von zehn Diviſionen (ca. 60000 Mann.) Mit fünf derſelben rückte Napoleon — immer in der Abſicht, dem Feinde den Rückweg abzugewinnen — zwiſchen Piacenza und Pavia über den Po und erreichte nach einem ſiegreichen Gefechte mit Ott, der endlich Genua bewältigt hatte, bei Montebello am 12. Juni das Städtchen Tortona. Dieſe Truppen ſtanden unter den Korpsführern Lannes, Victor und dem ſoeben aus Ägypten angelangten Deſaix. Drei andere Diviſionen hatte der Konſul an den Ticino und nach Piemont dirigiert, um ein Ausweichen Melas' nach Norden zu hindern; zwei weitere ließ er die Adda und das linke Pouſer beobachten. Daß er auf dem Wege von Piacenza nach Tortona und darüber hinaus keinen ernſten Widerſtand fand, machte ihn unſicher, wohin Melas, den er in Aleſſandria wußte, ſtreben mochte. Denn daß dieſer die mutige Abſicht haben könnte, ihm die Stirne zu weiſen und geradewegs durchzubrechen, traute er ihm nicht zu — mit den Geiſtern hatte ſein Hochmut auch die Seelen ſeiner Gegner gering ſchätzen gelernt.

Die Flüſſe Scrivia und Bormida laufen parallel nach Norden dem Po zu; an jener liegt Tortona, an dieſer, einige Meilen weſtlich davon, die Feſtung Aleſſandria. Beide Städte verbindet die große Straße, die von Turin über Aſti nach Piacenza und weiter nach Oſten führt; zwiſchen beiden liegt, näher an Aleſſandria, das Dorf Marengo. Von Tortona nach Süden, von Aleſſandria nach Südoſten, bei Novi ſich verknüpfend, führt der

Weg nach Genua. Bis Marengo waren die beiden Korps von Lannes und Victor vorgedrungen, als schließlich Bonaparte die Ansicht faßte, der Feind könne sich nur gegen Novi gewendet haben, um ihm auszuweichen und eine feste Stellung bei Genua und die Hilfsmittel der englischen Flotte zu gewinnen. Darüber Klarheit zu erhalten, schickte er am 13. Juni Desaix mit einer Division in der Richtung auf Novi. Er selbst blieb mit einer anderen Division und den Konsulargarden in der Nähe von Tortona stehen.*) So war die Armee in drei Teile gespalten. Wenn jetzt Melas mit seinen konzentrierten 30 000 Mann den Kampf begann, konnte derselbe übel genug für die Franzosen endigen

In der That, am Morgen des 14. Juni brach der österreichische Feldherr über die Bormida und drang in der Richtung auf Tortona vor. Bei Marengo traf er auf Lannes und Victor, warf sie aus dem Dorfe hinaus und brachte sie mit seiner Übermacht nach sechsstündigem Ringen zum Weichen. Jetzt wurde Napoleon gewahr, daß es sich hier um die entscheidende Aktion handle und welchen Fehler er begangen habe. Er kam eiligst mit der Reservedivision und den Garden auf das Schlachtfeld und brachte in den ersten Nachmittagsstunden das Gefecht zum Stehen. Aber nicht lange wogte der Kampf, so begann der Rückzug der Franzosen auf's neue und drohte regellos zu werden. Am Rande der Heerstraße saß Bonaparte und peitschte in nervöser Erregung mit der Reitgerte den Staub, durch den seine geschlagene Armee an ihm vorüberzog. Vergebens rief er die Soldaten an, stehen zu bleiben und auszuharren, da die Reserven kämen. Aber es war ein leeres Versprechen. An 7000 Mann waren schon gefallen oder verwundet und Desaix, die letzte Hoffnung des Tages, noch immer nicht erschienen. Kein Zweifel, die Österreicher hatten die Schlacht gewonnen. Des Sieges froh, mit geschulterten Gewehren, marschierten sie hinter den Franzosen drein auf dem Wege, den ihnen ihre Tapfer-

*) Die Garden zählten damals 1200 Mann, von denen jeder vier Feldzüge hinter sich haben mußte.

keit gebahnt. Melas ſelbſt, leicht verwundet, hatte bereits den Befehl abgegeben und war nach Aleſſandria zurückgeritten. Da plötzlich kommt die friſche Diviſion Deſaix' an; ſie wirft ſich mit Ungeſtüm auf die Marſchkolonnen der beſtürzten Gegner; Napoleon ſelbſt macht noch einen letzten Verſuch, dem Rückzug Einhalt zu gebieten; er gelingt; die Dragoner Kellermanns wenden ſich in einer fürchterlichen Attaque gegen den nachrückenden Feind; dieſer ſchwankt, weicht, und aus Verfolgern werden flüchtige Verfolgte. Die Schlacht, die um fünf Uhr verloren war, iſt zwei Stunden ſpäter gewonnen. Verloren hatte ſie Bonaparte, und kein echtes Urteil wird je anders lauten können; gewonnen ward ſie durch den tapferen Deſaix. Der hatte, als er Kanonendonner hörte, ſeinen Marſch unterbrochen und war, neuer Befehle gewärtig, ſtehen geblieben. So fand ihn Napoleons Bote, und ſo kam er noch zur rechten Zeit. Doch ſchon zu Beginn ſeines rettenden Eingreifens ſtreckte ihn eine feindliche Kugel nieder; der Lorbeer des Tages wand ſich um eine kalte Stirn. Napoleon hat es lange nicht verwinden können, daß er hier überraſcht und die Schlacht ohne ſein Zuthun gewonnen worden war. Wiederholt, und noch im Jahre 1805, ließ er offizielle Berichte über den Tag von Marengo zuſammenſtellen, bis endlich die echten Verdienſte Deſaix' und Kellermanns weit gegen die erlogenen des Chefgenerals zurücktraten. Und er fand Glauben damit, bis die übereinſtimmenden Erzählungen von Augenzeugen die Fälſchung erkennen lehrten.

Aber wenn auch der Sieg bei Marengo am 14. Juni 1800 nicht ſein Werk geweſen war, ſo war es doch der ganze Feldzug, der den Gegner in ſo ernſte Lage brachte, und die Folgen der Affaire kamen mit Recht ihm zu gute. Die Öſterreicher hatten über 9000 Mann verloren; an eine Wiederholung des Vorſtoßes durften ſie nicht denken. Melas bat um Waffenſtillſtand und freien Abzug, und am 15. Juni wurde eine Konvention unterzeichnet, in welcher er beides unter der Bedingung gewährt erhielt, daß er ſich mit ſeinen Truppen hinter den Mincio zurückziehe und

alles Land westlich davon Napoleon überliefere. Die Frucht der Siege des Jahres 1799 war an einem Tage verloren gegangen. Die cisalpinische und die ligurische Republik erstanden wieder, und nur Toscana und Ancona behielten vorläufig noch österreichische Besatzung.

Napoleon hatte nach der Schlacht Massena den Oberbefehl übertragen und war nach Mailand gegangen, um den Kriegserfolg vor allem in klingende Münze zu wechseln. Die cisalpinische Republik wurde mit einer monatlichen Steuer von 2 Millionen, Piemont mit einer solchen von $1^1/_2$ Millionen Franken bedacht, Domänen und Kirchengüter wurden eingezogen und versilbert, die Ernährung des Heeres verstand sich von selbst. Zugleich erging an Moreau, der unterdes noch weiter in Deutschland vorgedrungen war und München besetzt hatte, Befehl, auch seinerseits zu brandschatzen, und Süddeutschland mußte gleichfalls die feindliche Armee erhalten und überdies 40 Millionen bezahlen. War damit zunächst der finanzielle Zweck des Feldzuges erreicht, so ergab sich für Napoleon noch ein zweiter, persönlicher Erfolg. Seine Stellung in Frankreich war jetzt dauernd befestigt. Daß sie es vorher nicht gewesen war, erfahren wir aus gleichzeitigen Briefen und Aufzeichnungen. Die Frage, was geschehen sollte, wenn Napoleon in Italien das Leben oder vielleicht auch nur den Sieg verlor, hatte bei Talleyrand eine Gesellschaft zusammengeführt, die sie insgeheim diskutierte. Sieyès, Carnot, Lafayette, Fouché u. a nahmen Teil. Man schwankte noch zwischen Carnot und Lafayette als künftigen Ersten Konsul, als die Nachricht vom Siege bei Marengo eintraf und die Beratung störte. Bonaparte kannte sie, und diese Kenntnis hat wohl nicht wenig dazu beigetragen, daß er schon im Juni den Kriegsschauplatz verließ und anfangs Juli wieder in Paris war, mit der festen Absicht, die Hauptstadt nicht sobald wieder zu verlassen, sondern vielmehr den Erfolg von Marengo zu einem raschen Frieden auszunützen.

Er hatte denselben in einem neuen Schreiben aus Mailand dem Kaiser Franz nahegelegt und darin wieder von den Bedingungen

von Campo Formio gesprochen. Aber noch war man in Wien nicht so weit, auf solcher Grundlage verhandeln zu müssen. Überdies hatte man sich kurz vorher der britischen Regierung für eine namhafte Geldunterstützung verpflichtet, bis zum Februar des nächsten Jahres keinen Separatfrieden mit Frankreich schließen zu wollen. Aber vielleicht ging Bonaparte von seinen Bedingungen ab und machte Vorschläge, für die sich auch England gewinnen ließ? In diesem Sinne wurde die kaiserliche Antwort an den Ersten Konsul abgefaßt, welche der österreichische General Graf Joseph St. Julien, der eben aus Italien angekommen war und den Brief Napoleons mitgebracht hatte, demselben übergeben sollte. Dieser fand den Konsul nicht mehr in Mailand und folgte ihm nach Paris. Hier aber machte Napoleon den Sendboten zum Gegenstande einer besondern Intrigue. Talleyrand mußte dem Grafen einreden, daß er zu Friedensunterhandlungen ausreichende Vollmacht habe und daß, wenn er sie nicht benütze, der Krieg sofort wieder ausbrechen würde. Und wirklich, ehe eine Woche verging, waren Präliminarien unterzeichnet, die, dem Briefe des Kaisers ganz entgegen, die Bedingungen von Campo Formio zur Grundlage nahmen, von den Engländern nicht nur garnichts wissen wollten, sondern denselben vielmehr alle österreichischen Küsten verschlossen.

Hatte Napoleon wirklich geglaubt, so leichten Kaufes zum Ziele zu gelangen? Er sollte es erst später, wenn auch nur um so sicherer, erreichen. In Wien lehnte man die Ratifikation der Präliminarien ab und rüstete zur Fortsetzung des Krieges nach Kräften. Neue Truppen wurden ausgehoben. Kray, der sich nicht bewährt hatte, wurde durch den blutjungen Erzherzog Johann ersetzt, der in seinen Memoiren erzählt, er habe erst kurz zuvor ein Pferd bepacken lernen, und der blindlings den Anordnungen seines Generalstäblers Lauer zu folgen und dessen haarsträubende Fehler mit seinem unschuldigen Namen zu decken hatte. In Italien wich Melas dem viel unfähigeren Bellegarde. Durch diese Veränderungen hatte sich der Zustand der Armee so wenig

gebeſſert, daß Kaiſer Franz Ende September eine Verlängerung des im Juli mit Moreau geſchloſſenen Waffenſtillſtandes nachſuchen und mit der Räumung von drei der wichtigſten Feſtungen (Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt) und dem Rückzug hinter den Inn bezahlen mußte. Denn nur unter dieſen Bedingungen durfte Moreau darauf eingehen. Napoleon war über die Weigerung der Öſterreicher, ſeinen Präliminarfrieden anzunehmen, aufs höchſte entrüſtet geweſen und hatte ſich nur mit Mühe durch Talleyrand beſchwichtigen laſſen. Auch nur das lebhafte perſönliche Intereſſe, welches er jetzt an einem baldigen Beſchluß der Feindſeligkeiten hatte, ließ ihn zuſtimmen, daß ein öſterreichiſcher Diplomat nach Frankreich kam, um hier die neuen Grundlagen der Pazifikation zu beraten. Es war Cobenzl, der Unterhändler von Paſſariano. Damals, im Jahre 1797, hatte er geſchickt genug für Öſterreich gehandelt. Jetzt, in Paris, verdarb er die Sache gründlich. Dem jähen Umſchwung, wie ihn der Wechſel des Kriegsglückes herbeigeführt, vermochte ſein ſonſt ſo gelenkiges Talent doch nicht zu folgen; er blieb bei Forderungen ſtehen, welche dem thatſächlichen Verhältnis der Kräfte nicht mehr entſprachen, und ging erſt dann von ihnen ab, als Napoleon ſchon wieder zur Fortführung des Krieges entſchloſſen war. Vor allem trat hier wieder der große Gegenſatz zwiſchen revolutionärer und konſervativer Taktik zu Tage: Cobenzl, gebunden durch den Vertrag mit Großbritannien, forderte die Beiziehung eines britiſchen Diplomaten zur Verhandlung; Bonaparte dagegen drang auf eine Separatabkunft, um England von ſeinen Alliierten zu trennen, ihm den Kontinent zu verſchließen und ſich dann mit ihm allein zu meſſen. Cobenzl war dazu nicht ganz abgeneigt, aber nur wenn Frankreich einen hohen Preis und insbeſondere in Italien zahlte. Die Eroberungspolitik des alten Öſterreich und die des neuen Frankreich trafen aufeinander und ſchloſſen ſich aus. Eine Löſung ſchien nur bei völliger Überwindung des einen Teils möglich. Napoleon, der über den Stand der öſterreichiſchen Streitkräfte genau informiert war,

entschied sich, sie herbeizuführen, und kündigte Ende November 1800 den Waffenstillstand. Wenn auch Cobenzl jetzt noch die Unterhandlungen mit Joseph Bonaparte in Lünéville an der französischen Grenze fortsetzte. die Entscheidung fiel nicht hier, sondern anderwärts.

Als die Feindseligkeiten wieder begannen, standen die Franzosen an der Isar. Die Österreicher hingegen hielten hinter dem breiten Inn in vorteilhafter Position. Wer diese geschickt zu benutzen wußte, konnte immerhin den Gegner länger beschäftigen als dem Machthaber an der Seine lieb war. Eben rüstete sich Moreau zu dem schwierigen Werke, einen Übergang zu suchen, als am 1. Dezember auf dem Wege nach dem Inn plötzlich sein linker Flügel angegriffen und zurückgedrängt wurde. Es schien unglaublich, daß der Gegner seine starke Stellung aufgegeben haben sollte; und doch war es so. Sofort ergriff Moreau den unerwartet ihm gebotenen Vorteil, zog bei Hohenlinden das Zentrum an den linken Flügel heran und erwartete nun seinerseits den Feind in starker Position. Die Österreicher kommen; sie werden von Moreau in der Front empfangen, indes zwei französische Divisionen sie umgehen und ihnen in den Rücken fallen; überrascht fliehen sie; kaum vermag der Erzherzog sich zu retten. Die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) ist für Frankreich gewonnen, die Straße nach Wien frei. Am 25. Dezember schließt Moreau in Steyer einen Waffenstillstand ab, der den Frieden einleitet. Am 26. rückt im Süden der französische General Brune, der Massena im Oberbefehl abgelöst hatte, über den Mincio und wenige Tage später über die Etsch. Österreich samt seiner ausgreifenden Politik ist überwältigt.

In Lünéville hatten sich die Fortschritte der französischen Waffen rasch fühlbar gemacht. Cobenzl war endlich auf den Separatfrieden eingegangen, er wollte ihn sogar für das Deutsche Reich mit unterzeichnen, er wollte sich auch zu einer Teilung Italiens mit Frankreich verstehen, die Joseph Bonaparte vorgeschlagen hatte: aber die Ereignisse im Felde über-

holten alle dieſe Verabredungen. Wie dort das Heer, ſo wurde hier die Diplomatie Öſterreichs unaufhaltſam zurückgedrängt: im November hatte Cobenzl noch am Oglio als Grenze des öſterreichiſchen Gebietes in Italien gehalten, im Dezember war er bereits an den Mincio zurückgewichen, im Januar konnte er nur noch die Etſch behaupten. Als dann endlich am 9. Februar 1801 der definitive Friede unterzeichnet wurde, enthielt er für Öſterreich Bedingungen, die nicht nur deſſen Eroberungspläne zunichte machten ſondern auch ſeiner Großmachtſtellung Eintrag thaten, während der Vertrag für Frankreich die Stabilierung des revolutionären Ausdehnungsſyſtems bedeutete. Der Traktat von Campo Formio wurde darin beſtätigt und überdies verſchärft. Denn in Italien verlor nun auch der mit dem Wiener Hofe verwandte Großherzog von Toskana ſein Land und ſollte, ſo wie der Herzog von Modena durch den Breisgau, durch deutſches Gebiet entſchädigt werden. Damit war Öſterreich ſein letzter Stützpunkt in Mittelitalien entzogen und die Halbinſel vollſtändig dem Einfluß der Franzoſen überantwortet. Aber auch in Deutſchland trat dieſer jetzt hervor. Wie in Raſtatt feſtgeſtellt worden war, ſollte nunmehr der Rhein in ſeinem ganzen Laufe die Grenze Frankreichs bilden und jeder weltliche Fürſt, der auf dem linken Ufer des Stromes Land verloren hatte, auf dem rechten durch geiſtliches Gebiet Entſchädigung finden. Damit war der alte Plan der Säkulariſation wieder auf's Tapet gebracht und von Öſterreich, deſſen Machtſtellung in Deutſchland gerade auf den geiſtlichen Fürſten beruht hatte, notgedrungen ſanktioniert worden. Napoleon aber hatte durch den Vertrag das Recht erworben, über deſſen Ausführung zu wachen, ſo daß die franzöſiſche Einmiſchung in Deutſchland vom Reichsoberhaupte ſelbſt zugeſtanden worden war. An Schadloshaltung der Donaumacht durch bayriſches Gebiet bis zum Inn, welche der Vertrag von Campo Formio noch vorgeſehen hatte, wurde jetzt nicht mehr gedacht. So war Öſterreich in Italien beſiegt, in Deutſchland bedroht, und von Eroberungen im Sinne Joſeph II.

nicht mehr die Rede. Der Vertreter seines ausgreifenden Systems, Minister Thugut, fiel; Napoleon hatte es gefordert. Der deutsche Reichstag bestätigte am 6. März den Reichsfrieden.

Dieser Friede war aber nicht lediglich ein Erfolg der Waffen. Er war zugleich das Werk einer geschickten diplomatischen Aktion. Denn während die Heere noch im Felde standen, hatte Napoleon den Riß in der Koalition mit Glück zu erweitern, Rußland nicht nur völlig von Österreich zu trennen, sondern geradezu für sich zu stimmen gewußt. Noch vor der letzten Kampagne hatte er dem Zar die Freilassung der in den letzten Schlachten bei Zürich und in Holland zu Gefangenen gemachten Russen, etwa 7000 Mann, die er neu bekleiden und ausrüsten ließ, und überdies die Rückgabe der Insel Malta angeboten. Paul, der in dem starken General den Bezwinger der verhaßten Revolution zu sehen glaubte, war entzückt und jetzt ebenso sehr für Napoleon eingenommen als kurz vorher gegen das Direktorium*). Der Konsul hatte den Erfolg dieses Schrittes wohl berechnet. Malta konnte nicht mehr verpflegt und deshalb gegen die blockierenden Engländer wohl nur noch kurze Zeit gehalten werden. Kam es zur Übergabe, dann hatte er mit seinem Angebot den Erisapfel zwischen die zwei Verbündeten geworfen. Und so war es auch. Als am 5. September 1800 die französische Besatzung von Lavalette kapitulierte, und die Engländer, ohne Rücksicht auf die Rechte des Großmeisters, Besitz von der Insel nahmen, trennte sich der Zar von seinen Alliierten und bemächtigte sich aller britischen Schiffe in den russischen Häfen. Ja, er schloß mit Schweden, Dänemark und Preußen einen „Bund bewaffneter Neutralität“, gegen die Willkürlichkeiten Englands zur See. Napoleons Politik ist

*) Ob Napoleon wirklich — wie jüngst (Lalanne, Les derniers jours du Consulat, p. 4 f.) zu Tage kam — an Paul I einen Brief geschrieben, in welchem er die Wiederherstellung der Bourbons versprochen und sich nur ein italienisches Fürstentum vorbehalten hat, bedarf erst noch weiterer Bestätigung.

immer dort am wirksamsten gewesen, wo ihm ein Staatswesen in der Person eines unbedingten Selbstherrschers verkörpert entgegentrat: er hat später mit Alexander I. das gleiche und gleich wirksame Spiel getrieben wie jetzt mit dessen Vater.

Zu gleicher Zeit suchte er Preußen für Frankreich und seine ausgedehnte Politik zu interessieren und es als Bundesgenossen zu erwerben. Darauf ging zwar König Friedrich Wilhelm III., der seit 1797 regierte, nicht ein, er blieb neutral, aber er verständigte sich doch mit Napoleon, indem er dessen Annäherung an Rußland vermittelte, der Gewinnung der Rheinlinie zustimmte und dafür von Frankreich die Zusage erhielt, daß Österreich im Frieden keinen Zuwachs in Deutschland, d. i. keinen Zoll bayrischen Gebietes erhalten sollte. So war es die Eifersucht gegen Österreichs Ausdehnung in Italien, was Rußland, die Eifersucht gegen österreichische Erwerbungen in Deutschland, was Preußen auf die Seite Napoleons trieb. Ihre Zustimmung zu den Erfolgen der revolutionären Eroberungspolitik verstärkte die Gewalt des Ersten Konsuls und ließ ihn Österreich zu größeren Opfern zwingen als ohne jene Unterstützung in seiner Absicht gelegen hätte. Das französische Übergewicht auf dem Kontinent war durch die maßgebenden Mächte selbst bestätigt worden.

Napoleon nutzte seine Erfolge, indem er alsbald den Kreis des französischen Machtgebiets umschrieb. Zunächst in Italien. Hier waren die cisalpinische und die ligurische Republik auf's neue anerkannt und garantiert worden. Die erstere hatte durch Modena und die Legationen einen erheblichen Zuwachs erhalten; in beiden standen französische Staatsmänner an der Spitze der Verwaltung; beide waren nur noch Dependenzen Frankreichs, und der Wille des Ersten Konsuls herrschte hier wie dort. Über das Schicksal des dazwischen liegenden Piemont und seines Königs war bis auf das in Frankreich einverleibte Savoyen noch nichts entschieden, aber niemand war in diesem Punkte in Zweifel. Die Erwerbung Toskana's benutzte Napoleon, um sich Spanien zu verpflichten und dessen Politik unter Frankreichs Direktion

zu nehmen. Er hatte es nach der Schlacht bei Marengo dahin gebracht, daß ein franzosenfeindliches Ministerium in Madrid fiel und der herrschsüchtige Geliebte der Königin, der Frankreich freundliche „Friedensfürst" Godoy, die Geschäfte übernahm. Dieser Zweck war erreicht worden durch den Vertrag von Ildefonso am 1. Oktober 1800, welcher der mit dem bourbonischen Prinzen von Parma vermählten Tochter der Königin Toskana als „Königreich Etrurien" in Aussicht stellte. Nach dem Lüneviller Frieden wurde die Sache perfekt, und Spanien erklärte sich seinerseits am 21. März 1801 bereit, nicht nur Parma und das dazu gehörige Elba dafür an Frankreich zu überlassen und Louisiana abzutreten, sondern auch — und darauf kam es Napoleon zumeist an — das mit England verbündete Portugal zum Abfall von seinem Alliierten und zur Fernhaltung aller englischen Schiffe von seinen Küsten zu zwingen. Ein spanisches, durch ein französisches Hilfskorps verstärktes Heer dringt über die portugiesische Grenze, und am 6. Juni 1801 ist König Johann VI. zum Frieden von Badajoz gezwungen, der seine Küsten den Engländern verschließt und den Franzosen 20 Millionen Franken einbringt.

Blieben in Italien noch Rom und Neapel übrig. Das Direktorium hatte seinerzeit in beiden Staaten Republiken errichtet. Sollte es wieder dazu kommen? Napoleon folgte zwar dem Zuge der Entwickelung, die Frankreich genommen hatte, aber doch unter Wahrung seiner Individualität und ihrer Entschließungen. Er war viel zu praktisch, um lediglich nach Grundsätzen der „Ideologen", über die er offen spottete, zu handeln. Und daß ihm als autokratischen Herrscher an der Erhaltung der republikanischen Staatsform nicht viel gelegen sein konnte, ist klar genug. Er erreichte seinen Zweck auch ohne dies. Für Neapel war im letzten Kriege Rußland ganz besonders eingetreten, und der Erste Konsul mußte, mit Rücksicht auf den neugewonnenen Freund, das Königshaus der beiden Sizilien schonen. Am 18. März 1801 schloß er mit Ferdinand IV. den Frieden zu

Florenz ab. Darin sagte der König die Räumung des im Kriege besetzten Kirchenstaates durch die neapolitanischen Truppen zu und verpflichtete sich — und hier treffen wir wieder auf die zwei wesentlichen Punkte der ausgreifenden Politik des Konsulats — die englischen Schiffe von seinen Häfen auszuschließen und ein französisches Armeekorps in und um Tarent auf eigene Kosten zu verpflegen.

Auch der von den Neapolitanern verlassene Kirchenstaat kam nicht wieder unter französische Administratoren. Hier unterschied sich Napoleon am wesentlichsten von seinen Vorgängern in der Staatsgewalt. Er war nicht religiös und von allem positiven Glauben weit entfernt. Unter seinen Jugendschriften findet sich eine (wahrscheinlich nach Voltaires Muster) abgefaßte „Parallele zwischen Apollonius von Tyana und Jesus Christus", die er zu Gunsten des griechischen Weisen entschied.*) Aber die politische Bedeutung des Papsttums hat er darum doch nicht unterschätzt. Wir wissen, daß er im Jahre 1797 den Kirchenstaat gegen die Absicht des Direktoriums bestehen ließ. Der Grund lag darin, daß schon im Jahre zuvor die weitaus größte Mehrzahl der französischen Bevölkerung sich wieder offen zum katholischen Kirchenglauben bekannt hatte. „Man ist in Frankreich wieder römisch-katholisch geworden", hatte ihm im Dezember 1796 General Clarke mitgeteilt, „und vielleicht stehen wir auf dem Punkte, des Papstes selbst zu bedürfen, um die Revolution durch die Priester und das Landvolk, welches sie wieder beherrschen, zu schützen. Ihn jetzt stürzen, hieße das nicht, von unserer Regierung auf immer eine Menge von Franzosen trennen, die man sich doch erhalten könnte?" Napoleon war so sehr überzeugt

*) Als ihn später, im Jahre 1802, Lucian an die Abhandlung erinnerte, gebot er ihm, nicht davon zu sprechen, sie könnte, wenn sie bekannt würde, sein ganzes Friedenswerk mit der römischen Kirche zerstören. Unter den von Napoleon selbst verbrannten Schriftwerken aus seiner Jugendzeit befand sie sich nicht. Fréron hatte sie entlehnt und nicht wieder zurückgegeben.

von der Richtigkeit dieser Bemerkungen, daß er schon damals nach dem Frieden vom Februar 1797 den Papst dafür zu gewinnen suchte, daß er die Geistlichen zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze ermahne. Der 18. Fructidor störte diese Pläne. Jetzt, im Jahre 1800 lag das Motiv seiner Haltung Rom gegenüber gleichfalls in den inneren Zuständen Frankreichs, wo allenthalben in Paris und in der Provinz die Kirchen der Priester, die den Eid auf die Staatsgesetze geweigert hatten, voll besucht waren, während die der staatskirchlichen Geistlichkeit leer blieben. Napoleon würdigte diese Erscheinung nach Gebühr. Ein guter Teil des allgemeinen Hasses gegen die Direktoren hatte in deren Abneigung gegen das Religionsbedürfnis des Volkes gewurzelt. Ihn sollte dieser Haß nicht treffen. Er beschloß, mit dem Papste sich darüber zu vertragen. Bald nach dem Tage von Marengo ließ er Pius VII., der am 13. März 1800 in Venedig gewählt worden war, die Fortexistenz des Kirchenstaates — allerdings ohne die Legationen — ankündigen, wenn der heilige Vater zu einem annehmbaren Frieden zwischen Staat und Kirche in Frankreich die Hand bieten wollte. Pius ging gerne darauf ein, sandte seinen Staatssekretär Cardinal Consalvi nach Paris, und dort kam am 15. Juli 1801 ein Konkordat zustande, worin die Kirchengesetze von 1790 (neue Diözesaneinteilung, Wahl der Bischöfe und Priester durch die Gemeinden, Aufhebung des Cölibats) abgeschafft, der Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannt, andererseits dem Verlust der Kirchengüter zugestimmt und angenommen wurde, daß die geistlichen Würdenträger gleich staatlichen Beamten von der Regierung Besoldung erhalten sollten. Wenn Napoleon Pius VII. den Kirchenstaat zurückgab, so schien ihm dies kein Opfer, sondern vielmehr die Wahrung eines ganz besonderen Vorteils. Denn bei seiner Allgewalt in Italien geriet der Papst als weltlicher Fürst notwendig in Abhängigkeit von ihm und er erreichte damit, was Kaunitz, Joseph II. und Thugut mit ihren Ausdehnungsplänen auf der appenninischen Halbinsel vergeblich angestrebt hatten. Auf St. Helena sprach

er einmal über seine Haltung Rom gegenüber in dieser Zeit die merkwürdigen Worte: „Der Katholizismus erhielt mir den Papst, und bei meinem Einfluß und meiner Gewalt in Italien gab ich die Hoffnung nicht auf, diesen Papst früher oder später nach meinem Willen zu lenken. Und welcher Einfluß dann erst! Welche Handhabe gegen das übrige Europa!"

So hatte Napoleon nach dem Lünéviller Frieden seine dominierende Stellung im Westen Europas begründet. Aus Holland, Portugal und Italien flossen die Zuschüsse zu den französischen Finanzauslagen; allenthalben wurden französische Truppen, bis weit nach Deutschland hinein, auf Kosten der abhängigen Nachbarn ernährt; von Holland bis nach Sizilien war die Küste dem gewaltigen Feinde jenseits des Kanals und seiner Industriepolitik verschlossen. Ja, es gab einen Moment, wo die Überwältigung auch dieses Gegners in nicht zu großer Ferne zu stehen schien. Die verbündeten Dänen, Schweden und Russen rüsteten gegen England, und Zar Paul, in seinen phantastischen Ideengängen, projektierte sogar einen Landmarsch über Khiwa und Herat nach Indien, um dort den gemeinsamen Feind auf den Tod zu treffen. Es war ein Augenblick, in welchem die Pläne der Weltherrschaft deutlicher als je vor Napoleons Seele traten. Denn noch standen die Franzosen in Ägypten, noch konnten sie einen Schlag gegen die Pendschabländer unterstützen und ausbeuten.

Aber es war doch nur ein Augenblick.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März fiel der Zar, dessen despotischer Dünkel zu unerträglicher Grausamkeit gegen seine nächste Umgebung ausgeartet war, einer Palastrevolution zum Opfer, und sein Sohn gelangte als Alexander I. auf den Thron der Russen. Es wird erzählt, Napoleon sei bei dieser Nachricht in heller Verzweiflung gewesen. Mit den grandiosen Projekten war es nun fürs erste vorbei, denn alsbald vernahm man in Paris, daß Alexander die weggenommenen Schiffe der Engländer freigegeben und auf

die Großmeisterwürde des Johanniterordens, d. h. auf den Anspruch auf Malta, verzichtet habe. So war mit einem Male ein Ziel, welches die Freundschaft eines allerdings halb Gestörten so nahe hatte erscheinen lassen, wieder in's Weite gerückt, und Napoleon mußte darauf bedacht sein, sich einstweilen mit einer bescheideneren Summe von Vorteilen zu begnügen.

Da traf es sich, daß noch vor dem unvorhergesehenen Ende des Zars Pitt aus Gründen der innern Politik am 14. März 1801 von der Leitung der britischen Regierung zurückgetreten war und an seiner Stelle der friedliebende Addington das Ministerpräsidium übernommen hatte. Dieser bot jetzt die Hand zum Vergleich. Sollte Napoleon ablehnen? Mit jedem Tage wurde in Frankreich der Ruf nach Frieden lauter und konnte nicht mehr überhört werden. Das englische Erbieten wurde den Franzosen bekannt, und der Erste Konsul war nicht mehr, wie im Vorjahre, im Stande, seine Kriegspolitik mit dem Widerwillen Großbritanniens gegen jede Abkunft zu motivieren Er ging auf Englands Vorschlag ein, wenn auch nur in der Absicht, die kampfesmüde Stimmung des Gegners nach Kräften auszunützen. Die Engländer hatten in dem langen Seekriege wertvolle Eroberungen gemacht, die Antillen mit Ausnahme von Guadeloupe, die Niederlassungen zu Pondichery und Chandernagor in Indien den Franzosen, Ceylon und das Kap der guten Hoffnung den Holländern, Trinidad den Spaniern abgenommen, im Mittelländischen Meere hielten sie Malta und Minorca in Händen, und Ägypten gelangte voraussichtlich bald in ihre Gewalt Napoleon hielt sich, gestützt auf die Freundschaft der „Neutralen", für stark genug, ihnen all das abzuhandeln. Da kam aber die entscheidende Nachricht aus Petersburg, der Zar sei tot, und bald darauf eine zweite aus Ägypten, General Menou, der an Stelle des inzwischen ermordeten Kleber die Franzosen kommandierte, sei bei Alexandrien geschlagen und in die Stadt geworfen worden. Nun zeigten wieder die Engländer ihrerseits weniger Neigung,

unter Opfern zum Frieden zu gelangen. Die Unterhandlungen wurden unterbrochen, und beide Teile trachteten durch kriegerische und diplomatische Erfolge einander überlegen zu werden. England betrieb seine Versöhnung mit dem neuen Zar und sandte ein Truppenkorps nach Ägypten, welches dort vereint mit den Türken die Franzosen zur Kapitulation zwingen sollte. Napoleon hinwieder trieb Spanien zur Eroberung Portugals an, um damit ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Engländern für den möglichst günstigen Frieden zu überlassen gedachte, wie er 1797 Venedig an Österreich überliefert hatte. Überdies war auch er bemüht, Alexander I. durch seinen bewährten Adjutanten Duroc in das französische Interesse zu ziehen. England reüssierte: in Ägypten wurde Kairo im Juni übergeben, und die Kapitulation Alexandriens war damit gewiß geworden; Frankreich scheiterte: denn die Spanier schlossen den erwähnten Separatfrieden mit Portugal ab, der dessen Selbständigkeit garantierte. Nun war es Napoleon, der die Wiederaufnahme der Unterhandlungen vorschlug. Nach Zugeständnissen von beiden Seiten wurden am 1. Oktober 1801 in London Präliminarien unterzeichnet, denen zufolge die Engländer von ihren Eroberungen nur das spanische Trinidad und das holländische Ceylon behalten, die Inseln und Häfen im Mittelmeer räumen und Malta an den Johanniterorden zurückstellen wollten, die Franzosen sich dagegen verpflichteten, Ägypten an die Türkei zurückzugeben, die Integrität Portugals zu garantieren und ihre Truppen aus dem Königreiche Neapel herauszuziehen.

Vielleicht wären die Bedingungen günstiger für England ausgefallen, wenn man mit der Unterzeichnung des Vertrages noch gewartet hätte. Denn kurz nachher traf die Kunde in Europa ein, Menou habe Alexandrien den vereinigten Engländern und Türken überliefern müssen. Mit dieser Kapitulation war Ägypten für Frankreich verloren und ein stolzer Traum Napoleons zu Ende. Dieser kam nicht wieder auf eine

Idee zurück, mit welcher er ein unbestreitbares Fiasco gemacht hatte. Er war nun endgiltig mit seinen Plänen auf das Festland von Europa zurückgeworfen. Aber war es nicht schon unendlich viel, England, den Staat, der seit einem Jahrhundert jeden Übergriff der französischen Macht auf dem Kontinent als eine offene Verletzung seiner Interessen mit aller Kraft bekämpft hatte, jetzt, wo Napoleon den Ehrgeiz Ludwig XIV. weit überholte, zur Zustimmung bewogen zu haben?

Am 11. Oktober 1801 wurde auch zwischen Frankreich und Rußland ein geheimer Vertrag unterzeichnet, der nicht weniger wichtig war und dessen Bestimmungen die nächste Zukunft Europas einschlossen: beide Mächte wollten die Entschädigungen der deutschen Fürsten in Gemeinschaft verteilen und ebenso die italienische Frage gemeinsam lösen, soweit sie nicht durch die Friedensschlüsse mit Rom, Österreich und Neapel bereits erledigt war. Zur selbigen Zeit wurde — am 9. Oktober 1801 — mit der Türkei ein Abkommen getroffen, welches alle früheren Verträge dieser Macht mit Frankreich wieder in Kraft setzte. Endlich war kurz vorher auch mit Bayern ein für den Kurfürsten vielverheißender Vertrag gemacht und damit die letzte kriegführende Macht beruhigt worden.

So scholl es Friede! von allen Seiten. Die Völker jubelten über das Ende des unerträglich gewordenen Kampfes. Napoleon hatte sich zu dem Ruhme des Kriegshelden noch den des Friedensstifters erworben und genoß in Frankreich wie außerhalb ein Ansehen ohnegleichen — in Frankreich, wo man die Hoffnung, die man bei seiner Rückkehr auf ihn gesetzt, erfüllt sah, und im Auslande, wo die Regierungen der alten Staaten in ihm den Bezwinger der Revolution begrüßten und die feste Erwartung hegten, er werde, mit dem Erreichten zufrieden, durch seine Macht die Ruhe Europas verbürgen. „Das ist kein gewöhnlicher Friedensschluß“ — äußerte der englische Premierminister Addington — „das ist eine wahrhaftige Versöhnung der beiden ersten Nationen der Welt.“ Und der britische Staatsmann Fox,

der in Paris Napoleon sah, kehrte voll Enthusiasmus für den großen Mann heim. Aber es fehlte doch auch schon damals nicht an schärfer blickenden Politikern, die nicht die gleiche vertrauensvolle Zuversicht hegten. Als am 27. März 1802 im Frieden zu Amiens die Präliminarien des französisch-englischen Traktats vom Oktober des Vorjahres definitiv unterzeichnet wurden, da riefen die Männer der Opposition im Londoner Parlamente mitten in den Jubel der Befriedigung hinein die warnenden Worte: „Wir haben Frankreich den Besitz Italiens und zugleich die Herrschaft über den Kontinent bestätigt“. Ja, Napoleon selbst verdeckte nur wenig seine ehrsüchtigen Absichten. Ein paar Wochen nach der Schlacht bei Marengo sagte er in Paris dem preußischen Gesandten: „Ich wünsche den Frieden, um die gegenwärtige Regierung in Frankreich fester zu gründen und die Welt aus dem Chaos zu erwecken.“ Das Wort war mehr als eine inhaltlose Deklamation. Was es eigentlich besagen wollte, erfahren wir aus einer offiziösen Broschüre „Vom Zustande Frankreichs am Ende des Jahres VIII“, die 1801 erschien und Hauterive, einen der trefflichsten Beamten des Ministeriums des Äußern, die rechte Hand Talleyrands, zum Verfasser hatte. Sie verfocht die folgenden Grundsätze: Als die Revolution ausbrach, sei das politische System von Europa lange schon erschüttert und nicht mehr wert gewesen, aufrecht erhalten zu bleiben, der Krieg Frankreichs mit den übrigen Staaten nur eine Folge dieser Zerrüttung. Sieger in diesem Streite, habe es Frankreich unternommen, und zum Teile schon ausgeführt, ein neues Bundessystem an die Stelle jenes erstorbenen Systems des Gleichgewichtes der Mächte zu setzen. Durch seine militärischen und finanziellen Kräfte wie durch die Grundsätze seiner Regierung sei gerade Frankreich zum Bürgen für Ruhe und Wohlfahrt, zum Führer dieses neuen Staatenbundes von Europa bestimmt, und es liege im Interesse jeder der übrigen Mächte, sich vertrauensvoll seiner Leitung zu überlassen.

Da war das Programm der Politik des neuen Frankreich unumwunden ausgesprochen. Es war im Grunde nur dasselbe der früheren revolutionären Regierung. Aber wenn der Konvent an eine Föderation von Republiken in Europa unter französischer Führung gedacht hatte, so war es Napoleon jetzt um die Befreiung der Völker viel weniger zu thun als um die Unterwerfung ihrer Fürsten unter die Hegemonie des von ihm regierten Staates. Es war durchaus zutreffend, was der geniale Publizist Gentz in seiner Beurteilung der Hauteriveschen Schrift den Staatsmännern des alten Systems schon 1801 zur Beherzigung empfahl: „Es ist nicht genug, zu sagen, daß Frankreich durch seine Eroberungen auf allen Seiten seine Grenzen erweitert, die alte Unverletzlichkeit seines Gebietes mit neuen Bollwerken verstärkt und seinen Einfluß auf alle benachbarten Staaten in furchtbaren Proportionen vergrößert hat. Die Wahrheit ist, daß Frankreich in seiner jetzigen Lage eigentlich gar keine Grenzen mehr kennt, daß alles, was Frankreich umgiebt, entweder schon jetzt, wenngleich nicht dem Namen nach, doch in jeder wesentlichen Rücksicht, sein Gebiet und sein Eigentum ist, oder bei der ersten schicklichen Veranlassung, bei der ersten Willensäußerung seiner Machthaber, in sein Gebiet verwandelt werden kann.“ Kein Zweifel, der Friede, der jetzt sich über Europa breitete, war keine Versöhnung der Völker, wie ihn die Selbsttäuschung kurzsichtiger Minister nannte, er war nur eine Etappe auf dem Wege nach der Universalherrschaft, auf dem Napoleon, gedrängt und selbstwillig zugleich, unaufhaltsam vorwärts strebte.

Wenn es aber bei ihm beschlossen war, die revolutionäre Politik nach außen festzuhalten, so entsteht hier die Frage, welche für den Geschichtsschreiber dieser Zeiten vielleicht die wichtigste ist: inwieferne konnte und mußte diese Politik auf die staatlichen und sozialen Verhältnisse der übrigen Länder und Völker Europas Einfluß nehmen, die in ihrer inneren Struktur so verschieden waren von dem neuen Frankreich? Was die Revolutionsheere der neunziger Jahre in die Fremde

getragen hatten, war wenig sonst gewesen als Aufruhr und Unordnung, denn auch daheim gab es nur diese beiden. Werden auch Napoleons Armeen nichts anderes zu verbreiten haben? Das hing davon ab, ob es ihm wirklich gelang, im Innern dauerhafte Ordnung zu schaffen, aus dem Chaos der revolutionären Gesetzgebung die guten Früchte zu rechtlichem Genusse auszulesen und damit die zweite große Hoffnung zu erfüllen, die Frankreich bei seiner Wiederkehr auf ihn gesetzt. Er hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und er hat sie erfüllt — nicht, um die Franzosen glücklich zu machen, dazu hat er sie nie genug geliebt, sondern um dem Gebäude seiner weltumfassenden Herrschaft ein sicheres Fundament zu geben. Deshalb, und nur deshalb sollte Frankreich in sich stark, kräftig und reich werden, denn nur dann war es imstande, seiner Ruhmsucht die Opfer zu bringen, welche dieselbe heischte. Daß sich diese Opfer zum Zwecke eines welthistorischen Experimentes schließlich auf eine Million von Menschenleben beziffern und doch nicht zum Ziele führen würden, das hat allerdings zu Beginn der revolutionären Monarchie Napoleons weder er noch Frankreich geahnt. Freilich hatten auch seine Vorgänger in der Gewalt, Konvent und Direktorium, eine fast ebenso große Anzahl Franzosen in den Tod geschickt und dafür nicht einmal den Preis innerer Ordnung und Wohlfahrt bezahlt. Den wenigstens hat er voll entrichtet.

Neuntes Kapitel.

Das neue Frankreich und sein Monarch.

Napoleon hat das große Werk der Neugestaltung Frankreichs mit der Unterstützung einer größern Anzahl talentvoller und geübter Helfer durchgeführt, die teils im Staatsrate die neuen Maßregeln überlegten und zu Verordnungen und Gesetzen formulierten, teils als Minister und Generaldirektoren

dieſe Geſetze, nachdem dieſelben die Kammern paſſiert hatten, pünktlich vollzogen. Der Staatsrat, der ſich bis auf den heutigen Tag in Frankreich erhalten hat, lieferte dem erſten Konſul das richtige Bild der Situation, in der ſich das Innere des Landes befand; er gab ihm die reiche Erfahrung an die Hand, welche ſich begabte Männer nicht nur in den zehn bewegten Jahren der Revolution, ſondern auch ſchon vorher, in den Ämtern des Königtums, erworben hatten; er machte ihm das praktiſche Verſtändnis derjenigen dienſtbar, deren Anlagen für den innern Staatsdienſt in der freien Luft der Revolution zu ebenſo kräftiger Entwickelung gediehen waren wie das Feldherrngenie der Hoche und Bonaparte. Dieſe erſten Staatsräte ſind es — die Boulay de la Meurthe, Roederer, Chaptal, Berlier, Duchatel, Defermon, Dufresne, Fourcroy, Cretet, Barbé-Marbois, Regnaud de Saint Jean d'Angély u. a. — auf welche die endliche Regelung der franzöſiſchen Finanzen, die Reform der innern Verwaltung, die Abfaſſung ſyſtematiſcher Geſetzbücher, die Herſtellung feſter Einrichtungen in Kultus und Unterricht, kurz alle die nützlichen Werkſtücke zurückzuführen ſind, aus denen unter den Augen des kundigſten Meiſters der wohnliche Bau des modernen Frankreich erſtand. Nach ihrer politiſchen Vergangenheit waren ſie durchaus ungleich. Es gab unter ihnen Royaliſten (Dufresne), Girondiſten (Defermon), radikale Konventsmitglieder (Fourcroy, Berlier), Gemäßigte der Direktorialzeit (Regnaud, Roederer), Verbannte des 18. Fruktidor (Portalis, Barbé-Marbois). So hatte ſie Napoleon mit Abſicht aus verſchiedenen Lagern gewählt, damit ſein Reformwerk ja nicht als Parteiſache erſcheine. Sie waren in Kommiſſionen der Finanzen, der Juſtiz, des Kriegs, der Marine, des Innern eingeteilt und berieten unter dem Vorſitze des Erſten Konſuls, der mit ſeinem ſtarken Geiſte bis ins Einzelne der Geſchäfte eindrang und doch ſich nicht darin verlor, ſondern in jedem Augenblick in der Lage war, vom Standpunkte des Herrſchers die Summe zu ziehen.

Die zweite Aufgabe der öffentlichen Verwaltung, die Aus-

führung der vom Staatsrate formulierten Gesetze und Konsularverordnungen, lag den Ministern ob, deren Maßnahmen ebenso unter der Aufsicht und Kontrolle Bonapartes standen, wie die Erwägungen und Beschlüsse des Conseil d'Etat. Wir kennen bereits die Männer, denen er die bei seinem Regierungsantritte vorhandenen sieben Portefeuilles anvertraute — sie sind oben genannt — auch hier, wie im Staatsrat, mit derselben Berücksichtigung verschiedener Parteien. Einmal sagte er zu seinem Bruder Joseph: „Welcher Revolutionär hätte nicht Vertrauen zu einer Ordnung der Dinge, wo Fouché Polizeiminister ist? und welcher Edelmann würde nicht hoffen, leben zu können unter dem ehemaligen Bischof von Autun? Der eine hält zu meiner Rechten, der andere zu meiner Linken. Ich öffne eine breite Gasse, in der Alle Platz finden." Einzelnen Ministerien wurden sogenannte „Generaldirektionen" zugeordnet, eine Einrichtung, die gleichfalls im heutigen Verwaltungsorganismus Frankreichs noch erscheint, und zwar: für Brücken und Straßen, für öffentlichen Unterricht, für Kultus, für Kredit und Zahlungswesen (Trésor), Zölle, Domänen, Staatsschuldentilgung u. a. von denen einige bald selbständige Ministerien wurden.

Den Amtsverkehr zwischen dem Ersten Konsul und den Ministerien vermittelte das Staatssekretariat, an dessen Spitze seit 1799 und fast bis ans Ende der napoleonischen Regierung der treue und geschickte Maret stand, der, wie kein zweiter, die rasch hingeworfenen Gedanken Napoleons im Augenblick zu redigieren und seinen hastigen Diktaten prompt zu folgen verstand. Er war ein wirklicher Kabinettsminister, den aber die allseitige Überlegenheit des Regenten auf dem Niveau eines Sekretärs zu halten wußte. Aus dem Staatssekretariat gingen die unzähligen Zuschriften an alle möglichen Behörden und Personen hervor, welche heute die vielen Quartanten der Korrespondenz Napoleons füllen, Zeugen einer unermüdlichen Arbeitskraft bei Herr und Dienern.

Die von den Ministerien zur Ausführung übernommenen

Gesetze und Verordnungen wurden von diesen durch neugegründete Unterbehörden in die Departements geleitet. Am 17. Februar 1800 erschien das Gesetz, welches bis auf den heutigen Tag die Grundlage des französischen Verwaltungsapparates bildet. Nach demselben steht an der Spitze der Administration jedes Departements ein Präfekt, jedes Arrondissements ein Unter-Präfekt, jeder Gemeinde ein Maire — alle drei Kategorieen vom Chef der Regierung ernannt und dem Minister des Innern unterstellt. Während der Revolution hatte die Verwaltung der Provinz in den Händen gewählter Kollegien gelegen, was nicht nur zu Parteilichkeit und mannigfacher Unzukömmlichkeit, sondern gar bald zu ausgesprochenem Ungehorsam gegenüber der Zentralgewalt geführt hatte, so daß die Direktorialverfassung von 1795 die autonomen Gemeindemunizipalitäten ganz aufhob. Jetzt stellte Napoleon die Kommunal-Behörden wieder her, jedoch ohne die Wählbarkeit ihrer Funktionäre. Der Maire ist der vom Staate besoldete und bestellte Gemeindevorsteher, dem ein vom Präfekten aus den Listen ernannter Gemeinderat mit blos beratender Stimme zur Seite steht. In gleicher Weise hat der Unter-Präfekt einen Distriktsrat, der Präfekt die Generalräte neben sich, welche vom ersten Konsul ernannt werden, um die direkten Steuern des Departements zu verteilen, dessen Ausgaben zu votieren und die Bedürfnisse und Interessen desselben der Regierung namhaft zu machen. Es war ein streng zentralistisches System, eine Hierarchie — wie Napoleon selbst sagte — von lauter „Premier-Konsuln im Kleinen", eine Büreaukratie, ähnlich derjenigen, welche unter Richelieu und Ludwig XIV. eingeführt worden war, nur mit dem entscheidenden Unterschiede, daß ihr Mechanismus jetzt weder durch die Vorrechte und Zollschranken der Provinzen, noch durch die Ausnahmestellung privilegierter Stände und Korporationen gehemmt und behindert wurde und daß sie nicht ein Volk regierte, welches die Freiheit mit einer theoretischen Sehnsucht begehrte, sondern eines, welches derselben recht praktisch überdrüssig geworden war.

Anfangs März 1800 wurden die ersten Präfekten ernannt, und ebenso wie Minister und Staatsräte mit absichtlicher Unparteilichkeit: der royalistische Graf Larochefoucauld erscheint neben dem Erzjakobiner Debry und dem Girondisten Doulcet de Pontécoulant. An Arbeit mangelte es keinem von ihnen. Noch im Jahre 1800 gehen keine Steuern ein, und man kennt kaum die Pflichtsumme des Departements. Den niedersten Beamten schuldet der Staat den Gehalt eines halben Jahres; einige von ihnen sterben Hungers. Auf dem flachen Lande herrscht eine Unsicherheit ohne gleichen. Die Landstraßen, in Verfall, sind der Tummelplatz zahlreicher Räuberbanden, die bis in die Nähe von Paris vordringen und deren Unthaten die Rapporte der Beamten füllen. In einem einzigen Departement (Vaucluse) werden im Jahre 1801 nicht weniger als 90 Raubmorde gezählt. Aus Furcht halten es viele Gemeinden mit den Briganten und gewähren ihnen Zuflucht. Und um nichts besser als auf dem Lande ist es in den Städten. „Keine Polizei" — schreibt ein Staatsrat über Toulon — „keine Straßenlaternen, jede Nacht erbrochene Läden, kein Pflaster, keine Reinlichkeit, kein Brot in den Spitälern." Nur mit Mühe kann die neue Regierung ihrer wichtigsten Pflicht, Person und Eigentum der Staatsbürger zu schützen, genügen. Ausnahmegerichte, die man im Februar 1801 errichtete, und die bessere Ordnung der schon vom Direktorium reformierten Gendarmerie, deren Pflichteifer Napoleon dadurch hob, daß er einen verdienten General mit ihrem Kommando betraute, säubern endlich das Land von dem verbrecherischen Gesindel. Schon 1802 hört man nur noch selten von Mord oder Straßenraub. Für die Sicherheit in den Städten sorgte ein Gesetz vom 17. Februar 1800, welches in den Kommunen mit über 5000 Einwohnern Polizeikommissariate, in denen mit über 100 000 Polizeidirektionen errichtete. Paris hatte durch eine Verordnung vom 1. Juli 1800 einen eigenen Polizeipräfekten erhalten, dessen Wirkungskreis die Staats-, Sicherheits- und Gemeindepolizei zugleich umfaßte.

War auf ſolche Art für Leben und Gut der Bevölkerung Sorge getragen, ſo galt es daneben ihre Wohlfahrt zu fördern, oder vielmehr zu begründen. Sie war faſt ganz dahin. Die finanziellen Gewaltmaßregeln der revolutionären Regierungen, der Krieg, welcher den Export verhinderte, die Papiergeldwirtſchaft ohne Boden hatten die Induſtrie und den Handel untergraben. Ein Fabrikant, der vorher in Paris 60 bis 80 Arbeiter beſchäftigt hatte, begnügte ſich jetzt mit deren 10. Die ehedem blühende Spitzeninduſtrie im Norden, die Leineninduſtrie in der Bretagne, die berühmte Papierfabrikation im Departement Charente waren ſo gut wie vernichtet und die Lyoner Seidenerzeugung auf die Hälfte der Gewerke eingeſchrumpft. In Marſeille bezifferte ſich der Umſatz in Monaten nicht ſo hoch wie zu Beginn der Revolution in Wochen. Die Häfen, namentlich am Ozean, waren verſandet, ihre Schutzwerke verfallen, ihre Bevölkerung verkommen. Was noch Handel trieb, trieb ihn an der Börſe, wo die rieſige und ſtets wechſelnde Differenz der wirklichen und eingebildeten Werte zum Spiel herausforderte, oder wagte ſich in Spekulationen für die Armeen, welche die Unternehmer und die beſtochenen Offiziere bereicherten, natürlich auf Koſten des armen Mannes, den die gewiſſenloſe Staatspolitik in Not und Tod verführte. Hier konnte nur eine völlige Umwälzung in der Finanzverwaltung der Regierung Achtung, ihren Kaſſen Geld, ihrem Kredit Anſehen und damit die Mittel verſchaffen, die Lage des ſoliden Teiles der Bevölkerung radikal zu beſſern.

Es iſt ein überaus intereſſantes hiſtoriſches Thema, wie ſich Frankreich, welches unter der Herrſchaft des Konvents und des Direktoriums in einem Meere wertloſen Papiergeldes unterzugehen drohte, doch wieder zu geordneten Wirtſchaftszuſtänden und einer geregelten Valuta emporgearbeitet hat. Die Revolution hatte geſucht, dem durch die königliche Regierung in zahlloſen Schuldtiteln erſchöpften Staatskredit dadurch aufzuhelfen, daß ſie die Kirchengüter und die liegenden Beſitzungen der ausgewanderten Ariſtokraten als Staatsgut erklärte und An-

weisungen darauf als Wertzeichen in Umlauf setzte. Aber die liegenden Güter verloren in der allgemeinen Unsicherheit ihren Preis und blieben meist unverkäuflich, der Krieg, den man im Taumel einer unerprobten Freiheit an ganz Europa erklärt hatte, verschlang Unsummen, und so wurden auch jene Staatsnoten (Assignaten), die man immer wieder vermehrte, wertlos. Im Jahre 1795 stieg der Louisdor von 24 Franken auf 1800, im Februar 1796 auf 8137 Franken in Scheinen, so daß ein Livre Gold mit fast 340 Livres Papier bezahlt wurde. Das Direktorium half sich mit Gewaltschritten. Die 24 Milliarden Assignaten, die sich in Umlauf befanden, wurden im März 1796 eingezogen, und die Besitzer erhielten nur für das Dreißigstel sogenannte Territorial-Mandate, die aber auch wieder nichts weiter waren als Anweisungen auf die Staatsgüter; denn der Zwangskurs, den man ihnen mit auf den Weg gab, hielt sie nicht ab, schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen auf ein Zwanzigstel, im nächsten Jahre auf ein Hundertstel ihres Nennwertes zu fallen. Als endlich die Regierung den Zwangskurs aufzuheben genötigt war, verschwanden sie aus dem Verkehr. Sie hatten nur einer Anzahl Spieler dazu gedient, dem Direktorium im Laufe eines Jahres den größten Teil der Nationalgüter abzukaufen, so daß der Staat die meisten Domänen verloren und kaum ein Hundertstel ihres Wertes, der einige Milliarden betrug, an Geld in Händen hatte. Schmutzige Wucherer und leichtfertige Spekulanten hatten auf diese Weise die Güter der Klöster und der alten Standesfamilien an sich gebracht, ein Besitzwechsel, so rasch und durchgreifend, wie er weder vorher, noch selbst in dem zu ähnlichen Erscheinungen neigenden 19. Jahrhundert wieder vorgekommen ist.

Hatte man ursprünglich die Absicht gehabt, mit den Werten der Staatsgüter die französischen Schulden zu zahlen, so war davon unter solchen Verhältnissen natürlich nicht mehr die Rede. Schon im Jahre 1793 mußte der Konvent beschließen, die Staatsschuld als unkündbare 5%-ige Rentenschuld in das „große

Buch der öffentlichen Schuld“ einzutragen. Diese Zinsenrente war im Jahre 1797 auf über 250 Millionen Franken gestiegen, von denen freilich nur ein Viertel in barem Geld, der Rest in Bons auf die Nationalgüter, die sich durch die belgischen Klöster vermehrt hatten, gezahlt wurde. Gleichwohl war die Last noch viel zu drückend, und das Direktorium machte sich dadurch Luft, daß es nur ein Drittel der ganzen Staatsschuld im „großen Buch“ behielt, die übrigen zwei Drittel aber den Gläubigern in Bons zurückzahlte. Da diese Bons, dem Kredit der Regierung entsprechend, noch im Jahre 1798 auf $1^1/_2$% ihres Nennwertes fielen, so war die Abschreibung der Staatsschuld ein einfacher Bankrott gewesen, der den Gläubigern Frankreichs zwei Drittel ihrer Ansprüche raubte. Aber auch das dritte sogenannte „konsolidierte“ Drittel wurde nicht in Metall, sondern wieder nur in Anweisungen ausbezahlt. Unter solchen Umständen mußte jegliches Vertrauen der soliden Geschäftswelt zum Staate schwinden. Die Bevölkerung antwortete mit Verweigerung der Steuerzahlung. Das Direktorium griff zu Zwangsanlehen. Im Jahre 1800 gab es Rückstände, die sich auf 1100 Millionen beliefen.

In diese Verhältnisse Ordnung zu bringen, erforderte einen eisernen Willen. Wir haben schon von den ersten Schritten des neuen Finanzministers Gaudin gehört: um ein Jahr lang überhaupt nur leben zu können, ging er noch den alten Weg teuerer Anlehen und Erpressungen bei den Nachbarn und machte einen Bankrott von 70 Millionen, indem er die Annahme der vom Direktorium den Lieferanten ausgefolgten Anweisungen an die Steuerkassen schlechtweg verbot. Aber während dieses einen Jahres wurde Abhilfe getroffen und die Wiederkehr solcher Zustände unmöglich gemacht. Am 24. November 1799 wurden „Direktionen der direkten Abgaben“ in jedem Departement gegründet, wie sie heutzutage noch bestehen. Dann ward die Steuerverteilung, die bisher alljährlich geschwankt hatte, auf sichere Grundlagen gestellt. „Sicherheit

des Eigentums", sagte Napoleon, „giebt es nur in einem Lande, wo die Steuerquote nicht in jedem Jahre veränderlich ist". Er faßte die Katastralvermessung des Landes in's Auge. Im September 1801 wurden die Generaldirektionen der Zölle und des Grundbuchs gegründet, und die neugeordnete Administration der Waldungen hob das Erträgnis in einem Jahre auf nahezu das Doppelte des bisherigen. Und wie die Einnahmen und die Privatwirtschaft des Staates, die dem Finanzminister anvertraut waren, so wurden auch die Ausgaben und das Schuldenwesen durchaus reformiert und im September 1801 einem besondern „Schatzministerium" überantwortet, an dessen Spitze der Staatsrat Barbé-Marbois trat.*) Diesem Ministerium ward die Generaldirektion der Staatsschuldentilgungskasse (Caisse d'amortisation) unterstellt, die seit Juli 1801 der tüchtige Mollien verwaltete — ein Institut, welches zur Hebung des Staatskredits wohl mit das meiste beigetragen hat An Staatsgütern hatte das Direktorium noch einen unverkauften Rest in Werte von 400 Millionen dem Konsulat hinterlassen. Anstatt sie, gleich seinen Vorgängern, zu verschleudern, suchte sie Napoleon besser zu verwerten. Er wies neunzig Millionen davon der Amortisationskasse zu, welche sie allmählich zu veräußern und den Erlös zum Rückkauf von Staatsrente zu verwenden hatte um den Kurs derselben in der Höhe von 50 zu erhalten, zu der er nach dem Frieden von Lünéville emporgelangt war. Zu diesem Kurs konnte dann Napoleon neue Rente emittieren und so die aus früheren Jahren rückständigen Zinsen und schwebenden Schulden tilgen. Weitere 120 Millionen der Nationalgüter wurden mit ihrem Erträgnis der Unterrichtsverwaltung, 40 Millionen der Invalidenversorgung gewidmet und auf solche Weise das Budget entlastet. Der siegreiche Krieg ließ den größten Teil des Heeres in der

*) Diese Teilung der Finanzverwaltung unter zwei Ministerien hat sich bis 1815 erhalten. Napoleon hat sie zu rechtfertigen gesucht, indem er sagte, daß ihm ein einziger Minister nicht die Garantie biete, die er in der Kontrolle des einen durch den andern finde.

Freunde ernähren und erleichterte damit ebenfalls die Staatslast. Um die Industrie und den Handel zu unterstützen, ward am 18. Januar 1800 die Bank von Frankreich mit einem Kapital von 30 Millionen gegründet, an welchem der Staat mit 5 Millionen partizipierte, die er den Kautionen der Finanzbeamten entnahm. Dazu kamen Verordnungen über die Börse, die Wiederherstellung der durch die Revolution beseitigten Handelskammern, häufigere Landesausstellungen u dgl. m. Nun konnte bei Vertrauen und gutem Willen der Bevölkerung das Gleichgewicht im Staatshaushalt und mit ihm der verlorene Kredit Frankreichs bald wieder hergestellt sein. Und da der Staat seine Schuldigkeit nach Kräften that, blieb auch das Volk nicht mehr dahinter. Die Steuern gingen pünktlich ein, und die finanziellen Unternehmungen der Regierung begegneten wieder der Beteiligung der soliden Geschäftswelt.

Aber dieser ganze Organismus wäre ohne dauerbaren Wert gewesen, wenn nicht zugleich die Rechte und Pflichten der Einzelnen untereinander endgiltig fixiert und männiglich bekannt geworden wären. Die Forderung eines Gesetzbuches, welches den durch die Revolution völlig veränderten Rechtszustand klar und sicher aussprach, war unabweislich. Bis zum Jahre 1789 hatte es in Frankreich kein einheitliches Recht gegeben: im Norden herrschte meist das seit dem 16. Jahrhunderte redigierte Gewohnheitsrecht (coutumes), im Süden mehr das römische Recht (droit écrit) vor, daneben gab es zahlreiche Lokalrechte. Noch vor der Revolution hatte der Kanzler Maupeou auf die Notwendigkeit einer Justizreform und einer Sammlung und Vereinfachung dieser vielfältigen Rechtssätze hingewiesen. Da kam aber der Umsturz und machte mit seinem obersten Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle“ der Mannigfaltigkeit des französischen Rechtslebens von selbst ein Ende. Die Verfassung vom Jahre 1791 versprach dann ein neues allgemeines Zivilgesetzbuch; im Jahre 1793 wurde das Versprechen wiederholt und auf ein ebenso allgemeines Kriminalgesetzbuch

ausgedehnt; aber noch im Jahre 1799 war es weder zu dem einen, noch zu dem andern gekommen, und in der Nachtsitzung des 10. November, in welcher Napoleon die Staatsgewalt überkam, wurde den beiden Kommissionen neuerdings die Abfassung eines Gesetzbuches aufgetragen. Jetzt endlich setzte der starke Wille eines Einzelnen durch, was die Absicht Vieler nicht zu erreichen vermocht hatte. Am 12. August 1800 ernannte Napoleon ein Komité von drei hervorragenden Juristen: Tronchet, Bigot de Prémeneu und Portalis (vom Rate der Alten) mit Malleville als Sekretär, um den Zivilkodex zusammenzustellen. Diese verteilten die Arbeit in Partieen unter sich, nahmen einen Entwurf Cambacérès' zur Grundlage, den dieser seinerzeit dem Konvent vorgelegt hatte, und waren schon nach vier Monaten mit ihrer Arbeit zu Rande. Dann wurde im Staatsrat die Vorlage beraten, wo die Juristen Boulay de la Meurthe, Berlier, Abrial, die Konsuln Cambacérès und Lebrun (ehedem Sekretär des Kanzlers Maupeou) dieselbe revidierten und Napoleon selbst nicht selten das Wort nahm und die Entscheidung herbeiführte. Zeugen wissen von seinen scharfsinnigen Bemerkungen und klaren Ansichten zu reden, unter die sich freilich auch manchmal eine recht unjuristische Auffassung mischte. Wir hören, daß die Einschränkung der ehelichen Scheidungsgründe, die Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder zu ernähren, u. a. von ihm ausging.

Noch im Jahre 1801 kam der Code in drei Abteilungen zustande. Manches darin war den alten „Coutumes", vieles dem römischen Rechte entnommen, so weit es sich mit dem revolutionären Gleichheitsprinzip vereinigen ließ. Dieses letztere aber dominierte das ganze monumentale Werk. Die Revolution hatte den Erbadel abgeschafft, der Code civil hat ihn nicht erneuert; sie hatte im Erbrecht die Gleichberechtigung unter Kindern verschiedenen Alters und Geschlechts zum Gesetz erhoben, und der Code civil hat dies anerkannt; sie hatte — allerdings nicht ohne Zögern — den Juden das volle Bürgerrecht erteilt, und der Code civil hat es rückhaltslos bestätigt; sie hatte die für alle Klassen und Kon-

feſſionen gleichen Zivilſtandsregiſter und die Zivilehe eingeführt, und der Code civil hat beides beibehalten; ſie hatte die Ehe als auflösbar erklärt, und der Code civil hat dies ebenfalls gethan. Aber während Nationalverſammlung und Konvent nur einzelne Teile des Privatrechtes bearbeitet hatten, war das Konſulat darüber hinaus zu einem alle bürgerlichen Verhältniſſe umfaſſenden Rechtsſyſteme fortgeſchritten. Das bleibt das unbeſtreitbare Verdienſt des Erſten Konſuls von Frankreich, und darum führt das franzöſiſche Zivilgeſetzbuch mit Recht den Namen „Code Napoleon.“

Und ebenſo kam man auch auf den Gebieten des Kriminalrechtes, des Prozeſſes und des Handelsrechts zu abſchließenden Kodifikationen,*) Werke, auf deren Inhalt hier nicht einmal andeutungsweiſe eingegangen werden kann, von deren Wert aber der weite Umkreis ihrer Geltung zeugt. Denn nicht Frankreich allein ſollten dieſe Geſetzbücher dienen: überall, wohin die Macht Napoleons gelangte, trug ſie das neue Recht mit ſich, und als ſpäter eine Zeit kam, in welcher das franzöſiſche Volk wieder auf ſeine alten Grenzen eingeſchränkt wurde, blieben ſeine Geſetze als dauernde Zeichen ſeiner ehemaligen Größe zurück. Bis auf den heutigen Tag gilt der Code Napoleon in Rheinpreußen, Rheinbayern, Rheinheſſen und mit geringer Abweichung im Großherzogtum Baden, in Holland, Belgien, Italien ꝛc. Bis auf unſere Tage hatte ſich der franzöſiſche Strafprozeß mit ſeinem öffentlichen und mündlichen Verfahren und ſeinen Geſchworenen in den rheiniſchen Landen erhalten. Noch heute gilt der Code de commerce in Belgien und Italien, in Griechenland und den Donaufürſtentümern, und hat faſt überall, wo Handelsgeſetze entſtanden, als Muſter gedient. Und mit den Geſetzbüchern

*) Die Beratungen über den Code pénal und den Code d'instruction criminelle begannen im März 1801 und waren im Jahre 1810 vollendet. Die Zivilprozeßordnung (Code de procédure civile) kam 1802 zum Entwurf, 1806 vor den geſetzgebenden Körper, und trat 1807 in Wirkſamkeit. Das Handelsgeſetzbuch (Code de commerce) wurde von 1801 bis 1807 beraten und war von 1808 ab giltig.

gingen auch die Grundsätze der Gleichheit in die Fremde, auf denen sie basierten, und es vollzog sich ein Prozeß von Kulturübertragung, welcher in kurzer Zeit, und trotz aller Reaktion dagegen, das Aussehen einer Welt verändern sollte. Wer möchte den Mann klein nennen, dessen kräftige Faust hier den Hebel regierte?

Von Recht und Wohlfahrt der gegenwärtigen Generation wandte Napoleon sich der Bildung und Erziehung des kommenden Geschlechtes zu. Wie auf allen Gebieten, so hatte auch auf demjenigen des öffentlichen Unterrichts die Revolution zwar Unbrauchbares zu beseitigen und gute Prinzipien aufzustellen, aber nur wenig Festes und Dauerbares zu schaffen gewußt. Ihr Axiom der Gleichheit war schon durch die Verfassung des Jahres 1791 auch auf die Schulbildung angewendet worden: „Es wird ein öffentlicher Unterricht organisiert werden, gleich zugänglich für jedermann, und unentgeltlich für die allen Menschen unentbehrlichen Disziplinen.“ Aber trotz trefflicher Elaborate Talleyrands und Condorcets kam es lange nicht zu einem umfassenden Gesetz. Erst im Oktober 1795 erschien eine neue Unterrichtsordnung mit Primärschulen für die Gemeinden, Zentralschulen für die Departements und Fachschulen nach zehn verschiedenen Berufsrichtungen. Aber noch im Jahre 1800 waren die Primärschulen sehr selten, fehlten Schüler und Lehrer, und der berichtende Staatsrat schlug geradezu vor, den Unterricht an denselben den Pfarrern zu übergeben. An den Zentralschulen, wo es weder Prüfungen noch Diplome gab, wurden — das lag im brüsken Charakter der Zeit — nur die mathematischen und technischen Vorträge zur Not besucht, die anderen fanden keine Zuhörer. Und ähnlich war es mit den Fachschulen. Die wichtigen Schöpfungen des Konvents aus dem Jahre 1794 konnten in der aufgeregten Zeit nicht Leben und Wirkung gewinnen. Die „Polytechnische Schule“ hatte nur wenig Schüler, die „Normalschule“, zur Vorbildung fürs Lehrfach, bestand kein Jahr lang, die „Medizinische Schule“ war nicht viel mehr als die alte Fakultät

und harrte noch ihrer Reorganisation, das „Gewerbemuseum“ (Conservatoire des arts et métiers), welches dem Anschauungsunterrichte für die Arbeiter dienen sollte — ein Gedanke des Philosophen Descartes im 17. Jahrhundert — befand sich bis auf die letzte Zeit des Direktoriums in verwahrlostem Zustande. So blieben auch hier Riß und Aufbau Sache des Konsulats.

Noch im Dezember 1799 wurde eine besondere Sektion für „Wissenschaften und Künste“ im Ministerium des Innern eingerichtet, welche sich zwei Jahre später zur „Generaldirektion des öffentlichen Unterrichtes“ ausgestaltete. Am 1. Mai 1802 erschien dann ein neues Schulgesetz: Primärschulen in jeder Landgemeinde unter Aufsicht des Unterpräfekten, deren Lehrer vom Maire ernannt wurden; Sekundärschulen in den Departementalstädten unter Aufsicht des Präfekten, die auch von Privaten nach dem Gutachten der Regierung gegründet und gehalten werden konnten; 32 Lyceen mit klassischem und realem Unterricht, wohin die besseren Schüler der Sekundärschulen aufstiegen und von wo ein Fünftel derselben nach Ablauf der Studienzeit in die Spezialhochschulen übertrat.*) Zur Überwachung des ganzen Unterrichtswesens wurden Inspektoren ernannt, und um die neue Ordnung rascher Leben gewinnen zu lassen, verlieh die Regierung an nicht weniger als 6400 Schüler Freiplätze, darunter an 2400 Söhne verdienter Beamten und Militärs. Der Erfolg blieb nicht aus. Schon nach zwei bis drei Jahren waren 4000 Elementarschulen in Thätigkeit, daneben über 750 Sekundärschulen mit 50000 Schülern, und 45 Lyceen. Mit diesen Gesetzen hatte Napoleon nicht so sehr die rückhaltlose Pflege des Wissens im Auge, als vielmehr die Absicht, sich leidlich unterrichtete und gut gehorsame Unterthanen zu erziehen, deren Bildung just nicht bis zur un-

*) Solcher Fachschulen kannte das Gesetz vom 1. Mai 1802 neun: 1. Jura, 2. Medizin, 3. Naturwissenschaften, 4. mechanische und chemische Technologie, 5. höhere Mathematik, 6. Geographie, Geschichte und politische Ökonomie, 7. Zeichnende Künste, 8. Astronomie, 9. Musik und Kompositionslehre.

befangenen Kritik seiner Regierungshandlungen emporzureichen brauchte. Als Fourcroy, der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes, ihm 1802 einen vielfältig gegliederten Schulplan überreichte, da wies er denselben als viel zu umfassend zurück und bemerkte: „Ein bischen Latein und Mathematik, mehr braucht man nicht.“ Doch hat er wieder andererseits der Gelehrsamkeit und ihren Vertretern seine Achtung nie versagt. Er liebte es vielmehr, wie mit den Größen der Kunst, so mit denen der Wissenschaft zu verkehren und hat nie aufgehört, durch Ehren und Würden diejenigen auszuzeichnen, die sich seine Achtung durch ihr Talent und ihre Kenntnisse erworben hatten. Schon im Jahre 1800 sind von den sechzig Senatoren siebzehn Mitglieder des Instituts, und als am 19. Mai 1802, um das Verdienst um den Staat sei's im Militär, sei's im Zivile, anzuerkennen, die „Ehrenlegion erstand, machte Napoleon den Naturforscher Lacépède zum Großkanzler des neuen Ordens.*)

Zu diesem Systeme der Zusammenfassung aller Staatskräfte paßte es schlecht, daß noch immer ein Teil der Franzosen durch das Gesetz von der Heimat fern gehalten wurde. Es waren dies teils jene Emigranten, welche schon am Beginne der Revolution freiwillig Frankreich verlassen, teils solche, die später vor den Schreckensmaßregeln und Drohungen der radikalen Gewalten die Flucht ergriffen hatten. Noch unter dem Direktorium war das Gesetz erneuert worden, welches ihre Heimkehr mit dem Tode bestrafte. Napoleon, um keinem Zweifel in die Stärke seines neuen Regi-

---

*) Nach dem Gesetze vom Jahre 1802 hatten die Mitglieder der Legion bei ihrem Eintritt unter anderm auf ihre Ehre zu schwören, daß sie jeden Versuch, das feudale Regiment mit seinen Attributen und Titeln wiederherzustellen, bekämpfen wollten. Die Abzeichen der Legionäre waren den treuen Republikanern ein Dorn im Auge, und Napoleon bekam Vorstellungen darüber zu hören. „Ich bezweifle — antwortete er — daß es jemals Republiken gab ohne derlei Distinktionen. Man nennt das ein „Kinderspielzeug“ (hochots), ja wohl, aber mit Kinderspielzeug lenkt man die Männer.“

ments Raum zu lassen, kam davon zurück. Die Sache war nur dadurch schwierig, daß die Güter der Emigranten unterdessen vom Staate konfisziert und verkauft worden waren und die neuen Besitzer aus der Rückkehr der früheren Eigentümer für ihr Gut Besorgnis schöpften. Dennoch wurde das Vorhaben, Schritt für Schritt vorwärts gehend, ausgeführt. Im März 1800 erschien zuerst ein Edikt, welches die Emigrantenliste schloß und die Regierung ermächtigte, jene Ausgewanderten von derselben zu streichen, die darum ansuchten und auf jeden Anspruch auf ihr früheres Eigentum verzichteten. Dann, nach dem Friedensschluß mit den auswärtigen Mächten, im April 1802, wurde eine allgemeine Amnestie gewährt, jedoch auch wieder mit dem Vorbehalte, daß die neuen Gutsbesitzer ungeschädigt bleiben sollten. Kaum war dieses Gesetz erlassen, so kehrten nicht weniger als vierzigtausend Familien nach Hause zurück. Damit und mit der Beilegung des heimischen Schismas durch das Konkordat war die Neuorganisation Frankreichs im wesentlichen beendet.

Nicht ohne namhaften Widerspruch war das Werk durchgeführt worden. Das immer deutlicher hervortretende Selbstherrschertum Napoleons fand in den Kammern und außerhalb derselben seine Gegner. Das waren zunächst die liberalen Konstitutionellen, welche, geführt von Benjamin Constant, dem intimen Freunde der Staël, im Tribunat wie in der Gesellschaft der absolutistischen Tendenz des Ersten Konsuls entgegentraten und diesen, da sie auch dessen nützliche und notwendige Schöpfungen, wie die finanziellen und judiziellen Gesetze angriffen, nur auf dem eingeschlagenen Wege noch weiter trieben. Daneben die unversöhnlichen Jakobiner und Terroristen, die in geheimen Zusammenkünften, wie Fouché durch seine Agenten erfuhr, auch vor der Idee, Bonaparte zu töten, nicht zurückscheuten. Endlich die starren Royalisten, die nach wie vor treu zu Ludwig XVIII. hielten und Napoleon als ein Hindernis auf ihrem Wege haßten. Diese Letzteren führten aus, was die Jakobiner nur geplant hatten. Als am Abend des 24. Dezember 1800 der Erste Konsul

zur Oper fuhr, wurde er in der kleinen Straße St. Nicaise von einer explodierenden Höllenmaschine (einem mit Pulver, Kugeln und Feuerwerkskörpern angefüllten Faß) bedroht, die mehreren Passanten das Leben raubte, ihn selbst aber unversehrt ließ. Man hielt anfangs die Unthat für das Werk der Radikalen, und Napoleon ließ, mit Zustimmung von Senat und Staatsrat, hundertdreißig derselben zu martervoller Deportation verurteilen. Erst später kam man den wirklichen Thätern auf die Spur, von denen aber die Mehrzahl bereits entkommen war und nur zwei hingerichtet werden konnten. Die Terroristen jedoch wurden gleichwohl deportiert, „denn" — wie Fouchs meinte — „es handle sich nicht bloß darum, das Vergangene zu strafen, sondern vor allem die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten."

Damit war Napoleon bei der Willkür angelangt. Willkür war es schon gewesen, als er im Januar 1800 von dreiundsiebzig politischen Zeitungen nicht weniger als sechzig unterdrückte und jede Neugründung eines Journals verbot.*) Und Willkür war es wieder, mit der er sich im Jahre 1802 der Opposition im Tribunat erwehrte. Als diese Versammlung den Code civil in einzelnen Teilen ablehnte, an denen er selbst mitgearbeitet, dachte er, da die Regierung nicht das Recht hatte, die Kammern

---

*) Dieses Dekret war ein übler Dank, den Napoleon jenen Zeitungen abstattete, die er erst noch vor vier Jahren, als er in den italienischen Krieg zog, aufgefordert hatte, „über ihn und nur über ihn zu schreiben", und die in der That zu seinem Ruhme das ihrige beigetragen hatten. Es war aber nur der erste Schritt auf dem Wege, der ihn schon drei Jahre nachher zur faktischen Wiederherstellung der Zensur geführt hat. Eine Verordnung vom 27. September 1803 lautete: „Um die Freiheit der Presse zu sichern (!) wird hinfür keine Buchhandlung mehr irgend ein Werk verkaufen ohne dasselbe vorher einer Revisionskommission unterbreitet zu haben, die es zurückstellen wird, sofern kein Grund zur Zensur vorliegt." Und ähnliches war bezüglich der neu aufzuführenden Theaterstücke befohlen worden. Was den Ersten Konsul in seinem Vorgehen gegen die Journale ermutigte, war, daß das für den innern Frieden besorgte Publikum selbst die Maßregelung der meist streitsüchtigen und vielfach korrupten Presse nicht gerade ungerne sah.

aufzulösen, anfänglich geradezu an einen Gewaltstreich, ließ sich aber von Cambacérès zu einem konstitutionell scheinenden Umweg bereden. Der Artikel 38 der Verfassung des Jahres VIII bestimmte, daß von 1802 ab alljährlich ein Fünftel der Mitglieder des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers erneuert werde. Dieser Zeitpunkt war nun gekommen. Da die Verfassung aber nichts näheres bestimmte, wie die Erneuerung vor sich zu gehen habe, so ließ man nicht das Los über diejenigen entscheiden, welche auszutreten hatten, wie es in der Ordnung gewesen wäre, sondern gewann den Senat dafür, nicht nur das neue Fünftel zu ernennen, sondern auch die Ausscheidenden zu bestimmen. Der Senat, von der gefürchteten Ungnade Napoleons bedroht, gehorchte, und Tribunat und Gesetzgebender Körper waren von den mißliebigen Elementen, den Benjamin Constant, Chénier, Chazal, Daunou u. A. gereinigt. (Januar 1802.) In ihre Stellen traten durchaus gefügige Elemente ein, welche all den heftig bekämpften Gesetzentwürfen und anderen, die bisher noch gar nicht vorgelegt worden waren, wie die Verfügung über die Emigranten, das Konkordat, die Ehrenlegion, ohne Widerspruch zustimmten.

Napoleon aber erwartete von den neuen Kammern noch mehr. Seine Gewalt war ihm noch lange nicht ausgedehnt genug. Daß er der Konstitution gemäß nur auf zehn Jahre erwählt war, stimmte wenig zu seinen weitreichenden Plänen. Darum haßte er auch die Verfassung des Jahres 1799, wie er aus einem ähnlichen Grunde die des Jahres 1795 gehaßt hatte. Herrschen wollte er über Frankreich, herrschen wie die anderen Souveräne über ihre Staaten herrschten, nicht eingeschränkt und gedemütigt von einem winzigen Paragraph, der seinem stolzen Wahn ein Ziel setzte, das sich auf die Minute berechnen ließ. Je leidenschaftlicher er aber diese Absicht hegte, um so sorgfältiger verbarg er sie, bis es, Ende März 1802, zum Abschluß des Definitivfriedens mit England gekommen war und er, gestützt auf seine nun noch gesteigerte Popularität, etwas davon durchblicken lassen

konnte. Aber die Mehrheit des Senats verstand ihn schlecht, wenn sie beschloß, dem Chef der Regierung als Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat, das Premier-Konsulat um weitere zehn Jahre zu verlängern. Napoleon war entrüstet. Er wollte heftig werden und ablehnen, als Cambacérès — nach anderen Lucian — auch hier einen Ausweg fand: den Appell an die Nation. Er antwortete daher den Senatoren, er dürfe ihr Anerbieten nicht annehmen, ehe er das Volk befragt habe, welches ihn seinerzeit mit der höchsten Gewalt ausgestattet. Nur war die Frage die er an das Volk richtete, von dem Votum des Senats gewaltig unterschieden, denn sie lautete: „Soll Napoleon Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein und das Recht haben, seinen Nachfolger zu bestimmen?“ Und wieder stimmte seine Rechnung. Vierthalb Millionen Ja — einigen Tausend Nein gegenüber — tönten als Antwort zurück. Nun wußte auch der Senat, woran er war. Er beeilte sich, dem Auserwählten des Volkes den Dank der Nation zu überbringen und in einem Senatskonsult vom 4. August 1802 den Gewaltkreis des Ersten Konsuls weit auszudehnen. Von jetzt ab hatte dieser ausschließlich das Recht, Verbrecher zu begnadigen, die Verträge mit den fremden Mächten zu ratifizieren und Senatoren zu ernennen. Und was namentlich die letzte Befugnis besagen wollte, das wird klar, wenn man vernimmt, zu welcher Bedeutung der Senat selbst emporstieg: er konnte in eigenen Beschlüssen (Senatskonsulten) die Konstitution interpretieren, sie verbessern oder ganz suspendieren, die beiden Kammern auflösen, Richtersprüche kassieren, wenn sie die Sicherheit des Staates gefährdeten — und alles das auf den Wink desjenigen, der jetzt uneingeschränkt Frankreich regierte. Die Monarchie war perfekt. „Von nun ab“, sagte Napoleon, „steh ich auf der gleichen Höhe mit den anderen Souveränen, denn im Grunde sind sie es ja auch nur auf Lebenszeit. Es ist nicht gut, daß die Autorität eines Mannes, der die Politik von ganz Europa lenkt, schwankend sei oder es auch nur scheine.“ Wenn er sich nach weiteren zwei

Jahren die Kaiſerkrone von Frankreich aufs Haupt ſetzen wird, iſt ſie nur das äußere Zeichen einer Macht über die er ſchon jetzt verfügte.

Was den entſcheidenden Schritt Bonapartes zur Alleinherrſchaft begünſtigt hat, das war ſein heimlicher Bundesgenoſſe vom 18. Brumaire: die parteiloſe öffentliche Meinung. All ihre Sympathieen gehörten dem Manne, der die Anarchie getötet, Ordnung und Wohlſtand geſtiftet und mit aller Welt Frieden gemacht hatte. Und ganz beſonders das letzte Moment gab den Ausſchlag. Aber wie wenig kannten die Franzoſen denjenigen, deſſen ſchrankenloſer Gewalt ſie das Schickſal ihres Landes anheimſtellten! Er war kein Mann des Friedens. Gewiß, er hat mit eiſernem Fleiße und einer Energie ohne Gleichen Frankreich wieder tüchtig und ſtark gemacht; aber nicht für die Ruhe, ſondern für den Kampf um den Preis einer Herrſchaft weit über ſeine Grenzen hinaus.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Von den älteren Werken über die Jugend Napoleons sind durch das von ihnen benutzte Quellenmaterial besonders drei bemerkenswert: Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte (1840), Libri, Souvenir de la jeunesse de Napoléon (1842); Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon I. jusqu'à l'age de 23 ans (1851). Alle drei nicht ohne Voreingenommenheit für ihren Helden. Vom entgegengesetzten Standpunkte: Lanfrey, Histoire de Napoléon I. (auch in deutscher Übersetzung), für die Jugendzeit nicht gründlich genug. Ein erster Versuch, über Bekanntes hinauszukommen: Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire, Jena 1877, (eine neue, leider unveränderte Ausgabe, Leipzig (1888), ein zweiter: Jung, Bonaparte et son temps (1769—1799) d'après les documents inédits (Par. 1880—81), welcher durch authentische Mitteilungen aus dem Pariser Kriegsarchive Ordnung in die chronologische Verwirrung bei Coston und seinen Benutzern brachte. Über die Abstammung der Bonaparte: Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte IV. Die in der Erzählung erwähnten Mitschüler Napoleons sind Bourrienne, der in seinen Mémoiren (1. Bd.) von jener Zeit berichtet, und ein zweiter, der unter der Chiffre „C. H." im Jahre 1797 Some account of the early years of Buonaparte at the military school of Brienne veröffentlichte. Über den Knaben berichten auch die Memoiren Lucians (herausgegeben von Jung, Paris 1882, 1. Band). Napoleons eigene Äußerungen über seine Jugendjahre u. a. bei Mme. de Rémusat, Mémoires I. 267 ff., in den Aufzeichnungen von Las Cases und Montholon auf St. Helena und bei Antommarchi, Les derniers moments de Napoléon.

Was insbesondere den Geburtstag Napoleons betrifft, so ist noch bei dessen Lebzeiten die Meinung aufgetaucht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. (Vergl. d. Artikel „Bonaparte" in Michauds Biographie univer-

selle.) Jüngst hat Böhtlingk dieselbe wiederholt, ohne zureichende Gründe. Erst Jung brachte wichtige Einwendungen gegen den 15. August 1769 vor. Er produzierte nämlich einen Auszug aus den Standes-Registern von Corte, nach welchen ein „Nabulione Buonaparte“ am 8. Januar 1768 getauft worden ist. Dasselbe Dokument erscheint dann fast unverändert, nur mit dem wenig italienisch klingenden Namen „Joseph“ vor Nabulione als Taufschein des Bruders im Archive von Ajaccio. Endlich macht Jung den Trauungsschein Napoleons geltend, worin der 5. Februar 1768 als Geburtstag des Bräutigams angeführt wird. Mit diesen Belegen an der Hand sucht er wahrscheinlich zu machen, daß Napoleon der älteste, 1768 geborene Sohn Carlos sei, und daß der Vater seinen Taufschein mit dem Josephs vertauscht habe, um für Jenen das zur Aufnahme in die Schule von Brienne erforderliche Alter — nicht mehr als zehn Jahre — nachweisen zu können. Dagegen läßt sich jedoch manches einwenden: 1) liegt im Pariser Archive des Kriegsministeriums ein am 21. Juli 1771 verfaßter Taufextrakt, nach welchem an diesem Tage ein „am 15. August 1769“ geborener Sohn Carlo Buonapartes „Napoleone“ getauft wurde. 2) hat Carlo im Juli 1776 für seine beiden ältesten Söhne um Freiplätze in königlichen Militärschulen gebeten. Er mußte damals das Alter der Knaben genau angeben und Auszüge der Taufscheine beilegen; und in der That findet sich im Kriegsarchiv ein am 23. Juni 1776 beglaubigter Taufextrakt für den „am 15. August 1769“ geborenen Napoleone. Die Erledigung seines Gesuches dehnte sich Jahre lang hinaus; die Kriegsbehörde zog Erkundigungen ein, verlangte den Adelsnachweis u. dgl. Darüber kam das Jahr 1779 heran, in welchem, den Statuten gemäß, nur noch einer der Knaben, d. i. der 1769 geborene, Aufnahme finden konnte. Wo und wie sollte nun der Vater, während sein Gesuch mit den Beilagen bei der Behörde lag, Gelegenheit gefunden haben, den Taufschein Napoleons für den Josephs einzuschieben, d. h. die beiden Dokumente zu fälschen? Vorher aber, im Jahre 1776, war für einen solchen Tausch gar kein zwingender Grund vorhanden. Man entschied dann endlich in Paris nach den vorliegenden Taufextrakten, wählte den einzig berechtigten jüngeren Knaben aus und behielt dessen Geburtsdokument zurück. Dieser war eben Napoleon, und darum befindet sich dessen Taufextrakt heute noch bei den Akten. Vergl. über die Ancienneté Josephs auch die von Jung herausgegebenen Mémoires Lucian Bonapartes im 2. Bande. Jung selbst hat übrigens seine Ansicht nicht ohne Reserve ausgesprochen.

Zum zweiten Kapitel. Über die korsischen Unternehmungen Napoleons hauptsächlich Jung in seinem Buche über Napoleon und in seinem anderen Werke: Lucien Bonaparte et ses mémoires 1775—1840. Paris 1882. Bd. 1 u. 2. Danach ist Böhtlingks geistvolle Darstellung im Einzelnen zu be-

richtigen. Der 1. Band von Lucians Memoiren bietet interessantes Detail über Paoli und die entscheidenden Vorgänge auf Korsika, über Napoleons Stellung in seiner Familie, seine wiederholt geäußerte Idee in Indien englische Dienste zu nehmen u dgl. Überdies vergl. man die für das erste Kapitel genannten älteren Werke, insbes Colton.

Zum dritten Kapitel. Die unter den Auspizien Napoleon III. herausgegebene Correspondance de Napoléon I. tritt hier als Quelle ein. Sie beginnt mit Briefen aus dem Spätherbste des Jahres 1793, vor der Eroberung von Toulon. Man weiß, daß die Korrespondenz Napoleons vor ihrer Veröffentlichung einer eingehenden Sichtung unterzogen wurde, und seitdem, 1856, will das Gerücht von vernichteten Papieren des ersten Kaisers nicht mehr zum Schweigen kommen. Die Lücken der Sammlung lassen sich übrigens zum Teil aus den Memoiren Joseph Bonapartes (herausgegeb von Du Casse), Bourriennes und nach den Mitteilungen Coltons und Jungs ergänzen. Als Quellen gehören überdies hierher: die der Schwester Robespierres zugeschriebenen Denkwürdigkeiten, diejenigen Marmonts, Doulcet Pontécoulants und die Memoiren der Herzogin von Abrantès (Gemahlin Junots). Für die Abwandlung der französischen Parteipolitik: Sybels Geschichte der Revolutionszeit, Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, H. Taine, Les origines de la France contemporaine, 4. Bd. Die jüngst von André Michel veröffentlichte Correspondance de Mallet du Pan avec la Cour de Vienne, 1794—1798, (2 Bde.) weiß aus den Vendémiairetagen über Bonaparte nicht mehr zu sagen, als daß er ein „Corso terrorista" war. Es scheint danach sein Name doch erst durch den italienischen Feldzug in weitere Kreise gedrungen zu sein.

Zum vierten Kapitel. Über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Cirkel: Goncourt, Histoire de la société française sous le Directoire, und vor allem die grundlegenden und von den Franzosen lange Zeit nicht genug geschätzten Werke „Tableaux de la révolution Française" und „Pariser Zustände während der Revolutionszeit" des deutschen Gelehrten Adolph Schmidt, auf dessen Mitteilungen sich heute diejenigen französischen Schriften aufbauen, welche, wie Taine u. a. die Revolutions-Legende erschüttern Über Josephine: Napoléon I. et Joséphine; Lettres authentiques. 2 Bde. Paris 1833; ferner die Mémoires sur Joséphine et ses contemporains des Fräulein Ducrest. Der erste im Text mitgeteilte Brief Josephinens an eine Freundin ist in diesen Denkwürdigkeiten enthalten und seine Echtheit kaum anzufechten. Nicht ebenso die des zweiten. Man vgl. übrigens: Aubenas, Histoire de l'impératrice Joséphine, 2 Bde. Par. 1858—59 (apologetisch), danach und nach später veröffentlichten Quellen: J. de Saint-Amand, La jeunesse de l'impératrice Joséphine. (Par. 1884); mehr redselige Belletristik als exakte Geschichtschreibung. Auch der Artikel „Joséphine" in Michauds Biographie

universelle verdient Erwähnung. Die 1820 u. 1827 erschienenen Memoiren Josephinens sind unecht Die Briefe, in denen sich Napoleon über Josephinens Untreue beklagt, fehlen in der Correspondance. Der im Text zitierte an Joseph ist nur teilweise von Coston und in den Mémoires du Roi Joseph, vollständig erst von Pertz in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1861, S. 221, und in der Revue historique X. 98 veröffentlicht worden.

Zum fünften Kapitel. Für die Geschichte der Feldzüge von 1796—97 ist die Korrespondenz Napoleons Hauptquelle. (Vergl. Desconbòs, La correspondance militaire de Napoléon I. im Journal des sciences militaires. Janvier 1878.) Dazu die Memoiren der Generale, besonders Marmonts u. Massena's. Neben den älteren fachmännischen Darstellungen von Jomini, Rüstow, Lossau jüngst: York von Wartenburg, Napoleon als Feldherr, I. Band, Berlin 1885. Hierzu die kleine Schrift von Malachowski, Über die Entwicklung der leitenden Gedanken zur ersten Kampagne Bonaparte's. Vortrag, Berlin 1884. Eine umfassende, auf gründlicher Durchforschung des Materiales im pariser Kriegsarchiv beruhende Darstellung der Kriegsereignisse dieser Jahre steht noch aus. — Für die Vorgänge in der Hauptstadt im Zusammenhang mit denen im Felde vergl. man die Memoiren Carnot's, die übrigens sehr wenig verläßlichen Lavéveillère-Lépaux', (Auszüge aus den letzteren in der Revue historique X), die Denkwürdigkeiten sowie die Korrespondenz Mallet du Pans, die Memoiren Bourrienne's u. Mathieu Dumas; dazu die Journale „Moniteur" u. „Redacteur" (letzteres das Organ des Direktoriums). Von wissenschaftlichen Darstellungen grundlegend: Sybel, Gesch. d Revolutionszeit IV (der neuen Ausgabe von 1882), dazu mit neuen Aufschlüssen: Jung, Bonaparte ꝛc. III; mit neuen Gesichtspunkten: Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, II., und Taine, Les origines de la France contemporaine, IV. Über die auswärtige Politik insbesondere die Aufsätze A Sorel's in der „Revue historique", vornehmlich im 17. und 18. Bande und im Novemberhefte 1885.

Zum sechsten Kapitel. Über Napoleons Haltung im Winter 1797 auf 1798 bis zur Abreise nach Toulon sind wir leider nur ungenügend unterrichtet. Die Memoiren Barras' sind noch nicht veröffentlicht. Das Erscheinen derjenigen Talleyrands ist erst für 1888 in Aussicht gestellt Die bereits bekannt gewordenen Lavéveillère-Lépaux' haben sich als unzuverlässig erwiesen. Doch sind wir darum nicht ganz ohne Quellen- die Erinnerungen Mathieu Dumas', Miot de Melito's, Bourrienne's, die vor kurzem von P. Bailleu veröffentlichten Berichte des preußischen Gesandten Sandoz-Rollin aus Paris, die erwähnte Korrespondenz Mallet du Pan's nach Wien enthalten viel Unterrichtendes. Die Lücken, welche diese Quellen offen ließen, haben Hüffer (der Rastatter Kongreß, 2 Bde.), Jung

(Bonaparte et son temps, vol. 3) und Böhtlingk (Napoleon Bonaparte ꝛc. 2. Bd.) mittelst archivalischer Studien auszufüllen gesucht. Namentlich der letztere ist dabei sehr scharfsinnig zu Werke, nur in manchen Punkten weit über das wissenschaftlich Zulässige hinaus gegangen. Dahin rechne ich vor allem die Behauptung, Bonaparte habe sich nicht damit begnügt, die ausgreifende, das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes erschütternde Politik des Direktoriums für sich auszunutzen indem er seine ehrgeizigen Pläne darauf baute, sondern sei selbst der Veranstalter dieser Politik und damit der wahre Urheber des Krieges von 1799 gewesen. Auch Böhtlingk's Ansicht, Napoleon habe mit Bernadotte im Einverständnis die Wiener Affaire herbeigeführt, entbehrt ebenso der giltigen Beweise, wie seine „Hypothese", Jener habe auch beim Rastatter Gesandtenmord seine alles verwirrende Hand im Spiele gehabt. Vergl. Wegele, „Zur Kritik der neuesten Litteratur über den Rastatter Gesandtenmord" in der Histor. Zeitschr, 1881, und Böhtlingk, "Napoleon Bonaparte und der Rastatter Gesandtenmord, Leipzig 1883. Wenn wir nicht irren, hat sich Böhtlingk von Napoleons Worten und Ideen verführen lassen, seinen Thaten einen viel größeren Rahmen zu geben, als dieselben in jener Zeit auszufüllen vermochten. Man braucht seine Thatkraft nicht zu unterschätzen, und dennoch soweit gehende Vermutungen nicht zu wagen. Für die ägyptische Expedition sind vor allem die „Correspondance de Napoleon I." im 4. u. 5. Bde., die „Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoleon Bonaparte" und die „Lettres from the Army of Bonaparte in Egypt", Lond 1798—1799 wichtig. Dazu die Memoiren von Bourrienne, Marmont, Duroc, Lavalette, Beauharnais (Napoleon's Stiefsohn, der den Feldzug mitmachte), Frau v. Rémusat und die von Gopčević in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", 1880, Bd. 35 und 36 verwerteten Aufzeichnungen eines französischen Stabsoffiziers. Dazu die von Nicolas veröffentlichten Briefe Nelsons. Von geschichtlichen Darstellungen neben den angeführten Werken von Sybel, Hüffer, Jung, Böhtlingk, insbesondere: Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d' Egypte 1885, wodurch Menevaf. Sur le retour du Général Bonaparte d' Egypte („Spectateur militaire" 1840, 15. Mai) außer Kurs gesetzt ist. Dazu Wilson, History of the british expedition to Egypte, Lond. 1803, Ernouf, La vie de Kleber, 1867. Eine Schrift von Jomard, Souvenirs sur Gaspard Monge et ses rapports avec Napoléon, Paris, 1853 (angeführt bei Masson, Le Département des Affaires étrangères pendant la révolution, S. 428), war mir weder in Wien noch auf den Bibliotheken von Dresden und Berlin erhältlich. Auch Desgenettes, histoire médicale de l'armée d'Orient (2. édit. 1830) blieb mir unzugänglich. Darin wird erzählt, daß Napoleon im Hospital zu Jaffa wirklich 25 bis 30 Pestkranken Opium habe reichen lassen,

und daß einige von diesen, die das Gift wieder von sich gaben, dem Tode entronnen seien.

Zum siebenten Kapitel. Über die französische Politik von 1799: Sybel, Geschichte der Revolutionszeit V. 2., Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Egypte, Lanfrey, Histoire de Napoléon I. 2. Band; die Depeschen Sandoz-Rollins bei P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, I., die Briefe des schwedischen Gesandten Brinkmann bei Léouzon-Leduc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein et du Baron Brinkmann (Paris, 1881). Über die inneren Zustände Frankreichs: Taine, Les origines de la france contemporaine IV. Felix Rocquain, L'état de la france au 18 brumaire (Paris, 1874). Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire, I. Bd. Über den Staatsstreich: Die Memoiren Lucians in der neuen Ausgabe von J. Jung (Lucien Bonaparte et ses mémoires I. Paris, 1882), diejenigen Gohiers, Marmont's, Joseph Bonaparte's, Bourrienne's, der Rémusat, das Memorial von St. Helena, der „Moniteur" des Jahres VIII, Duvergier de Hauranne, Histoire du Gouvernement parlementaire, V., und die jüngst von Ludovic Lalanne herausgegebenen, dem gelehrten Fauriel zugeschriebenen Aufzeichnungen: „Les derniers jours du Consulat", Paris, 1886, I Abteilung: „Esquisse historique des pronostics de la déstruction de la République à dater du 18 brumaire".

Zum achten Kapitel. Über den Krieg von 1800: Die Correspondance de Napoléon I. 6. Bd., die Memoiren der Generale Kellermann, Victor, Marmont und Massena, die Aufzeichnungen eines Soldaten in „Les cahiers du capitaine Coignet", Paris 1883. Historische Darstellungen bei Sybel im V. Bande, bei Jomini, Histoire des guerres de la Révolution, und bei York, Geschichte der Kriege Napoleon I. 1. Bd. Über die Schlacht bei Marengo: die Darstellung in der „Österr. militär. Zeitschrift von 1823" und den Aufsatz „Zum 80. Jahrestage der Schlacht bei M." in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine" 36. Bd. Über die nächsten Folgen der Entscheidungsschlacht vergl. meinen Aufsatz: „Die Mission des Grafen St. Julien im Jahre 1800", in „Historische Studien und Skizzen" S. 179—209 (1885). Zur Affaire von Hohenlinden: Tessler, La bataille de H. et les premiers rapports de Bonaparte avec le Général Moreau in „Revue historique" IX. nach den Memoiren des beteiligten Generals Decaen. Zur diplomatischen Geschichte ist Hauptquellenwerk. Du Casse, Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortfontaine, de Luneville et d'Amiens, Paris 1855, 3 Bde. Dazu die Darstellungen bei Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe, I, Sybel V., Lanfrey III, Thiers II u. III. Für Einzelnes: Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert II. Band (dazu Lalanne, Les derniers jours du

Consulat, S. 4 u. 5); Baumgarten, Geſchichte Spaniens I und Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien, in „Hiſtor. Zeitſchrift", 40 Bd. Roorden, Der Rücktritt des Miniſteriums Pitt 1801, in „Hiſtor. Zeitſchrift" 9. Bd. Aus der reichen Litteratur über das Konkordat: Ranke's Aufſatz über Conſalvi im 40. Bde. der ſämtlichen Werke, Boulay de la Meurthe, La négociation du concordat im „Correspondant" von 1881, 1882 und Lucian im 2. Bde. ſeiner Memoiren (Edit. Jung).

Zum neunten Kapitel. Über die Staatsreform im Ganzen: Felix Rocquain, L'état de la france au 18. Brumaire; Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. Bd. 1—3. (Dazu Barni, Napoléon et son historien M. Thiers, auch in deutſcher Überſetzung, Leipzig 1870); Laufrey, Histoire de Napoléon I. 2. Bd.; A. E. Blanc, Napoléon I. ses institutions civiles et administratives, Paris 1880, (einſeitig und panegyriſch, im Thatſächlichen überſichtlich). Über die Verwaltungsorganiſation: Locré, Procés-verbaux du Conseil d'État I. Aucoc, Le conseil d'État avant et depuis 1789. Zur Vergleichung mit den heutigen Verhältniſſen: Aucoc, Conférences sur l'administration et le droit administratif Paris 1869. Alph. Bertrand, L'organisation française. Paris 1882. Über die Finanzreform: die Memoiren von Gaudin, Herzog von Gaëta, desſelben Notice historique sur les finances de la france 1800—1814, Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor public, Boſſe, Überſicht der franzöſiſchen Staatswirtſchaft, 1806—1807. Über die Juſtizreform: Schäffner, Geſchichte der Rechtsverfaſſung in Frankreich, Sévin, Etude sur les origines révolutionnaires des codes Napoléon, nouv. édit. Paris 1879. Troplong, De l'esprit démocratique dans le code civil (Auszüge daraus bei Sévin.) Über die Unterrichtsreform: Hahn, Das Unterrichtsweſen in Frankreich mit einer Geſchichte der Pariſer Univerſität, I. Bd., Breslau 1848, P. Dupuy, L'école normale in Revue internationale de l'enseignement supérieur, 1883. Über die Bewältigung der parlamentariſchen Oppoſition: Thibaudeau, Mémoires sur le Consulat, Frau von Staël, Considérations sur la révolution française, 3 Bde. Lalanne, Les derniers jours du Consulat. Vgl auch Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis z. Sturze d. franzöſiſchen Kaiſerreichs 6. Bd. u. Laboulaye, Benjamin Conſtant. Über die Zenſur: Welſchinger, La censure sous le premier empire. 1882. Über die Verſchwörungen: Fescourt, Histoire de la double conspiration de 1800 und die Memoiren des Generals Rapp. Die 1828 erſchienenen Denkwürdigkeiten Fouché's ſind unecht.

Berichtigungen.*)

Seite 110 Zeile 1 von unten lies der brittischen Flotte im Jahre 1796 Korsika wiedererobern lassen;

„ 195 „ 16 „ oben ist „durch Hannibals Winterzug berühmten“ zu streichen.

*) Dieselben beziehen sich nur auf den Druck, nicht auf den sachlichen Inhalt. Dieser kann erst in einer neuen Auflage die notwendige Korrektur erfahren. Doch möge hier bemerkt sein, daß der Verfasser an den Grundzügen des Buches und der Auffassung des Charakters seines Helden heute noch nichts zu ändern wüßte.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXVII. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,

Professor an der deutschen Universität Prag

Zweiter Band:

Napoleons Kampf um die Weltherrschaft.

Prag.
F. Tempsky.

Wien.
F. Tempsky

Leipzig.
G. Freytag.

1880.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn

Vorwort.

Der Autor hat einen zwiefachen Irrtum zu bekennen. Er hatte seinerzeit gehofft, der zweite Band dieser Lebensgeschichte werde bald nach dem ersten erscheinen und mit ihm das Werk abgeschlossen werden können, und nun sind mehr als zwei Jahre verflossen, seitdem der erste Teil in die Welt ging, und der zweite enthält noch gar nicht den Schluß der Erzählung, sondern muß einem dritten die Schilderung von der Erhebung Europas und dem Ende des Imperators überlassen. Hierüber sei ein Wort zur Rechtfertigung gestatttet.

So groß die Litteratur über die in diesem Bande abgehandelten Vorgänge ist, sie läßt doch der selbständigen Forschung noch viel Aufgaben zu lösen übrig, und die Arbeit — das ergab sich in ihrem Verlaufe dem Schreiber dieser Zeilen — muß immer von neuem auf die Quellen zurückgehen. Bedenkt man nun, daß gerade während der letzten zwei Jahre ein überaus reiches urkundliches Material und just über die Zeit der napoleonischen Vorherrschaft zur Veröffentlichung gelangte, so begreift man, daß ein Autor, der sich gerne seiner Gewissenhaftigkeit freuen möchte, nur zögernd sein Buch entläßt. Wie leicht kann dasselbe nicht schon durch eine Publikation vom nächsten Tage — die Memoiren Talleyrands, Pasquiers, Constants u. a. stehen in Aussicht — Berichtigungen erfahren! Läßt sich hiermit das verspätete Erscheinen, wenn auch nur zur Not, entschul-

digen, so wird der größere Umfang vielleicht durch die Erwägung gerechtfertigt werden können, daß es nicht immer in die Hand des Verfassers gegeben ist, über die räumliche Ausdehnung seines Werkes von vornherein zu entscheiden, vorausgesetzt, daß er das Interesse seines Publikums unverrückt im Auge behält. Denn es kann doch nicht bloß schriftstellerischer Willkür überlassen bleiben, über einen großen Gegenstand wenig und über einen kleinen viel zu schreiben, hier Unbedeutendes, nur weil es der Vorliebe des Autors und einiger Kenner begegnet, in unverdienter Breite darzulegen, dort Wichtiges zu unterdrücken oder in verwirrter Gedrängtheit zum Vortrage zu bringen. Da muß es Grenzen und Gesetze geben, denen sich keiner entringen darf, ohne seinen Zweck zu schädigen, und die Sorge für die litterarische Ökonomie wird stets eine der wichtigsten sein müssen. Was nun insbesondere die historische Darstellung betrifft, so scheint das Maß dafür in dem Entscheidenden zu liegen. Nur das wirklich Entscheidende in der Vergangenheit der Menschheit ist deren ewiges Gedächtnis wert, in ihm liegt die Summe geschichtlichen Erkennens, welche Gemeingut nichtgelehrter Kreise zu werden verdient, und vielleicht darf hier der Satz ausgesprochen werden, daß sichere Auffindung, anschauliche Mitteilung und richtige Beurteilung des Entscheidenden erst den Prüfstein dafür abgeben, ob ein Historiograph seinen Beruf, für weitere Kreise einer gebildeten Nation verständlich Geschichte zu schreiben, erfaßt und erfüllt, oder nicht. Wenn nun der Verfasser dieses Buches, trotz solcher Ansicht, dennoch den ursprünglich bemessenen Raum überschritten hat, so war es, weil er sich im Fortgange seiner Studien überzeugte, daß die Darlegung der Fülle entscheidender und daher wissenswerter Vorgänge gerade in der Zeit von 1802 bis 1810, als Napoleon einen unerschöpflichen Reichtum an Plänen und Künsten des Krieges und der Politik aufwandte, um der Welt Herr zu werden, sich nur auf Kosten gründlicher Deutlichkeit und lebensvoller Klarheit noch weiter einschränken ließe als dies hier geschah.

Im Ganzen ſind Ton und Faſſung des zweiten Bandes dieſelben wie im erſten. Nur wird eine größere Anzahl von Noten unter dem Texte auffallen. Der Autor hat ſie nicht unterdrücken zu ſollen gemeint, nicht, weil er die Selbſtändigkeit ſeiner Forſchung durch ſie zu dokumentieren wünſchte, ſondern lediglich um die fortlaufende Erzählung nicht übermäßig zu belaſten und ermüdend zu machen anſtatt anregend. Einige Beigaben aus ungedruckten Quellen — u. a. der Wortlaut der Tilſiter Allianz — werden dem Buche und ſeiner Beſtimmung keinen Eintrag thun.

Wien, im März 1888.

Auguſt Fournier.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel: Die letzten Jahre des Konsulats. Der Kaiser. (1802—1804) 1

Frankreich nach dem Frieden von Amiens. Rückläufige Veränderungen. Der Hof des ersten Konsuls. Dessen Familie Kriegsabsichten. Die abhängigen Staaten. Verfassungsänderungen in den Republiken von Holland und Cisalpinien. Einverleibung von Piemont in Frankreich. Ligurien, Lucca, Elba. Die Schweiz. Die Säkularisationen in Deutschland und die Isolierung Österreichs. — Unpopularität des Friedens in England. Gründe. Bonaparte's Kolonialpolitik. St. Domingo und Louisiana. Malta. Die Instruktion für Otto. Herausforderung der Briten. Kriegsausbruch. Hannover und Tarent. Die Kontribution der Abhangigen und die Armee von Boulogne — Das Komplott gegen den Premier-Konsul. Die Affaire Enghien. Ihre Wirkung. Die Erblichkeit der höchsten Staatswürde eine populäre Forderung Der Antrag Curée's. Die Konstitution vom Jahre XII. Kaiser Napoleon I. und sein Hof. Empire und Etat.

Zweites Kapitel: Der Krieg von 1805 41

Das Heer des Kaisers. Das Projekt der Landung in England. Kritik desselben. Napoleons Absicht eines Kontinentalkrieges. Entzweiung mit Rußland. Die Mittelmächte. Österreichs gefügige Neutralität. Pius VII. in Paris Die Krönung. Die italienische Frage. Österreich im Lager der Koalition. Das Scheinmanöver von Boulogne Der Beginn des Festlandskrieges. — Österreichische Rüstungen und Pläne. Mack an der Iller. Napoleons Umgehungsmanöver. Die Katastrophe von Ulm. Trafalgar. Napoleons Vormarsch auf Wien. Kutusow. Murat und die Affaire von Hollabrunn. Preußens Annäherung an die Koalition. Napoleon in Brünn. Seine prekäre Situation. Der Feind bringt Hilfe. Austerlitz. Der Abmarsch der Russen. Waffenstillstand mit Österreich Haugwitz. Der Preßburger Friede Der nationale Patriotismus und die gekrönte Revolution.

Drittes Kapitel Napoleonische Gründungen. Zwist mit Preußen. (1806) 92

Die Wirkungen der letzten Ereignisse auf die Franzosen. Der doppelte Irrtum der Letzteren. Neapel. Die italienischen Vasallenlehen. Internationaler Charakter derselben. Kaiser und Papst. Weiterbau des napoleonischen Systems. Das Königreich Holland. Souveränität und Vasallität der süddeutschen Fürsten. Familienverbindungen. Talleyrand und die Gründung des Rheinbundes. — Die Haltung der deutschen Großmächte. Franz II. legt die deutsche Kaiserwürde nieder. Fortdauernde Okkupation Süddeutschlands durch die Franzosen. Ihre Bedeutung. Der französisch-preußische Vertrag vom 15. Februar 1806. Unterhandlungen mit England und Rußland. Beide scheitern. Preußen sieht sich von Frankreich bedroht. Es rüstet. Napoleon's Kalkül. Nationaler Aufschwung in Deutschland. Palm. Preußen verweigert die Abrüstung. Neuer Krieg.

Viertes Kapitel Von Jena nach Tilsit. (1806—1807) 113

Napoleon's vorsichtiger Operationsplan. Erweiterung im preußischen Hauptquartier. Der Vormarsch der Franzosen von Bamberg nach Leipzig. Ihre Schwenkung in den Rücken des Feindes. Die Schlachten bei Jena und Auerstädt. Die Auflösung des preußischen Heeres. Napoleon in Berlin. Er will nicht unterhandeln. Eintritt der Russen in die Aktion. Napoleon's politische Gegenmaßregeln. Sein Verhältnis zu den Polen und der Türkei. Das Blockadedekret wider England. Vormarsch nach Osten. Pultusk. Rekrutierungen in Polen. Bennigsen's Offensivbewegung nach Westen. Napoleon's Gegenzug nach Norden. Die Schlacht bei Preußisch Eylau. Die Franzosen an der Passarge. Napoleon in Osterode und Finkenstein. Seine bedrohte Lage. Unterhandlungen mit Preußen, Österreich und den Ostmächten. Verstärkungen. Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Friedland. Napoleon und Alexander I. Die Tilsiter Verabredungen. Der Friedenstraktat und die geheime Allianz. Beurteilung derselben.

Fünftes Kapitel. Französische Zustände. Bayonne und Erfurt. (1808) 147

Napoleon und die Franzosen. Geheime Opposition der Letzteren. Napoleon's Gegenmaßregeln. Die Abwendung der Not und die Hebung des Wohlstandes. Die Judenfrage. Finanzpolitik. Erblicher Verdienstadel und Majorate. Nationalisierung der Armee. Einschränkung der litterarischen Freiheit. Aufhebung des Tribunats. Die Richter. Die Senatoren. Die Erziehung zum Imperialismus. Die Universität. Napoleon's Persönlichkeit. Der Hof in Fontainebleau. — Politische Anstalten gegen Rußland. Napoleon's Intriguen. Sein Verhalten zu Preußen und Österreich. Die Einverleibung Toskanas in Frankreich. Die Union wider den Kirchenstaat. — Napoleon und Spanien. Seine Absichten. Portugal und der Vertrag von Fontainebleau. Dessen Bedeutung. Streit am spanischen Königshofe. Die französische Okkupation. Die Intrigue von Bayonne. Der Irrtum Napoleon's. Das spanische Volk im Aufruhr. Die Kapitulationen von Bayern und Cintra. Rückwirkung auf Napoleon's europäische

Stellung. Feindſelige Stimmungen in Öſterreich und Preußen. Annäherung Frankreichs und Rußlands. Die Erfurter Tage. Neuer Vertrag. Napoleon und die deutſchen Dichterfürſten.

Sechſtes Kapitel: Feldzüge in Spanien und Öſterreich. Marie Luiſe (1809—1810) 198

Die „Große Armee" wird nach Spanien dirigiert. Der Krieg Napoleons um ſeine Geltung. Schwäche und Uneinigkeit der Spanier. Eſpinoſa und Tudela. Napoleon in Madrid. Die Expedition John Moore's. Napoleon zieht wider ihn. Sein Plan. Der Gegner entkommt. Der Zweck in Spanien iſt nur halb erreicht. — Abreiſe des Kaiſers nach Paris. Urſachen derſelben. Talleyrand und Fouché. Die drohenden Anſtalten Öſterreichs. Deſſen vergebliche Bemühungen um Preußens und Rußlands Hilfe. Der Krieg unvermeidlich. Öſterreichiſche Operationspläne. Zeitverluſte. Berthiers Fehler. Napoleon im Hauptquartier. Seine Erfolge bei Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg. Deren Bedeutung. Vormarſch auf Wien. Schlacht bei Aſpern. Politiſche Wandlungen. Wagram. Waffenſtillſtand von Znaim. Das Altenburger Verſteckſpiel. Der Friede von Schönbrunn. — Unzufriedenheit der Franzoſen. Ihr Wunſch nach einem legitimen Thronerben. Napoleons Scheidung von Joſephine. Sein Spiel mit Rußland. Heimliche Werbung um Marie Luiſe. Deren Annahme in Wien. Die neue Kaiſerin. Beweggründe Napoleons. Der König von Rom.

Litterariſche Anmerkungen 244

Erſtes Kapitel.

Die letzten Jahre des Konſulats. Der Kaiſer.

Der allgemeine Friede des Jahres 1802 brachte Frankreich Glück und Anſehen. Zahlloſe Fremde pilgerten nach Paris, um die zu unſterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu beſuchen und den großen Mann zu ſehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte. Der Mittelpunkt der Welt ſchien an die Seine verlegt, wo ſich nun ein geordnetes Leben in Arbeit und geſelliger Freude entfaltete. Das war nicht mehr der tolle Rauſch, wie in der erſten Zeit des Direktoriums, wo Jeder froh des überſtandenen Schreckens, doch unſicher noch dem kommenden Tag entgegenſah, ſondern maßvoll friedliches Genießen, nicht mehr das dreiſte Spiel um unſauberen Gewinn, ſondern geordnete Werkthätigkeit und ehrenwerter Erwerb. Das gemäßigte bürgerliche Element, welches Napoleon im Vendémiaire ſo erbarmungslos zuſammenkartätſcht hatte, daß ihm die düſteren Bilder, wie er verſicherte, noch fortwährend ſeine Träume ſtörten, fühlte ſich jetzt unter ſeinem Regimente ſicherer als je zuvor, und die ungerechten Deportationen jakobiniſcher Abgeordneter hatten — wie ſie ſollten — die Überzeugung verbreitet, daß der Mann, der ſeit dem Brumaire das Steuer führte, mit dem Konventgeneral von 1795 nichts mehr gemein habe. Die Anhänger des Königtums waren in großer Anzahl heimgekehrt und zum Teil auch wieder in den Beſitz ihrer Habe gelangt. Die ſogenannten „neuen Reichen“, die ſich durch Agiotage und Spekt-

lation zu Herren weitläufiger Staatsgüter gemacht hatten, wurden allmählich in ihrem Eigen ſicher, als ſie Napoleon von der Rolle eines Monk ſich immer weiter entfernen ſahen. So wünſchten die Einen ſeine perſönliche Macht, um gegen die Ausſchreitungen der Revolution, die Andern, um gegen die Wiederkehr der Bourbons geſichert zu ſein, Alle, um ungeſtört zu arbeiten und zu genießen. Was wollte es dieſen mächtigen materiellen Kräften und Intereſſen gegenüber ſagen, wenn eine Anzahl treugeſinnter Republikaner den Verluſt ihrer uneingeſchränkten politiſchen Selbſtbeſtimmung beklagte, oder wenn die adelsſtolzen Kreiſe des Faubourg Saint-Germain lieber einem legitimen König als einem Emporkömmling mit ſchlechten Manieren unterthan ſein wollten? Der großen Menge des Volkes war die Politik zur Laſt geworden, und ſie ertrug willig den Zwang der neuen Regierung, welche Ordnung ſchuf und verbürgte. Unbedingtes Vertrauen in den Sieger nach Außen und Innen charakteriſiert die Periode des Konſulats. Die abſolute Gewalt des Einen war jetzt ebenſo populär, wie „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ Aller ehevor. Der neue Monarch von Frankreich konnte daraufhin viel, ſehr viel wagen. Nur daß er ſchließlich zu viel gewagt, hat ihn vor ſeinem Ende vernichtet.

Wer Paris zu Beginn des Konſulates verlaſſen hatte und nach ein paar Jahren wiederkehrte, wie z. B. der Staatsrath Miot von Melito, ſtaunte über die inzwiſchen eingetretenen Veränderungen Er fand allenthalben die letzten Reſte der revolutionären Zeit getilgt. An die Stelle der bürgerlich-militäriſchen Kleidung, welche am Schluß des Jahrhunderts Mode geweſen, war die Tracht des alten Regimes getreten, ſtatt des Säbels trug man wieder den Paradedegen, ſtatt der Stiefel Strümpfe und Schnallenſchuhe. Nur die heimgekehrten Ariſtokraten behielten — um ihre Verarmung auffällig zu machen — die egalitäre Gewandung mit Frack und Pantalons bei. Man ſprach ſich nicht mehr mit „Bürger“ ſondern mit „Herr“ an, ja, der offizielle

Almanach von 1803 schrieb den Titel „Madame“ statt „Citoyenne“ geradezu vor. War auch noch der revolutionäre Kalender im Gebrauch, so war doch schon statt des Dekadi der alte Sonntag wieder in seine Rechte getreten, und man versäumte nicht — und der Premierkonsul am wenigsten — an diesem Tage der Messe beizuwohnen. Die Straßen hatten ihre republikanischen Namen gegen die früheren vertauscht, das Palais d'Egalité hieß wieder Palais Royal, die Place de la Révolution wieder Place Louis XV. In der Modelitteratur wurden die hervorragendsten Vertreter des aufgeklärten Frankreich, Voltaire und Rousseau, verleugnet, weil man in ihnen die geistigen Urheber des Umsturzes erblickte.

Am größten aber erschien der Unterschied gegen zuvor in der nächsten Umgebung Napoleons. Die Tuilerien, welche er im Januar 1800 als Regierungspalais bezogen, hatten sich in das Hoflager eines Souveräns umgewandelt. Da fand man jetzt eine strenge Etiquette, einen disziplinierten Hofstaat. Die Frauen, denen die Demokratie keinerlei politische Geltung eingeräumt hatte, erhielten nun eine solche: Josephine hatte ihre Audienztage wie ihr Gemahl. Alles, bis auf die Namen „Konsul“ und „Republik“, war monarchisch, persönlich, auf eine einzige herrschende Individualität konzentriert. Freilich war an diesem Hofe, wo man — auf Kommando — die Sitten des alten Königtums wieder einführte und mit Vorliebe weltgewandte Aristokraten als Palastbeamte anstellte, gar Vieles, was an das brüske Emporkommen des Herrn erinnerte. Da gab es Leute, die der spöttische Talleyrand mit der Bemerkung charakterisierte, sie verstünden nicht, auf Parquett einher zu gehen: korsische Offiziersfrauen von unbedeutender Herkunft und ohne alles Ansehen, Generale, mehr dressiert als erzogen, scheu und unterthänig dem aus Nervosität und Berechnung gemischten Eigenwillen eines Mannes gehorchend, der es zu seinem Grundsatz machte, den Eifer durch die Furcht zu spornen. Napoleons Herrschsucht duldete keinen

Widerſpruch, wie ſein Weſen überhaupt keine Schranken kannte, ſelbſt die nicht, denen alle Welt ſich fügte. „Ich bin nicht ein Menſch wie ein Andrer“, ſagte er, „und die Geſetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich.“ Soll er doch die Mißachtung deſſen, was Anderen heilig war, ſo weit getrieben haben, daß ihn die eigene Gattin der Blutſchande mit ſeinen Schweſtern zeihen durfte. Er ſelbſt war in ſeinem Gemüte düſter geblieben, wie wir ihn früher kannten. Seine Erfolge hatten aus dem Träumer keinen frohen Mann gemacht. Durch ſein Weſen ging jetzt ein Zug der Trauer, der in ſpäteren Jahren einem herben Mißmut weichen ſollte. „Ich bin nicht geſchaffen zum Vergnügen“, pflegte er zu ſagen, und was wir von ſeinen Zerſtreungen wiſſen, beweiſt vollauf ſeine Worte. „Man ſah ihn“ — erzählt Frau von Rémuſat, die ſeit 1802 bei Joſephinen die Stelle einer Palaſtdame bekleidete — „am Rauſchen des Windes ſich begeiſtern, hörte ihn mit Enthuſiasmus vom Brüllen des Meeres reden, ja, er war ſogar manchmal verſucht, nächtlichen Geiſtererſcheinungen nicht alle Glaubwürdigkeit abzuſprechen und neigte zum Aberglauben. Wenn er des Abends ſein Arbeitszimmer verließ und in den Salon ſeiner Gattin eintrat, ließ er nicht ſelten die Kerzen mit weißen Schleiern umhüllen, gebot Schweigen und gefiel ſich dann im Erzählen oder Anhören von Geſpenſtergeſchichten, oder ließ ſich langſam und leiſe tönende Muſik von italieniſchen Sängern vortragen, die nur wenige, kaum berührte Saiteninſtrumente begleiteten. Da ſah man ihn in träumeriſches Brüten verſinken, während Jedermann ſtill auf ſeinem Platze blieb. Aus dieſem Zuſtande, der ihm eine Art Erleichterung zu gewähren ſchien, erwachte er dann in der Regel heiterer und geſprächig.“

Seit den Attentaten hatte ſich Bonaparte von der Außenwelt immer mehr abgeſchloſſen. Nur bei der Muſterung der Truppen im Hofe der Tuilerien war es möglich, ſich ihm zu nähern und Bittſchriften zu überreichen. Sonſt fuhr er ſtets nur

unter ſtarker Bedeckung berittener Garden durch die Stadt, und ſein regelmäßiger Beſuch im Theater erheiſchte einen beſonderen Überwachungsapparat, in den ſogar die erſten Couliſſen, denen er gegenüber ſaß, einbezogen wurden; ſie waren mit Gardiſten beſetzt. Draußen in Malmaiſon durchſchritten ſtarke Patrouillen die Alleen, und niemals kehrte der Konſul nach Paris zurück, ohne daß die Polizei vorher die Straßen, die er paſſieren mußte, durchforſcht hätte. Ein tiefes Mißtrauen erfüllte ihn gegen Jedermann. Zuweilen wurde er ſelbſt für die Miniſter unzugänglich, denen dann irgend ein junger Flügeladjutant ſeine Befehle zu überbringen hatte. Da er ſelbſt jede ſeiner Handlungen wohl berechnete, ſpürte er auch bei Anderen ſtets nach Zweck und Kalkül ihres Benehmens. Nichts leuchtete ihm ſo ſehr ein, als Machiavell's Sentenz, man müſſe mit ſeinen Freunden immer in dem Gedanken leben, daß ſie unſere Feinde werden können. Hochherzigkeit war ihm fremd. Edle Motive ſetzte er bei niemandem voraus. Als einmal ſeinem Sekretär Bourrienne die verlorene Taſchenuhr wieder gebracht wurde, war er von dieſem Akte von Ehrlichkeit ſo überraſcht, daß er den Finder vom Militärdienſte befreite und für deſſen Familie ſorgte. Und nicht anders als mit der Redlichkeit hielt er es mit der Wahrheit, die zu ſagen, nach ſeiner Meinung, nicht immer zuträglich ſei. So verließ er ſich auch durchaus nicht auf die offizielle Polizei allein, ſondern hatte neben dieſer, insbeſondere als Fouché 1802 ſeines Miniſterpoſtens verluſtig ging, noch verſchiedene geheime Polizeibüreaus, die von ergebenen Generalen: Duroc, Savary, Davoût, Moncey, Junot u. a. geleitet wurden und ſich gegenſeitig überwachten.

Am Hofe Bonaparte's war es Joſephine, die Ariſtokratin von Geburt, welche den franzöſiſchen Adel mit der Konſularregierung verband. Durch ſie und ihre früheren Beziehungen wurde jetzt mancher alte Name mit der Gegenwart verſöhnt und mit ſeinen Intereſſen an die neue Staatsgewalt geknüpft. Dagegen markierten die Brüder Joſeph und Lucian gewiſſe re-

publikaniſche Neigungen, die aber nicht tief genug wurzelten, um nicht ſchließlich von dem energiſchen Willen des Cäſars überwunden zu werden So war es wenigſtens bei Joſeph. Lucian, der ſich als Geſandter am Madrider Hofe ein großes Vermögen erworben hatte, überwarf ſich mit Napoleon, weil er, anſtatt der verwitweten Königin von Etrurien die Hand zu reichen, eine bürgerliche Ehe einging und dieſelbe, trotz allem Einſpruch des Bruders, nicht löſen wollte, was ihm ſchließlich die Verbannung aus Frankreich eintrug. Es gefiel ihm hinterher, ſich mit ſeiner demokratiſchen Geſinnung zu drapieren. Der dritte Bruder, Ludwig, hatte, auf Joſephinens Betreiben, die ſchöne Tochter derſelben, Hortenſe Beauharnais, geheiratet. Die Verbindung, von beiden Seiten widerwillig eingegangen, war keine glückliche und zeigte deutlich die Feindſeligkeit, die zwiſchen den beiden Familienparteien, den Bonaparte und den Beauharnais herrſchte. Die Urſache dieſes Zwiſtes lag in Joſephinens Unfruchtbarkeit, welche den Stiefkindern Napoleons eine Bedeutung einräumte, die den Bonaparte unbequem war und ihrem Ehrgeize widerſtrebte. Thatſache iſt, daß die Geſchwiſter des Konſuls, Lucian voran, ſchon jetzt von Scheidung ſprachen, und daß Joſephine in ihrer Beſorgnis ſogar die Fürſprecherin der Bourbons wurde Napoleons jüngſter Bruder, Jérôme, lebte zu dieſer Zeit in Nordamerika ein ziemlich leichtes Leben und heiratete dort die ſchöne Eliſa Patterſon in Baltimore, die er ſpäter in Europa, auf höheren Befehl, wieder verließ. Er war zu einer großen Stellung in der Marine beſtimmt, ſollte es aber noch weiter bringen. Von den Schweſtern des Gewaltigen war die älteſte, Eliſa, ſeit 1797 mit Pascal Bacciochi, einem franzöſiſchen Offizier von italieniſchem Adel, vermählt, dem im Jahre 1803 das Kommando des Forts St. Jean in Marſeille übertragen wurde. Sie hatte gute ſchöngeiſtige Anlagen und verſammelte mit Lucian in Paris einen Kreis angeſehener Litteraten um ſich, von denen ſie Fontanes und Chateaubriand bei Napoleon empfahl und emporbrachte. Die ſchöne aber leichtfertige Pauline

hatte den General Leclerc geheiratet, der in St. Domingo mit Tausenden seiner Landsleute dem gelben Fieber erlag. Als sie dann anfangs 1803 von dort nach Frankreich heimkehrte, fand sich alsbald in dem Fürsten Borghese ein neuer Freier. Die ehrgeizige Karoline, seit 1800 die Gattin des Reitergenerals Murat, den sie geistig weit überragte, war eine der eifrigsten Intriguantinnen gegen die Beauharnais. Mutter Lätitia lebte jetzt in ihrem eigenen Palais in der Hauptstadt, sonnte sich im Glanze ihres Sohnes, ohne aber als erfahrene Frau seinem Glücke so unbedingt zu vertrauen, daß sie nicht die Gunst der Verhältnisse zur Erwerbung reicher Fonds für mögliche schlimmere Tage ausgenutzt hätte. Sie war sich völlig gleich geblieben. Auch ihren korsischen Dialekt hatte sie beibehalten, was Napoleon ihr ernstlich übelnahm, denn er wollte durch nichts an seine fremde Herkunft erinnern. Nützlicher erwies sich ihm Onkel Fesch, der ehemalige Abbé und Magazinverwalter der italienischen Armee. Ein geistliches Mitglied in der Familie war dem Konsul, nachdem er seinen Frieden mit der Kirche gemacht hatte, von nicht geringem Werte Fesch mußte die weggeworfene Soutane wieder aufnehmen und ward bald nach Abschluß des Konkordates Erzbischof von Lyon und Kardinal.

Dies war der Hof des Mannes, der — wie er sagte — die Politik von ganz Europa lenkte. Und darin lag keine Übertreibung. Er lenkte sie in der That, bereit, wo immer sich ein Widerstand zeigen würde, denselben mit den Waffen niederzuschlagen. Er hatte den allgemeinen Frieden geschlossen, weil er ihn für seine persönliche Geltung benötigte, ihn dauernd zu erhalten, lag weder in dem revolutionären Systeme, das er zu dem seinigen gemacht hatte, noch in seiner eigensten Neigung. Es ist uns von vertrauenswürdiger Seite ein Gespräch überliefert, welches er mit einem Staatsrat führte, kurz bevor er die konsularische Gewalt auf Lebenszeit übertragen erhielt. Der Staatsrat vertrat die Meinung, für Frankreichs Wohl sei die Er-

haltung der Ruhe in Europa vor allem Andern erforderlich, worauf ihm der Konsul mit der Frage entgegnete, ob er denn nicht an die Feindschaft der Mächte glaube, die jetzt den Frieden unterzeichnet hätten. Und als Jener zugeben mußte, daß England, Österreich u. a. auch weiterhin Frankreichs Gegner bleiben würden, sagte Napoleon: „Nun gut, ziehen Sie daraus die Konsequenzen. Wenn diese Staaten stets den Krieg in petto haben, um ihn eines Tages zu erneuern, dann ist es besser, es kommt früher als später dazu. Denn mit jedem Tage verblaßt ihre Erinnerung an ihre letzten Niederlagen, während das Prestige unserer Siege mit jedem Tage sich verringert. Aller Vorteil ist also auf ihrer Seite.*) Halten Sie doch nur fest, daß ein Premierkonsul in Nichts diesen Königen von Gottes Gnaden gleicht, die ihre Reiche wie ein ererbtes Gut betrachten. Ihnen kommt das Herkommen zugute, während es bei uns ein Hindernis ist. Von seinen Nachbarn gehaßt, gezwungen, in seinem Innern verschiedene Klassen Übelwollender im Zaume zu halten und zugleich so vielen äußeren Feinden zu imponieren, bedarf der französische Staat glänzender Thaten, und deshalb des Krieges. Er muß von allen Staaten der erste sein oder zugrunde gehen. Ich werde den Frieden ertragen, so lange ihn die Nachbarn zu bewahren wissen werden, aber ich werde einen Vorteil darin sehen, wenn sie mich zwingen, zu den Waffen zu greifen, ehe sie geröstet sind. Zwischen alten Monarchien und einer neuen Republik wird stets ein kriegerischer Geist herrschen. In unserer Lage seh' ich jeden Friedensschluß nur als kurzen Waffenstillstand an und halte mich während

*) Wie richtig dieser Gedanke war, ersehen wir aus einer jüngst veröffentlichten Depesche des englischen Gesandten Withworth vom 1. Dez. 1802. „Jedes neue Friedensjahr", heißt es da, „wird, während es die Konsularregierung schwächt, Kraft und Mut denjenigen verleihen, deren Zweck und Interesse es ist, dieselbe zu stürzen. Thatsächlich unterhalten wir mittelst des Friedens einen Kriegszustand gegen diese Regierung, entschiedener und ihr gefährlicher als offene Feindseligkeit."

meiner Amtszeit für bestimmt, fast ohne Unterbrechung zu kämpfen "

Wer diese Sätze aus dem Sommer 1802 aufmerksam liest — sie mögen nun wirklich mit solchen Worten gesprochen worden sein oder nicht — der wird daraus entnehmen, daß Napoleon das im Jahre 1801 durch Hauterive verkündete Programm der Vorherrschaft Frankreichs mit bewaffneter Hand durchführen wollte. Aber war dies wirklich sein einziger Zweck? handelte es sich ihm wirklich nur, wie er sagte, darum, dem französischen Staate die Hegemonie zu verschaffen? oder lag seine Absicht tiefer, als daß er sie einem Mitgliede des französischen Staatsrates offenbaren durfte? Vielleicht hat er schon jetzt den heimlichen Gedanken gefaßt, den er zwei Jahre später in einem vertrauten Kreise aussprach: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den Einen zum König von Italien, den Andern zum König von Bayern, Diesen zum Landammann der Schweiz, Jenen zum Erbstatthalter von Holland macht, und ihnen sämtlich zugleich kaiserliche Hofämter als Oberstmundschenken, Oberstthofmarschällen, Oberstjägermeistern, Oberstküchenmeistern u. s. w verleiht. Man wird vielleicht sagen, daß dieser Plan nur eine Nachahmung der alten deutschen Reichsverfassung und keineswegs neu sei. Aber es gibt nichts absolut Neues. Die politischen Einrichtungen drehen sich im Kreise, und oft muß man zu Vergangenem zurückkehren." Man sieht, so sehr er es gerade während des Konsulates liebte, sich als Franzose zu geben, er war es nicht. Wäre er Franzose gewesen, er hätte sich begnügt, Frankreich die erste leitende Stelle unter den Mächten zu verschaffen. Aber das war es eben, daß er keinen französischen Patriotismus und keinen französischen Ehrgeiz besaß, daß er, seitdem er sein kleines Vaterland verloren, keine nationalen Schranken für sein Streben mehr kannte, welches allerdings riesengroß war, weil es die Welt umfaßte, und doch wieder un-

endlich klein, weil es nur der engen Ehrsucht eines Einzelnen diente.*)

Wer so fest und bestimmt den Kampf will, der wird ihn auch haben, ohne sich gerade als Angreifer zu bekunden. Und in der That, Napoleons Eroberungen im Frieden haben den Krieg auf's wirksamste vorbereitet und ihn schließlich auch herbeigeführt.

Schon im Herbste des Jahres 1801, nachdem die mit England abgeschlossenen Präliminarien und der Vertrag mit Rußland den allgemeinen Frieden zu Stande gebracht hatten, war Bonaparte rastlos thätig gewesen, aus dem Ruhebedürfnisse der Völker Nutzen zu ziehen und Erwerbungen zu machen, die sein System bedingte. Denn das war das Ergebnis des letzten Ringens, daß die zeitweilige Erschopfung der europäischen Staaten die Störung des Gleichgewichtes zu Gunsten des Siegers zuließ. Vor allem war es ihm darum zu thun, die innerhalb des französischen Machtzirkels gelegenen Länder durch ihre innere Organisation seiner Gewalt noch unmittelbarer zu Gebote zu stellen. Denn die meisten derselben hatten noch streng republikanische, der Direktorialkonstitution Frankreichs nachgebildete Verfassungen und bildeten mit ihren stets schwankenden Parteiregierungen keine ganz zuverlässigen Werkzeuge. Darum galt es, diese Verfassungen, der neuen französischen Konstitution von 1799 entsprechend, umzugestalten.

---

*) Daß Napoleon wirklich schon 1802 Europa nicht für Frankreich, sondern für sich allein zu erobern gedachte, deutet Lucian in seinen Memoiren (Edition Jung II. 165) zu dem genannten Jahre an: „Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, mein Bruder habe auch nur ein einziges Mal wider Willen Krieg geführt. Ich wußte in dieser Beziehung zu genau, was er im Grunde dachte, und insbesondere in der Zeit, von der ich spreche. Es war ein Gedanke, viel mehr ehrgeizig als patriotisch, der ihm den Krieg zum persönlichen Bedürfnis machte."

So geschah es zunächst in Holland. Im Einvernehmen mit dem Gesandten der batavischen Republik ward in Paris ein neues Staatsgrundgesetz ausgearbeitet, welches die fünf Direktoren durch einen Präsidenten, der den alten Titel eines „Großpensionärs" führte, und die beiden Kammern durch einen gesetzgebenden Körper von Abgeordneten mit eingeschränkter Kompetenz ersetzte. Dieses neue Statut wurde dem Lande durch das eigene von Frankreich gewonnene und von französischen Truppen aufs kräftigste unterstützte Direktorium aufgenötigt (17. Oktober 1801). Bei einem Plebiscit stimmten 50 000 Holländer dagegen; der Rest schwieg. Dieses Schweigen ward von Napoleon als Zustimmung und die neue Konstitution als ein Willensakt des batavischen Volkes ausgegegeben — nur um der Form zu genügen, denn es stand im Artikel 11 des Friedens von Lüneville: „daß die kontrahierenden Mächte sich gegenseitig die Unabhängigkeit der batavischen, ligurischen, helvetischen und cisalpinischen Republik garantieren und den betreffenden Völkern die Freiheit zusichern, sich jene Regierungsform zu geben, die ihnen gutdünkt."

Ähnlich wie in Holland lagen die Dinge in Cisalpinien. Auch hier gab es noch eine republikanische Direktorialverfassung, auch hier sollte dieselbe verändert werden, indem die Staatsgewalt aus den beratenden Körperschaften völlig in eine einheitliche Exekutive überging, die dann viel leichter von Paris aus zu lenken war als die flüssige Masse der Parteien in den Kammern. Schon im September 1801 hatte Napoleon mit einigen lombardischen Vertrauensmännern sich besprochen, dann von Maret nach seinen Angaben eine Konstitution ausarbeiten lassen und nach Mailand geschickt, damit sie dort insgeheim durchberaten werde. Danach sollte auch hier ein einzelner Präsident an die Spitze der Regierung treten. Das Mailänder Gouvernement ging auf Alles ein und bat nur, Bonaparte möge auch die geeigneten Personen für die Staatsämter bestimmen. Dieser suchte wieder dem erwähnten Lunéviller Artikel entsprechend zu handeln, indem er die hervorragendsten Vertreter der drei

verfassungsmäßigen Volksklassen: des Grundbesitzes, der Gelehrten und der Kaufleute (possidenti, dotti, commercianti) nach Lyon einlud, wo dann, im Einvernehmen mit ihnen, die hohen Stellen besetzt wurden, mit Ausnahme einer einzigen, der des Präsidenten. Diese hatte Napoleon für sich selbst im Auge. Talleyrand mußte die Sache arrangieren. Der kluge Minister benutzte den Anlaß einer Revue über die heimgekehrten ägyptischen Truppen, welche den größten Teil der Fremden an sich lockte, um den in der Stadt verbliebenen Rest der Abgeordneten, ungefähr ein Drittel, zu versammeln und eine Probewahl vornehmen zu lassen, und gab, als dieselbe auf Melzi d'Eril fiel, den Italienern zu verstehen, daß sie noch eine weit bessere Entscheidung treffen könnten. Sie begriffen und beschlossen, Napoleon die Präsidentschaft anzubieten; Melzi sollte Vicepräsident werden. Am 26. Januar 1802 erklärte sich der Erste Konsul von Frankreich dazu bereit. Seine erste Amtshandlung war, daß er den Staatsnamen in „Italienische Republik" veränderte — ein sehr geschickter Zug, denn schon hatte das Wort Alfieri's von der „Italia virtuosa, magnanima, libera et una" zahllose Herzen begeistert. Es konnte scheinen, als läge in dem erwählten Namen ein ganzes großes Programm nationaler Einheit und Unabhängigkeit Und wer hatte mehr die Macht, dasselbe durchzuführen, als der Sieger von Marengo?

Aber damit war es doch nichts weiter als bloßer Schein. Das bewies das Schicksal Piemonts aufs deutlichste. Dieses Land lag vor den Thoren Frankreichs und bildete gleichsam die Brücke zur lombardischen Republik. Seit dem Siege über die Österreicher hatten es die Franzosen besetzt gehalten und auch nach dem Frieden von Lunéville nicht geräumt. Solange Paul I. von Rußland lebte, der u. a. für die legitime Herrschaft des Königs von Sardinien das Schwert gezogen, ließ es Napoleon noch bei der bloßen Okkupation bewenden, um den neugewonnenen Freund nicht zurückzuscheuchen. Kaum aber war der Zar tot, so beauftragte er alsbald den General Jourdan

— den Jakobiner vom 18. Brumaire, der nun dem neuen Monarchen gefügig diente — den Piemontesen zu verkünden, daß ihr Land eine französische Militärdivision bilden und in sechs Präfekturen eingeteilt werde. Gerade so hatte ehevor der Konvent die Annexion der deutschen Rheinländer eingeleitet. Mit der formellen Einverleibung zögerte der Premierkonsul, bis der Definitivfriede mit England geschlossen war. Während der Verhandlungen über denselben gab er seinem Bevollmächtigten die strikte Instruktion, keinerlei Einmischung der britischen Macht in die kontinentalen Fragen zu dulden. Und in der That, Großbrittannien, in seinem unabweisbaren Bedürfnis nach einer wenn auch nur kurzen Frist der Ruhe, brachte dieses Opfer: der Vertrag von Amiens enthielt kein Wort zu Gunsten des Königs von Sardinien. Kaum hatte sich Napoleon nach dieser Seite gesichert, so schritt er auch schon zur förmlichen Besitznahme. Am 4. September 1802 erklärte ein Pariser Senatskonsult Piemont als französische Provinz mit sechs Departements, von denen eines den stolzen Namen Marengo führte.

Am Wiener Hofe herrschte die tiefste Bestürzuug über das rasche Ausgreifen der französischen Staatsgewalt in Italien. „Wie soll" — schreibt der österreichische Minister des Äußern, Graf Ludwig Cobenzl, der Nachfolger Thuguts, an den Gesandten in Paris — „wie soll, was in Italien noch nicht zu Frankreich gehört, seiner Herrschaft entrinnen? Wo wird endlich dieser reißende Strom, der im Frieden noch behender und verwüstender dahineilt als im Kriege, Halt machen?" Der „reißende Strom" sollte noch lange nicht anhalten. Da war im Süden von Piemont die ligurische Republik, das Landgebiet der alten Dogenstadt. Auch ihre Verfassung war unzeitgemäß geworden, und am 26. Juni 1802 überbrachte der französische Gesandte in Genua, derselbe Salicetti, den wir aus Napoleons früheren Jahren kennen, einen in Paris verfertigten Konstitutionsentwurf, den die Regierung dankbar entgegennahm, während sie den Genuesen erklärte: „Dem, der Europa den Frieden gab, kam es zu, auch unserer Republik

eine neue Gestalt zu geben.“ Ebenso hatte die kleine Republik Lucca schon vorher, im Dezember 1801, von den Tuilerien ihre Verfassung erhalten, mit einem Gonfaloniere an der Spitze, der, ähnlich dem holländischen Präsidenten, rasch wechseln mußte, um nicht zu nachhaltiger Geltung zu gelangen, indes der eigentliche Regent der politische Agent Frankreichs war. Und nicht minder abhängig von Frankreich war das Königreich Toskana-Etrurien, wo Napoleon durch seine Generale Clarke und Murat den jungen unfähigen König und nach dessen Tode im Jahre 1803 die Königin bevormunden ließ und selbst das Detail der Armeeverwaltung festsetzte Endlich wurde im August 1802 das von Spanien abgetretene Elba zur französischen Provinz erklärt, nachdem die Engländer die Insel verlassen hatten. Um auch hier den Schein zu wahren, als handelte er durchaus im Sinne der Bevölkerung, ließ der Konsul eine Deputation von Portoferrajo nach Paris kommen, dieselbe durch den Minister des Innern bewirten, jedem Einzelnen ein paar tausend Franken verehren, worauf sie in einer präparierten Rede das Glück ihrer Mitbürger über die Vereinigung mit Frankreich ausdrückte.

So stand im Hochsommer 1802 ganz Oberitalien bis auf das österreichische Venezien, teils direkt teils mittelbar, unter dem Szepter Frankreichs. Um eine möglichst ungestörte und zureichende Verbindung mit diesen Territorien herzustellen, genügte Piemont allein nicht. Napoleon hatte im letzten Feldzuge die Kommunikation über die Schweizer Alpen schätzen gelernt und gedachte, da doch sein Sinn auf Erneuerung der Feindseligkeiten stand, sich dieselbe dauernd zu sichern. Er verlangte deshalb von der Helvetischen Republik die Abtretung des Walliser Gebietes, durch welches die Straße über den Simplon führte, gegen Überlassung des Frickthales, das ihm Kaiser Franz im Lünéviller Frieden abgetreten hatte. Aber die Walliser wollten von einer Einverleibung in Frankreich nichts wissen, und Napoleon war klug genug, nicht darauf zu bestehen. Er pflegte nie einen Umweg zu scheuen, wenn etwas auf gerader Straße

nicht zu erreichen war. So begnügte er sich auch jetzt damit, daß Wallis von der Schweiz losgetrennt wurde und eine besondere Republik unter einem eigenen Präsidenten bildete. (30. August 1802). Von wirklicher Unabhängigkeit war hier nicht die Rede, denn gleich der zweite Artikel der Konstitution stellte den ganzen Freistaat unter den „Schutz" der französischen und italienischen Republik, während ihn der Artikel 7 der Mühe überhob, seine Pässe selbst zu überwachen, und Artikel 9 den Wallisern geradezu verbot, irgend eine nach Außen führende Straße ohne Frankreichs Zustimmung zu eröffnen. Aber auch die übrige Schweiz ward nicht minder abhängig von dem westlichen Nachbar. Schon das Direktorium hatte Helvetien als Mittelglied zwischen seiner italienischen und seiner rheinischen Position nicht entbehren können, und Napoleon durfte, wenn er die Offensivstellung der Revolution behaupten wollte — und er konnte nicht anders — nicht darauf verzichten, das Bergland zu dominieren. Darum war es auch zur Zeit des Konsulats ziemlich die allgemeine Ansicht in Europa, er werde sich, wie in der Lombardei, so auch hier an die Spitze der Regierung stellen, und man erzählt, es habe dies wirklich eine Zeitlang in seinem Sinne gelegen. Dem stand aber einmal der Vertrag von Lünéville entgegen, welcher die formelle Unabhängigkeit der Schweiz garantierte, und zweitens die Mahnung Rußlands, der Konsul möge die Selbständigkeit seiner Nachbarn respektieren und damit die Befürchtungen Europas zerstreuen. In der That gab Napoleon seine Absicht, die schweizerische Präsidentschaft zu erwerben, auf, sicherte sich aber seinen Machteinfluß dadurch, daß er den Zwiespalt zwischen den aristokratisch-patriarchalischen Föderalisten und den freigesinnten Zentralisten zunächst durch die Entfernung seiner Truppen bis zum offenen Kampfe anwachsen ließ, um dann als Interessent und bewaffneter Vermittler aufzutreten. Schon hatten die Altföderalisten bei England und Österreich Succurs erbeten, schon war ein englischer Agent in Bern angelangt, um hier im

antifranzöſiſchen Sinne zu wirken, als jener plötzlich dazwiſchenfuhr. Er ließ neuerdings 30 000 Mann unter General Ney einmarſchieren, entbot eine Abordnung von fünfzig Vertretern des Schweizerlandes zu ſich nach Paris und oktroyierte ihnen eine Mediationsakte. Dieſelbe trug beiden Parteien Rechnung: den Föderaliſten, indem ſie jedem Kanton ſeine eigene Verfaſſung gab, den Fortſchrittsmännern, indem ſie das Prinzip der Gleichheit aller Staatsbürger aufrecht erhielt. Eine von den Kantons beſchickte Tagſatzung mit einem Landammann als Vorſteher hatte die Geſchäfte des Bundesſtaates nach Außen zu führen. (19. Februar 1803). Mit dieſem klugen Schachzug erreichte der Konſul, daß die Schweiz während der ganzen Zeit ſeiner Regierung Frankreichs im Innern ruhig, jedem fremden Bemühen unzugänglich und nur dem franzöſiſchen Einfluß unbedingt ergeben blieb.

So ſehen wir Napoleon über die eine der natürlichen Grenzen Frankreichs, die Alpen, weit hinausſchreiten. Wird er die zweite, den Rhein, reſpektieren?

In Deutſchland war, wie nach dem Frieden von Campo Formio, ſo auch nach dem von Lünéville, die Frage der Entſchädigung jener Fürſten, die auf dem linken Rheinufer ihr Gebiet entweder ganz oder teilweiſe an Frankreich verloren hatten, unentſchieden geblieben. Damals hatte ſie der Raſtatter Kongreß zu löſen, deſſen Abmachungen dann der erneuerte Krieg außer Kraft ſetzte. Jetzt kam man wieder darauf zurück. In Raſtatt war beſtimmt worden, daß die beſchädigten weltlichen Fürſten durch geiſtliches Territorium auf dem rechten Ufer ſchadlos gehalten werden ſollten. Der Lünéviller Friede beſtätigte dies. Die Abſicht, welche Napoleon dabei befolgte, war durchaus die der Revolution, welche die politiſche Geltung der toten Hand in Frankreich vernichtet hatte und den Grundſatz allgemeiner Säkulariſation von Kirchengut über die Grenze trug. Dort, in Deutſchland, gab es geiſtliche, alſo undynaſtiſche Fürſten, die kein Familienintereſſe bewog, gleich den weltlichen Reichsſtänden nach möglichſter Unabhängigkeit und Souveränetät

ihres Hauses zu streben. Sie waren deshalb stets feste Stützen des feudalen Kaisertums gewesen, und ihr katholischer Charakter hatte sie auf der Seite Österreichs und seines Herrschergeschlechtes festgehalten. Wurden nun diese Fürstentümer unter den weltlichen d. i. dynastischen Reichsständen aufgeteilt, so erlitt die alte Reichsverfassung eine Erschütterung, das Kaisertum verlor seine unbedingten Anhänger, die trennende Tendenz überwog, und an die Stelle eines Reiches trat als Resultat dieser Umwälzung im besten Falle ein Staatenbund. Dann allein konnte die Reichskonstitution zur Not aufrechterhalten werden, wenn eben nur soviel kirchliches Staatsgut verweltlicht wurde, als zur Entschädigung der zu Schaden Gekommenen nötig war und nicht mehr; sie mußte aber fallen, wenn sämtliche geistliche Fürstentümer säkularisiert wurden. Die revolutionären Regierungen Frankreichs hatten prinzipiell den letzteren Standpunkt eingenommen. Im Jahre 1795, als man in Paris einen Augenblick lang an einen allgemeinen Friedensschluß dachte, ist er im Wohlfahrtsausschuß des Konvents von Sieyès vertreten worden, dessen Projekt der völligen Aufteilung deutscher geistlicher Fürstentümer unter die weltlichen später ohne Zweifel Napoleon und seinen Ministern vorgelegen hat.*) Damals hatte der berühmte Abbé den Grundsatz geltend gemacht, die deutschen Hauptmächte, Österreich und Preußen, seien so weit als möglich vom Rheine zu entfernen und hier nur kleinere Staaten zu dulden, die gegen die Übergriffe Jener bei Frankreich, dem sie treu anhängen würden, Schutz fänden. Hierzu aber seien die geistlichen Fürstentümer, meinte Sieyès, nicht geeignet, da sie, als Wahlfürstentümer ohne Hausinteresse, keine dauernde Anhänglichkeit verbürgten. Deshalb müßten sie verweltlicht werden, wie man schon im westfälischen Frieden einen Teil säkularisiert hatte.

*) Es wird einmal des Näheren dargethan werden müssen, wieviel von der auswärtigen Politik des Konsulats und des Empire gerade auf Sieyès zurückzuführen ist.

War dies der französische Gesichtspunkt, so war derjenige der beiden deutschen Hauptmächte demselben nicht geradezu entgegengesetzt. Was Preußen betraf, so hatte gerade die Säkularisation des westfälischen Friedens die Macht Brandenburgs wesentlich verstärkt; die Vergangenheit dieses Staates beruhte also auf demselben Prinzip, welches jetzt die Revolution verkündete. Und überdies hatte Preußen jetzt ein Interesse den depossedierten Erbstatthalter von Holland auf deutschem Boden zu entschädigen. Was hinwieder Österreich anging, so hatte dieses schon im Frieden von Campo Formio ein geistliches Fürstentum — das Erzbistum Salzburg — für sich gefordert und Frankreich geradezu die Befugnis eingeräumt, ihm dazu zu verhelfen.*) Im Vertrage von Lünéville ward dann festgesetzt, daß auch der Großherzog von Toskana in Deutschland seine Entschädigung finden solle, wozu neuerdings Salzburg und Berchtesgaden bestimmt wurden. Es überwog eben in Wien das österreichische Staatsinteresse über das deutsche Reichsinteresse, wie schon früher einmal unter Joseph II., der Plan einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Fürstenmacht Deutschlands aufgetaucht war. So traf bei keiner der deutschen Großmächte das Problem auf prinzipiellen Widerstand und das war ein entscheidendes Moment. Ein zweites lag darin, daß die Angelegenheit gar keine rein deutsche mehr war. Dadurch, daß man nichtdeutsche Fürsten — Toskana und Holland — auf deutsches Gebiet verwies und sich hierüber in internationalen Verträgen einigte, machte man das deutsche Entschädigungsgeschäft zu einer allgemein europäischen Angelegenheit. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die französische Macht, welche sich den ersten Platz im Völkerkonzert erobert hatte, darauf den wesentlichsten Einfluß nahm und die Angelegenheit nicht auf dem Regensburger Reichstage sondern in den Tuilerien entschieden wurde. Die einzelnen deutschen Dynasten drängten sich zu direkten

*) Artikel 5: „Die französische Republik wird ihre guten Dienste verwenden, damit der Kaiser in Deutschland das Erzbistum Salzburg ꝛc. erlange."

Verhandlungen mit dem Ersten Konsul. Das war ein Buhlen und Werben um das Wohlwollen Talleyrands und seiner Beamten, ein Bieten und Kaufen um Gunst und Gewähr, ein schimpflicher Handel, in welchem für ein paar Fetzen Landes des Reiches Würde und das Ansehen der Nation dahingegeben wurden. Da ward zuerst am 20. Mai 1802 ein Separatvertrag zwischen Frankreich und Würtemberg abgeschlossen, welcher diesem Staate eine bedeutende Vergrößerung durch geistliches Gebiet in Aussicht stellte, womit — da das würtembergische dem russischen Herrscherhause verwandt war — Alexander I. für die Sache gewonnen werden sollte. Am 23. Mai folgte dann ein ebensolcher Vertrag mit Preußen, welcher Friedrich Wilhelm III. gleichfalls eine weitreichende „Entschädigung" mit geistlichen Gütern zusprach*) Am 24. wurde in Paris ein Traktat mit Bayern unterzeichnet, und bald nachher folgten Abmachungen mit Baden und Hessen. Auf Grund dieser Übereinkommen entstand dann in Paris der umfassende Entwurf einer allgemeinen Säkularisation, welcher nur das Erzbistum Mainz noch bestehen ließ, und am 3. Juni 1802 erwarb Napoleon Rußlands Zustimmung und Zusage, diesem Entwurf auf dem Regensburger Reichstage mit Frankreich gemeinsam zur Annahme verhelfen zu wollen.

Österreich hatte man absichtlich im Dunkeln gelassen. Sein Gesandter erfuhr die Thatsache der Verständigung mit Rußland und den Entschädigungsplan erst aus dem Moniteur. Kaiser Franz widersetzte sich. Er that es nicht, weil er an der Spitze des Reiches stand und dessen Verfassung und Ansehen gegen fremde Einmischung zu wahren hatte, sondern weil der preußische Gewinnstanteil zu groß, der österreichische zu klein bemessen worden war. Aber es half doch nichts, daß seine Truppen das Bis-

*) Von dem in diesem Vertrage namhaft gemachten geistlichen Territorien finden sich Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Essen, Werden, Quedlinburg schon in dem Sieyès'schen Entwurf von 1795 als preußischer Anteil.

tumsgebiet von Passau besetzten, welches Bayern erhalten sollte. Die deutschen Fürsten hatten nun einmal gemeinsame Sache mit Frankreich gemacht und Napoleons kategorische Aufforderung zwang den Wiener Hof zum Rückzug Derselbe mußte sich bequemen, zu Salzburg und Berchtesgaden für Toskana noch Brixen und Trient und ein Stück des Bistums Eichstädt zu empfangen, dafür aber in einem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 alle die in Oberitalien getroffenen Veränderungen gut zu heißen. Unterdessen gelangte in Regensburg der französisch-russische Entschädigungsentwurf zur Annahme und am 25. Februar 1803 in einem Hauptreceß zum Abschluß. Die weltliche Gewalt der geistlichen Fürsten Deutschlands hörte auf zu existieren; die alte Reichsverfassung war in ihren Grundvesten erschüttert.

So hatte Napoleon auch die Völker jenseits des Rheines sein politisches Gewicht fühlen lassen und die kleinen deutschen Nachbarstaaten, insbesondere des Südens, in eine gewisse Abhängigkeit von seinem Systeme gebracht. In dem diplomatischen Feldzuge, den er gegen Österreich geführt, war er durchaus Sieger geblieben: der Donaustaat war vollständig isoliert, und der Dezembervertrag von 1802 bezeichnete seine entschiedene Niederlage. Wenn jener jetzt in seiner Verfolgung der besiegten Macht innehielt, so war es nur, weil er durch eine neue Verwicklung nach anderer Seite abgelenkt wurde.

Der Friede von Amiens mit England hatte allerdings einen Zustand geschaffen, der es gestattete, die Waffen für eine Frist beiseite zu legen, aber er hatte keine dauernde Ruhe verbürgt. Wir kennen die Stimmen, die sich gegen denselben im britischen Parlament erhoben und nachdrücklich betonten, daß man Napoleon Italien und damit die Herrschaft über den Kontinent eingeräumt habe. Während das englische Volk, erschöpft von dem langen kostspieligen Kriege, den Präliminarfrieden vom Oktober 1801 mit Jubel begrüßt hatte, begegnete es dem

definitiven Abschluß desselben im März 1802 bereits mit weit weniger Enthusiasmus. Aus guten Gründen. Denn die Hoffnung der Engländer, die Kampfesruhe für ihren Handel ausnützen zu können, erwies sich schon nach wenig Monaten als Täuschung. Napoleon war nicht nur nicht auf den gewünschten Handelsvertrag eingegangen, sondern hatte vielmehr, auf die Hebung der französischen Industrie bedacht, die britischen Waren von den Häfen Frankreichs und der von diesem abhängigen Staaten, Hollands und Italiens, durch hohe Zölle ferngehalten So kam es, daß Fabrikanten und Kaufleute jenseits des Kanals sich den Krieg wünschten, der ihren Interessen doch noch immer förderlicher gewesen war, als dieser Friede, der sie ruinierte. Und wie sollte das erst werden, wenn es dem Konsul gelang, das Föderativsystem Frankreichs noch weiter zu erstrecken und damit das Marktgebiet Englands auf dem Kontinent immer mehr einzuschränken? Im Jahre 1798 hatte er durch seine ägyptische Expedition das Kolonialwesen Englands bedroht, jetzt that er mit dessen Industrie dasselbe. Wie dort, so war es auch hier eine Lebensfrage für den Inselstaat, das Ausgreifen des Rivalen nicht zu dulden und sein Übergewicht nach Kräften zu mindern.

Napoleon seinerseits war von der Wahrscheinlichkeit eines Bruches mit England überzeugt, wenigstens hat er schon im Mai 1802 zu dem österreichischen Gesandten in diesem Sinne gesprochen, aber er hielt das Friedensbedürfnis des englischen Volkes, das sich beim Vertragsabschluß weder der Holländer noch der Italiener angenommen hatte, für ein so intensives, daß er doch auf eine längere Zeit der Ruhe von dieser Seite rechnete. Wenigstens hat er einen umfassenden ökonomischen Plan in's Werk zu richten begonnen, der nur unter solcher Voraussetzung gelingen konnte. Derselbe bestand in einer ausgedehnten Kolonialpolitik, die sich einerseits insbesondere auf St. Domingo, andererseits auf die Antillen und das von Spanien abgetretene amerikanische Territorium von Louisiana stützen sollte. Hier wie dort ergaben sich Schwierigkeiten.

Zur Zeit des letzten Krieges hatte auf St. Domingo ein begabter Neger, Touſſaint Louverture, als General der Schwarzen ſich hervorgethan und den Engländern ſo entſchiedenen Widerſtand geleiſtet, daß ſie abziehen mußten, hatte dann ſelbſt die Herrſchaft an ſich gebracht und ein ſtraffes aber tüchtiges Regiment begründet. Nach der Verfaſſung, die er der Inſel gab, ſollte Frankreichs Oberherrlichkeit nur rein formell erhalten bleiben, während er ſelbſt — man ſieht, Napoleon machte bereits Schule — als Präſident auf Lebenszeit unabhängig regieren wollte. St. Domingo erblühte unter ihm. Die von der Sklaverei befreiten farbigen Einwohner hielt ſeine Autorität zur Arbeit an; die Freigebung des Handels brachte dem Lande reichlichen Gewinn. Dies alles war aber mit Napoleons Kolonialplänen — die Talleyrand inſpiriert haben mag — durchaus unvereinbar. Der Konſul verwarf deshalb die Verfaſſung und ſandte ſeinen Schwager Leclerc mit einer Armee von 25 000 Mann hinüber, um die kommerzielle Abhängigkeit der Inſel von Frankreich wieder herzuſtellen. Dieſe Armee, welcher Napoleon den entfernten Wirkungskreis unter einem verderblichen Klima anwies, war wohl, nebenbei geſagt, nicht ohne Abſicht aus denjenigen Truppenkörpern erwählt worden, die im letzten Kriege unter Moreaus Oberbefehl geſtanden hatten und zu deſſen und des republikaniſchen Syſtems treueſten Anhängern gehörten. Da Leclerc, gleich dem nach Martinique entſandten Richepanſe, auch die Aufgabe hatte, die Sklaverei der Schwarzen wiedereinzuführen, widerſetzte ſich Touſſaint mit ſeinen Negern und konnte nur mit großer Mühe von den Franzoſen, die hier Wunder an Mut und Ausdauer verrichteten, gegen das Verſprechen einer Amneſtie zur Ergebung genötigt werden. Aber die Expedition mißlang dennoch. An jedem Tage wurden Hunderte der Tapferen vom Fieber hinweggerafft, ſo daß Leclerc im Juli 1802, nach ſieben Monaten Aufenthaltes, nur noch 8000 Mann beſaß. Er fürchtete einen neuen Anſchlag Touſſaints, der ſeinen Generalsrang behalten

hatte, und riet Napoleon, denselben nach Frankreich kommen und dort festnehmen zu lassen. Das geschah, und Ende März 1803 endete Toussaint im Fort Joux als ein Opfer des rauhen Himmels und einer schonungslosen Behandlung. Aber auch Leclerc starb jenseits des Ozeans am Fieber dahin, und sein Nachfolger konnte, trotz bedeutender Verstärkungen, die Gewalt Frankreichs nicht befestigen, noch im Jahre 1803 haben die Franzosen die Insel gänzlich verlassen müssen. Und ebenso kam auch die zweite Stütze der napoleonischen Kolonialpolitik ins Schwanken: die Vereinigten Staaten von Nordamerika legten gegen die Ausbreitung der Franzosen in Louisiana ein drohendes Veto ein. Und endlich trübte sich nun auch der Friede mit England rascher als Napoleon vorausgesetzt hatte und raubte seinem Plane die allerwesentlichste Grundlage, die sichere Kauffahrt auf dem Ozean.

Während der Expedition nach St. Domingo, im Laufe des Jahres 1802, hatte die öffentliche Meinung in England immer entschiedener gegen Frankreich Stellung genommen, so zwar, daß sich schließlich auch das friedliebende Ministerium Addington dem Drucke nicht mehr entziehen konnte Noch waren die Bestimmungen des Vertrages von Amiens nicht alle erfüllt, noch lag ein wichtiges Pfand in den Händen der Briten: die Insel Malta, die wertvolle Etappe auf dem Wege nach Indien. Angesichts der Übergriffe Frankreichs auf dem Kontinente säumte man, das Eiland — wie versprochen war — dem Johanniterorden zurückzustellen, und sah vielmehr eine erwünschte Kompensation für Napoleons Ausbreitung in dessen Besitz. Was den Fall noch schwieriger machte, war, daß englische Journale in beißenden Ausfällen die Person des französischen Machthabers angriffen und die Londoner Regierung dessen Forderung, diese journalistische Hetze nicht zu dulden, mit dem Hinweis auf die gesetzliche Freiheit der Presse in England ablehnen mußte. Es war eine feindselige Spannung, die mit jedem Tage wuchs. Napoleon ist rasch entschlossen. Er wird zunächst drohen. Ließ sich die fremde Macht

einschüchtern, so erreichte er damit, daß sein Prestige in Frankreich und Europa nur um so höher stieg; wollten aber die Engländer den Krieg, dann freilich mußte das Kolonialprogramm fallen gelassen werden, aber dann winkte doch auch — da Großbritannien nicht ohne Bundesgenossen bleiben würde — die Aussicht auf einen vorteilhaften Landkrieg, an den, wie wir sahen, der Premierkonsul fortwährend dachte.*)

Ein Anlaß fand sich, als England im Herbste 1802 wegen der durch Ney's Einmarsch verletzten Neutralität der Schweiz Beschwerde führte. Da diktierte Napoleon seinem Minister des Auswärtigen eine Instruktion für den Gesandten Otto in London in die Feder, welche seine ganze künftige Politik im Keime zeigt. Mit der Schweiz sei es beschlossene Sache. Er werde nicht dulden, daß sich in den Alpen britische Söldlinge festsetzen. Drohe man jenseits des Kanals mit Krieg, so entstehe die Frage, von welcher Art derselbe sein würde. Ein bloßer Seekrieg hätte für England, der geringen Beute wegen, wenig Wert. Es würde allerdings die französischen Häfen blokieren, aber zugleich auch selbst blokiert werden, da sofort nach Ausbruch der Feindseligkeiten alle Küsten von Hannover bis Tarent von französischen Truppen bewacht würden. Und wie, wenn der erste Konsul die Flachschiffe aus Flandern und Holland herbeizöge und Transportmittel für hunderttausend Mann herstellte, um England in steter Angst vor einer immerhin möglichen, ja wahrscheinlichen Invasion zu erhalten? Wollte andererseits das Londoner Kabinett den Kontinentalkrieg wieder entzünden, dann würde es nur Napoleon zwingen, Europa zu erobern. „Der Premierkonsul ist erst dreiunddreißig Jahre alt", heißt es am Schlusse, „er hat vorerst nur Staaten zweiten Ranges vernichtet. Wer weiß, in wie kurzer Zeit er, einmal dazu gedrängt, das Antlitz Europas zu

*) Schon im Mai 1802 hatte er dem österreichischen Gesandten angekündigt, daß ein Bruch mit England notwendig einen Krieg auf dem Kontinent mit sich bringen wurde.

verändern und das abendländische Kaiserreich wiederzuerwecken im Stande wäre?“ (23. Oktober 1802). Der Gesandte brachte all dies nur sehr abgeschwächt in London zum Ausdruck, und der Friede blieb fürs Erste noch erhalten. Talleyrand und die übrigen Minister, ebenso die Brüder Napoleons, waren durchaus für die Vermeidung des offenen Kampfes. Nur der Konsul ließ sich durch die fortwährende Weigerung Malta zu räumen, und den herausfordenden Ton der englischen Blätter zum Kriege bewegen. Er gab seine Kolonialpolitik wirklich auf und drängte nun selbst zur Entscheidung Er ließ jetzt einen Bericht seines Generals Sebastiani, den er in geheimer Mission nach Ägypten geschickt hatte, im Moniteur abdrucken, worin gesagt war, daß die Engländer auch Alexandrien noch nicht geräumt hätten, daß aber bei den Feindseligkeiten zwischen Türken und Mameluken, die jetzt dort herrschten, 6000 Franzosen hinreichen würden, das Land auf's neue zu gewinnen. Wenn dieser Bericht veröffentlicht worden war, um England zu reizen, so erreichte er vollkommen seinen Zweck.*) Der Gedanke, die Straße nach Indien neuerdings gefährdet zu sehen, war den Briten unerträglich, und an eine Herausgabe Maltas ihrerseits nun erst recht nicht mehr zu denken. Aber Napoleon ging noch weiter. In dem Jahresberichte, den er im Februar 1803 dem Gesetzgebenden Körper vorlegte, war vom Kampfe der beiden englischen Parteien, der friedlichen gegen die franzosenfeindliche, die Rede, und wie Frankreich auf den Sieg der letzteren mit einer halben Million Streiter vorbereitet sein müsse. England allein allerdings — hieß es darin — sei Frankreich nicht gewachsen. Durch diese neue Geringschätzung war der britische Nationalstolz aufs Tiefste gekränkt. Georg III.

*) Daß dies die Absicht war, bezeugt Sebastiani selbst, indem er später erzählte, der Konsul habe, nachdem er ihm seinen Rapport vorgetragen, ausgerufen: „Nun, das wird hoffentlich genug sein, um John Bull zum Kriege zu treiben. Ich für mein Teil fürchte ihn nicht.“ So Lucian in seinen Mémoiren II. 165.

ſtellte ein Ultimatum, welches u. a. die Entſchädigung des Königs von Sardinien, die Räumung Hollands und der Schweiz durch die Franzoſen forderte. Es ward abgelehnt. Mitte Mai 1803 verließen die beiderſeitigen Geſandten die Reſidenzen. Der Krieg war erklärt.

Die Feindſeligkeiten hatten mittlerweile bereits begonnen. Schon ſeit Wochen vorher machte England auf alle franzöſiſchen Kauffahrer, die des Friedens froh ausgelaufen waren, Jagd, und Napoleon antwortete darauf mit der Verhaftung aller Engländer, die ſich in Frankreich aufhielten. Bald nachher blokierten britiſche Geſchwader die franzöſiſchen Häfen, und nun begann der Konſul ſein Kampfprogramm, wie er es in jener Inſtruktion an Otto aufgeſtellt hatte, Punkt für Punkt auszuführen. Es beſtand, wie wir wiſſen, vornehmlich aus drei Aktionen: einmal ſeinerſeits England zu blokieren, indem man deſſen Schiffen die Kontinentalküſte „von Hannover bis Tarent“ durch die franzöſiſche Wacht unzugänglich machte; zweitens durch die Anſammlung eines Expeditionsheeres am Kanal mit einer Invaſion zu drohen; drittens, falls es der britiſchen Macht gelingen ſollte, einen Koalitionskrieg auf dem Feſtlande zu entzünden, das Feſtland ſich dienſtbar zu machen, ſoweit die Waffen reichten. Dieſes Programm ward noch beſonders dadurch illuſtriert, daß der Konſul jetzt den Feſttag der Jungfrau von Orleans wieder aufleben ließ, um den Chauvinismus gegen den alten Feind zu nähren.

Noch im Mai ließ er ein Armeekorps in das zu Englands Staatsgebiet gehörige Hannover einrücken, wo die kurfürſtlichen Truppen ſich ohne viel Widerſtand zu einer Kapitulation bequemten. Durch dieſe Okkupation wurden den feindlichen Schiffen die Mündungen der Weſer und Elbe verſperrt und dem britiſchen Handel die wichtigſte Verbindung mit Norddeutſchland benommen. Bald äußerten ſich die Folgen. „Sie haben“ — ſchreibt Napoleon an General Mortier — „England einen herben Schlag verſetzt; ſchon haben viele Häuſer falliert.“ Er ermahnt ihn, perſönlich darüber zu wachen, daß keine britiſche Waren-

sendung Durchgang finde. Bald darauf, im Juni, rückte ein anderes Armeekorps unter St. Cyr ins Königreich Neapel ein und besetzte — traktatwidrig — die Häfen von Tarent, Brindisi und Otranto.

Damit waren die beiden Endpunkte des Kordons fixiert, und nun ward, was dazwischen lag, eng und fest an Frankreichs Politik gebunden. Zunächst die batavische Republik. Sie wurde vertragsweise genötigt, eine französische Truppe von 18 000 Mann zu ernähren und eine eigene von 16 000 Mann beizustellen, außerdem noch fünf Linienschiffe und hundert Kanonenschaluppen für den Seekrieg zu liefern. Dafür garantierte ihr Napoleon die Integrität und stellte ihr den Wiedergewinn aller Kolonien, die im Kriege verloren gehen sollten, und unter günstigen Umständen auch den von Ceylon in Aussicht (25. Juni 1803). Dann wurde die Schweiz zu Frankreichs Vorteil verpflichtet. Eine Offensiv- und Defensivallianz mit dem mächtigen Nachbar legte ihr die Steuer einer Armee von 16 000 Mann auf, die, wenn Frankreich angegriffen würde, bis auf 28 000 Mann erhöht werden sollte, d. h. ein großer Teil der Wehrkraft des Landes wurde einem durchaus fremden Interesse dienstbar. Endlich wurden auch Spanien und Portugal herangezogen. Mit Spanien war es zu einer nicht unbedeutenden Differenz gekommen. Als Napoleon nämlich im Frühling 1803 seine Kolonialpolitik definitiv aufgab, erwog er, daß ihm nun das von Karl IV. erworbene und von den Vereinigten Staaten angestrebte Louisiana nur zur Last sein würde und ließ dem Präsidium von Nordamerika den Kauf der Landschaft anbieten, der dann wirklich um den Preis von 80 Millionen Franken zustande kam. Nun hatte sich aber Spanien das Vorrecht der Wiedererwerbung Louisiana's in seinen Verträgen mit Frankreich vorbehalten, und in Madrid erzeugte Napoleons Rechtsverletzung so tiefe Aufregung, daß der Friedensfürst Godoy an Widerstand gegen den Nachbar dachte, namentlich als der Konsul jetzt statt der seit 1796 vereinbarten fünfund-

zwanzig Schiffe und 28 000 Mann, welche der Madrider Hof im Kriegsfalle für Frankreich bereit zu halten hatte, hohe Geldsubsidien, 6 Millionen Franken per Monat, verlangte und diese Forderung durch ein bei Bordeaux gesammeltes Heer unterstützte. Aber Bonaparte ließ sich keinen Widerspruch bieten. Er verklagte den Friedensfürsten bei seinem Könige und vermied sogar nicht, auf das anstößige Verhältnis desselben zu dessen Gemahlin hinzudeuten. Das Mittel half. Der Minister demütigte sich, und am 19. Oktober 1803 kam der Vertrag nach Napoleons Wunsche zu stande. Damit war Spanien in die Reihe von Englands Feinden eingetreten und mußte es erfahren, daß das britische Kabinett ihm im Jahre 1804 offen den Krieg erklärte. Natürlich konnte Portugal von alledem nicht unberührt bleiben. Es wurde genötigt, sich von Frankreich seine Neutralität für eine Million Franken monatlich zu erkaufen. Im Februar 1804 ward auch Genua die Verpflichtung auferlegt, dem gewaltigen Nachbar für dessen Kriegszwecke 6000 Matrosen zu stellen.

Während der Konsul auf diese Weise die „Blokade" Englands ins Werk richtete, sammelte er an den Gestaden des Kanals bei Boulogne eine imposante Armee, die er vortrefflich ausrüstete und — sei es zur bloßen Demonstration, sei es in wirklicher Absicht — für den Übergang nach England exerzierte; flache Transportboote wurden in großer Anzahl gebaut, die Feldsoldaten im Matrosendienste geübt. Es war ein kolossaler Apparat, der hier zum Schrecken John Bull's entfaltet wurde. Aber er sollte fürs Erste noch nicht in Aktion treten. Der äußere Feind war eben nicht der einzige, gegen den Napoleon zu kämpfen hatte. Im Innern von Frankreich erstand ihm ein anderer, der mit Armeen und Flotten nicht zu bekriegen war. Wider ihn wendet er sich jetzt. Er wird ihn bezwingen und mit seinem Genie des Emporkommens den niedergeworfenen Gegner als Piedestal zu neuer Größe benützen.

Nachdem die Partei der Jakobiner durch die Ächtungsdekrete von 1801 auf den Tod getroffen worden war, gab es nur noch zwei politische Gruppen, die das herrschende System persönlicher Regierung und den, der es vertrat, mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgten: erstens die gemäßigten Republikaner, die Bourgeois vom 13. Vendemiaire, die in dem General Moreau ihren Führer hatten, und zweitens die ins Ausland vertriebenen Ultra-Royalisten, welche in der Vendéer Kapitulation von 1800 nur einen Waffenstillstand erblickten, den sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen entschlossen waren. Die Letzteren hatten in England ihr Hauptquartier, in Karl von Artois, dem Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., ihren obersten Chef, in Pichegru, Dumouriez u. a. ihre aktivsten Agenten. Diese beiden Parteien waren während des Friedens ruhig verblieben. Jetzt, nach dem Wiederausbruch des Krieges schöpften sie neue Hoffnung. Ja, es bildete sich nun sogar eine wenn auch nur äußerliche Verbindung zwischen ihnen: Pichegru kam nach Paris und näherte sich Moreau. Diesem, der nicht zu umgehen war, sollte zu einer vorübergehenden Machtstellung verholfen werden, damit er dann die Rolle Monks spiele und den Bourbons den Weg zur Heimkehr bahne. Das Komplott gründete sich auf die Voraussetzung, daß es möglich sein werde, Napoleon zu beseitigen. Man wollte ihn jetzt sicherer treffen als an jenem Weihnachtsabend in der Rue St. Nicaise, wo die Höllenmaschine ihr Ziel verfehlte. Zu diesem Ende kam auch Georges Cadoudal, einer der Feldherren der Vendéer, insgeheim nach Frankreich, um hier mit vertrauten Parteigängern, die der langjährige Bürgerkrieg zu wahren Banditen der Politik herangebildet hatte, das Attentat auszuführen. Sie wollten in hinreichender Anzahl den Premierkonsul, wenn er, von seinen Garden umgeben, durch die Stadt fuhr, offen anfallen, ihn festnehmen — der Moniteur versicherte: töten — und mit ihm sein Regiment stürzen. Einzelne englische Minister waren in den Plan eingeweiht und billigten ihn,

wenigstens soweit es galt, den verhaßten Feind zu Fall zu bringen. Aber Napoleon war gewarnt. Seine Londoner Agenten hatten ihm den Anschlag verraten, ehe noch einer der Verschworenen französischen Boden betreten hatte. Als diese dann ankamen wurden sie einzeln verhaftet, und man erfuhr — nicht ohne Anwendung zwingender Mittel — den ganzen Umfang der Verschwörung. Auch Moreau ward festgenommen. Nach einem langwährenden Prozeß wurde Cadoudal mit einer Anzahl seiner Helfer erschossen; Pichegru fand man in seinem Gefängnis erwürgt; Moreau, dessen Einverständnis zwar mit Diesem, aber nicht mit Cadoudal erwiesen werden konnte, ward nach einer von Napoleon erzwungenen Revision des gefällten Spruches zu zwei Jahren Gefängnis, später zur Verbannung nach Amerika verurteilt. Das Entscheidende war, daß die bourbonische Sache kompromittiert erschien und daß Moreau, der einzige gefährliche Rivale des Ersten Konsuls, durch seine wenn auch noch so lose Verbindung mit den Verschwörern seine Geltung in der Armee verlor, während Napoleons Popularität durch die Gefahr, die ihm gedroht, bei der parteilosen Bevölkerung nur noch erhöht wurde.

Aber er selbst vernichtete einen Teil dieses günstigen Eindrucks durch eine That, die jeder Rechtfertigung spottet. Cadoudal hatte im Verhör ausgesagt, daß die königlichen Prinzen von Frankreich um den Anschlag wußten und bei dessen Ausführung anwesend sein wollten. Er hatte damit Artois gemeint, der in der That im Einverständnis war und sein Erscheinen in Paris in Aussicht gestellt hatte. Daraus ging allerdings hervor, daß einzelne Mitglieder des Hauses Bourbon mitschuldig an dem Attentate waren. Aber nicht alle, nicht z. B. die Condé's, welche die Verschwörung mißbilligt und jede Beteiligung abgelehnt hatten. Zu diesem Zweige des bourbonischen Stammes zählte als letzter Sproß der junge Prinz von Enghien. Den hatte die Liebe zu seiner Base Charlotte von Rohan in das badische Ettenheim geführt, welches

noch zu dem Sprengel des Kardinals Rohan gehörte und diesem Kirchenfürsten und seiner Nichte seit der Revolution als Wohnort diente. Der Prinz lebte hier von einer englischen Pension, für die er jetzt, wo der Krieg entbrannte, entweder jenseits des Kanals zu fechten oder auf dem Kontinente nützlich zu sein wünschte, etwa in der Weise, daß er aus den unzufriedenen Elementen, die sich immerhin im Elsaß und in den dortigen Garnisonen zeigten, ein Freikorps bildete. Das Anerbieten ward von der britischen Regierung abgelehnt, und Enghien mußte sich in seinem Exil mit Unthätigkeit bescheiden. Da traf es sich, daß England, wie in der Schweiz, so auch in Süddeutschland, durch geheime Agenten gegen Frankreich wühlen ließ, worüber in Paris übertriebene Berichte einliefen. Eine solche Nachricht nun brachte den jungen Condé in Beziehung zu diesen Emissären, unter denen man u. a. den gefürchteten Emigranten Dumouriez entdeckt haben wollte. Daraus schloß Napoleon, daß auch Enghien dem Komplott gegen seine Person nicht ferne stehen könne, und faßte den Gedanken, sich — da er Artois' nicht habhaft werden konnte — seiner zu bemächtigen Daß er zu diesem Behufe in einen fremden Staat einbrechen und die Gesetze des Völkerrechtes verletzen mußte, galt ihm wenig Mitte März 1804 ging General Ordener mit ein paar hundert Dragonern über den Rhein, nahm den Prinzen, der sich just zur Jagd anschickte, fest und brachte ihn nach Straßburg, von wo er sofort nach Paris eskortiert wurde.

Unterdes ward hier in einem engen Rate das schließliche Schicksal des Gefangenen erwogen. Napoleon äußerte die Absicht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, Cambacérès mahnte hiervon ab, Lebrun äußerte sich ausweichend, Talleyrand und Fouché aber rieten dringend zu, und so blieb der Konsul dabei, obgleich er sich aus den Papieren des Prinzen überzeugen konnte, daß derselbe zu den Verschwörern in keinerlei Beziehung stand, und der verhaßte „Dumouriez" sich in einen nebensächlichen „Thumery" verwandelte; er blieb dabei,

lediglich in der Absicht, einen Bourbon zu opfern, um die übrigen von weiteren Angriffen abzuschrecken. Noch am Abende der Ankunft Enghiens in Vincennes wurden die sorgfältig ausgewählten Beisitzer eines Militärgerichts dahin berufen. Der Angeklagte ward einem Verhör unterzogen, in welchem er jeden Zusammenhang mit Pichegru und den Anderen in Abrede stellte, dagegen aber, stolz auf der Wahrheit bestehend, erklärte, er habe allerdings seit dem Wiederbeginne des Krieges englische Dienste nachgesucht und am Rhein eine Rolle zu spielen gehofft, und daß er früher gegen Frankreich gekämpft, sei männiglich bekannt. Dies genügte den Richtern, um einen Spruch zu fällen, von dem sie wußten, daß er ihrem Herrn gefallen würde — nicht ganz ohne einen Schein von Recht, da die Revolution in jeder ihrer Phasen den offenen Kampf eines Franzosen gegen sein Vaterland mit dem Tode bedroht hatte und das betreffende Gesetz noch in Kraft bestand. Mit Bezug hierauf war es wohl auch, wenn Napoleon auf die Bitten seiner Gattin um Milde für den Gefangenen erwiderte: „Ich bin der Mann des Staates, ich bin die französische Revolution, und ich werde sie aufrecht erhalten.“ Kaum hatten die Obersten des Kriegsgerichts das Urteil unterzeichnet, so ward noch im Dunkel derselben Nacht — es war der 20. März 1804 — der Prinz in den Schloßgraben hinabgeführt, dort vor ein zubereitetes Grab gestellt und von einem Peloton Gendarmen erschossen. Nach allen authentischen Berichten starb der letzte Condé als ein wahrer Held.*)

---

*) Einen Augenblick vor seinem Ende hatte er mit seinem letzten Gruß einen Ring und eine Haarlocke dem kommandierenden Offizier für die Prinzessin Rohan eingehändigt. Man hat diesen Wunsch des Verurteilten unerfüllt gelassen. Die Reliquien blieben bei den Akten des Prozesses im Pariser Polizeiarchive liegen, bis diese in den fünfziger Jahren auf Befehl Napoleons III. an die kaiserliche Kanzlei übergeben wurden. Seitdem sind die Faszikel verschollen. (Lalanne, Les derniers jours du Consulat p. XII.)

Stummes Entſetzen folgte der Unthat. Ein Glied der Familie, die Jahrhunderte lang über Frankreich geherrſcht hatte, war in Frankreichs Hauptſtadt auf den Wink eines Fremdlings verurteilt und hingerichtet worden. Alſo waren die Blutgerichte der Schreckenszeit auch jetzt, unter dieſem Regimente, welches doch ſonſt ſo vortreffliche Geſetzbücher abzufaſſen wußte, noch nicht zu Ende? Und wenn noch der Prinz wirklich mit den Verſchwörern gegen das Staatsoberhaupt im Bunde geſtanden hätte, man würde ſein Los begriffen haben. Aber dies war nicht der Fall. Man hatte ihn erſt rauben müſſen, um ihn zu töten. Und auch nicht etwa in der Hitze blind leidenſchaftlicher Empörung über die verbrecheriſchen Anſchläge war die That befohlen worden, ſondern nach langſam ruhiger Erwägung, wie ein Staatsakt. Mit den Worten: „meine Politik“ glaubte Napoleon jeden Einwand gegen ſeine Strenge zurückzwingen zu können und kennzeichnete dieſe Politik, indem er ſagte: „Wenigſtens ſollen ſie ſehen, weſſen wir fähig ſind, und werden uns künftig in Ruhe laſſen.“ Aber es gelang ihm nicht, irgendwen zu überzeugen. Selbſt diejenigen Kreiſe, welche die Rückſicht auf materielle Vorteile eng an ihn band, blieben nicht unempfindlich. An der Börſe fiel die Rente um ein Beträchtliches, und der Konſul mußte Millionen aufwenden, um den Kurs zu ſtützen und das Aufſehen zu verringern. Man hatte ihm bisher, neben der Achtung für ſein Genie, noch mannigfache Sympathie entgegengebracht. Dieſe entzog man ihm jetzt und ertrug fortan ſein Regiment lediglich aus Berechnung. Er konnte nur noch auf Gehorſam, nicht mehr auf Neigung zählen, und auch darauf nur ſolange, als die Franzoſen ihre Intereſſen durch ihn noch immer am beſten gewahrt glaubten. Dieſen Glauben allerdings hat die Blutthat von Vincennes nicht zu tilgen vermocht. „Der Prozeß Moreau und vor allem der Tod Enghiens brachten die Gefühle in Aufruhr, aber ſie erſchütterten nicht die Meinungen“, erzählt die Rémuſat in ihren Mémoiren, und der preußiſche Geſandte am Pariſer Hofe, Lucchefini, deſſen

vortrefflicher Bericht über diese Vorgänge kürzlich bekannt geworden ist, sagt darin: „Wenn der französische Nationalcharakter nicht zu allen Zeiten seinen Handlungen mehr den Stempel der Lebhaftigkeit als den der Beständigkeit aufgedrückt hätte, man könnte meinen, der Erste Konsul habe durch den Gewaltakt gegen den Herzog von Enghien ein großes und wichtiges Stück von dem Vertrauen, dem Enthusiasmus, der Ergebenheit und Neigung eingebüßt, auf denen seine gegenwärtige Autorität beruht und auf die seine künftige Würde sich gründen soll. Aber vielleicht kennt er die Franzosen besser als sie selbst sich kennen; vielleicht hat ihn das Beispiel des Kardinals Richelieu — der einen Montmorency hinrichten ließ — gelehrt, daß in Frankreich gerade die kühnsten Staatsstreiche die oberste Gewalt eher befestigen als erschüttern."

Die Vermutung des Diplomaten war keine ganz unrichtige. Wir kennen Napoleons Streben nach der Monarchie in jeder seiner Phasen. Vor zwei Jahren hatte er sich noch mit dem Konsulat auf Lebenszeit begnügt. Aber es war nicht seine Meinung gewesen, dabei stehen zu bleiben. Schon im Mai 1802 wußte der österreichische Gesandte nach Hause zu berichten, es solle ihm die höchste Gewalt für die Dauer seines Lebens als einem „Kaiser der Gallier" übertragen werden, und genau zur selben Zeit meldete der Geschäftsträger Preußens, der Konsul habe nicht nur die Absicht, seinen Titel zu ändern sondern auch die souveräne Gewalt in seiner Familie erblich zu machen. Im März 1803 notierte der Engländer Jackson Ähnliches in sein Tagebuch, und von da ab tauchte die Idee des „Empire des Gaules" nicht mehr unter. Napoleon selbst spielte hier die gleiche Rolle wie bei den früheren Gelegenheiten. Er wollte auch jetzt wieder gesucht sein. Und auch jetzt wieder fand sich ein geeigneter Vermittler. Fouché, der den Verlust des einträglichen Polizeiministeriums noch nicht verschmerzt hatte, hoffte es zurückzuerhalten, wenn er den geheimen Wunsch des Premierkonsuls in Erfüllung brachte. Die Konspiration gegen denselben und den

in ſeiner Perſon bedrohten inneren Frieden lieferte die paſſende Handhabe. Aus den Provinzen, von Korporationen u. ſ. w. waren zahlloſe Glückwunſchadreſſen eingetroffen, und Fouchés einigte ſich auf Grund dieſer Kundgebungen mit einer Anzahl von Senatoren über eine neue Verfaſſungsänderung, die herbeizuführen der Senat ſeit 1802 bekanntlich das Recht hatte. Auf dieſe Körperſchaft hatte die Gefahr, in der der Konſul geſchwebt, den tiefſten Eindruck gemacht. Ein Umſturz hätte die Senatoren offenbar um ihre einträglichen Stellen gebracht, indem er ſie der korrumpierenden Freigebigkeit Napoleons beraubte. Und zu dieſer eigenſüchtigen Erwägung geſellte ſich eine zweite. Es war nicht zu leugnen: ein Staatsſtreich und der damit verbundene Unfriede im Innern war viel leichter möglich, ſolange das herrſchende Syſtem nur auf zwei Augen ſtand und es nur eine einzige Perſon aus dem Wege zu räumen galt. Anders wurde die Sache, wenn man dasſelbe erblich machte, ſo daß ſogleich ein legitimer Nachfolger in die Stelle Napoleons eintreten und deſſen Maximen weiterführen konnte, denn dann verbürgte dieſe Erblichkeit allein ſchon eine größere Stabilität, indem ſie weitere Attentate als erfolglos und unfruchtbar verhinderte. Die Vererbung der revolutionär-monarchiſchen Gewalt war alſo ebenſo eine Forderung des allgemeinen Intereſſes wie des beſonderen Vorteils der Senatoren, und darum wurde ihre Geſetzerklärung auch durch die Unthat von Vincennes nicht verhindert, darum ſtand kaum acht Tage nach dem unſeligen Vorgang eine Senatsdeputation vor dem Erſten Konſul und ſprach ihn mit den Worten an: „Sie haben eine neue Ära gegründet, Sie müſſen ſie verewigen. Der Erfolg iſt nichts ohne die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß auch Sie bereits dieſe große Idee beſchäftigt hat, denn Ihr ſchöpferiſches Genie umfaßt alles und vergißt an nichts. Aber zögern Sie nicht länger. Die Zeitumſtände und Ereigniſſe, die Verſchwörer und die Ehrſüchtigen, die Unruhe, welche alle Franzoſen bewegt, drängen Sie dazu. Sie können Zeit und Umſtände meiſtern, die Ehrſüchtigen entwaffnen, ganz

Frankreich beruhigen, wenn Sie Einrichtungen schaffen, die Ihr Gebäude festigen und den Söhnen erhalten, was Sie den Vätern gegeben. Das Staatsschiff darf nicht Gefahr laufen, seinen Piloten zu verlieren, ohne durch einen Anker gegen Schiffbruch gesichert zu sein. Seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Staatsbürger spricht."

Die Senatoren hatten Recht. Als ihr Vorgehen bekannt wurde, fand es viel mehr Beifall als Widerspruch. „Nicht, daß irgend ein Affekt von Neigung die neue Erhöhung Napoleons und seiner Familie begünstigt hätte", sagt Miot von Melito, „nein, er war zu keiner Zeit weniger geliebt als jetzt. Aber das Bedürfnis nach innerer Ruhe und Beständigkeit war so dringend, die Zukunft so beunruhigend, die Furcht vor dem Terrorismus so groß, die Rückkehr der Bourbons, die so viel zu rächen hatten, so drohend, daß man gierig alles ergriff, was diese Gefahren beschwören konnte, gegen die man auf andere Weise sich nicht zu schützen wußte."*)

Aber Napoleon war nicht damit zufrieden, daß ihm die neue Würde vom Senate übertragen wurde. Dafür war die Abhängigkeit dieser Körperschaft von der Regierung viel zu offenkundig. Er wollte sie von denen angeboten erhalten, die ehedem die Monarchie bekämpft hatten. Sein Kalkül war ohne Zweifel der, hiermit jeder Opposition von vornherein vorzubeugen und zugleich eine Verwechselung seines Herrschertums mit dem der Könige von Frankreich unmöglich zu machen, denn er konnte doch nicht

---

*) Miot begegnet sich hierin mit anderen Zeugen. „Man erwartet allgemein dieses Ereignis," schreibt der preußische Gesandte nach Hause, „und so ansehnlich auch die Zahl der Unzufriedenen mit diesem Unternehmen sein mag, welches den Wünschen der Royalisten ebenso entgegen ist wie den Grundsätzen der Republikaner, so werden doch Paris und Frankreich in diesem Falle kaum ihre wahren Gefühle äußern. Man will allenthalben Ruhe haben, man wünscht Garantien für die gegenwärtigen Besitzverhältnisse, die Aussicht auf eine ungestörte Zukunft. Die neue Ordnung der Dinge läßt sie hoffen."

gut heute einen der Bourbons töten, um morgen selbst als Usurpator ihres Erbes aufzutreten. Vom Tribunat sollte die Sache ausgehen. Ein Mitglied desselben, Curée, dem man Aussicht auf einen der reich dotierten Plätze im Senat eröffnete, ward gewonnen, um folgenden, im Kabinett des Konsuls formulierten Antrag zu stellen: 1) Napoleon Bonaparte werde als Kaiser mit der Regierung der französischen Republik betraut; 2) die Kaiserwürde werde erblich erklärt für seine Deszendenten. Ein zweiter Tribun, der ehedem am 18. Fruktidor exiliert worden war, hatte diesen Antrag zu unterstützen. In der Sitzung vom 30. April 1804 brachte Curée sein Anliegen vor, und es fand sich nur ein einziger Mann, der dawider sprach: Carnot; alle Anderen stimmten dafür. Auch der Gesetzgebende Körper wurde in aller Eile zu einer außerordentlichen Session vereinigt und gab ein gleiches Votum ab. Darauf ward eine neue Konstitution in einem Regierungskomité, in welchem neben den Konsuln auch Talleyrand und Fouché saßen, unter der Direktion Napoleons entworfen, dann im Staatsrat durchgesprochen und endlich dem Senate zur Beschlußfassung übermittelt. Mit allen gegen vier Stimmen — diejenige Sieyès' war darunter — nahm dieser in feierlicher Sitzung am 18. Mai 1804 die Vorlage an, „da das Interesse des französischen Volkes diesen Schritt erheische", und überbrachte die jüngste Verfassung Frankreichs dem Ersten Konsul nach Saint Cloud, wo sie noch am selben Tage als Staatsgrundgesetz verkündigt wurde. Die Republik hatte einen Kaiser.

Die Konstitution vom Jahre XII war keine, welche der monarchischen Gewalt Schranken zog. Das war auch bei ihrer Abfassung gar nicht beabsichtigt gewesen oder doch nur überaus schüchtern im Senate vorgebracht worden. Das Hauptgewicht lag eben auf der Erblichkeit der obersten Staatsgewalt. Dem Kaiser, der selbst keine Kinder hatte, wurde das Recht eingeräumt, Kinder oder Enkel seiner Brüder an Kindesstatt anzunehmen, auf die dann die Herrschaft überging. Falls es an

natürlichen oder adoptierten Söhnen Napoleons mangeln sollte, hatten ihm seine Brüder Joseph und Ludwig und deren Deszendenten in der Kaiserwürde zu folgen. Dieselben wurden als französische Prinzen erklärt. Die Zivilliste des Imperators blieb in der Höhe der königlichen Verfassung von 1791, d. i. mit jährlich 25 Millionen Franken bemessen. Den kaiserlichen Thron umgaben sechs Großwürdenträger, welche die nämlichen Ehren wie die Prinzen genießen und wie diese mit „Hoheit" und „Monseigneur" angesprochen werden sollten: der Großwahlherr (Grand électeur), der Reichserzkanzler (Archichancelier d'Empire), der Staatserzkanzler (Archichancelier d'Etat), der Erzschatzmeister (Architrésorier), der Konnetable und der Großadmiral. Daran schlossen sich die Großoffiziere des Kaiserreichs, d. i. sechszehn Marschälle und und eine Anzahl Zivilgroßbeamter; sie sämtlich waren, gleich den sechs Großwürdenträgern, Mitglieder des Senats. Neben diesem Herrenhause blieben noch der Gesetzgebende Körper und das Tribunat bestehen. Ja, der Erstere erhielt sogar die verlorene Sprache wieder, von der er aber nur im Schoße dreier Sektionen (der juridischen, administrativen und finanziellen), in die er sich zu teilen hatte, und bei verschlossenen Thüren Gebrauch machen durfte. Das Volk vernahm keinen Laut davon.

Kurz nach der Verkündigung der Verfassung erfolgten die Ernennungen. Die beiden Konsuln Cambacérès und Lebrun wurden Großwürdenträger, und zwar der Eine Reichskanzler, der Andre Erzschatzmeister. Bruder Joseph ward zum Großwahlherrn, Ludwig zum Konnetable erhoben. Talleyrand, der am Zustandekommen des neuen Statutes einen hervorragenden Anteil genommen, hatte sich gleichfalls auf eines der Erzämter Hoffnung gemacht, schon weil mit demselben eine drittel Million Franken jährlichen Gehaltes verbunden waren, aber er täuschte sich. Er blieb Minister des Äußern, und eine Ministerstelle war mit einem Erzamt unvereinbar. Fouché dagegen ward belohnt, wie er es gewünscht: er wurde wieder

Polizeiminiſter und ſtand fortan unter den Räten des Kaiſers in erſter Reihe. Vierzehn Generale wurden zu Marſchällen von Frankreich ernannt: Jourdan für ſeinen Sieg bei Fleurus 1794, Berthier für ſeine Leiſtungen als Generalſtabschef, Maſſena für Rivoli, Zürich und Genua, Lannes und Ney für unterſchiedliche Aktionen, Augereau für Caſtiglione, Brune für die Affaire am Helder 1799, Murat für ſeine Direktion der Kavallerie, Beſſières für ſein Kommando der Garden, Davoût für ſeine Thaten in Ägypten, ferner Bernadotte, Soult, Moncey und Mortier.

Und wie der Staat, ſo wurde auch der Hof des neuen Kaiſers mit hohem Glanze ausgeſtattet. Da gab es einen Großalmoſenier (Feſch), einen Oberſthofmarſchall (Duroc), einen Oberſtkämmerer (Talleyrand), einen Oberſtjägermeiſter (Berthier), einen Oberſtſtallmeiſter (Caulaincourt), einen Oberſtceremonienmeiſter, und daneben eine ſchier endloſe Schar von Palaſtpräfekten, Hofdamen und niederen Hofchargen. Mit der größten Vorliebe ſuchte Napoleon für dieſe Stellen Namen von altem Klange zu gewinnen. Und mit Erfolg. Sproſſen edler Familien drängten ſich herzu. Man findet einen Salm, einen Arenberg, einen Larochefoucauld, einen Montesquiou am Hofe des kleinen Kadetten von Brienne, der ehemals die Zielſcheibe des hochadeligen Spottes geweſen war. Nun hat er ihnen verziehen, freilich erſt, nachdem er ihr unumſchränkter Herr geworden war. Beſondere Wichtigkeit unter den oberſten Hofämtern gewann das des Ceremonienmeiſters. Napoleon verlieh es gleichfalls einem bekehrten Emigranten, dem Herrn von Ségur, der früher Ludwig XVI. am ruſſiſchen Hofe vertreten hatte. Ségur mit ſeinen Erfahrungen aus dem alten Hofleben war bald eine der geſuchteſten und geplagteſten Perſönlichkeiten. Denn die Etiquette wurde jetzt ein förmliches Studium in den Tuilerien. Man ſchlug gewaltige Bände über das Ceremoniel unter Ludwig XIV. nach, machte Auszüge daraus und veranſtaltete förmliche Generalproben. Madame Campan, ehedem erſte

Kammerfrau der Marie Antoinette, jetzt Vorsteherin eines Mädcheninstitutes, wurde zu Hofe geholt und zu Rate gezogen. Natürlich fehlte es in der Hauptstadt nicht an verstohlenem Spott und allerlei Witzeleien über das neue Kaisertum des Emporkömmlings. Man sagte sich u. a: die Freiheit sei in Paris nur flüchtig erschienen, bei der Barrière de l'Enfer hereingekommen und bei der Barrière du Trône wieder entwischt. Ein Sarkast erfann eine Karrikatur, welche eine stadtbekannte Frauensperson darstellte, die für den Diebstahl eines Diadems verurteilt worden war; jetzt appelliert sie an den neuen Kaiser mit der Frage, ob ein solches Verbrechen auch wirklich Strafe verdiene, und bittet ihn um Revision ihres Prozesses. Aber das waren vereinzelte Stimmen, die wenig Widerhall fanden. Als man dem französischen Volke die Frage vorlegte, nicht ob Napoleon Kaiser sein — das schien sich von selbst zu verstehen — sondern ob die kaiserliche Würde in seiner Familie forterben solle, antworteten nur dritthalbtausend Stimmen mit Nein gegen vierthalb Millionen mit Ja.*)

So hatte sich Frankreich für die Erblichkeit und Dauer der revolutionären Monarchie mit allen ihren Konsequenzen erklärt. Nun, die wichtigste dieser Konsequenzen war der Krieg. In der Verfassung des Jahres 1804 fällt ganz besonders der Unterschied zwischen „Empire" und „Etat", „Reich" und „Staat", ins Auge. Allerdings, was der französische Staat war, das wußte man; seine Grenzen hatte die Revolution mit Alpen, Rhein und Pyrenäen umschrieben. Aber wie groß war das napoleonische Reich? wo lagen dessen Grenzen? und hatte es überhaupt welche? Diese Unbestimmtheit verbürgte den Krieg statt des sehnlich begehrten Friedens. So lange das Kaiserreich währen wird, wird es kämpfen, und wenn es nicht mehr siegt, wird es verschwinden. Als das neue Staatssiegel angefertigt werden

*) So der „Moniteur". Ein nicht uninteressantes Detail ist, daß von zweihundert Pariser Advokaten nur drei mit „Ja" votierten.

sollte und man nach einem Wappentier für dasselbe suchte, wurde von der betreffenden Kommission „ein ruhender Löwe“ in Vorschlag gebracht. Napoleon strich die Worte dick durch und schrieb mit seiner hastigen Hand darüber: „ein Adler im Flug!“

Zweites Kapitel.

Der Krieg von 1805.

Wenige Wochen nach seiner Erhöhung zum Kaiser begab sich Napoleon in's Lager von Boulogne, um hier an Offiziere und Soldaten, die sich in den letzten Kriegen hervorgethan hatten, Kreuze der Ehrenlegion zu verteilen. Er schmückte den gemeinen Mann wie den, der ihn kommandierte, mit demselben Ordenszeichen, eine überaus geschickte Maßregel, die das revolutionäre Moment der Gleichheit wahrte und zugleich dem Ehrgeiz auch des Geringsten schmeichelte. Man muß es in den Heften des Kapitäns Coignet, der als Troupier das Kreuz erhielt, nachlesen, welchen Stolz die populäre, von der gesamten Bevölkerung respektierte Dekoration erzeugte. Dieser Stolz drängte fortan in der Armee jede andere Empfindung zurück. An die Stelle des Freiheitsenthusiasmus, der die Soldaten der Revolutionsjahre belebt hatte, trat nunmehr die Ruhmesliebe und das Streben, sich auszuzeichnen und ausgezeichnet zu werden. Und wie den Mann in Reih' und Glied, so heftete Napoleon auch die Befehlshaber an seinen Willen. Jetzt war es, wo er zu ihnen zum ersten Male vom „Kaisertum Europa“ sprach, in welchem die einzelnen Länder seinen Generalen als Lehen zufallen sollten, mit einer glorreichen Perspektive auf Pracht und Reichtum. Nur auf sie kam es an, ob sie ihm und sich dazu verhelfen wollten Und sie wollten. Auf solche Weise ist die republikanische Armee kaiserlich geworden, und treu kaiserlich wird sie bleiben, so lange dem „kleinen Korporal“ noch ein Strahl seiner

Ruhmessonne leuchtet. „Dieser große Apparat von Kräften“ — sagte in diesen Tagen Joseph Bonaparte zu dem preußischen Gesandten — „stets in der Hoffnung auf neue Lorbeeren und Reichtümer erhalten, das ist es, was die wahre Macht und Sicherheit meines Bruders ausmacht.“

Die Armee an der Nordküste, eine der schönsten und besten, die Napoleon jemals zur Verfügung waren, stand unter den Marschällen Bernadotte, der Hannover okkupierte, Ney, Soult, Davout, Augereau und dem Divisionär Marmont. Die Infanterie ward fortwährend auf den Flachbooten für den Seedienst eingeübt, und Alles schien darauf hinzudeuten, daß England, welches seit Wiederbeginn der Feindseligkeiten die französische und holländische Handelsmarine und die Kolonien schwer getroffen hatte, dafür im eigenen Lande gezüchtigt werden sollte. Es gab Stimmen im Heere, die das Unternehmen als überaus gewagt bezeichneten, andere dagegegen und, wie Marmont meint, die meisten hielten es für ausführbar. Die entscheidende Frage aber war doch die, ob Napoleon im Ernste den Übergang nach Britannien plante, oder ob er, wie es in der Instruktion an Otto vom Oktober 1802 hieß, England nur „in steter Angst“ vor einer Invasion erhalten wollte. Die letztere Annahme ist nicht ohne starke Stütze. Wir wissen, wie gerne er im Jahre 1798 diesem Unternehmen — seiner unendlichen Schwierigkeiten halber — aus dem Wege gegangen war. Er hatte diese Schwierigkeiten gewiß auch jetzt vor Augen. Einmal äußerte er sich zu seinem Bruder Joseph, er selbst denke gar nicht daran, die Landung zu unternehmen, sondern wolle Ney damit betrauen, und denselben auch nicht nach Alt-England sondern nach Irland schicken. In seinen Briefen herrscht über die Zeit, welche der Übergang in Anspruch nehmen würde, die größte Unsicherheit. Als ihm Fulton sein Dampfschiffprojekt anbot, das ihn von Wind und Wetter unabhängig und den Engländern auf ihrem eigenen Elemente überlegen gemacht hätte, wies er ihn, ohne nähere Prüfung der Sache, einfach als „Charlatan“ ab

Endlich hat er ſelbſt in ſpäterer Zeit verſichert, es ſei mit der Landung niemals ernſt gemeint geweſen. Dazu findet ſich in den Aufzeichnungen ſcharfſichtiger Zeitgenoſſen — der Rémuſat, Miot's von Melito, des Generals Hulot, der Diplomaten Lucheſini und Metternich — mehr als ein Zeugnis des Zweifels, daß der mit rethoriſchem Pomp angekündigte und mit aller möglichen Sorgfalt vorbereitete Plan wirklich zur Durchführung beſtimmt war. Thatſache iſt, daß derſelbe vom Herbſt 1803 auf den Frühling 1804, dann wieder auf den Herbſt dieſes Jahres verſchoben wurde, um auch da nicht ins Werk gerichtet zu werden *) Immerhin aber war auch ſo ſchon ein doppelter Zweck erreicht. Zum Erſten gelang es wirklich, die Engländer in Furcht zu ſetzen. Ein Heer von Freiwilligen ward von ihnen auf die Beine gebracht und für den Verteidigungskrieg mit großen Koſten eingeübt; die Küſte wurde befeſtigt; ein Teil der britiſchen Flotte blieb an den Kanal gebunden. Zum Zweiten aber war es Napoleon unter dem Vorwande einer Landung möglich geworden, ein gewaltiges Heer zu ſammeln, um es im gegebenen Falle auf dem Feſtlande zu verwenden. In einer Staatsratsſitzung im Januar 1805, wo das Finanzgeſetz zur Beſprechung kam, gab der Kaiſer folgende Erklärung ab: „Seit zwei Jahren hat Frankreich die größten Opfer gebracht. Ein allgemeiner Krieg auf dem Kontinente würde keine größeren erheiſchen. Ich habe jetzt die ſtärkſte Armee, eine vollſtändige Militärorganiſation, und befinde mich bereits zur Stunde in der Verfaſſung, in die ich mich ſonſt im Kriegsfalle erſt zu verſetzen hätte. Um aber in Friedenszeiten ſo viel Kräfte anſammeln zu können — 20 000 Artilleriepferde und vollſtändige Trains — bedurfte es eines Vorwandes, welcher geſtattete, all dies herbeizuſchaffen und zu vereinigen,

*) Lucheſini z. B. ſchreibt am 17. Mai 1804: „Ich kann es nicht oft genug wiederholen, unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt der Kontinentalkrieg der geheime Wunſch des erſten Konſuls. Er entbindet ſeine in der mit allzuviel Lärm verkündeten Landung kompromittierte Ehre."

ohne daß die übrigen Kontinentalmächte Verdacht schöpften. Diesen Vorwand nun lieferte das Projekt der Landung in England. Vor zwei Jahren konnte ich noch nicht so zu Ihnen sprechen, aber es war doch immer mein einziger Zweck. Ich weiß wohl, daß es dreißig Millionen beim Fenster hinauswerfen heißt, wenn man so viel Bespannung in Friedenszeiten unterhält. Aber dafür hab' ich nun auch zwanzig Tage vor allen meinen Feinden voraus und werde einen Monat früher im Felde stehen, ehe Österreich auch nur seine Artillerie gerüstet haben wird"*.) Waren dies die militärischen Vorbereitungen zu dem längst geplanten Kontinentalkriege, welches waren die diplomatischen? Nun, gleich die ersten politischen Schritte Napoleons, nachdem der Zwist mit England entbrannte, waren durchaus offensiver Natur. Die Besetzung des deutschen Kurfürstentums Hannover bedeutete im Grunde den Friedensbruch mit dem deutschen Reiche, und wäre dieses Reich nicht in der Auflösung begriffen gewesen, es hätte schon dieserhalb zum offenen Kampfe kommen müssen. So aber war Deutschlands Oberhaupt gegen solche Angriffe, die nicht Österreich unmittelbar berührten, unempfindlich geworden. In Preußen hatte wohl Minister Haugwitz geraten, den Franzosen in der Okkupation zuvorzukommen, aber die anderen Räte des Kabinetts und die Königin Louise waren dawider gewesen, und Friedrich Wilhelm III. selbst erklärte nicht eher aus seiner Neutralität herauszugehen bis nicht ein preußischer Unterthan auf preußischem Boden getötet würde. Es gab zwar noch ein deutsches Reich, aber längst keine deutsche Politik mehr.

Von entscheidenderen Folgen als der Einmarsch in Hannover war die Besetzung Neapels. Sie berührte Rußland, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Einmal hatte sich der Konsul in dem Geheimvertrage vom 11. Oktober 1801 verpflichtet,

---

*) Miot von Melito, der die Rede mit angehört hat, citiert sie in seinen Memoiren (II. 258).

das Reich der Königin Karoline unangetastet zu lassen; diese Bestimmung hatte er nun verletzt. Ein Zweites war, daß die Okkupation von Tarent nicht nur den Engländern auf Malta, sondern auch den Russen auf Corfu Schach bot, wo deren Truppen seit dem Kriege von 1799 stationierten. Endlich zum Dritten hatte die französische Position in der Adria noch eine besondere Tragweite, da sie Napoleons orientalische Pläne unterstützte, die denen des Zarenreichs geradezu entgegenliefen. Auch hier ist es nur die Fortsetzung der Politik des Direktoriums, dessen geheime Verbindungen mit den aufrührerischen Elementen auf der türkischen Halbinsel den letzten Krieg mit Rußland herbeiführen halfen. Auch jetzt wissen die Diplomaten von Absichten Napoleons auf Morea zu melden, und das war nicht unrichtig, denn wir kennen z. B. seinen Brief an den Marineminister Decrès vom 21. Februar 1803, worin er Auftrag giebt, ein Schiff mit Waffen und Munition für die aufständischen Sulioten und andere mit den Türken in Fehde liegende Bewohner des Peloponnes auszurüsten. In Ragusa hatte ein französischer Konsul Befehl, den Bischof von Montenegro für eine gewisse Summe zu gewinnen, damit er die Berge und die Bocche in die Hände der Franzosen liefere, ein Plan, der im Juni 1803 von Österreich entdeckt und nach Rußland berichtet wurde, wo Alexander die Politik Katharinens wieder aufgenommen hatte und sich nun von Napoleons Machinationen empfindlich getroffen fühlte. Die Folgen zeigten sich alsbald. Der Konsul, der nicht mit dem Zaren zu brechen, sondern demselben von vornherein eine neutrale Haltung zuzuweisen gedachte, hatte ihn in seinem Streite mit England zum Schiedsrichter gewählt. Der Zar aber, der freie Hand behalten wollte, war hierauf nicht eingegangen, sondern hatte nur seine Vermittlerdienste angeboten. Die Bedingungen jedoch, die er im August 1803 in Paris und London beantragte, zeigen schon deutlich seine Entfernung von Frankreich an. Er verlangte zwar die Räumung Malta's durch die Engländer, wofür die-

ſelben die Inſel Lampeduſa bekommen würden, zugleich aber auch die Räumung Hannovers, Hollands, der Schweiz, Ober- und Unteritaliens durch die Franzoſen, die nur Piemont behalten, dafür aber den früheren König dieſes Landes endlich entſchädigen ſollten. Das war ein Programm offenbaren Widerſtandes gegen die Übergriffe Napoleons. Dieſer weigerte denn auch die Annahme der Bedingungen, worauf der ruſſiſche Geſandte Markow Paris verließ. Der Bruch zwiſchen den beiden Mächten war entſchieden.*)

Schon bei der erſten Trübung des Verhältniſſes zu Frankreich hatte Rußland Schritte gethan, um Öſterreich und Preußen für ſich zu gewinnen. Zunächſt ohne Erfolg. Preußen blieb aus den bekannten Urſachen neutral und ließ ſich erſt im folgenden Jahre (24. Mai 1804) zu einem Defenſivbündnis mit dem Zaren herbei, und nur für den Fall, wenn Napoleon über Hannover hinausgehen oder Preußen direkt angreifen ſollte. Daß beides nicht geſchah, ſuchte Friedrich Wilhelm in Paris zu erreichen und erhielt es dort auch zugeſichert (1. Juni 1804). Öſterreich hinwieder war durch die letzten Kriege zu ſehr geſchwächt, um ſo bald an neue Kämpfe zu denken. Man begrüßte zwar in Wien die Wendung in der ruſſiſchen Politik mit

---

*) Obgleich die wahre Urſache des Zerwürfniſſes ſeit Jahren bekannt iſt, begegnet doch noch in neueſten Werken die Meinung, Alexander I. ſei aus Entruſtung über die Hinrichtung Enghiens des Korſen Feind geworden. In den jüngſt veröffentlichten Memoiren des Fürſten Adam Czartoryski nun, der im Jahre 1804 ruſſiſcher Miniſter des Auswärtigen war, findet ſich ein Aktenſtück, welches das damalige orientaliſche Programm Rußlands deutlich macht: „Die türkiſchen Länder in Europa werden aufgeteilt in kleine Staaten, die unter einander einen Bund bilden, auf welchen der Zar unter dem Titel Kaiſer oder Protektor der Slawen oder des Orients einen entſcheidenden Einfluß hat. Bedürfte man Öſterreichs Zuſtimmung hierzu, ſo wäre dieſelbe durch Türkiſch-Kroatien, einen Teil von Bosnien und der Walachei, Belgrad und Raguſa zu erkaufen. Rußland ſelbſt erhielte die Moldau, Cattaro, Corfu, vor allem aber Konſtantinopel und die Dardanellen ſamt den naheliegenden Häfen.“

Freuden, war aber durchaus nicht gewillt, ſich zu einer offenſiven Haltung gegen Frankreich verleiten zu laſſen, ſondern that vielmehr ein Übriges an Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gegen Napoleon, um ihm gewiß jeden Vorwand zu einer feindſeligen Aktion zu rauben. Gleich bei Beginn des anglofranzöſiſchen Krieges hatte Franz II. ſeine Häfen den Schiffen beider Staaten verſchloſſen und damit ganz beſonders die Engländer getroffen. Frau von Staël, der Feindin Napoleons, wurde der Aufenthalt in Öſterreich verweigert. Desgleichen dem Prinzen von Enghien, der im Winter 1803 auf 1804 über Wien nach England reiſen wollte. Man verbot Bücher, die den Herrſcher von Frankreich angriffen. Man unterſagte den franzöſiſchen Emigranten das Tragen bourboniſcher Orden und verwehrte ihnen, ſich auf weniger als fünfzig Meilen der franzöſiſchen und der ſchweizer Grenze zu nähern. Als die ſüddeutſchen Fürſten gegen die Reichsritterſchaft vorgingen, und dieſe dagegen Schutz bei Öſterreich ſuchte und wirklich eine Verſtärkung der kaiſerlichen Truppen in den Vorlanden erlangte, forderte Frankreich kategoriſch die Siſtierung dieſer Maßregel, und das wiener Kabinett gab augenblicklich nach. Als bei der Gefangennahme Enghiens das deutſche Reichsgebiet verletzt wurde, that Kaiſer Franz erſt auf Rußlands Betreiben einen lahmen Schritt, und als dann der Prinz hingerichtet wurde, fand man in Wien nur, daß es in der Politik „harte Notwendigkeiten“ gebe, und erklärte die Angelegenheit als eine intern franzöſiſche. Auch der Kaiſertitel Napoleons wurde willig anerkannt, allerdings unter der Bedingung, daß dieſer ſeinerſeits ein neugeſchaffenes Kaiſertum Öſterreich (11. Auguſt 1804) gutheißen, deſſen Gleichſtellung mit Frankreich ausſprechen und dem Kaiſer Franz II. als Oberhaupt des deutſchen Reichs in der politiſchen Rangordnung den Vortritt laſſen ſollte. Nach einigem Zögern fügte ſich Napoleon. Er wußte ſelbſt am beſten, wie kurze Zeit dem deutſchen Kaiſertume noch zu exiſtieren vergönnt war, und wie um zu zeigen, welch geringen Wert dieſes formale Zugeſtändnis habe, ging er da-

mals — es war im September 1804 — über Belgien nach Aachen, um hier, in der alten Pfalz Karls des Großen, unter seinen deutschen Unterthanen Hof zu halten und deren Huldigung zu empfangen. Klang es nicht wie eine Insulte gegen Österreich, von dem Monarchen, der jetzt noch die Krone des Karolingers auf dem Haupte trug, zu verlangen, daß er sein Anerkennungsschreiben gerade hierher schicke? Aber Österreich brachte dem Frieden auch dieses Opfer. Sein Abgesandter fand sich pünktlich in Aachen ein.

Solcher Gefügigkeit gegenüber war alles Drängen der Russen und Engländer ohne Erfolg. Vergebens wies jetzt Friedrich Gentz neuerdings auf den revolutionären, erobernden Charakter der französischen Politik hin, und daß auch das Empire wieder nur die Revolution in anderer Form bedeute. Denn nicht im Gegensatze zu den Umsturzgewalten habe Napoleon seine neue Würde erlangt, sondern durch sie allein. Er habe sich nicht von der Armee zum Kaiser proklamieren lassen, sondern seine Erhebung auf die revolutionäre Volkssouveränität gegründet, sodaß es geradezu die Revolution sanktionieren heiße, wenn man das neue Kaisertum anerkenne. Dagegen sei der äußerste Widerstand und vor allem ein enges Zusammengehen Österreichs und Preußens geboten. Aber zu solcher Anschauung der Dinge raffte man sich in Wien fürs Erste noch nicht auf. Man wollte es zufrieden sein, wenn nur Frankreich nicht spezifisch österreichische Interessen verletzte. Die Besetzung Hannovers mochte immerhin Preußen Verlegenheiten bereiten, man gönnte sie dem alten Widersacher. Und wenn Rußlands orientalische Pläne gestört wurden, so war das am Ende auch Österreichs Nachteil nicht.

Aber diese neutrale Ruhe sollte dem wiener Hofe doch nur noch kurze Zeit erhalten bleiben. Bald nach seiner Erhebung zum Kaiser griff Napoleon den österreichischen Interessenbereich direkt an, und zwar dort, wo die Donaumacht seit jeher am empfindlichsten war, in Italien. Noch besaß Österreich Land im Norden der Halbinsel, und jeder neue Übergriff daselbst war

eine Bedrohung desselben. Nun war Folgendes geschehen. Noch im Mai 1804 hatte der neue Imperator von Frankreich zu dem Geschäftsträger des italienischen Freistaates gesagt, er könne fortan füglich nicht gut zugleich Kaiser und Präsident einer Republik sein, wenn er auch fortfahren wolle, dieser Republik die Wohlthat seiner Regierung zu erhalten, die Consulta in Mailand möge sich die Sache überlegen und ihm ihre Vorschläge senden. Diese Nachricht hatte Melzi in Mailand dem österreichischen Gesandten mitgeteilt, und nun fragte man sich in Wien, was Napoleon wohl mit Italien vorhabe. Man war bald im Klaren, daß es sich auch hier um die Gründung einer Erbmonarchie handle, durch welche der italienische Staat fester noch und dauerbar an Frankreich gekettet werden sollte. Das war aber durchaus gegen die Politik Österreichs, welches keineswegs für alle Zukunft auf den Wiedergewinn seiner Geltung auf der Halbinsel verzichten wollte. Es hatte allerdings in jenem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 die lebenslängliche Präsidentschaft Napoleons anerkannt; dabei konnten seine Zukunftspläne noch bestehen; die Gründung einer Dynastie Bonaparte in Italien aber mußte sie vernichten. So sehr war man in Wien von der Sache berührt, daß Cobenzl das weitere Schicksal der Republik geradezu als den Probierstein bezeichnete, woran man Napoleons Absichten erkennen werde: zerstöre er die Unabhängigkeit des lombardischen Staatswesens, dann werde er sich auch ganz Italien unterwerfen, auf Nord- und Süddeutschland greifen, Morea und Ägypten erlangen wollen. Diese Sorge war es, die jetzt Österreich aus seiner Ruhe aufscheuchte und näher an Rußland heraustrieb, dessen Unterstützung man im Falle der Not nicht entraten wollte. Am 6. November 1804 schlossen die beiden Mächte einen Vertrag ab, der zwar einen durchaus defensiven Charakter trug und nur dann in Kraft treten sollte, wenn sich Frankreich noch weitere Übergriffe, sei es in Deutschland, in Italien oder im Orient erlaubte, der aber dann im Falle eines gemeinsamen Sieges Österreichs Ausdehnung bis zur Adda, die Rückkehr der Erzherzöge nach Tos-

lana und Modena und die Restauration des Königreichs Piemont feststellte und das ehedem so strittige Objekt der päpstlichen Legationen dem Übereinkommen der beiden Kontrahenten anheimgab. Um gegen einen Überfall sicher zu sein, wurden, unter dem Vorwande eines Sanitätskordons, die österreichischen Garnisonen im Venezianischen verstärkt.

Während sich so die Ostmächte gegen Frankreichs weiteres Ausschreiten rüsteten, schickte sich in Rom Papst Pius VII. an, zur Krönung Napoleons nach Paris zu reisen. Diese Feierlichkeit hatte dem Kaiser notwendig geschienen, um seiner selbstgefügten Hoheit in den Augen der Welt Glanz und Herrlichkeit zu verleihen. Nur widerstrebend und nach längerem Verhandeln über die Eidesformel hatte sich der Statthalter Christi zu der beschwerlichen Winterfahrt entschlossen, um denjenigen zu salben, der noch vor kurzem eines blutigen Frevels beschuldigt worden war. Was Pius bestimmte, war wohl Furcht und Hoffnung zugleich: die Furcht, durch eine Weigerung den Gewaltigen zu erzürnen und am Ende des Kirchenstaates verlustig zu gehen, und die Hoffnung, neuen Erwerb zu finden, vielleicht die längstgewünschten Legationen zurückzubekommen und Europa zu zeigen, wie der mächtigste unter seinen Herrschern, der Koranheld von 1798, vor dem römischen Bischofe das Knie bog. Auch die Mehrheit des Kardinalkollegiums, der geniale Staatssekretär Consalvi mit ihr, war für die Reise gewesen, und noch im November 1804 traf der Papst in Paris ein. Hier machte er allerdings sofort die Wahrnehmung, daß Napoleon jedes geringste Zeichen von Unterordnung ängstlich vermied.*) Nur in einem Punkte fügte

---

*) Savary erzählt in seinen Memoiren, der Kaiser habe sogar bei der Fahrt mit dem Papste von Fontainebleau nach der Hauptstadt, den rechten Platz im Wagen eingenommen, und Lanfrey hat dies für seine Biographie acceptiert. Andere Quellen aber erzählen das Gegenteil. Consalvi in seinen Denkwürdigkeiten spricht nur allgemein von „kleinen Rücksichtslosigkeiten" Napoleons gegen seinen Gast, die demselben jede Illusion einer überragenden Stellung benehmen sollten.

er sich. Josephine, die sich schon längst vor der Scheidung fürchtete, hatte dem Papste mitgeteilt, daß sie mit Napoleon bloß durch eine Zivilehe verbunden sei, und von ihm die Zusage erlangt, er werde ihre Krönung an die Bedingung der vorausgegangenen kirchlichen Trauung knüpfen. Die Kaiserin hoffte auf diese Weise ihren Gemahl unauflöslich an sich zu ketten, eine Hoffnung, die sich späterhin als trügerisch erweisen sollte. Für den Augenblick aber hatte sie erreicht, daß wirklich der Ehebund am Tage vor der großen Zeremonie von Fesch insgeheim eingesegnet wurde. Am 2. Dezember fand dann die Krönung des Kaiserpaares im Dome von Nôtre-dame statt. Es wurde bemerkt, daß Napoleon den Papst auf sein Erscheinen warten und sich dann nicht von ihm mit der goldenen Lorbeerkrone schmücken ließ, wie verabredet war, sondern daß er sie selbst, ehe Pius danach langen konnte, ergriff und auf sein Haupt drückte. Auch in dieser Äußerlichkeit gönnte er Niemandem Raum über sich. Der Papst sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Rolle, die er in Paris spielte, that seinem Ansehen eher Eintrag, als daß sie dasselbe förderte. Er erreichte zwar, daß die französischen Bischöfe, welche den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus geleistet hatten und darum als Häretiker galten, unter den römischen Primat zurückkehrten; aber von seinen übrigen Forderungen wurde nur eine ganz nebensächliche, die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders, gewährt und bestimmt, daß vom 1. Januar 1806 ab die revolutionäre Tagesbezeichnung aufzuhören habe. Die päpstlichen Heiligen und ihre Feste traten in Frankreich wieder in Geltung. Napoleon hatte nichts dagegen. War doch auch sein Vorbild, Karl der Große, unter ihnen.

Jetzt, nachdem der päpstliche Segen das Kaiserreich vervollständigt hatte, mußte endlich auch die italienische Frage entschieden werden. Daß die Republik als ein Königreich unter französische Oberleitung kam, war auch den Italienern recht; nur sollte der Tribut an Frankreich wegfallen, vom Staatsgebiete nichts entfremdet werden und die französische Beamten-

schaft einer einheimischen Platz machen. Napoleon dachte anfänglich, dieses Vasallenkönigtum seinen Brüdern Joseph oder Ludwig zu übertragen. Aber Beide weigerten sich, da sie auf ihre Rechte an den französischen Thron nicht Verzicht thun wollten; sie, die noch vor zehn Jahren um ihr täglich Brot verlegen waren, wiesen jetzt eine Krone von sich. Erbost über diesen unerwarteten Widerstand, entschloß sich der Kaiser, selbst den Titel eines Königs von Italien anzunehmen und einen Vizekönig anstatt seiner dort regieren zu lassen. Den Posten sollte Eugen von Beauharnais bekleiden, der jetzt, gleich Murat, zum kaiserlichen Prinzen und Großwürdenträger von Frankreich erhoben wurde. Dieser Plan ward einer Anzahl italienischer Delegierter, die nach Paris gekommen waren, mitgeteilt, worauf dieselben am 5. März 1805 Napoleon in aller Form die Herrschaft antrugen. Am Tage darauf verkündete dieser dem Senate, daß er dieselbe annehme, und am 26. Mai krönte er sich selbst im Dome zu Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien. Er soll damals mit auffallend drohender Stimme die alte Formel gesprochen haben: „Gott gibt sie mir; weh dem, der dran rührt!“

Da war nun geschehen, was man in Wien gefürchtet. Denn darüber bestand dort kein Zweifel, daß Napoleon den Namen „Italien“ viel weiter faßte, als die cisalpinischen Grenzen reichten. Er ging jetzt doppelt rücksichtslos gegen jedes österreichische Interesse vor. Schon wenige Wochen nach der Krönung in Mailand verlieh er die Territorien von Piombino und Lucca seinen Schwestern, führte in Parma und Piacenza das französische Gesetzbuch ein, und hob endlich — was die größte Wirkung in Europa that — die Selbständigkeit der ligurischen Republik auf, indem er Stadt und Land Genua kurzweg in Frankreich einverleibte. Das Alles war dem Vertrage vom 26. Dezember 1802, zu dem sich Österreich hatte bequemen müssen, durchaus entgegen, die Errichtung des Königreichs Italien und dessen Verbindung mit Frankreich überdies eine fla-

grante Verletzung des Friedenstraktats von Lunéville, welcher bestimmt hatte, daß die österreichischen und französischen Staatsgebiete durch Zwischenstaaten getrennt bleiben sollten. Nun begann Franz II. nicht mehr bloß für seine künftige Geltung in Italien, sondern für den Rest seines gegenwärtigen Besitzes, für Venedig zu fürchten. Und in der That trafen Nachrichten aus Mailand ein, Napoleon plane auch die Erwerbung dieses Landes und wolle die Donaumacht zur Entschädigung auf Serbien und Bosnien verweisen. Als Antwort auf den österreichischen Sanitätskordon wurden bei Verona und bei Alessandria je 30 000 Franzosen angesammelt, die zum Kriegsspiel die Schlachten bei Castiglione und Marengo wiederholten. Einem österreichischen General, der ihn zu begrüßen kam, antwortete der Kaiser mit einer Anspielung auf die austro-russische Verbindung und fügte hinzu, daß er den Krieg nicht scheue, da er ihn zu führen wisse.

Während so Napoleon Österreich in Italien herausforderte, waren auf der andern Seite Russen und Engländer auf's eifrigste bemüht, Kaiser Franz in den Krieg zu drängen. In England hatte im Jahre vorher, 1804, das Defensivministerium Addington einem Offensivministerium Pitt weichen müssen, dessen nächster Plan auf das Zustandebringen einer Koalition gegen Frankreich gerichtet war. Bald fand sich das britische Kabinett mit Schweden zusammen, wo in Gustav IV. einer der erbittertsten Feinde Napoleons regierte, und kurz nachher mit Rußland in einem Allianzvertrage vom 11. April 1805, welcher eine allgemeine Erhebung der Kontinentalstaaten gegen das Imperium des Korsen zur Basis hatte. Österreich und Preußen sollten zum Beitritte bewogen werden. Der Versuch mit Preußen mißlang: Friedrich Wilhelm hielt den Frieden in Norddeutschland durch den Defensivvertrag vom 24. Mai des Vorjahres hinlänglich gesichert, einen Angriff auf Frankreich lehnte er ab, ja, er ließ sich sogar, durch Hardenberg verleitet, in Verhandlungen mit Napoleon ein, welche die Erwerbung Hannovers zum Zwecke hatten. Mit Österreich dagegen

gelang die Absicht. Allerdings war es auch für diese Macht eine harte Zumutung, ihre bisherige Defensivstellung mit der Offensive gegen Napoleon zu vertauschen. Denn die österreichische Armee zählte damals kaum mehr als 40 000 Mann unter den Waffen und keine einzige vollständig bespannte Batterie, von den schlechten Finanzen ganz zu schweigen. Erzherzog Karl, der einzige erprobte Feldherr, über den der Staat verfügte, hatte gerade jetzt, in der kritischen Zeit, mit einer Armeereform im großen Stile begonnen, die eine Reihe von Friedensjahren erheischte, und riet dringend vom Kriege mit einem Manne ab, dessen Superiorität im Felde er rückhaltlos anerkannte. Aber England und Rußland suchten in Wien die Bedenken zu beschwichtigen, Ersteres indem es reiche Geldunterstützung anbot, Letzteres indem es durch seine Armee die österreichischen Streitkräfte zu verstärken und Preußen, wenn es sein mußte auch wider dessen Willen, fortzureißen versprach. Beide jedoch kamen erst zum Ziele, als Pitt erklärte, die englischen Subsidien stünden nur für einen Krieg zur Verfügung, der noch im Jahre 1805 eröffnet werde, und als Alexander I. drohte, sich gänzlich zurückzuziehen, wenn man noch länger zögere. Es war wie ein diplomatischer Überfall, der das wiener Kabinett vor die Alternative stellte, entweder mit Hilfe eines großen Mächtebundes seine italienischen Positionen, vielleicht sogar bayrisches Land und, wenn Preußen sich dauernd widersetzte, auch Schlesien zu gewinnen — oder diesen starken Rückhalt zu verlieren und Napoleons Angriffen isoliert preisgegeben zu sein. In dieser Zwangslage entschied sich Franz II. am 7. Juli 1805 für den Beitritt zur Koalition und gab Befehl mobil zu machen. General Mack, der für ein organisatorisches Genie galt und sich im Gegensatze zu Erzherzog Karl unterwunden hatte, Österreichs Armee binnen der entsprechenden Zeit schlagfertig herzustellen, erhielt den Auftrag dazu. So war der Kampf auf dem Festlande beschlossene Sache. England hatte den Krieg, der ihm die Sorge vor der französischen Invasion abnahm, Rußland hatte den Krieg, der Napoleons Absichten vom Orient

ablenkte, Frankreich hatte den Krieg, den sein Herrscher herbeisehnte, um das gefährliche Landungsprojekt gegen einen unfehlbaren Triumph einzutauschen, Österreich hatte nichts als seine sanguinischen Hoffnungen auf Sieg und Ländergewinn.

Die Verhandlungen Englands mit den Kontinentalmächten waren dem Kaiser der Franzosen nicht verborgen geblieben. Um im kommenden Kriege ja nicht als Angreifer zu erscheinen, hatte er im Januar 1805 ein Schreiben an Georg III. gerichtet, welches zum Frieden mahnte und in Inhalt und Absicht demjenigen glich, mit dem er den Krieg von 1800 einzuleiten wußte.*) Die Antwort lautete, England müsse sich erst mit den Festlandstaaten verständigen, mit denen es vertrauliche Beziehungen habe. Damit war der Koalitionsplan offenbar geworden. Überdies hatte Pitt im Februar vom Parlamente sechstehalb Millionen Pfund für geheime Zwecke — es war die Unterstützung Österreichs — verlangt und erhalten. Napoleon konnte also sicher sein, daß der Kontinent sich gegen ihn bereite. Trotzdem liest man in seiner Korrespondenz, daß er es für die Mitte August auf eine Landung in England mit Hilfe der kombinierten spanischen und französischen Flotten abgesehen hatte. Oder war dies nur Täuschung? etwa in der Absicht, Großbrittannien bis zum letzten Augenblick in Angst zu erhalten und Österreich in Sicherheit zu wiegen? Wir wollen sehen.

Am 16. Juli ließ der Kaiser dem Admiral Villeneuve befehlen, sich mit der spanischen Eskadre in Ferrol zu vereinigen, die Geschwader von Rochefort und Brest an sich zu ziehen und, so lange die Gelegenheit günstig — Nelson war nach Westindien gelockt worden — im Kanal zu erscheinen. Dieser Brief enthielt einen sehr bemerkenswerten Zusatz: der Admiral solle, falls seine Situation sich durch unvorhergesehene Zufälle verändert haben würde, lieber nach Cadix zurückgehen.**) Am

*) Siehe Bd. I. S. 191.

**) Die Stelle lautet wörtlich: „Wenn infolge von bestandenen Gefechten, von wichtigen Teilungen der Kräfte oder anderen Zufällen, die wir nicht vor-

20. Juli bekam Berthier die Weisung, für alle Fälle die Einschiffung eines Teiles der Boulogner Armee vorzubereiten. Aber sonderbar, fast zur selben Zeit begann Napoleon den Krieg mit Österreich systematisch zu forcieren. Schon am 2. August meldet der preußische Gesandte Lucchesini, daß die französischen Zeitungen gegen Österreich und Rußland mit Schimpf losziehen und daß der Kaiser — wie er längst vermutet — den Festlandskrieg zu provocieren scheine. Dies war richtig, denn am Tage darauf ließ Napoleon durch seinen Gesandten in Wien die Forderung stellen, Franz II. solle die in Venedig und Tirol garnisonierenden Truppen in ihre Kantonnements nach Böhmen und Ungarn zurückziehen, sonst werde er nicht glauben, daß er mit Frankreich in Frieden bleiben wolle. Dieses Ansinnen ward einige Tage später in stärkeren, am 13. August aber in den stärksten Ausdrücken wiederholt. An eben diesem Tage schrieb Napoleon an Talleyrand, er sei entschlossen, Österreich anzugreifen und vor dem November in Wien zu sein, um dort den Russen entgegenzutreten, es wäre denn, daß die Wiener Regierung seiner Forderung, abzurüsten, genüge. In zwei Wochen müsse er darüber Sicherheit haben, sonst — dies solle der Minister dem österreichischen Gesandten mitteilen — werde der Kaiser Franz das Weihnachtsfest nicht in Wien feiern.*)

---

hersehen können, Ihre Situation wesentlich verändert ist . . . in diesem Falle, der mit Gottes Hilfe nicht eintreten wird, wünschen wir, daß Sie nach der Deblokierung der Geschwader von Rochefort und Ferrol lieber im Hafen von Cadix ankern".

*) In diesem Briefe heißt es u. a.: „Die Auseinandersetzung, die Herr von Larochefoucauld (der französische Gesandte am Wiener Hofe) in Wien hatte, und meine erste Note (vom 3.) haben die Frage in Fluß gebracht die Note, die ich Ihnen kürzlich schickte (vom 7.), hat dieselbe fortgesetzt, und diese, die ich Ihnen heute sende (vom 13.), wird sie zum Abschluß bringen Sie wissen, daß es zu meinen Grundsatzen gehört, denselben Weg einzuhalten, den die Dichter gehen, um zu einer dramatischen Lozung zu gelangen. Ungestüm führt nicht zum Ziel".

Die vierzehn Tage, welche dem wiener Kabinett am 13. August als Frist gesetzt worden waren, flossen dahin, aber Villeneuve erschien nicht im Kanal. Er hatte wirklich die erwarteten Hindernisse auf seinem Wege gefunden und sich ermächtigt geglaubt, nach Cadix zurückzugehen. Napoleon affektierte den höchsten Zorn über dieses Gebahren seines Admirals. In Wahrheit konnte es ihn nicht überraschen, sondern nur befriedigen. Gleich am Tage, nachdem Villeneuve's Meldung eingelaufen war, am 23. August, befahl er Talleyrand, das Kriegsmanifest gegen Österreich vorzubereiten. Der Grundton desselben sollte sein, daß Kaiser Franz seine Truppen just zu der Zeit nach Tirol und Italien geworfen habe, als die französischen Streitkräfte eingeschifft wurden, um England anzugreifen. Das war nun allerdings Lug und Trug, denn die österreichischen Rüstungen datierten schon seit Monaten und waren auch schon so lange von Napoleon beobachtet worden, während die Einschiffung der Boulogner Armee erst im August — die letzten Ordres datierten vom 20. bis 22. — verfügt wurde. Übrigens hatte er schon um die Mitte Juli mit Preußen darüber verhandelt, daß die Truppen Friedrich Wilhelms die seinigen in der Okkupation von Hannover ablösen sollten, was nur beweist, daß er schon damals den Marsch nach Osten kalkulierte. Ist man da nicht versucht zu meinen, Napoleon habe das ganze Manöver der Einschiffung nur ersonnen, um seiner Anklage gegen Österreich eine scheinbare Basis zu geben und in seinem Manifeste sagen zu können, die Wiener Politik habe ihn von seinem großen Unternehmen gegen England abgehalten und ihn gezwungen, sie dafür zu befehden? Am Abende des 27. August unterzeichnete der Kaiser die offiziellen Marschordres, welche die gesamte Armee nach Osten dirigierten. Schon drei Tage zuvor, am 24. hatte Marmont den geheimen Befehl erhalten, in Eilmärschen auf Mainz zu marschieren. Das Lager von Boulogne ward aufgehoben. Der Krieg auf dem Festlande hatte begonnen.

Man hat bis auf die jüngste Zeit herab nach den Mitteilungen des Generals Daru erzählt und geglaubt, Napo-

leon habe erſt nach dem Eintreffen der Villeneuveſchen Meldung den Gedanken des Kontinentalkrieges gefaßt und den Plan des Feldzugs wie in einer plötzlichen Inſpiration als Extempore in einem Zuge diktiert. Das gehört mit zur Legende. Jahrelang war der Kampf vorhergeſehen und die Art ſeiner Durchführung gewiß reiflich erwogen und feſtgeſtellt. Gleichwohl iſt Napoleons Vorausſicht und Berechnung auch in dieſem Falle ſtaunenswert. Denn er ſollte Recht behalten: der November 1805 hat ihn wirklich im Herzen Öſterreichs angetroffen und der Gegner in der That das Weihnachtsfeſt nicht in ſeiner Reſidenzſtadt gefeiert. Es hat wohl kaum jemals einen Mann gegeben, der ſeine Kräfte an denen der übrigen Welt mit ſo viel Präciſion zu meſſen verſtand. Man hat hierin etwas Dämoniſches zu erblicken gemeint. Doch nein, Napoleon bildete keine Ausnahme vom Menſchlichen. In ihm waren nur gewiſſe menſchliche Eigenſchaften zu einer ungewöhnlichen Potenz entwickelt, was ſeiner Perſönlichkeit etwas Überragendes, Gigantiſches verlieh. Er konnte noch ſehen, wo Anderen längſt der Blick ſich trübte, und was der Menge als ein Chaos dünkte, das ſtellte ſeinen Augen ſich in deutlicher Entwirrung dar. General Rapp erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten folgende bezeichnende Geſchichte: Eines Tages wollte Kardinal Feſch dem Kaiſer Vorſtellungen über ſeine Politik machen. Aber er hatte kaum ein paar Worte geſprochen, ſo führte ihn Napoleon ans Fenſter und fragte ihn: „Sehen Sie dieſen Stern?“ Es war am hellen Mittag. „Nein“, antwortete Jener. „Gut denn, ſo lange ich der Einzige bin, der ihn erblickt, werd' ich meinen Weg gehen und keinerlei Bemerkungen dulden.“ So zog er feſt und ſicher, meiſt unentdeckt und unbeirrt, ſeine Linien in die Zukunft.

Während die franzöſiſche Armee in möglichſter Stille und in Gewaltmärſchen, die ſelbſt unter Napoleons Führung bisher unerhört waren, an den Rhein zog, bereitete ſich auch Öſter-

reich zum Waffengange vor und trat am 3. September 1805 mit einer kriegerischen Erklärung gegen Frankreich auf. An diesem Tage bedeutete Minister Cobenzl dem französischen Gesandten, man sammle seine Kräfte, „um einen Zustand in Europa herstellen zu helfen, der den Verträgen entspreche, die Frankreich völkerrechtswidrig gebrochen habe.“ Am 8. September gingen die Truppen des Kaisers Franz über den Inn. Man sollte nun meinen, Österreich hätte die Stärke der Armee von Boulogne genau gekannt und erwogen, daß dieselbe den kürzesten Weg einschlagen und daher Deutschland der Hauptschauplatz des Krieges sein werde. Statt dessen hatte man in Wien, auch militärisch genommen, nur Italien vor allem im Auge. Noch im Juli war für die Führung der österreichischen Streitkräfte ein von Erzherzog Karl entworfener Kriegsplan angenommen worden, wonach man drei Armeeen (in Italien, in Tirol und am Inn) aufstellen und die Operationen mit der stärksten derselben, der italienischen, beginnen wollte. Diese, von Karl befehligt, sollte sich in der Lombardei festsetzen, während die deutsche, mit den Russen vereint, in Süddeutschland, die dritte unter Erzherzog Johann durch die Schweiz vorzugehen hätte. Im Besonderen beschloß man, so rasch als möglich durch Bayern bis über die Iller hinaus zu dringen, um den Krieg in fremdes Land zu tragen und sich der Truppen des franzosenfreundlichen Kurfürsten Max Joseph zu versichern, im übrigen aber keine Affaire zu wagen, ehe die Russen herangekommen waren, und sich in solchem Falle eher wieder hinter den Inn zurückzuziehen. Die Russen sollten einer Militärkonvention zufolge in drei verschiedenen Armeeen nach Österreich aufbrechen, und zwar in der Weise, daß die Tête der ersten in der Stärke von über 50 000 Mann am 16. Oktober den Inn erreichen konnte. So war an dem entscheidenden Punkte die Disposition der Kräfte schon durch deren Trennung eine ungenügende. „Österreich“ — sagt Erzherzog Johann, der an den Beratungen teil genommen, in seinen Denkwürdigkeiten — „rechnete auf die in Marsch befindlichen russischen Hilfstruppen, und wohl wissend,

bis wann dieſelben an dem Inn ſein konnten, beachtete es nicht dieſe Zeit, während welcher der raſtlos thätige Gegner mit ſeinen beweglichen, gut gerüſteten Streitkräften erſcheinen konnte.“ War dies ein Hauptfehler, ſo war es ein zweiter, daß nicht der Feldherr, welcher bereits wiederholt auf deutſchem Boden Siege über die Franzoſen errungen, die deutſche Armee kommandierte, ſondern daß Erzherzog Karl nach Italien ging, während dort Mack als Generalquartiermeiſter des Kaiſers die Operationen leiten ſollte. Der junge Erzherzog Ferdinand von Modena-Breisgau war dabei lediglich der Repräſentant Franz II. und hatte ſich den Anordnungen Macks unbedingt zu fügen. Napoleon kannte dieſen fahrigen, von Selbſtüberſchätzung ſtrotzenden Mann, der ſich in maßloſer Verblendung jedem Gegner überlegen glaubte und jetzt, ſeines organiſatoriſchen Geſchickes halber, das unbedingte Vertrauen ſeines Monarchen beſaß: er hatte ihn nach dem neapolitaniſchen Feldzuge von 1799 als Kriegsgefangenen zu Paris kennen gelernt und ſich über ihn zu Bourrienne geäußert: „Mack iſt einer der mittelmäßigſten Menſchen, die ich in meinem Leben geſehen habe. Voll Eigendünkel und voll Eitelkeit hält er ſich zu allem fähig. Es wäre zu wünſchen, daß er eines Tages gegen einen unſerer guten Generale geſchickt würde; er würde ſchöne Dinge ſehen. Er iſt übermütig, und das ſagt alles. Gewiß, es iſt einer der untauglichſten Menſchen, die es giebt. Und dazu kommt noch, daß er Unglück hat.“ Nun ſtand der Geringfügige dem Gewaltigen ſelbſt gegenüber.

Mack ging von der Vorausſetzung aus, die Franzoſen würden ein ſtarkes Heer an der Küſte des Kanals zurücklaſſen, um gegen eine Landung der Engländer geſchützt zu ſein, während eine andere Armee in Frankreich ſelbſt verbleiben müßte, um einer drohenden revolutionären Bewegung vorzubeugen; Napoleon würde daher in Deutſchland nicht ſtark auftreten und auch nicht vor Ankunft der Ruſſen auf dem Schauplatze er-

ſcheinen können.*) Auf dieſe Schlüſſe bauend eilte er mit raſch zuſammengeſcharten, halb kompletten, ſchlecht ausgerüſteten Truppen vorwärts, um vielleicht noch vor dem Aufmarſch des Feindes in Frankreich einfallen zu können. Er hatte nach Napoleons Beiſpiel beſchloſſen, die Armeeen durch Requiſitionen zu ernähren, was von vornherein eine ungeheure Verwirrung erzeugte, und wenn das Vorrücken über den Inn, hinter welchem Fluß man am beſten ſtehen geblieben wäre um die Ankunft der Ruſſen abzuwarten, in der Abſicht beſchloſſen worden war, die bayriſche Hilfe zu erwerben, ſo erwies ſich dies als Täuſchung. Kurfürſt Max Joſeph, der durch Verwandtſchaft an Rußland, durch ſein Intereſſe aber an Frankreich gebunden war, ließ ſich nach einigem Schwanken von dieſem gewinnen, zog ſeine Truppen vor den Öſterreichern zurück, ſchloß eine Allianz mit Napoleon ab und ward dann von den herbeikommenden Franzoſen aufgenommen. Damit war der Plan der Öſterreicher geſcheitert. Dennoch aber drängte Mack vorwärts, um die Illerlinie zu gewinnen und dieſelbe zu befeſtigen, da er annahm, der Feind würde durch den Schwarzwald avancieren. Als Erzherzog Ferdinand am 19. September den Oberbefehl übernahm, fand er das Gros ſeines an 60 000 Mann ſtarken Heeres zwiſchen dem Inn und München auf dem Marſche, während ihm ſichere Nachrichten meldeten, Napoleon ſei mit der ganzen Küſtenarmee, 150 000 Mann ſtark, von Boulogne abgegangen und könne am 10. Oktober an der Iller anlangen. Das war nun alles ganz anders, als Mack vorausgeſetzt hatte. Unter ſolchen Umſtänden durften die Öſterreicher nicht weiter vorgehen, ſonſt trennten ſie ſich noch mehr von den nachrückenden Alliierten und

*) Die Engländer planten in der That eine Landung in Quiberon und baten ſich den öſterreichiſchen General Radetzky als Generalſtabschef aus. Die unzutreffende Nachricht von einer Gährung in Frankreich gegen Napoleon war längſt durch ihre Agenten verbreitet worden Nach Radetzky's jüngſt veröffentlichten Memoiren ſoll dieſelbe Macks übereiltes Vordringen mit veranlaßt haben.

wurden in ihrer Vereinzelung überwältigt. Das erkannte der Erzherzog sehr wohl und ließ die Armee Halt machen. Mack jedoch erwirkte von Kaiser Franz, der für kurze Zeit bei den Truppen erschien, daß der Haltebefehl zurückgenommen wurde, und in der letzten Septemberwoche hatte er wirklich die Hauptmacht an der Iller vereinigt, um sich entweder auf Ulm, wenn der Feind von Stuttgart heranrückte, oder auf Memmingen zu stützen, wenn er von Straßburg durch den Schwarzwald kam. Daß die in Hannover und Holland stationierten Franzosen, wenn sie nur nach Süden marschierten, schon seine Rückzugslinie bedrohen mußten, kam ihm nicht in den Sinn.

Zur selben Zeit, als die Österreicher sich an der Iller sammelten, ging die Hauptmasse der Truppen Napoleons zwischen Kehl und Mannheim über den Rhein. Fast lautlos waren sie auch in den Nächten marschiert. Von ihren Bewegungen Nachricht zu geben, ward den Journalen strengstens verboten. Es waren fünf Kavalleriedivisionen, die Murat befehligte, und vier Armeekorps, die von Ney, Lannes, Soult und Davout kommandiert wurden. Zwei andere, unter Marmont und Bernadotte, kamen von Norden her nach Würzburg. Ein siebentes Korps unter Augereau bildete die Reserve im Elsaß. Süddeutsche Hilfstruppen vermehrten das Heer um 28 000 Mann. Im Ganzen standen Napoleon über 200 000 Krieger zu Gebote, eine glänzende Armee, die er sich nicht genug zu loben wußte. Die Korpsführer waren meist so jung wie er, Davout ein Jahr jünger, Marmont sogar erst einunddreißig Jahre alt, doch alle kriegserfahren und dem Manne, der sie führte, durchaus ergeben. Von der „Großen Armee" getrennt, sollte die „italienische" unter Massena's Kommando selbständig operieren. Kaum hatte der Kaiser durch den Feldtelegraphen und gute Spione erfahren, daß Mack auf Ulm marschiere, während die Russen noch bei weitem nicht den Inn erreicht haben, so beschloß er, sich links vom Schwarzwald vorbeizuziehen, die Donau unterhalb Ulm zu überschreiten, sich so zwischen die Österreicher und ihre Ver-

bündeten zu legen und Beide einzeln zu schlagen. Murat mit der Kavalleriereserve hatte durch Scheinanstalten im Schwarzwald die Täuschung Macks zu unterstützen, als kämen die Franzosen von daher, und so den Vormarsch der vier Korps am linken Ufer der Donau zu maskieren. Mit der größten Präcision ward das Manöver durchgeführt. Am 7. Oktober sind die Korps von Davoût, Soult, Lannes und Ney in einer Linie, die von Heidenheim bis Öttingen reicht, an der Donau angelangt, Bernadotte hat von Würzburg den geraden Weg durch das preußische Fürstentum Ansbach auf Ingolstadt genommen, Marmont steht westlich davon bei Neuburg. Zwei Tage später ist die Armee über den Strom gerückt und marschiert nun von Osten her gegen Ulm. Nur Bernadotte und Davoût bleiben zur Beobachtung der Russen, die übrigens noch nicht in Sicht sind, zurück. Auf daß der Feind nicht nach Tirol entwische, hat Soult mit seinem Korps Memmingen wegzunehmen.

Diese Bewegungen sind Mack nicht unbekannt geblieben. Durch den Doppelspion Schulmeister, der in den Napoleonskriegen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ward er davon in Kenntnis gesetzt. Anstatt nun aber anzunehmen, daß die französische Armee aus sei, ihn zu fangen, wiegte er sich in dem „kompletten Traume", wie er selbst später die verrückte Vorstellung nannte, Napoleon wäre auf dem Rückzuge nach Frankreich begriffen, wohin ihn die Revolutionsgefahr und die Besorgnis vor der Landung der Engländer abriefen.*) Die österreichischen

---

*) Die oft wiederholte Ansicht, Schulmeister habe Mack zu der Annahme vom Rückzug des Feindes nach Frankreich verführt, ist als falsch erwiesen. Die Unzufriedenheit der Franzosen mit Napoleon war in österreichischen Regierungskreisen eine fixe Idee von politischem Gewicht. (Cobenzl an Kutusow, 12. Oktober 1805, bei Angeli, Ulm und Austerlitz, Milit. Z. 1878. 302). Schulmeisters Berichte waren gut. Erst als ihn Mack nach Stuttgart sandte, „um über die Revolution der Franzosen gegen ihren Kaiser Erkundigungen einzuziehen", gab der schlaue Mann die österreichische Partei verloren und diente fortan dem Gegner allein.

Truppen, meinte er, könnten unter ſolchen Umſtänden nichts beſſeres thun als in Ulm konzentriert ſtehen bleiben und die vorbeieilenden Franzoſen in der Flanke beläſtigen und verfolgen. Napoleon verfolgen! ein Mack! und mit einer Armee, die ſeine Haſt das Wichtigſte entbehren ließ, die durch forcierte Hin- und Widermärſche faſt alle Reſiſtenzfähigkeit eingebüßt hatte, die nur geringfügige Reſerveartillerie mit ganz ungenügender Munition beſaß und von deren Regimentern einzelne durchgängig barfuß marſchierten und bloß über ihre Taſchenpatronen verfügten! Es half nichts, daß Erzherzog Ferdinand, welcher Not und Gefahr zu würdigen wußte, wider dieſen dünkelhaften Einfall ſprach, nichts, daß alle Untergenerale ſich dagegen verwahrten; Mack blieb hartnäckig dabei, die franzöſiſche Armee ſei auf dem Rückzug. Wie die Finger einer greifenden Hand krampften ſich unterdes die einzelnen napoleoniſchen Korps um den Feind, jede vorgeſchobene Abteilung desſelben auf Ulm zurückwerfend und ſchließlich die Stadt beſchießend und zur Übergabe auffordernd. Kaum daß es dem Erzherzog gelang, ſich auf eigene Fauſt mit zwei Bataillons und elf Eskadronen über Göppingen nach Nördlingen und weiter nach Böhmen durchzuſchlagen. Nun erſt erwachte Mack aus ſeinem Traume. Am 16. Oktober erklärte er ſich zu Unterhandlungen bereit, und am 17. waren dieſelben abſchloſſen. Wenn binnen einer Woche — lauteten die Bedingungen — kein Erſatz kommt, iſt die Armee von Ulm kriegsgefangen mit Ausnahme ihrer Offiziere, die auf Ehrenwort frei ausgehen; ein Thor wird den Franzoſen geöffnet, damit ſie eine Brigade in die Feſtung legen. Aber als ob es der Verwerflichkeit noch nicht genug wäre, ließ ſich Mack in einer Beſprechung mit Napoleon dahin bringen, daß die Kapitulation ſchon am 20. Oktober perfekt wurde. An dieſem Tage legten drei öſterreichiſche Korps, jetzt noch 23000 Mann, vor dem Feinde die Waffen nieder. „Die Schande, die uns erdrückt“ — ſchrieb der öſterreichiſche Hauptmann de l'Ort in ſein Journal — „der Kot, der uns bedeckt iſt unauslöſchbar. Während

die Bataillone die Waffen ſtrecken, unterhält ſich Napoleon in der einfachſten Kleidung in der Mitte ſeiner geſtickten Marſchälle mit Mack und mehreren unſerer Generale, die er, nachdem ſie defilierten, zu ſich berufen hat. Der Kaiſer in der Uniform eines gemeinen Soldaten, mit einem grauen, an den Ellbogen und an den Schößen verbrannten Mantel, einen eingedrückten Hut ohne Unterſcheidungszeichen auf dem Kopfe, die Arme auf dem Rücken gekreuzt und an einem Lagerfeuer ſich wärmend, ſprach mit Lebhaftigkeit und gab ſich ein gutmütiges Ausſehen.“ Er hatte einen faſt unblutigen Sieg errungen. „Ich habe meinen Zweck erreicht“, ſchrieb er Tags vorher an Joſephine, „ich habe die öſterreichiſche Armee durch bloße Märſche zerſtört“. In der That, außer dem Kienmayer'ſchen Korps, welches an den Inn marſchierte, außer den Verſtärkungen, die aus Tirol herangerückt waren und nun wieder dahin zurückwichen, und der kleinen Abteilung, mit welcher der Erzherzog entflohen war, hatte Öſterreich auf dieſem Schauplatz Alles verloren.*)

Natürlich wirkte die Kataſtrophe von Ulm auf die anderen Armeeteile zurück. Erzherzog Karl ſah ſich genötigt, ſeine feſte Stellung hinter der Etſch aufzugeben, um ſeine Truppen möglichſt intakt aus Italien wegzubringen. Ein glücklicher Schlag gegen Maſſena bei Caldiero, am 30. und 31. Oktober, geſtattete ihm, den Rückzug in aller Ordnung, wenn auch nicht ohne erhebliche Verluſte, auszuführen und ſich bei Marburg mit dem Erzherzog Johann, deſſen Verbleiben in Tirol ebenfalls unmöglich wurde, am 20. November zu vereinigen. So hatte das Schickſal Mack's den ganzen öſterreichiſchen Kriegsplan umgeworfen: aus der Offenſive ward Kaiſer Franz in die Defenſive gedrängt, und all

*) Mack hat ſich ſpäter zu rechtfertigen geſucht: das Verhalten des Erzherzogs, das ſeiner Generale, die Verletzung des ansbachiſchen Gebietes ſeitens der Franzoſen trügen die Schuld. Aber die Unterſuchung hat bald die Hinfälligkeit dieſer Ausflüchte und in ihm allein den Schuldigen erkannt. Er verlor Rang und Ehren und für zwei Jahre die Freiheit. Die Geſchichtsſchreibung hat dieſes verdammende Urteil voll beſtätigt.

seine Hoffnung beruhte zunächst nur noch auf den Russen, da Erzherzog Karl dreimal so weit von der Hauptstadt entfernt war als der Feind und sich seiner Subsistenz wegen der ungarischen Grenze nähern mußte. Es war ein hartes Schicksal, sich mit fremden Truppen verteidigen zu müssen. Und sehr innig war der Bund mit Rußland schon deshalb nicht, weil Alexander das Streben der Österreicher nach der Beherrschung Italiens im Grunde ebenso perhorrescierte wie es Paul I. verurteilt hatte Doch hielt jetzt die gemeinsame Gefahr die Alliierten noch aneinander fest.

Fast zur selben Zeit aber, als die Koalition gegen Frankreich auf dem Kontinent einen so harten Stoß erlitt, errang sie auf dem Meere einen ewig denkwürdigen Sieg. Villeneuve war seit August mit der vereinigten französisch-spanischen Flotte in Cadix stehen geblieben, unablässig von Napoleons Ungnade verfolgt. „Villeneuve", hatte dieser an den Marineminister geschrieben, nachdem er von Boulogne bereits aufgebrochen war, „ist ein Elender, den man mit Schande forttreiben sollte; ohne Kombinationsgabe, ohne Mut, ohne Interesse für das Allgemeine, würde er alles opfern, um nur seine Haut zu retten." Wir wissen, wie wenig echt dieser Zorn und wie froh der Kaiser innerlich war, von dem Landungsprojekt endlich losgekommen zu sein. Daß er einen Unschuldigen zum Sündenbock wählte, war seiner harten Seele gleichgiltig. Jetzt befahl er dem Admiral, den er doch hätte absetzen müssen, wenn dessen Schuld wirklich so groß gewesen wäre, aus Cadix auszufahren, zur Unterstützung Saint Cyr's nach Neapel zu steuern und auf dem Wege die Engländer in jedem Falle, wo er ihrer Schiffszahl überlegen war, anzugreifen. Eine Vorstellung Villeneuve's, daß sich seine Eskadre im schlechtesten Zustande befinde, daß namentlich die spanischen Schiffe zum großen Teile mit Matrosen bemannt seien, die nie ein Seemanöver mitgemacht hatten, und daß daher die Chancen im Gefecht die unglücklichsten wären, hatte keinen Erfolg. Er mußte auslaufen und sich alsbald zur Schlacht

bereiten, da Nelson seinen dreiunddreißig Linienschiffen nur siebenundzwanzig entgegenstellte. Freilich waren dies vortrefflich gerüstete Fahrzeuge, mit erfahrenen Leuten bemannt, die dem Kommando des genialsten Admirals der ersten seefahrenden Nation unterstanden. Der Ausgang war nicht zweifelhaft. Nelson änderte die hergebrachte Taktik des Angriffs, was Villeneuve zwar bemerkte, aber mit seinem schlechten Material nicht parieren konnte, und so ging die Seeschlacht beim Kap Trafalgar am 21. Oktober 1805 für Napoleon verloren. Von den französischen Schiffen gerieten achtzehn in die Hände des Feindes, elf flüchteten nach Cadix zurück, die anderen suchten das Weite, um schließlich ebenfalls gefangen zu werden. Mehr als siebentausend Franzosen waren in dem furchtbaren Kampfe gefallen, die Engländer hatten kaum das Drittel verloren, darunter aber freilich einen Mann, der mehr als eine Flotte aufwog: Nelson selbst. Villeneuve sollte ihm bald nachfolgen. Von der Wut seines Monarchen gepeinigt, der ihm seinen eigenen Irrtum nicht verzeihen konnte, gab er sich — aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt — den Tod. Wir hören, daß der Kaiser an den 21. Oktober nie erinnert sein wollte, und daß die Opfer dieses Kampfes bei ihm nur ein ungnädiges Gedächtnis fanden. Freilich war bei Trafalgar auch mehr entschieden worden als eine Schlacht. Das Geschick eines ganzen Weltteils hing davon ab, daß die Engländer nunmehr endgiltig ihre unbedingte Herrschaft zur See behaupteten und von einem direkten Angriff auf ihr Land kaum noch die Rede sein konnte.

Dadurch war der Erfolg von Ulm getrübt. Es bedurfte neuer Siege, um den Glanz des Empire wieder herzustellen. Napoleon, der noch nichts von der Niederlage seiner Flotte wußte, zog jetzt eilig den Russen nach, die zwar am Inn angekommen waren, sich hier mit dem Kienmayer'schen Korps vereinigt, bei der Nachricht vom Schicksale Mack's aber sofort den Rückzug angetreten hatten. Er hoffte, der Feind werde sich ihm an der Traun oder an der Enns stellen; hier wollte er ihn schlagen,

dann im Triumph auf die Hauptstadt losgehen und dort den Frieden diktieren. Kutusow jedoch, der Führer der Russen, den Kaiser Franz zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, trachtete in erster Linie danach, sich auf die heranrückende zweite russische Armee unter Buxhoewden zurückzuziehen; er ließ sich nicht erreichen und wich schließlich über die Brücke bei Krems auf das linke Donauufer aus, um von hier nordöstlich über Znaim nach Brünn zu gehen. Murat war mit der Kavallerie dem Gegner am nächsten geblieben, von seinem Schwager unablässig zur Eile getrieben. Daß er nun dem Feinde nicht aufs andere Ufer folgte, sondern nach Wien weitereilte, zog ihm bittere Vorwürfe zu. Vom Stifte Melk aus schrieb ihm Napoleon am 11. November: „Sie haben die Ordre empfangen, den Russen auf der Ferse zu bleiben. Ich suche mir vergebens, Ihr Verhalten zu erklären. Sie haben mich um zwei Tage gebracht und nur an den Ruhm gedacht, in Wien einzuziehen. Aber es gibt keinen Ruhm, wo es keine Gefahr gibt.“ Der Kaiser sah zugleich eine jenseits des Stromes ungedeckt marschierende Division unter Mortier gefährdet, die in der That noch am selben Tage bei Dürrnstein von den Russen nahezu aufgerieben wurde. Daß zur gleichen Zeit ein österreichisches Korps unter Merveldt, welches sich bei Steyer von Kutusow getrennt hatte, um die Alpeneingänge zu decken, von Davoust in der Nähe von Leoben getroffen und in einem fluchtartigen Rückzuge nach Graz gejagt wurde, war kein Ersatz.

Aber Napoleon wußte die neue Situtation dennoch zu nützen. War Murat nun einmal im Marsch auf Wien, dann sollte er sich dort des Flußüberganges versichern und, von zwei Armeekorps gefolgt, nordwestlich nach Znaim rücken, um Kutusow so den Weg nach Mähren zu versperren. Da Eile Not that, war viel daran gelegen, zu verhindern, daß die Wiener die Taborbrücke abbrachen. Dieser Aufgabe zeigte sich Murat durchaus gewachsen. Am 13. rückte er in die Stadt ein und marschierte alsbald durch dieselbe nach der Brücke, die in drei Absätzen die Arme des Stromes

überspannte. Die Garnison war unter dem Kommando eines Fürsten Auersperg aufs andere Ufer gezogen. Sie hatte die Weisung, beim ersten Herannahen der Franzosen die mit Brandstoff belegten Joche sofort in Flammen zu setzen. Nun wußte aber Murat dem Befehlshaber vorzuspiegeln, es seien Waffenstillstandsunterhandlungen zum Abschluß gelangt und der Friede in nächster Aussicht, und Auersperg und seine Offiziere, Kienmayer ausgenommen, glaubten den Versicherungen des Feindes umsomehr, als General Bertrand sein Ehrenwort dafür in die Schanze schlug. Die Brücke wurde nicht abgebrannt, die Franzosen überschritten sie, und nur mit Mühe rettete der österreichische General für seine Truppen die Möglichkeit, auf der Brünner Straße fortzumarschieren.

Die Angaben Murats waren blos eine Kriegslist gewesen. Zwar hatte Kaiser Franz am 3. November Unterhandlungen eröffnet; dieselben waren aber an den Forderungen Napoleons: Abtretung Venetiens, Tirols und Vorderösterreichs gescheitert, und die Hoffnung der Österreicher beruhte wieder nur darauf, daß Kutusow seine Vereinigung mit der zweiten Kolonne bewerkstelligen und dann durch einen entscheidenden Schlag den Feind zum Nachgeben zwingen möchte.

Für Napoleon dagegen kam Alles darauf an, den Russen, dem eine französische Heeresabteilung folgte, indes Murat mit den Korps von Davoût und Lannes gegen seine rechte Flanke operierte, zwischen zwei Feuer zu bringen. Das schien gelingen zu sollen und man glaubte, vor der Entscheidung zu stehen. Kutusow, der seine Lage deutlich erkannt hatte, war in Gewaltmärschen weitergegangen, aber infolgedessen bedurften seine Truppen notwendig ein paar Ruhetage. Er hatte allerdings vor den nachrückenden Franzosen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, dagegen stand vom Süden her die Gefahr in unmittelbarer Nähe. Diese mußte beschworen werden. Er sendete seinen Unterfeldherrn Bagration mit einigen tausend Mann auf die Straße, welche Murat heranzog, um ihn

aufzuhalten und ſo die Raſt und den Weitermarſch der Hauptarmee zu decken. Nördlich von Hollabrunn traf Murat, der momentan nur einen Teil des Lannes'ſchen Korps bei ſich hatte, auf den Gegner, glaubte die feindliche Hauptmacht vor ſich zu ſehen und wollte nicht angreifen, ohne ſich verſtärkt zu haben. Um die hierzu nötige Zeit zu gewinnen, ſchlug er zum Schein einen Waffenſtillſtand vor, auf welchen Antrag Kutuſow, dem nichts gelegener kam, nach abſichtlichem Zögern einging. Es ward in der That ein Dokument verfaßt, in welchem ſich der Ruſſe — ebenſo zum Scheine — verpflichtete, aus Öſterreich abzumarſchieren, ſobald Napoleon den Vertrag ratifiziert haben würde. Der Ruſſe hatte ſeine Raſttage gewonnen. Als Napoleon dann in Schönbrunn die Sache erfuhr, war er außer ſich über die gelungene Liſt des Feindes, der jetzt unter Zurücklaſſung Bagrations bereits nach Norden entkommen war, um ſich bei Porlitz vor Brünn mit der wiener Garniſon und bei Wiſchau mit der zweiten ruſſiſchen Armee zu vereinigen. Was half es nun, daß Bagration von Murat am 16. November mit großer Übermacht beſiegt und zum Rückzuge gezwungen ward? Nein, der Name Hollabrunn ſollte nicht auf dem Pariſer Arc de triomphe ſtehen.

Napoleon hatte ſeine Aufgabe nicht gelöſt. Kutuſow war entwiſcht und konnte jetzt unter den Kanonen von Olmütz Verſtärkungen abwarten, die General Eſſen ſchon ziemlich nahe herangebracht hatte, während eine Abteilung von 45 000 Mann unter General Bennigſen auf Breslau im Anmarſch war. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand ein Korps geſammelt, welches gleichſam den rechten Flügel der ruſſiſch-öſterreichiſchen Aufſtellung bildete. Erzherzog Karl marſchierte auf Marburg mit der Abſicht, über Körmend und Raab nach Wien zu gelangen. Außerdem hatte ſich auch die politiſche Stellung der Verbündeten weſentlich gebeſſert. Preußen ſchien endlich doch noch gewonnen. Der rückſichtsloſe Durchzug der Franzoſen durch das ansbacher Gebiet hatte plötzlich die Geſinnung Friedrich Wilhelm III. geändert. Man

hatte seine Neutralität verletzt und ihn selbst in dem Meisterwerke seiner Politik — dafür hielt er sie — gekränkt. Er gab jetzt dem Andringen Rußlands, welches für seine Truppen Passage begehrte, nach und ließ sich vom Kaiser Alexander, der Ende Oktober nach Berlin kam, zwar nicht zur augenblicklichen Teilnahme am Kriege — davon hielt ihn Hardenberg zurück — wohl aber zu einem Abkommen bereden. Darin ward Preußen die Aufgabe, von Napoleon die Freiheit Neapels, Hollands, der Schweiz, die Trennung der italienischen von der französischen Krone, die Entschädigung des Königs von Sardinien, kurz die Einschränkung des französischen Expansivsystems zu fordern und im Falle der Ablehnung mit 180 000 Mann der Koalition beizutreten (3. November 1805). Graf Haugwitz wurde zu Napoleon geschickt, um die Sache anzubringen. Bis Mitte Dezember konnte sie entschieden sein und die kriegsgerüstete preußische Armee einschreiten. Für die kämpfenden Russen hatte dieser Vertrag den großen Vorteil, daß sie sich, in Mähren geschlagen, nach Schlesien ziehen und dort von etwa 50 000 Mann aufgenommen werden konnten.

Man sieht, die Lage Napoleons war nicht günstig. Er hatte in Wien den Frieden zu diktieren gehofft und nun seine Operationslinie weit über seine Absicht verlängern und, um seine Flanken zu decken, viel von seinen Truppen detachieren müssen. Ney war nach Tirol, Marmont nach Steiermark, Davoat an die ungarische Grenze, Bernadotte gegen Böhmen marschiert, und nur die Korps von Murat, Lannes und Soult standen zu seiner momentanen Verfügung. In dieser Situation, die er voll würdigte, erfuhr er von der Schwenkung Preußens und von der verlorenen Schlacht bei Trafalgar und mußte nun ernstlich darauf bedacht sein, durch Teilung der feindlichen Kräfte sich Erleichterung zu verschaffen. Trotz der Weigerung Franz II., Frieden unter den früher erwähnten Bedingungen zu schließen, hatte er doch nicht alle Beziehungen zu dem feindlichen Hauptquartier abgebrochen, nach der Einnahme Wiens sich sogar

neuerdings an den Kaiser von Österreich gewandet, und jetzt mit dem Erfolge, daß der österreichische Diplomat Stadion sich mit dem General Gyulai in sein Hauptquartier nach Brünn begab, um dort einen Vertrag zu bereden. Sie hatten die Aufgabe mit dem preußischen Unterhändler Haugwitz, der jetzt mit beabsichtigter Langsamkeit herankam, zusammen zu wirken. Da ist es nun vom höchsten Interesse zu sehen, wie Napoleon diese Kooperation zu stören weiß. Er sendet zuerst die österreichischen Abgesandten zu Talleyrand nach Wien, unter dem Vorgeben, er selbst werde dahin kommen; unterdes läßt er Haugwitz in Iglau aufhalten; und zur selben Zeit schickt er seinen Generaladjutanten Savary zu Alexander I., der bei seiner Armee angelangt war, um Waffenstillstand und eine Unterredung zu verlangen, in welcher er — wie er dem Adjutanten des Zaren andeutete — Rußland die Türkei preisgeben wollte. Ging Alexander darauf ein und machte er Frieden, dann konnte Österreich aufs Äußerste bedrückt werden, wenn nicht, dann mußte man allerdings mit dieser Macht auf neuer Basis unterhandeln. Das Letztere geschah. Der Zar blieb fest, und am 30. November erklärte Napoleon in einem Schreiben an Talleyrand, er solle von Österreich nicht mehr ganz Venetien und Tirol, sondern nur die Kreise von Legnano und Verona für das Königreich Italien, Augsburg, Eichstädt, den Breisgau und die Ortenau für die süddeutschen Alliierten fordern. Aber auch Stadion blieb fest; wenigstens wollte er nicht ohne Haugwitz' Mitwirkung unterhandeln. Dieser hinwieder, dem von seinem Könige der mündliche Auftrag geworden war, unter allen Umständen den Frieden zu bewahren, und der in Brünn die Vorbereitungen zu einem Zusammenstoß bemerkt hatte, wollte offenbar erst dessen Ausfall kennen und ging nicht aus sich heraus.

Aber während so Napoleon vergeblich nach einer Verbesserung seiner Lage trachtete, half ihm der Feind selbst aus der Verlegenheit. Er hatte es mit seinen eingeschränkten Kräften nicht gewagt, den Russen über Brünn hinaus zu folgen und sie in ihrer

ſicheren, durch einen feſten Platz gedeckten Poſition anzugreifen. Aber die Ruſſen thaten, worauf er nimmer gehofft hätte: ſie kamen zu ihm. Zu ihrem Unheil hatte ſich der Zar an die Spitze des Heeres geſtellt. Der junge Fürſt brannte vor Ehrgeiz und drängte nach dem Ruhme, einen Bonaparte im Felde beſiegt zu haben. Er wünſchte die Offenſive zu ergreifen, während doch das einzig Richtige darin lag, die Defenſive ſo lange zu behaupten bis die Verſtärkungen herankamen, die Erzherzöge näher rückten, Preußen in Aktion trat. Es fehlte zwar nicht an abmahnenden Stimmen im Hauptquartier der Verbündeten, aber doch auch wieder nicht an ſolchen, die zurieten. Kutuſow war für weiteres Zaudern, aber doch zu viel Hofmann, um dem Wunſche ſeines Herrn entſchieden entgegenzutreten; froh, die Verantwortung los zu ſein, fügte er ſich. Unter Denen, die Alexanders Abſicht unterſtützten, war insbeſondere der als Generalſtabschef ihm zugeteilte öſterreichiſche Oberſt Weyrother, ein zweiter Mack an Ehrſucht und Verblendung. Seine Meinung war, gegen den Feind vorzugehen, deſſen rechte Flanke zu gewinnen und ihm die Verbindung mit Wien abzuſchneiden. Das hätte vielleicht ſpäter, wenn Erzherzog Karl in der Nähe ſtand, von Erfolg ſein können. Jetzt war es zum Mindeſten verfrüht. Weyrother aber drang auf Entſcheidung und entwarf im heimlichen Verſtändnis mit Alexander — Kaiſer Franz, der ſich auch beim Heere befand, erfuhr nichts davon — einen Plan zur Schlacht.

Auf der andern Seite konnte Napoleon kein wichtigeres Intereſſe haben als die Verbündeten möglichſt bald zu ſchlagen, ehe die ruſſiſchen Verſtärkungen ankamen, ehe Erzherzog Karl weiter nach Norden rückte und Preußen ſich, wie nun auch er befürchtete, zur That entſchloß.*) Mit um ſo größerem Staunen vernahm er, daß der Feind ſeinen Wünſchen entgegenkam. Als er

*) „Bonaparte's Intereſſe erheiſchte, keine Zeit zu verlieren, das unſrige, Zeit zu gewinnen. Er hatte alle Gründe, eine Entſcheidungsſchlacht zu wagen, wir, eine ſolche zu vermeiden. Ew. Majeſtät wird ſich erinnern, daß ich damals in dieſem Sinne wiederholt Vorſtellungen machte, und ſie auch

am 27. November durch einen Deſerteur von deſſen Vormarſch hörte, wollte er vorerſt gar nicht daran glauben. „Berthier“ — erzählt Ségur in ſeinen Memoiren — „hielt dies für ſo unwahrſcheinlich, daß er den Boten feſtzunehmen befahl, bis eine Ordonnanz von Soult die Nachricht beſtätigte.“ Nun ließ Napoleon mit beabſichtigter Eilfertigkeit ſeine Avantgarde vor den Ruſſen ſich zurückziehen, um dieſe noch ſicherer zu machen, und nahm zwiſchen Brünn und Auſterlitz zu Seiten der Straße und ſüdlich bis Sokolnitz und Telnitz ſeine Aufſtellung. Dann zog er raſch alle erreichbaren Truppen an ſich; Davoat und Bernadotte wurden herzu kommandiert, und der Letztere ſtand ſchon am 1. Dezember bei dem Kloſter Raigern.*) Dann entwarf auch er den Plan zur Schlacht. Die Bewegung des Feindes gegen ſeinen rechten Flügel war ihm nicht lange verborgen geblieben; auf ſie baute er ſein Kampfprojekt. Keine gewöhnliche Schlacht (bataille ordinaire) wollte er gewinnen, wie er ſeinen Generalen ſagte, ſondern eine entſcheidende Aktion ſollte es werden, die dem Gegner nicht geſtattete ſich zurückzuziehen und aufs neue zu ſammeln; denn jeder geordnete kampffähige Rückzug der Ruſſen konnte ihm, da er ſeine Situation nicht beſſerte, verderblich werden. Er wird deshalb nicht die geſicherte Poſition auf dem Plateau von Pratzen einnehmen, die ſich ihm darbietet, ſondern dieſelbe dem Feinde überlaſſen, wird ſogar ſeinen rechten Flügel provocierend vorſchieben und die Flanke desſelben exponieren, damit Alexander in ſeiner Abſicht, denſelben zu umgehen, beſtärkt und bewogen werde, weit auszugreifen und dementſprechend ſein Zentrum zu ſchwächen; dann wird er dieſes dünne

---

jedem mitteilte, der mich hören wollte. Man mußte den Feind durch kleine Kämpfe ermüden, das Gros der Armee außer ſeinem Bereiche halten, Ungarn gewinnen und ſich mit dem Erzherzog in Verbindung ſetzen“. (Czartoryski an K. Alexander im April 1806.)

*) „Wenn Sie eine Schlacht liefern wollen“ — äußerte der Kaiſer einmal um dieſe Zeit — „dann ſammeln Sie alle ihre Kräfte; vernachläſſigen Sie nicht eine einzige; ein einziges Bataillon entſcheidet manchmal den Tag“.

Zentrum durchbrechen und den Kampf damit entscheiden. Mit unendlicher Befriedigung sieht er wirklich schon am 1. Dezember die Russen zu dem Umgehungsmanöver Anstalten treffen. „Das ist ein jämmerliches Vorgehen!“ ruft er vor Freuden zitternd und in die Hände klatschend seiner Umgebung zu. „Sie gehen in die Falle! Sie liefern sich aus! Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ Und in der That, am 2. Dezember 1805 sah noch die „Sonne von Austerlitz“ die Vernichtung des alliierten Heeres. Der Vorstoß gegen dessen Zentrum, welches man von aller Kavallerie entblößt hatte, war von Soult mit großer Kraft unternommen worden und vollständig gelungen. Die feindliche Linie war zerrissen, der linke Flügel ganz abgetrennt und in Deroute, der rechte auf Austerlitz zurückgeworfen. Die Russen hatten an 20 000, das österreichische Korps unter Liechtenstein an 6000 Mann eingebüßt. Jene, von ihrer Rückzugslinie nach Olmütz abgeschnitten, aller Artillerie, Munition und Bagage verlustig, bewegten sich regellos auf der Straße nach Göding und Holitsch. „Es gab weder Regimenter noch Armeekorps mehr beim Heere der Verbündeten“, berichtet Czartoryski, „sondern nur noch Horden, die ohne Ordnung marodierend davongingen. Auf dem Wege nach Holitsch hörte man in den Dörfern nur wüstes Schreien der Leute, die im Weine ihr Mißgeschick zu vergessen suchten.“

Eine der glänzendsten Schlachten war für Frankreich gewonnen.*) „Soldaten!“ — wandte sich der Sieger an seine Truppen

*) Militärische Schriftsteller datieren seit Austerlitz eine neue Epoche in der Geschichte der Schlachtenkämpfe. Jomini sagte, die großen Feldschlachten unserer Tage schrieben sich von 1805 her, und ein neuerer Erzähler der Napoleonskriege führt den Gedanken folgendermaßen aus: „In dieser ersten napoleonischen Schlacht erkennt man sogleich alle jene Merkmale, welche die neueren Schlachten von denjenigen des friedericianischen Zeitabschnittes unterscheiden. In den Letzteren wurde die gesamte Armee einheitlich in Bewegung gesetzt, sie konnte und mußte während des ganzen Verlaufes der Schlacht manöverierfähig in der Hand des Führers bleiben. Wurde ihr festes Gefuge an einer Stelle gebrochen, so war sie geschlagen. In der neueren Schlacht

— „ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von Eurer Unerschrockenheit erwartete, und habt Eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geschmückt. Als das französische Volk mir die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, da vertraute ich auf Euch, damit derselben für immerdar die Glorie erhalten bleibe, die ihr in meinen Augen einzig Wert verleiht. Wenn hier alles, was unseres Vaterlandes Glück und Wohlfahrt heischt, erreicht sein wird, will ich Euch nach Frankreich zurückführen. Dort sollt ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein. Mein Volk wird Euch mit tausend Freuden wiedersehen, und falls nur Einer von Euch sagt: „Ich bin bei Austerlitz dabei gewesen", wird Jeder sofort erwidern: „Hier steht ein tapferer Mann".

Napoleon hatte Recht. Der Sieg vom 2. Dezember war kein „gewöhnlicher", er bedeutete den Frieden. Wir sahen, wie er kurz zuvor seiner gefährlichen Position entsprechend, die Friedensbedingungen herabgemindert hatte: jetzt war die Lage der Dinge gänzlich verändert. Am 3. Dezember schon schreibt er an Talleyrand nach Wien: „Alle Unterhandlungen sind null und nichtig, da sie offenbar nur eine Kriegslist waren, um mich einzuschläfern. Sagen Sie Herrn von Stadion, daß ich mich durch diese List nicht habe täuschen lassen und daß jetzt, wo die Schlacht verloren ging, auch die Bedingungen nicht mehr dieselben sein können."

Im Hauptquartier der Alliierten einigte man sich dahin, daß Kaiser Franz vom Sieger eine Unterredung begehren und Waffenstillstand fordern solle. Dem Ansinnen wurde willfahrt, und am 4. Dezember fand bei Nasiedlowitz, auf der Straße

---

kann das Zentrum durchbrochen werden, während die umfassenden Flügel den Sieg erringen, kann ein Flügel vernichtet werden, während der andere den Feind erdrückt, ja, in einer gut geleiteten Schlacht wird man immer auf einem Teile des Schlachtfeldes dem Gegner einen solchen Erfolg einräumen, um dafür auf dem zur Entscheidung gewählten Punkte mit Übermacht auftreten zu können." (York I. 241.)

zwiſchen Auſterlitz, wo Napoleon reſidierte, und Holitſch, wohin ſich die verbündeten Monarchen zurückgezogen hatten, die Beſprechung wirklich ſtatt. Viel Unrichtiges iſt über dieſelbe verbreitet worden. Der Franzoſenkaiſer benahm ſich durchaus nicht, wie erzählt ward, brüsk und unhöflich, ſondern ſehr artig und zuvorkommend. Er war bereit, die verlangte Waffenruhe zu bewilligen, wenn die Ruſſen ſofort in ihre Heimat zurückkehren wollten. Auch über den Frieden ſprach man. Wollte auch Rußland jetzt gleich denſelben mit abſchließen — allerdings unter der Bedingung, daß es den Engländern ſein Gebiet verſperrte — ſo ſollte Öſterreich jede Landabtretung erlaſſen werden, wenn nicht, ſo würde ein Separatabkommen der Donaumacht den Verluſt Venedigs an das Königreich Italien und Tirols an Bayern auferlegen. Die letztere Bedingung — bezüglich Tirols — ließ Napoleon auf Franzens Andringen fallen. Von der Entrevue heimgekehrt, verſtändigte der Kaiſer von Öſterreich alsbald ſeinen Verbündeten von den Forderungen des Siegers, aber auch davon, daß er breit ſei, weiter zu kämpfen, wenn ihm Rußland zur Seite bleiben wolle. Dazu jedoch war Alexander durchaus nicht zu bewegen. So leichtſinnig er die Gefahr herausgefordert hatte, ſo wenig war er danach geartet, ſie in ihren Folgen zu beſtehen. Aber auch auf den Frieden unter der angegebenen Bedingung wollte er nicht eingehen, da die engliſche Zufuhr für Rußland eine Lebensfrage bedeutete. So blieb denn nur noch übrig, daß er die Trümmer ſeiner Armee in Sicherheit brachte. Er ließ dem Kaiſer Franz antworten, er ſolle nicht mehr auf ihn rechnen, und reiſte am 6. Dezember ab. Am ſelben Tage wurde der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und Öſterreich unterzeichnet.*)

*) Noch in neueſten Darſtellungen findet man die Angabe, Öſterreich habe ſich alsbald nach der Schlacht von Rußland getrennt, während doch der Zar es war, der ſeinen Alliierten im Stiche ließ. Dies bezeugen ſelbſt Quellen, die aus dem ruſſiſchen Lager ſtammen, wie J. de Maiſtre und Czartoryski. Dem dreiſten Vorwurfe, den die Ruſſen ſpäter ganz offiziell gegen

In den Unterhandlungen über den Frieden hatte Österreich jetzt außer seinen eigenen Kräften nur noch den guten Willen Preußens in Rechnung zu bringen. Aber auch dieser sollte ihm entgehen. Vorsorglich hatte Napoleon in den Vertrag über den Waffenstillstand die Bedingung aufgenommen, daß während desselben fremde Truppen den österreichischen Boden nicht betreten durften, und dann sofort die Unterhandlungen mit Haugwitz allein aufgenommen. Wenn Dieser nun seiner geheimen Instruktion, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, treu bleiben wollte, so konnte von dem Ultimatum, das er zu überreichen hatte, nicht weiter die Rede sein. Andererseits ließ jetzt Napoleon die Neutralität Preußens gar nicht mehr gelten, sondern forderte ein enges Schutz- und Trutzbündnis mit dieser Macht, demzufolge Friedrich Wilhelm das rechtsrheinische Cleve, die Festung Wesel und das Fürstentum Neufchâtel an Frankreich, die Markgrafschaft Ansbach an Bayern abtreten, das okkupierte Hannover behalten, dessen Küsten den Engländern verschließen und das neue „Königreich" Bayern in dem Umfange anerkennen sollte, den es durch österreichische Abtretungen erreichen würde. Das unterschrieb Haugwitz am 15. Dezember 1805, und damit hatte Österreich auch den preußischen Rückhalt verloren. Nun war es isoliert dem Willen des Siegers preisgegeben.

Da war es nun die Frage: ob Napoleon selbst jetzt den Frieden herbeiführen oder ob er, die Gunst der Verhältnisse nützend, Österreich weiter noch bekriegen, weiter noch besiegen und dessen Macht für immer lahmlegen wollte. In seiner militärischen Umgebung fanden sich Stimmen genug — namentlich die des eigennützigen Murat — welche der zweiten Ansicht das Wort redeten. Talleyrand dagegen war durchaus anderer Meinung. Der gewinn-

die Österreicher erhoben, sie hätten sich bei Austerlitz nicht gut geschlagen, ist Napoleon im Moniteur mit beißender Ironie entgegengetreten „Die das Schlachtfeld gesehen haben" — hieß es darin — „werden bezeugen, daß es dort, wo der Hauptstoß stattfand, mit Österreichern bedeckt war, während anderorten nur russische Tornister lagen.

gierige Mann, dem bei einem Übereinkommen reicher Geldertrag sicher war, wußte den Kaiser zur Beendigung des Krieges zu überreden, den er übrigens selbst widerraten hatte. „Sie erniedrigen sich“ — so sprach er zu Napoleon — „wenn Sie nicht anders denken als Ihre Generale. Sie sind zu groß, um nur Soldat zu sein.“ Das verfing. Napoleon erklärte sich bereit Frieden zu schließen, und die Unterhandlungen nahmen ihren Fortgang. Nur von milden Bedingungen wollte er nun nichts mehr wissen. Als Fürst Johann Liechtenstein, der neue Unterhändler des Kaisers von Österreich, in Brünn eintraf, verlangte Jener nicht mehr bloß das italienische Gebiet von Venedig, sondern Venedig in derselben Ausdehnung, wie es 1797 an Österreich gekommen war, d. h. samt Istrien und Dalmatien. Bald nachher schlug er das Versprechen in den Wind, welches er Franz II. auf der Austerlitzer Landstraße gegeben hatte, und begehrte Tirol für Bayern. Kurz darauf heischte er auch das Innviertel und Österreichs Zustimmung zur Vertreibung des Königshauses von Neapel. Vor der großen Schlacht hätte er sich mit 5 Millionen Gulden Kriegsentschädigung begnügt, jetzt forderte er 50 Millionen Franken, von denen er sich nur mit Mühe zehn Millionen abmarkten ließ. „Jede Stunde“, schreibt Liechtenstein aus Preßburg, wo er seit dem 20. Dezember mit Talleyrand unterhandelte, „bringt neue Forderungen“. Bei Kaiser Franz in Holitsch herrschten Verwirrung und Kleinmut. In der Verzweiflung dachte man sogar daran, nochmals die Waffen zu ergreifen.*) Aber Erz-

*) Napoleon hat später im Gespräche mit dem bayrischen Minister Montgelas erklärt, „daß seine Armee, durch ihre Siege geschwächt, sich zwischen der Festung Olmütz, deren Belagerung zur Winterszeit und bei der Nähe der feindlichen Truppen kaum zu unternehmen war, und der volkreichen, übelgesinnten, schwer zu beherrschenden Hauptstadt Wien in einer sehr unvorteilhaften Lage befand, daß sohin deren Stellungen unsicher und schlecht unterstützt erschienen, umsomehr als Rußland, noch immer feindlich gesinnt, seine Streitkräfte jeden Augenblick wieder vorrücken lassen konnte, daß endlich auch Preußen zwar einen Vertrag unterzeichnet aber noch nicht ratifiziert hatte und durch seine Verbindung mit den beiden Kaisern die

Herzog Karl, der sogleich nach Ulm der Meinung gewesen war, daß Österreich nur noch mit der Feder Erfolge erringen könne, riet auf's Dringendste davon ab, und Franz fiel ihm bei. Minister Cobenzl, den die öffentliche Meinung als das Hindernis der Verständigung bezeichnete, mußte demissionieren, und Graf Stadion trat an seine Stelle. Bald darauf ward am 26. Dezember in Preßburg der Friede unterzeichnet.*) Ehe derselbe ratifiziert wurde, sollte Erzherzog Karl in einer persönlichen Begegnung mit Napoleon mäßigere Bedingungen erwirken. Die Entrevue fand statt, aber sie ergab kein Resultat, und am Neujahrstage 1806 setzte Österreichs Monarch seinen Namen unter einen der drückendsten Verträge, die diese Macht je geschlossen. Kaiser Franz gab heraus, was er im Frieden von Campo Formio als venezianisches Staatsland mit allen Dependenzen erhalten hatte: Venedig, Istrien Dalmatien und Cattaro wurden mit dem Königreich Italien vereinigt. Nur widerwillig hatte ihm Napoleon Triest übrig gelassen, welches er, wie Joseph wissen wollte, sich als Stützpunkt einer neuen Unternehmung gegen Ägypten und Indien dachte. Österreich stimmte all den Veränderungen und Anstalten jetzt in Piemont, Genua, Parma, Lucca und Piombino zu, es erkannte die Kurfürsten

---

größten Verlegenheiten hätte bereiten können, so daß man bei richtiger Erwägung der Verhältnisse sich habe Glück wünschen müssen, daß der Wiener Hof so wenig beharrlichen Widerstand geleistet und so begierig nach Beendigung des Krieges getrachtet habe". (Montgelas, Denkwürdigkeiten (1887) S. 124.) Daß es damals wirklich in Wien gährte, berichtet auch Radetzky in seinen Erinnerungen.

*) Wenn in den neuesten österreichischen Geschichtswerken der 27. Dezember als Vertragsdatum genannt wird, so ist dies schlechtweg unbegreiflich. Zur Charakteristik Napoleons diene folgende Stelle aus seinem Briefe vom 25. Dezember 1805 an Talleyrand, in welchem der Minister angewiesen wird, am folgenden Tage zu unterzeichnen. „Ist dies nicht möglich, so warten Sie und unterzeichnen erst am Neujahrstage. Denn ich habe meine Vorurteile und möchte gerne, daß der Friede von der Erneuerung des gregorianischen Kalenders datiere, von dem ich hoffe, daß er mir ebensoviel Glück bringen wird wie der bisherige".

von Bayern und Würtemberg als Könige an und überließ dem Ersten Tirol mit Vorarlberg, Brixen und Trient, Passau und Eichstädt, Burgau und Lindau und kleinere Grafschaften und Besitzungen, dem Zweiten fünf Donaustädte mit ihren Gebieten, die Grafschaften Hohenberg und Nellenburg und einen Teil des Breisgaues. An Baden kam ein anderer Teil des Breisgaues, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Mainau. Der König von Bayern sollte Würzburg an den Kurfürst-Erzherzog von Salzburg abtreten, der dieses Gebiet an Österreich weiter zu geben hatte.

So war die Donaumacht aus Italien und Deutschland hinausgedrängt, während sich Frankreichs Machtgebiet im Süden bis an die Länder des Balkangebietes erstreckte; sie verlor über 1100 Quadratmeilen Gebietes, über dritthalb Millionen Seelen, an 14 Millionen Gulden jährlicher Einnahmen Und für diesen ungeheueren Verlust empfing sie so gut wie keine Entschädigung. In diesem Punkte war nun allerdings Talleyrand nicht eines Sinnes mit seinem Herrn gewesen. Er hatte der Schonung Österreichs das Wort geredet und schon bei Beginn des Feldzugs an Napoleon geschrieben: „Heutzutage sind die Türken nicht mehr furchtbar für Europa. Sie haben vielmehr alles für sich selbst zu fürchten. Aber an ihre Stelle sind die Russen getreten. Österreich ist immer noch das sicherste Bollwerk, das Europa ihnen entgegenzusetzen hat, und gegen sie muß man es jetzt kräftigen". Er brachte später, während der Friedensunterhandlungen, die Moldau, die Walachei, Bessarabien und das nördliche Bulgarien zur Schadloshaltung des wiener Hofes in Vorschlag. Aber er drang nicht durch, nicht bei den Österreichern, die darin richtig nur den Anstoß zu Streit und Hader mit Rußland erblickten und auf ihre mitteleuropäische Großmachtstellung doch noch nicht endgiltig verzichten wollten, und nicht bei Napoleon, zu dessen Plänen es gehörte, dereinst auch die Zarenmacht unter sein Szepter zu beugen. Denn das war eben die weite Kluft, die ihn von Talley-

rand wie von allen patriotischen Franzosen trennte, daß Diese zwar ein starkes, nationales, vorherrschendes Frankreich wünschten, daneben aber doch noch ein System gegengewichtiger Mächte zuließen, während Jener in ganz Europa nur noch seine eigenste Domäne erblickte. In Frankreich war die Revolution erloschen, und für ihre erobernden Tendenzen gab es dort keine Sympathien mehr; in Europa aber lebte sie fort; allerdings nur in einer einzigen Person, diese jedoch vermaß sich mit starken Kräften der Herrschaft über den ganzen Erdteil.

Drittes Kapitel.

Napoleonische Gründungen. Zwist mit Preußen.

Die Schlacht am 2. Dezember 1805 ist eine der vier Bataillen, die für das Herrscherleben Napoleons vor den übrigen von Entscheidung waren. Hatte ihm der Tag von Marengo die Gewalt über Frankreich gesichert, so befestigte der von Austerlitz sein Übergewicht in Europa; dieses sollte er erst wieder bei Leipzig, jene bei Waterloo endgiltig verlieren. In Mähren hatte einen Augenblick lang sein ganzer Plan einer persönlichen Weltregierung auf dem Spiele gestanden. Denn was die gelungenen Rückzugsmanöver der Russen in Frage stellten, war vor allem sein Ansehen bei der Armee, mit der allein er seinen Traum verwirklichen konnte. Das geniale Manöver von Ulm, die Überrumpelung von Wien und die Wegnahme der Donaubrücken waren doch nur Prämissen gewesen, zu welchen der Schluß noch fehlte, und schon machten sich im Heere kritische Stimmen hörbar. Da kam der Sieg, den unvergeßliche Thorheit dem Korsen aufnötigte, und beseitigte alle Gefahr, die seiner Geltung gedroht. Und nicht bloß bei den Truppen, auch bei der französischen Nation daheim hat der Triumph über den Feind die öffentliche Meinung auf's neue dem Kaiser gewonnen. Dort

in Frankreich, war kein Krieg unpopulärer gewesen als dieser. Mit schlecht verhehltem Verdruß hatte man beim Beginn desselben die harte Durchführung der Militärkonskription ertragen; bald darauf waren durch eine ernste Finanzkalamität die kaum entschlafenen Zweifel wiedererweckt worden, ob das herrschende System und der Mann, der es repräsentierte, auch wirklich dauerhaften Schutz der realen Interessen verbürgten; man begann sich des Unternehmens gegen St. Domingo wie eines Abenteuers zu entsinnen, welches 50 000 Mann und 60 Millionen Franken gekostet hatte; man erwog den Verlust, den der Orienthandel durch den Seekrieg erlitt, und berechnete den Ausfall der französischen Bilanz, der sich aus der raschen Okkupation der Kolonieen durch die Engländer ergab; ja selbst den eifrigsten Wortführern der durch Napoleon geschaffenen Ordnung wurde eine Regierung Josephs, wenn Jener im Felde sein Ende finden sollte, ein nicht ganz unsympathischer Gedanke. Aber all' diese Bedenken kamen zum Schweigen, als man von den schnellen Schlägen und dem rasch erkämpften Frieden hörte. Das französische Volk besaß zu viel Stolz und Eitelkeit, um sich nicht des Mannes als des Seinigen zu freuen, der Königen gebot, Könige schuf und Könige vernichtete, und der den Namen Frankreichs höher hob als dies bisher irgend einem seiner Herrscher gelungen war. „Die Franzosen" — erzählt ein Augenzeuge — „fortgerissen von der Kunde solcher Siege, die, da sie den Krieg beendeten, nichts zu wünschen übrig ließen, fühlten ihre Begeisterung auf's neue erwachen, und man hatte nicht nötig, die öffentliche Freude anzuordnen. Die Nation fühlte sich Eins mit den Erfolgen ihrer Krieger, und die Mehrheit des Volkes adoptierte die Thaten seines Monarchen". Die Staatskörperschaften priesen Napoleon mit den überschwänglichsten Worten: sein Ruhm habe alle andern unsterblichen Namen verdunkelt, die Bewunderung müsse schamrot werden über ihre bisherigen Objekte ꝛc.

Als so das französische Volk dem Sieger entgegenjubelte, war es in einem zwiefachen Irrtume befangen. Einmal ahnte

es nicht, daß der Kaiser längst den Krieg auf dem Kontinent geplant, den Feldzug reiflich überdacht, den Kampf selbst herbeigeführt hatte, sondern glaubte wirklich, was dessen gehorsame Organe verkündeten, daß er der Bedrohte, er der Angegriffene gewesen, und bewunderte die rasche Kunst, mit der er sich des europäischen Komplottes zu erwehren gewußt. Der zweite Irrtum war, daß die Franzosen Napoleon noch für ihren Kaiser hielten, der den Feind Frankreichs schlug, um dem Lande links des Rheins Ehre, Vorteil und Ruhe zu sichern, während er Frankreichs Kaiser längst nicht mehr war. Wer Napoleons geheime Absichten vor dem Feldzuge kennt, den wird es nicht überraschen, zu hören, daß er aus seinen Siegen noch ganz anderen Gewinn schlug als bloß den, die Macht des französischen Staates zu erhöhen und diejenige Österreichs einzuschränken, einen Gewinn, der sich nur unter dem Gesichtspunkte eines Kaiserreichs erfassen läßt, das sich nicht an die gallischen Grenzen gebunden hielt.

In den Unterhandlungen mit den Geschäftsträgern der Donaumacht war vor der Schlacht bei Austerlitz einmal von Neapel die Rede gewesen. Nach derselben wurde dieser Gegenstand nicht mehr berührt. Napoleon hielt sich jetzt für stark genug, auch ohne die Zustimmung des Wiener Hofes seine Absichten auf ganz Italien weiter zu verfolgen. Und kaum war in Preßburg der Friede unterzeichnet, so verkündete auch schon am nächsten Tage ein einfacher Armeebefehl — wie bezeichnend! — daß die Dynastie Bourbon im Königreiche Neapel aufgehört habe zu regieren. Zu diesem Vorgehen hatte allerdings der neapolitanische Hof selbst die Handhabe dargeboten. Von Engländern und Russen gedrängt, hatte Königin Karoline sich entschlossen, Alles an Alles zu wenden, ihr Frankreich im August gegebenes Versprechen, neutral bleiben zu wollen, beiseite zu setzen und russischen und britischen Truppen den Hafen ihrer Hauptstadt zu öffnen. Das war mitten im Kriege geschehen, und Napoleon konnte immerhin das Kriegsrecht für sich aufrufen, wenn er jetzt Massena mit starken Kräften über die neapolitanische Grenze sandte.

Das Entſcheidende war, daß der Sieg von Auſterlitz auch hier ſein Gewicht fühlbar machte. Denn der Zar, noch immer unter dem Eindrucke ſeiner Niederlage, rief ſeine Truppen aus Neapel nach Korfu zurück, und ſeinem Beiſpiele folgend räumten auch die Engländer den Hafen, um nach Sizilien zu ſteuern, und überließen diejenigen, welche vertrauensvoll ihr Geſchick in ihre Hände gelegt, dem Belieben des erbitterten Gegners. Ein Schreiben, in welchem ſich die Königin dem Kaiſer unterwarf und ſeiner Gnade empfahl, erfuhr keine Antwort, und Mitte Februar 1806 ergriff Joſeph Bonaparte, der ſich beim Heere eingefunden hatte, zunächſt als kaiſerlicher Statthalter Beſitz von der Reſidenz, aus welcher die legitime Herrſcherfamilie kurz zuvor geflüchtet war. Wenige Wochen ſpäter, noch im März, waren die bourboniſchen Truppen, die auf der Halbinſel Widerſtand leiſteten, beſiegt und nur Sizilien noch in der Gewalt Karolinens und der Engländer. Am 30. März 1806 that Napoleon dem Senate ſchriftlich ſeinen Entſchluß kund, ſeinen Bruder Joſeph zum Monarchen von Neapel und Sizilien zu erheben. Daß dies die Einbeziehung des Landes in den napoleoniſchen Machtkreis bedeutete, ging aus dem Schriftſtücke ſelbſt hervor, welches die Beſtimmung enthielt, der neue König beider Sizilien ſolle franzöſiſcher Großwürdenträger bleiben. Was wollte dem gegenüber das Verſprechen ſagen, daß die beiden Kronen, die franzöſiſche und die neapolitaniſche, nie auf einem Haupte zuſammentreffen dürfen?*)

Zugleich mit dieſem Dekrete erhielt der Senat noch einige andere zugeſtellt, welche italieniſche Territorien betrafen. Eines derſelben handelte von der Einverleibung des venezianiſchen Landes in das Königreich Italien. Ein zweites hatte die Zuweiſung des Fürſtentums Guaſtalla an die Fürſtin Borgheſe und ihren

*) Auch als jetzt Bruder Ludwig und Schwager Murat europäiſche Monarchen wurden, behielten ſie gleichwohl ihre franzöſiſche Großwürde bei, d. h. ſie blieben Unterthanen desjenigen, der da Kaiſer der Franzoſen hieß

Gatten zum Gegenſtande. Wieder andere aber offenbarten eine ganz beſondere Entſchließung des Staatsoberhauptes. Napoleon gründete nämlich im Bereiche der neu eroberten venezianiſchen Länder zwölf Titularherzogtümer: Dalmatien, Iſtrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviſo, Feltre, Baſſano, Vicenza, Padua und Rovigo, desgleichen im Königreiche Neapel vier: Gaëta, Otranto, Tarent und Reggio, im Fürſtentume Lucca eins, in Parma und Piazenca drei. Zur Dotation dieſer Titellehen (Titres) ſollte ein Fünfzehntel der Staatseinnahmen jener Landſchaften dienen. Außerdem reſervierte ſich Napoleon dreißig Millionen Franken venezianiſcher und vier Millionen luccheſiſcher Domänen, zwölfhunderttauſend Franken Rente, die ihm das Königreich Italien, und eine Million Rente, welche ihm Neapel zu ſteuern hatten. Dieſe Titellehen und dieſe Fonds waren dazu beſtimmt, hervorragende Dienſtleiſtungen zu belohnen. Wer mit Jenen begabt wurde — wir werden die Namen noch kennen lernen — erhielt damit zwar keinerlei Standesvorrechte übertragen, wohl aber ward ihm Erblichkeit von Titel und Einkommen im Mannesſtamme ſeiner Nachkommenſchaft zugeſichert. Dieſes neue Lehenſyſtem hatte mit dem alten, überwundenen, kaum mehr als den Namen gemein, und man würde Unrecht thun, es damit zu verwechſeln Wichtig jedoch war das internationale Moment, welches darin zu Tage trat, daß nämlich Angehörige eines Staates mit ihren Anſprüchen in einen anderen verſetzt werden, daß franzöſiſche Marſchälle und Beamte einen Rechtsanteil an italieniſchen — und bald auch an polniſchen und deutſchen — Staatseinkünften erwerben konnten, ein neuer Beweis, daß die Idee des Empire längſt den Boden Frankreichs verlaſſen hatte. „Unſer Land“, ſchreibt die Rémuſat an derſelben Stelle, wo ſie von dem neuen Adel ſpricht, „erſchien Napoleon nur mehr als eine große Provinz des Reichs, welches er ſeiner Gewalt zu unterwerfen entſchloſſen war.“

Nirgends aber trat der Reichsgedanke deutlicher zu Tage als in dem Verhalten gegen den Papſt. Nach der Vertreibung des

legitimen Königshauses aus Neapel war das ganze italienische Festland dem Willen des Eroberers unterthan, bis auf den Kirchenstaat. Aber es fehlte bald nicht an Anzeichen, daß auch mit diesem keine Ausnahme gemacht werden würde; schon die Verleihung der neapolitanischen Fürstentümer Ponte Corvo und Benevent an französische Würdenträger — an Bernadotte und Talleyrand — ohne alle Rücksicht auf des Papstes Oberlehnsherrlichkeit über dieselben, ließ darauf schließen. Nun fragte es sich, ob sich Pius in die Rolle eines napoleonischen Lehenkönigs, wie Bruder Joseph, finden werde oder nicht. Im ersteren Falle war ein Fortbestehen der weltlichen Souveränetät des Papstes noch denkbar, im letzteren fiel sie voraussichtlich dem Weltsysteme des Stärkeren zum Opfer. Schon daß im jüngsten Kriege Pius unbedingte Neutralität für sich beanspruchte und, als die Franzosen, dieselbe nicht achtend, im Vorbeimarsch nach Neapel Ancona besetzten, hiergegen Protest erhoben hatte, bewies, daß er sich nicht als gefügiges Werkzeug des Korsen wollte finden lassen. Er machte vielmehr geltend, daß die politische Unparteilichkeit ihm, als dem Vater aller Gläubigen, zur Pflicht werde. Dazu kam, daß Napoleon vom Papste die kirchliche Auflösung der Ehe seines jüngsten Bruders Jérôme mit jener Amerikanerin Patterson verlangt und Pius sich dessen, mit dem Hinweis auf das Trienter Konzil, geweigert hatte (Juni 1805). All dieser Widerspruch des Kirchenfürsten, dem er, ungleich seinen republikanischen Vorgängern, genug weit entgegengekommen zu sein glaubte, reizte den Kaiser. Nach seinem Siege über die Koalition ließ er in Rom erklären: Er habe Ancona besetzt, weil die militärischen Kräfte des römischen Stuhls nicht ausgereicht hätten, es gegen Engländer oder Türken — Protestanten und Ungläubige waren damit bezeichnet — zu halten, und weil er, Napoleon, sich als den Schutzherrn der Kirche betrachte. Als dann Pius noch immer nicht verstehen wollte, sondern mit salbungsvoller Milde in den Worten die päpstlichen Legationen für seine guten Dienste bei der Krönung ansprach, wurde er noch deutlicher. In einem

Schreiben vom 13. Februar 1806 sagt er: „Ganz Italien wird meinem Gesetze unterthan sein. Ich werde an die Unabhängigkeit des heiligen Stuhls nicht rühren, aber nur unter der Bedingung, daß Ew. Heiligkeit mir in weltlichen Dingen die gleichen Rücksichten zollt, wie ich ihr in geistlichen Ew. Heiligkeit ist allerdings der Souverän von Rom, aber ich bin dessen Kaiser". Und an Fesch, der seinen Willen bei der Curie zu vertreten hatte, läßt er die Weisung ergehen, er solle die Austreibung aller Angehörigen Englands, Rußlands, Schwedens und Sardiniens und die Schließung der römischen Häfen für die Schiffe dieser Mächte fordern; Joseph sei angewiesen, ihn mit Waffengewalt zu unterstützen; der römische Stuhl solle sich überhaupt gar nicht mehr mit Politik befassen, er werde ihn gegen alle Welt beschützen. „Sagen Sie ihnen," heißt es weiter, „daß ich die Augen offen halte und mich nur so weit bethören lasse, als es mir gefällt; sagen Sie, daß ich Karl der Große bin, ihr Kaiser, und daß ich als solcher behandelt sein will". Miot von Melito, der sich zu jener Zeit in der Umgebung Josephs befand, erzählt, Napoleon sei in seiner Korrespondenz mit dem Bruder über seine wahren Zwecke aus sich herausgegangen. Er habe an eine Romfahrt gedacht, um sich zum Kaiser des Abendlandes krönen zu lassen, wobei der Papst seine weltliche Herrschaft völlig einbüßen, nur die oberste geistliche Gewalt behalten und mit ein paar Millionen Franken jährlicher Rente abgefunden werden sollte. Das sei vertraulich in Rom mitgeteilt worden; die Kardinäle aber hätten sich dagegen erklärt und beschlossen, eher zu sterben als unter solchen Bedingungen zu leben. All das blieb streng geheim. Nur auf jenen zweiten Brief antwortete Pius, Napoleon wäre zwar Kaiser von Frankreich, aber nicht römischer Kaiser, und eine so enge Verbindung mit ihm, wie er sie heische, würde dem römischen Stuhle in anderen Ländern den Gehorsam rauben. Nur daß er seinen Staatssekretär Consalvi, den Jener als die Seele des Widerstandes bezeichnet hatte, fallen ließ, war ein Zugeständnis, welches der Papst dem Be-

dränger machte. Die Spannung blieb und hat ſpäter zum Bruche geführt. Vorläufig ließ ſich der Imperator den Ausbau ſeines Syſtems nach anderer Richtung angelegener ſein.

Da war Holland. Dieſer Staat hatte, einmal unter franzöſiſchen Einfluß geraten, dieſelben Veränderungen in ſeiner inneren Konſtitution durchzumachen gehabt, wie Frankreich ſelbſt. Schließlich haben wir die bataviſche Republik bei einer Art konſulariſcher Verfaſſung mit einem Großpenſionär an der Spitze ankommen ſehen. Im Kriege ſtand ſie ſchon ſeit dem Juni 1803 an Frankreichs Seite. Zwei Jahre ſpäter, als die Hauptarmee unter Napoleon im Oſten focht, erhielt deſſen Bruder Ludwig die Aufgabe, das Land gegen Engländer und Schweden zu verteidigen. Es kam nicht zur Aktion, die Schlacht von Auſterlitz machte ſie überflüſſig, und Ludwig kehrte nach Paris zurück — nicht zur Zufriedenheit des kaiſerlichen Bruders, der auch für ihn einen Thron, und juſt den holländiſchen, im Auge hatte. Schon im Januar 1805 war im Haag das Gerücht verbreitet geweſen, der franzöſiſche Kaiſer habe die Abſicht, in Holland die Monarchie wieder einzuführen. Dieſem Gerüchte hatte Ludwig, der hier ſo wenig wie in Italien König zu werden Luſt empfand, durch ſein Bleiben keine Nahrung geben wollen. Napoleon aber ließ derlei Widerreden ſeiner Brüder jetzt nicht mehr gelten. Die Landesverweiſung Lucians ſtand als ein warnendes Exempel vor ihren Augen; zwiſchen ihr und dem unbedingten Gehorſam hatten ſie zu wählen. Ludwig wählte, wie Joſeph, ſchließlich den Gehorſam und erklärte ſich zur Übernahme der holländiſchen Krone bereit. Und die Holländer? Mit denen ging man durchaus expeditiv zu Werke. Wer ſich über Recht und Verträge erhaben genug fühlt, um ſie zu verachten, der hat ſich nur noch mit Schein und Vorwand abzufinden. Der Großpenſionär Schimmelpenninck hatte erfahren, was man in Paris plante, und eine Deputation holländiſcher Notablen — den Admiral Ver Huell an der Spitze — dorthin geſendet, um die Gefahr abzuwenden. Am 14. März 1806 ſchrieb Napoleon darüber

an Talleyrand: „Ich sah diesen Abend Ver Huell. Um es kurz zu sagen, ich habe die Frage folgendermaßen eingeschränkt: Holland ist ohne Exekutivgewalt, es muß eine solche bekommen, ich werde ihm den Prinzen Ludwig geben; man wird einen Vertrag machen, durch den die Religion des Landes respektiert erscheint, der Prinz behält die seinige, jeder Landesteil desgleichen; die gegenwärtige Konstitution bleibt aufrecht, nur daß an die Stelle des Großpensionärs ein König tritt; alle Staatsgeschäfte nach Außen und im Innern werden im Namen des Königs geführt. Machen Sie mir einen Entwurf und lassen Sie die Sache im Haag durch eine geschickte Person betreiben. Das ist bei mir beschlossene Sache — dies oder die Einverleibung in Frankreich Geschieht es nicht, so werde ich ihnen beim Friedensschluß keine der an England verlorenen Kolonieen zurückstellen lassen, im andern Falle aber außer den Kolonieen auch noch Friesland zuwenden. Kein Augenblick ist zu verlieren." Was konnte es da den Abgesandten helfen, wenn sie auf den Junivertrag vom Jahre 1803 hinwiesen, worin ihnen Napoleon für ihre Unterstützung in seinem Kriege feierlich den Wiedergewinn ihrer Kolonieen in Aussicht gestellt, ja, unter günstigen Verhältnissen, sogar Ceylon versprochen hatte? Was konnte es helfen, wenn sie den Traktat vom Jahre 1795 geltend machten, dessen erster Artikel lautete: „Die französische Republik erkennt die Republik der Generalstaaten als freie und unabhängige Macht an und garantiert ihr diese Freiheit und Unabhängigkeit?" Napoleon blieb bei seinem Willen; er drohte, als man im Haag durchaus nichts von der Monarchie wissen wollte und die Verhandlungen sich zu dehnen anfingen, mit ernsteren Maßregeln, bis die Holländer nachgaben. Dasselbe Volk, welches vor Zeiten sein Land zur Wüste gemacht hatte, um es vor der Gier Ludwig XIV. zu retten, fügte sich jetzt ohne Widerstand. Der holländische Staatsrat autorisierte den Großpensionär zu einem Vertrage mit Frankreich, welcher Ludwig die Krone Hollands übertrug (24. Mai 1806) und am 5. Juni erklärte eine

Deputation in den Tuilerien, man habe „nach reifer Überlegung“ erkannt, daß in Hinkunft dem Lande eine konstitutionelle Monarchie am nützlichsten sein werde, und bitte, der Prinz möge dieselbe begründen. Der Kaiser erwiderte die feierliche Ansprache mit ebenso feierlichen zustimmenden Worten, und die Welt war wieder um einen König reicher. Nach der Audienz allerdings warf Napoleon die Maske ab und ließ seinen kleinen Neffen, Ludwigs Sohn, vor der Kaiserin und ihren Damen die Fabel „Von den Fröschen, die einen König haben wollten“: hersagen. Was verdienten diese Völker auch besseres, als den Hohn dieses solitären Emporkömmlings, der keinem von ihnen zugehörte und sie doch alle bezwang?

Auch den Deutschen blieb die Schmach nicht erspart, in der Reihe der dienstbaren Völkerschaften des Korsen zu stehen. In dem Briefwechsel des Letzteren mit dem Papste ist viel von Deutschland die Rede, und man empfängt den Eindruck, der Schreiber habe sich nicht anderes, denn als Herrn auch dieser Nation gefühlt. In jenem Briefe vom 13. Februar 1806 z. B. macht er den Ratgebern des Kirchenoberhauptes den Vorwurf, sie seien schuld, daß Deutschland in der religiösen Anarchie verharre. „Wenn sich Ew. Heiligkeit dessen entsinnen wollte“ — heißt es darin — „was ich in Paris zu ihr sagte, so wäre die Religion in Deutschland organisiert und nicht in dem schlechten Zustande, in welchem sie sich befindet“. Es war derselbe Brief, in welchem Napoleon sich als Kaiser von Rom bezeichnete, als Kaiser des Abendlandes, als Karl der Große, der doch auch über fränkische, italienische und deutsche Lande sein Szepter geschwungen hatte. Aber war es denn auch anders? Wie unterthänige Gefolgschaften waren im Jahre 1805 die süddeutschen Fürsten in den Heerbann des Fremden eingetreten, der ihnen Schutz und Vorteil in Aussicht stellte und sie gegen das eigene Reichsoberhaupt führte, das solchen Schutz nicht mehr zu leisten im stande war und eher auf Schwächung als auf Stärkung der weltlichen Reichsstände

abzielte. Als dann Friede wurde, lohnte Napoleon seine deutschen Anhänger mit Vergrößerung ihrer Länder, Erhöhung ihrer Fürstenwürde und mit Verleihung der „Souveränetät". Da stand es im 14. Artikel des Preßburger Vertrages zu lesen: „Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Würtemberg und Seine Hoheit der Kurfürst von Baden werden auf den ihnen zuerteilten Territorien, wie in ihren alten Staaten, volle Souveränetät und alle daraus entstehenden und ihnen vom Kaiser der Franzosen gewährleisteten Rechte genießen, genau so wie der Kaiser von Deutschland und Österreich und der König von Preußen in ihren deutschen Ländern. Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich wird der Ausführung ihrer folgegemäßen Willensakte weder als Oberhaupt noch als Mitstand des deutschen Reiches irgend welches Hindernis bereiten." Gewiß, von dieser Seite waren sie nun sicher. Aber um so drückender ließ sich bald das Gewicht des dominierenden Einflusses von Westen her verspüren. Als der König von Bayern einmal — es war im Februar 1806 — bescheidene Einwendungen dagegen wagte, daß seine Truppen außer Deutschland ziehen und der französischen Armee in Italien zugeteilt werden sollten, mußte er sich die beschämende Zurechtweisung gefallen lassen: er möge sich doch nicht einbilden, daß Bayern aus Rücksicht für ihn zum Königreiche erhoben worden sei, diese Erhebung sei lediglich ein Ausfluß des französischen Systems. So war, was nach der einen Seite als Souveränetät bezeichnet wurde, nach der andern hin nichts weiter als Vasallität.

Um aber diesen Zustand permanent zu erhalten und sich des Anhangs seiner deutschen Gefolgsleute dauernd zu versichern, wählte Napoleon zwei Mittel Das erste bestand darin, daß er die Familien der süddeutschen Fürsten mit der seinigen verknüpfte. Er hatte schon im Jahre 1804, bald nach seiner Erhöhung zum Kaiser, an eine Verbindung mit den alten deutschen Regentenhäusern gedacht und damals die Verehelichung seines Stiefsohnes Eugen mit der bayrischen Prinzessin Auguste am

kurfürstlichen Hofe in Vorschlag gebracht. Ja, wir erfahren aus den jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten des bayrischen Ministers Montgelas, daß er schon zu jener Zeit in München ein Schutz- und Trutzbündnis angetragen und Max Joseph die Königswürde in Aussicht gestellt habe, wenn diese Verbindung — offenbar ein Herzenswunsch Josephinens — zustande kam. Damals ging man bayrischerseits nicht geradezu darauf ein, lehnte auch nicht ab, sondern vertagte die Angelegenheit. Aber gleich nach der Eröffnung der Preßburger Konferenzen lenkte Napoleon darauf zurück. Man konnte nun in München zwar zögern aber nicht mehr ablehnen, und am 14. Januar 1806 fand die Vermählung des Vizekönigs statt. Um dieselbe Prinzessin hatte sich früher der Erbprinz von Baden beworben; dieser erhielt jetzt die Hand von Josephinen's Nichte Stephanie zugesagt, welche diese Ehe nur ungerne einging und sich schwer von Paris trennte, wo das Gerücht sie dem Herzen des Kaisers nahe stellte.*) Und auch mit dem dritten süddeutschen Hofe ward schon seit Oktober 1805 eine Familienallianz in's Auge gefaßt und verabredet: Jérôme sollte Katharina, die einzige Tochter des Königs Friedrich von Würtemberg zur Ehe nehmen, ein Projekt, welches dann im Jahre 1807, als der junge Bonaparte selbst König geworden war, zur Ausführung gelangte.

Der zweite Behelf, das westliche Deutschland dauernd an seinen Willen zu knüpfen, war Napoleon durch die Entwürfe der früheren Regierung an die Hand gegeben. Er bestand darin, die süd- und mitteldeutschen Staaten in einem besonderen, von Preußen und Österreich unabhängigen Bunde zu vereinigen und denselben vertragsmäßig Frankreichs Führung unterzuordnen. Dies war eine alte französische Idee, welche schon im 17. Jahrhunderte Gestalt

*) Hat sich doch bis auf die neueste Zeit die Vermutung erhalten, Kaspar Hauser, der rätselhafte Findling, sei ihr und Napoleons Sohn gewesen.

gewonnen hatte; die Revolution machte sie dann zu der ihrigen. Im Jahre 1798 ist in der Korrespondenz zwischen Talleyrand und Sieyès wiederholt von einem solchen dritten, von Frankreich geleiteten deutschen Staate, der zu gründen wäre, die Rede. Als später Napoleon das deutsche Kirchengut nach seinem Belieben verteilte, kam er mit Talleyrand wieder darauf zurück. Beide hatten dann im Oktober 1804 Zusammenkünfte in Mainz mit dem einzigen der geistlichen Kurfürsten, der sich aus der allgemeinen Säkularisation gerettet hatte, mit dem Erzbischof Dalberg. „Sie haben ihm dargelegt" — schreibt der bayrische Minister Edelsheim an den russischen Botschafter in Wien — „wie, da Frankreich es nicht dulden könne, daß Österreich und Preußen die anderen deutschen Fürsten und Staaten in jedem Augenblicke an ihrem Besitze schädigen, es von der größten Notwendigkeit sei, einen festen und imponierenden Bund gegen dergleichen Unternehmungen zu gründen, einen Bund, welchen mit Ausschluß der beiden genannten Mächte die übrigen Reichsstände zu bilden hätten und welcher nötigenfalls 150 000 Mann stellen könnte. Sollten die Fürsten blind genug für ihr eigenes Interesse sein und sich nicht über die Sache verständigen können, so würde Napoleon das ganze Land zwischen dem Rhein und Österreich dem Kurfürsten von Bayern übertragen, da er lieber mit drei Mächten zu thun haben wolle, als mit diesen kleinen, unnützen und durch ihre Uneinigkeit ohnmächtigen Staaten".

Nun, man kann den verschiedenen „kleinen, unnützen Staaten" manchen Vorwurf machen, nur den nicht, daß ihre Fürsten „für ihr Interesse blind" gewesen seien. Als daher später der Sieger von Austerlitz sein Ansinnen erneuerte, war Kleindeutschland bereit, sich finden zu lassen. Ja, es kam sogar entgegen. Im April 1806 richtete Dalberg ein Schreiben an Napoleon, welches uns zum Teile auch des Letzteren Andeutungen in seinen Briefen an Pius VII. verstehen lehrt. „Die achtungswerte deutsche Nation", heißt es darin,

„ſeufzt in dem Elend der politiſchen und religiöſen Anarchie; ſeien Sie der Wiederherſteller ihrer Verfaſſung!“ Und wie dachte ſich dies Dalberg? Die Beſeitigung der religiöſen Anarchie ſah er in einer deutſchen Nationalkirche unter ſeinem Oberhirtentum und brachte Napoleon wirklich dahin, daß er an Feſch nach Rom ſchrieb, man werde, wenn der Papſt nicht nachgebe, die kirchlichen Verhältniſſe Deutſchlands mit Dalberg als Primas ordnen. Und die weltlichen? Da wünſchte der Kurerzkanzler, wie er an den franzöſiſchen Geſandten Hédouville ſchreibt, „daß das occidentaliſche Weltreich wieder auflebe im Kaiſer Napoleon, ſowie es war unter Karl dem Großen, zuſammengeſetzt aus Italien, Frankreich und Deutſchland“. Nun, mehr wollte vorläufig auch Napoleon nicht. Er ließ durch Talleyrand und Labesnardière den Entwurf einer Bundesverfaſſung ausarbeiten und am 12. Juli 1806 durch die Geſandten der einzelnen Staaten, die dazu beitraten, unterzeichnen. Wie vor vier Jahren, ſo buhlten auch jetzt wieder deutſche Sendlinge in Paris um des Miniſters Gunſt und Rückſicht und boten mit vollen Händen Geld für eine Friſt politiſchen Daſeins, das der Ehre entbehrte. Nicht Alle mit Erfolg. Denn als die Urkunde unterſchrieben war, fand ſich, daß eine lange Reihe bisher reichsunmittelbarer Fürſtentümer und Grafſchaften in den Gebieten der Bundesfürſten aufgegangen, mittelbar gemacht, „mediatiſiert“ worden war, d. h. ein fremder Herrſcher hatte, ohne jeglichen Rechtstitel, bloß nach ſeinem Belieben, in Deutſchland eine Anzahl politiſcher Exiſtenzen vernichtet, zu Gunſten Anderer, deren Abhängigkeit von ſeinem Willen er damit erkaufte. Unter den Bevorzugteſten waren Bayern, Würtemberg und der neue „Großherzog“ von Baden, waren Naſſau, Heſſen-Darmſtadt und Dalberg, der nunmehrige „Fürſt-Primas“, dem Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main in den Schoß fielen. Außer Dieſen umfing der Bund noch einige kleinere Fürſtentümer, die ſich durch Beſtechung oder ſonſt erreichte Gnade vor der Mediation bewahrt hatten, wie

Arenberg, Liechtenstein, Salm, Hohenzollern, v. d. Leyen. Der Kurfürst von Hessen blieb außerhalb der Vereinigung. Dafür trat in dieselbe ein neuer Souverän ein: der Herzog, oder jetzt vielmehr „Großherzog“ von Cleve und Berg, jener von Preußen und Bayern im Vorjahre abgetretenen Länderstriche, die Napoleon im März 1806 seinem Schwager Murat übertragen hatte. Diese Fürsten erklärten sämtlich in den beiden ersten Artikeln der Bundesakte, daß sie sich mithin für immer vom Gebiete des Römischen Reiches deutscher Nation trennen, als „Rheinische Bundesstaaten“ eine besondere Konföderation bilden und der alten Reichsgewalt keinen Anspruch mehr auf sich einräumen wollten; sie seien unabhängig von fremden Mächten, nur Frankreich ausgenommen, dessen Kaiser als Protektor des Bundes die Aufnahme neuer Mitglieder in denselben zu bestimmen, den Fürst-Primas zu ernennen und die Rüstung der Bundestruppen anzubefehlen habe. Jeder Bundesfürst hatte ein bestimmtes Kontingent zu stellen: Bayern 30 000, Wurtemberg 12 000, Baden 8000, Darmstadt 4000, Berg 5000, Nassau mit den kleineren zusammen 4000 Mann, eine Streitkraft, über welche Napoleon fortan in seinen Kriegen unbedingt verfügte, denn der 35. Artikel bestimmte, daß zwischen dem französischen Kaiserreiche und den Staaten des Rheinbundes eine Allianz aufgerichtet sei, wonach „jeder Kontinentalkrieg, den eine der Vertragsmächte zu bestehen habe, allen anderen gemeinsam ist“.

So hatte sich die militärische Stärke des Eroberers um eine Armee, sein politisches Machtgebiet um ein Terrain von drittehalbtausend Geviertmeilen und acht Millionen Seelen vermehrt. Am 1. August 1806 erfolgte von Seiten des Rheinbundes und seines Protektors auf dem Reichstage in Regensburg die Mitteilung der Bundesurkunde und die Erklärung, daß man das alte Reich als nicht mehr bestehend ansehe.

Es entstand nun die Frage, welche Stellung die beiden deutschen Großmächte zu dieser neuen Gestaltung der Dinge nehmen würden. Noch war Österreichs Herrscher zugleich auch Kaiser von Deutschland und die Auflösung des Reichs ohne sein Vorwissen beschlossen worden. Allerdings hatte man in Wien auf die tonlose Würde längst kein Gewicht mehr gelegt, seitdem im Jahre 1802 fremder Einfluß in deutschen Dingen geltend und, mit deutscher Hilfe, dem kaiserlichen überlegen geworden war, und so eifrig man den Krieg um Italiens willen betrieben hatte, Deutschlands wegen hätte man sich nicht so leicht zu Kampf und Streit verstanden. Dazu war im Preßburger Frieden, insbesondere in dem citierten Artikel 14, indirekt schon die Abdankung des deutschen Kaisers ausgesprochen worden, und wenn der Wiener Hof noch immer damit zögerte, so war es, weil er sich den Verzicht auf die Reichskrone durch irgendwelche Kompensation abkaufen zu lassen gedachte. Aber Napoleon wollte nicht kaufen, er forderte vielmehr kategorisch von dem österreichischen Gesandten Vincent in Paris, daß sein Herr ohne weiteres resigniere und den Rheinbund anerkenne. Und ehe noch ein Delegierter des Wiener Kabinets, der darüber zu unterhandeln hatte, in Paris anlangte, war hier die Bundesakte schon unterzeichnet und somit die österreichische Politik vor ein fait accompli gestellt. Franz II. konnte nicht anders als durch seinen Gesandten in Regensburg eine vom 6. August 1806 datierte Note übergeben lassen, des Inhaltes, daß er die Bande, die ihn bisher mit dem deutschen Reiche verknüpften, als gelöst betrachte und seine Krone niederlege. Das alte deutsche Reich war nicht mehr.

In dem erwähnten Gespräche mit Vincent hatte Napoleon einen scharfen und drohenden Ton angeschlagen: sein Heer stehe bereit, um Augenblicks seinen Forderungen Nachdruck zu geben und Österreich zu überschwemmen. Und diese Worte waren nicht leerer Schall. Denn die siegreiche Armee war nach dem Feldzuge keineswegs nach Frankreich zurückgekehrt. Sie hatte nicht einmal Österreich völlig geräumt, sondern hielt noch immer

die Grenzfestung Braunau stark besetzt. Das Letztere aus einem Grunde, der in den großen allgemeinen europäischen Verhältnissen beruhte. Wir wissen, wie sehr Rußland durch die französischen Intriguen im adriatischen und jonischen Meere, welche die seinigen störten, gegen Napoleon aufgebracht worden war. Daß Dieser sich im Preßburger Frieden neben Istrien auch noch Dalmatien und Cattaro zusprechen ließ, nährte am Zarenhofe die Besorgnis vor seinen Absichten im Orient, und wenn die Russen Neapel verließen, so thaten sie es, um Korfu desto fester bewahren und den französischen Einfluß von der Balkanhalbinsel ferne halten zu können. Dem gleichen Zwecke diente es, wenn ein in der Adria kreuzendes russisches Geschwader Befehl erhielt, die Bocche von Cattaro zu besetzen. Der Termin der Übergabe derselben an die Franzosen sei verstrichen, hieß es, man müsse nunmehr diese Küste nicht mehr für österreichisch sondern für französisch, d. i. feindlich ansehen, und der österreichische Befehlshaber übergab den Platz an die Russen. Napoleon war außer sich hierüber, hielt sich an seinen Vertrag mit dem Wiener Hofe und forderte von diesem, daß er den Feind vertreibe um ihm die Bucht zu überliefern; erst bis dies geschehen sein würde, wolle er Braunau räumen und seine Truppen aus Deutschland entfernen. Was auch Österreich an Worten aufwandte, um Rußland zum Verlassen der Bocche zu bewegen, es fruchtete nichts, und nur leere Ausflüchte tönten aus Petersburg zurück. Napoleon aber hielt unterdessen thatsächlich Süddeutschland besetzt, was die Durchführung des Rheinbundprojektes nicht wenig beschleunigte.

Das Wichtige an dieser militärischen Okkupation Süddeutschlands war, daß durch sie nicht Österreich allein, sondern auch die zweite deutsche Großmacht, der Staat der Hohenzollern, im Schach gehalten wurde. Wir haben Preußen dort verlassen, wo Haugwitz, der engherzigen Friedensliebe seines Herrn zu dienen und den durch die Schlacht von Austerlitz geschaffenen Verhältnissen entsprechend, den Schönbrunner Allianzvertrag vom

15. Dezember 1805 abschloß. Diese Abkunft hatte ihre schlimmen Seiten. Einmal erschien Preußen, indem es sich Napoleon „zu Schutz und Trutz" verpflichtete, allzusehr als Parteigänger Frankreichs, was seiner europäischen Stellung Eintrag that; dann aber mußten aus der sofortigen Übernahme Hannovers in die preußische Verwaltung notwendigerweise Verwickelungen mit England entstehen. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, schlug Haugwitz selbst nach seiner Heimkehr dem Könige vor, den Traktat nicht dem vollen Wortlaute nach, sondern verändert zu ratifizieren, wonach das „Offensiv- und Defensivbündnis" in eine einfache „Allianz" verwandelt werden und Hannover erst nach dem Frieden Frankreichs mit England an Preußen übergehen, inzwischen aber von demselben nur okkupiert bleiben sollte. Man wollte sich auf diese Weise zwar die Erwerbung des welfischen Kurstaates sichern, ohne deshalb in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden. In der That ging Haugwitz mit dem so modifizierten Bündnisvertrage nach Paris ab, und daheim zweifelte Minister Hardenberg um so weniger an der Annahme desselben durch Napoleon, als gerade in diesen Tagen — es war die zweite Hälfte Januar 1806 — ein Brief Talleyrands an den französischen Gesandten Laforêt in Berlin eintraf, der von der Bereitwilligkeit des Kaisers sprach, sich mit Preußen zu verständigen. Ja, er gab auf diesen Brief hin sogar den Rat, abzurüsten, was auch wirklich mit dem größten Teile des preußischen Heeres geschah. In Paris aber gingen die Dinge doch anders als man erwartet hatte. Napoleon war weit davon entfernt, auf die berliner Modifikationen einzugehen, sondern beabsichtigte, Preußen völlig an seine Seite zu ziehen, um das Gewicht dieser Macht beim künftigen Friedensschluß mit England in die Wage zu legen. Darum weist er nicht nur den veränderten Vertrag zurück, sondern erklärt nun auch das Abkommen vom 15. Dezember, da es nicht binnen der gesetzten Frist ratifiziert worden sei, für null und nichtig und nötigt anstatt dessen dem Unterhändler eine andere Urkunde auf,

die zwar nicht mehr die Worte „Schutz- und Trutzbündnis", wohl aber viel härtere Bedingungen enthielt als der Schönbrunner Vertrag: Preußen sollte jetzt zu Neufchâtel auch noch Valengin abtreten, auf jede Schadloshaltung für das an Bayern überlassene Ansbach verzichten, nach wie vor die Integrität der Türkei anerkennen und verteidigen, sofort Hannover als sein Eigen betrachten und überdies die Nordseehäfen und Flußmündungen, auch den Hafen von Lübeck, den Engländern verschließen. Das war ein gefährliches Dokument, denn wenn die Verteidigung der Türkei unendlich leicht einen Zwist mit Rußland herbeiführen konnte, so bedeutete die Hafensperre unwiderruflich den Krieg mit England. Gleichwohl unterzeichnete Haugwitz diesen Vertrag am 15. Februar 1806 und Friedrich Wilhelm III. weigerte sich nicht, ihn anzunehmen. Mit seinen Truppen auf dem Friedensfuß, angesichts des in Süddeutschland angesammelten französischen Heeres, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.*)

Was geschehen mußte, geschah. In England, wo man früher die Besetzung Hannovers durch Preußen ohne Zeichen der Feindschaft hingenommen hatte, erzeugte jetzt die Schließung der Häfen in der Elbe, Weser und Ems eine ungeheuere Erregung. Ohne förmliche Kriegserklärung ließen die britischen Minister, der Zustimmung des Parlaments von vornherein sicher, gleich in den

---

*) Ein österreichischer Offizier, der damals in geheimer Mission in Süddeutschland reiste, schreibt am 31. März 1806 aus München: „Übrigens scheint die musterhafte Stellung der französischen Armee gegen Preußen nicht genug bemerkt worden zu sein. Bonaparte zog, indem die beiden Endpunkte der Armee zwischen Austerlitz und Bregenz standen, sich in seitwärts marschierenden Kolonnen aus Österreich zurück. Durch die Bewegung Augereaus (auf Frankfurt) erhielt die Armee auf einmal die drohende Stellung, die Frankfurt zum Mittelpunkte und die Oberpfalz und die Weser zu Endpunkten hatte und im Besitze aller Flüsse und Höhen gegen Preußen war. Es war berechnet, in zehn Märschen in Berlin zu sein, und sie zählten bloß zwischen Wurtemberg und Breslau auf eine Schlacht. Preußen, das während dieser Märsche mit Unterhandlungen hingehalten wurde, fühlte zu spät seine Lage und war genötigt, alle Bedingungen zu unterschreiben".

ersten Apriltagen 1806 alle preußischen Kauffahrer — es waren einige hundert — in den Häfen mit Beschlag belegen und eröffneten die Jagd darauf auf offener See. Dies allein war schon ein Schaden von vielen Millionen für Preußen, von dem weit empfindlicheren Verlust abgesehen, den der schlesische Handel durch die Sperrung der nordischen Seehäfen unfehlbar erleiden mußte. Außerdem geriet Schweden, von England dazu angeeifert, in Krieg mit Preußen. Und all diesen Nachteil um Hannovers willen, dessen Besitz doch noch nicht so sicher stand, wie die Franzosenfreunde in Berlin annahmen. Wie, wenn sich z. B. England und Frankreich miteinander verglichen? Sollte dann die Rücksicht auf Preußen Napoleon abhalten, den Kurstaat wieder zurückzugeben, wenn der Friede daran hing? Und es hatte den Anschein, als ob es zu einem solchen Vergleiche kommen sollte.

Die Siege des Imperators hatten begreiflicherweise in London eine tiefe Verstimmung erzeugt. Pitt sah mit wahrem Herzenskummer den Frieden mit Österreich, die Heimkehr der Russen den Zerfall der Koalition, die im Grunde sein Werk gewesen war, und sein kranker Körper erlag völlig unter den unerwarteten Schlägen; am 23. Januar 1806 ist er verschieden. Als kurz vor seinem Ende sein Blick auf die Karte von Europa fiel, befahl er dieselbe aufzurollen, denn man werde sie vor Ablauf der nächsten zehn Jahre nicht wieder gebrauchen können. Wie ein Seher ging der geniale Mann von dannen. Das Ministerium Grenville, welches auf ihn folgte, erhielt in James Fox als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ein franzosenfreundliches Element. Wir haben diesen Mann bereits als Enthusiasten für den Helden des 18. Brumaire kennen gelernt. Jetzt näherte er sich in etwas abenteuerlicher Weise der Pariser Regierung, indem er dieselbe auf ein (wahrscheinlich von ihm erfundenes) Komplott gegen das Leben des Kaisers aufmerksam machte. Napoleon nahm gerne den Vorwand für bare Münze und ließ Fox verbindlich antworten. Bald darauf erhielt Lord Seymour

Graf von Yarmouth, einer der in Paris bei Beginn des Krieges festgehaltenen Engländer, von dem Londoner Kabinett den Auftrag, in Besprechungen mit Talleyrand einzutreten. Dazu kam es im Juni 1806. Dem Sieger von Trafalgar war, wenn man von ihm die Rückgabe seiner Eroberungen forderte, Malta nicht mehr gut vorzuenthalten, und Napoleons Minister bot es denn auch dem Engländer geradezu an, und obenein — als ob es nie einen preußisch-französischen Allianztraktat gegeben hätte — die Rückkehr Hannovers unter die angestammte Herrschaft. Auch Sizilien sollte seinem bourbonischen Könige bleiben, wenn England Joseph's Regiment in Neapel anerkennen wollte.

Von alledem erhielt man in Berlin für's Erste keine Kunde. Dennoch konnte der König sein Mißtrauen gegen den Alliierten nicht unterdrücken, der ihm so harte Bedingungen gestellt hatte. Er suchte Halt und Unterstützung bei Rußland. Herzog Karl von Braunschweig ward in geheimer Mission nach Petersburg geschickt, um dort vor allem zu erreichen, daß Alexander I. die Integrität der Türkei zu achten versprach, damit man nicht am Ende gegen ihn kämpfen müsse. Aber eine solche Zusicherung war nicht zu gewinnen. Nur soweit näherte man sich, daß die beiden Souveräne Erklärungen tauschten, nach welchen sich der Zar verbindlich machte, alle seine Kräfte für die Behauptung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des preußischen Staates zu gebrauchen, während Friedrich Wilhelm versprach, gegen Rußland nicht Krieg zu führen, wenn ein solcher etwa aus einem Angriffe Frankreichs auf die Türkei entstehen sollte (1. Juli 1806). Die sicherste Garantie für Preußens Ruhe hätte allerdings in einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland gelegen. Und es schien wirklich, als ob es dazu kommen sollte. Denn Alexander hatte von Verhandlungen Napoleons mit England gehört und wollte nicht, wenn sich die Beiden vertrugen, isoliert im Kriege gegen den Gewaltigen übrig bleiben. Darum ging der russische Geschäftsträger Oubril nach Paris und schloß dort in der That am 20. Juli 1806 einen Separatvertrag ab,

der den Russen auferlegte, Cattaro zu verlassen und sich auf die jonischen Inseln zurückzuziehen, wogegen Frankreich binnen drei Monaten Deutschland räumen und auch die jüngst okkupierte Republik Ragusa wieder freigeben wollte. Beide Teile anerkannten die Unabhängigkeit und Integrität der Pforte. Der König Ferdinand sollte für Neapel und Sizilien durch die Balearen entschädigt werden. Dieser Vertrag, der an denjenigen erinnert, zu dem einst der Graf St. Julien beredet worden war, bedurfte nur noch der Ratifikation des Zaren.

Aber trotz all dieser Unterhandlungen sollte es doch weder mit Rußland noch mit England zum Frieden kommen. Denn kaum war der russische Sendbote in Paris angelangt, um zu einem Vergleiche die Hand zu bieten, so nahm Napoleon dem Engländer gegenüber ein Zugeständnis nach dem andern zurück und bestand endlich auch auf der Abtretung Siziliens an Joseph. Das machte Fox stutzig, und als vollends die Rheinbundsakte zu Tage trat, welche dem französischen Übergewichte auf dem Kontinente und mit ihm der französischen Konkurrenz ein neues Terrain überantwortete, zog er sich allmählich ganz zurück, und die Unterhandlungen verliefen im Sande. Bald starb auch er, und mit ihm so ziemlich der einzige versöhnliche Mann, auf den Napoleon jenseits des Kanals noch rechnen konnte. In ganz Brittannien fand er fortan keinen mehr.

Und zur selben Zeit gewann auch in Rußland die Kriegspartei wieder die Oberhand. Alexander, der sich nun einmal im Orient nicht die Hände binden und aus Cattaro hinausmanövrieren lassen wollte, verweigerte dem von Oubril unterzeichneten Vertrage die Sanktion.*) Auch hatte auf ihn die Kunde von

*) In den Verhandlungen zwischen Oubril und den Franzosen ist es auffällig, daß der Erstere sich entschieden weigerte, mit England gemeinsam den Frieden zu bereden. Vergebens drang der britische Unterhändler in ihn; ein Verbot hielt ihn zurück. Die Ursachen, welche den Zar zu einem solchen bestimmt haben mochten, sind noch nicht ganz klar gelegt. Man wird aber nicht irre gehen, wenn man annimmt, Rußland wollte seine Angriffs-

der Sprengung der deutschen Reichsverfassung, als deren Garant er gerne galt, tiefen Eindruck gemacht. Er ließ in Paris erklären, nur dann Frieden schließen zu wollen, wenn Frankreich auf den Besitz von Dalmatien und Albanien verzichten, dem Könige Ferdinand Sizilien lassen, den von Sardinien für den Verlust Piemonts endlich entschädigen wolle. Er wußte sehr gut, daß Napoleon hierauf nicht eingehen werde, und gab gleichzeitig Befehl zu mobilisieren und die Armee an die preußische Grenze zu schieben.

Während sich in den politischen Verhältnissen der großen Mächte diese Wandlungen vollzogen, hatte Preußen in Leid und Sorge das Gewicht seiner Allianz mit Frankreich getragen. In den Augen des Königs wollte man seit ihrem Abschluß wiederholt Thränen bemerkt haben. Hatte man denn nicht sicheren Besitz für unsicheren dahin gegeben? Die abgetretenen Landschaften, wie Ansbach, waren alsbald von den Franzosen besetzt worden, und doch schien sich der Verbündete noch nicht begnügen zu wollen. Da lagen in der unmittelbaren Nähe des neuen Herzogtums Berg drei Abteien mit reichen Kohlengründen; sie waren im Jahre 1802 Preußen zugefallen und gehörten nur bezüglich der landständischen Vertretung noch zu Cleve. Dennoch ließ Herzog Joachim I. — so hieß nun Murat — diese Landschaften einfach besetzen und räumte sie erst auf entschiedene Reklamation der preußischen Regierung. Durch eines dieser Abteigebiete — Essen — war die brandenburgische Grafschaft Mark mit Cleve verbunden. Auf die Erwerbung dieser Grafschaft zielte gleichfalls Napoleons Politik ab, dem es daran lag,

---

position gegen die Türkei vor England nicht demaskieren. Thatsache ist, daß der englische Botschafter Paget in Wien den russischen Vertreter, Grafen Rozoumowsky, „auf den Knieen anflehte“, die Bocche von Cattaro zu räumen, und keine Erhörung fand. (Martens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères, II. 504). Daß sich Dubril dennoch in Paris hierzu beschwatzen ließ, hat ihm die Gnade seines Kaisers gekostet, er verlor Amt und Würden.

den Staat Murats zu kräftigen, um auch im nördlichen Deutschland, wie im Süden, festen Fuß zu faſſen. Darum wurde der franzöſiſche Botſchafter in Berlin geradezu angewieſen, Preußen zum offenen Kampfe gegen Schweden zu reizen, damit es demſelben Pommern abnehme, ſeinerſeits aber die Mark an Berg überlaſſe. Nur mit Mühe erwehrte man ſich dort dieſer Zumutungen. Dazu kam, daß Napoleon die zu Cleve gehörige Feſtung Weſel auf dem rechten Rheinufer, um auch einen militäriſchen Stützpunkt im Norden zu gewinnen, nicht ſeinem Schwager überließ und — dem Pariſer Vertrage entgegen — mit ſeinen eigenen Truppen beſetzte.

Bei dieſer Haltung Frankreichs und bei dem verletzenden Tone in den Schriftſtücken, die gewechſelt wurden, machte ſich in Preußen die Befürchtung geltend, Napoleon ſuche nach einem Vorwand, um einen Friedensbruch herbeizuführen und ſeine Macht über Preußens Grenzen hinaus auszudehnen. Schon Anfangs Juli wurde der Gedanke erwogen, ob man ſich nicht für dieſen Fall militäriſch in Stand ſetzen ſolle. Aufregende Nachrichten, die aus Süddeutſchland eintrafen, ſchienen einem ſolchen Entſchluſſe das Wort zu reden. Napoleon ſelbſt zeigte in Berlin die Gründung des Rheinbundes an und ſuchte nur den Eindruck, den die Nachricht machen mußte, dadurch abzuſchwächen, daß er Friedrich Wilhelm III. aufforderte, auch ſeinerſeits im Norden einen ſolchen Bund zu gründen. Kaum aber war man in Berlin auf dieſe Idee eingegangen, als ſie ſich auch ſchon wieder als hinfällig erwies; denn in der letzten Juliwoche meldete Lucchefini aus Paris, Lord Yarmouth habe ihm anvertraut, daß der Kaiſer den Engländern Hannover zurückgeben wollte, Hannover, ohne welches Preußen an eine bedeutende Stellung in Norddeutſchland nicht denken durfte, für deſſen Beſitz es ſo große Opfer an Land, Gut und Anſehen gebracht, und von dem Napoleon noch kürzlich beteuert hatte, er denke nicht daran, es ihm abzuſprechen! Wo war da noch Sicherheit? Und dazu kamen auch ſonſt von überallher beängſtigende Rapporte. Da meldete General

Blücher aus Westfalen, die Franzosen verstärkten sich in Wesel und an der Lippe, was nur den Zweck haben könne, Preußen die Mark und Westfalen für Murat abzunehmen. Aus Regensburg und München erfuhr man, französische Truppen hätten Würzburg besetzt, und allgemein ward erzählt, sie seien gegen Sachsen und Preußen im Vormarsch. War das alles nun falsch oder wahr — und warum sollte es nicht wahr sein? — man fühlte sich dieser recht- und rücksichtslos vorwärts drängenden Macht gegenüber in seiner Schwäche völlig preisgegeben und drängte wie im Fieber, aus diesem hilflosen Zustande herauszukommen. Auch Haugwitz riet — wie er schon 1803 gethan hatte — zu Rüstung und Kriegsbereitschaft, und jetzt gab der König, der sich von Frankreich gekränkt und getäuscht fühlte, nach. Am 6. August war Lucchesinis Depesche in Berlin angelangt, und schon vier Tage später schrieb Friedrich Wilhelm an den Zaren, Napoleon habe den Engländern Hannover ohne Äquivalent angeboten, das heiße so viel als er wolle Preußen vernichten. Denn wenn er diesem Staate wirklich jenes Land entfremde, müsse er darauf gefaßt sein, ihn beim nächsten Kriege an der Spitze seiner Feinde zu erblicken, und um nun diese Gefahr zu beseitigen, wolle er ihn jetzt, bei so günstiger Gelegenheit, allein verderben. Am 9. August ward in Berlin die Mobilisierungsordre ausgegeben und dem französischen Gesandten gesagt, man rüste, weil man Napoleons unterschiedliche Maßnahmen als gegen Preußen gerichtet ansehen müsse; denn auch wenn es nur Demonstrationen wären, hielte man sich gleichwohl zu Gegenanstalten verpflichtet, um nicht, wie schon einmal — im Februar — unter dem Zwange solcher Demonstrationen zu leiden.

Waren nun Preußens Befürchtungen begründet? Wollte Napoleon wirklich den Krieg? Ja und Nein. Er wollte ihn, weil er in sein System gehörte. Schon seit dem Direktorium war die revolutionäre Politik darauf gerichtet, dereinst Preußen, sowie Österreich, so weit als möglich nach Osten zu drängen. Von Napoleon insbesondere wird erzählt, er sei Friedrich Wil-

helm III. ſeit deſſen zweideutiger Haltung im Vorjahre gram geworden und habe ſchon im Februar 1806 dem Könige von Bayern Hoffnungen auf Bayreuth gemacht, von dem doch ſicher war, daß es Preußen ebenſowenig ohne Kampf aufgeben würde als Hannover. Eine andere Frage aber iſt, ob Napoleon jetzt, im Sommer 1806, den Krieg gegen die norddeutſche Großmacht plante. Und dies iſt doch ſehr zweifelhaft. Allerdings hatte ſeine Armee in Deutſchland eine Angriffsposition auch gegen Preußen inne, ihre Anweſenheit galt aber doch hauptſächlich — von dem finanziellen Momente der Truppenernährung auf fremde Koſten abgeſehen — Öſterreich. Als die Zuſtimmung des Kaiſers Franz zur Stiftung des Rheinbundes erfolgt und auch der Vertrag mit Oubril abgeſchloſſen war, welcher die Räumung Deutſchlands durch die Franzoſen unter ſeinen Bedingungen enthielt, traf Napoleon wirklich Anſtalten, ſeine Soldaten zurückzuziehen. Am 17. Auguſt ſchrieb er darüber an Talleyrand und Berthier und wies den Letzteren an, die öſterreichiſchen Kriegsgefangenen heimzuſchicken. Als er in dieſen Tagen von der preußiſchen Mobiliſierung hörte, verlachte er ſie als den Ausdruck einer ungerechtfertigten Furcht. Noch am 26. Auguſt wandte er ſich an Berthier nach München: „Das Berliner Kabinett iſt von einem paniſchen Schreck erfaßt. Es bildet ſich ein, in unſerem Vertrage mit Rußland ſtünden Klauſeln, die ihm mehrere Provinzen entfremden. Dem ſind ſeine lächerlichen Rüſtungen zuzuſchreiben, denen man keinerlei Aufmerkſamkeit zu ſchenken hat, da es wirklich meine Abſicht iſt, die Truppen nach Frankreich heimkehren zu laſſen“. Aber eine Woche ſpäter ſtand die Sache ſchon ganz anders. Da war die Nachricht aus Petersburg eingetroffen, daß der Zar den Vertrag vom 20. Juli nicht acceptiere, und nun gewannen plötzlich jene Rüſtungen in Napoleons Augen eine beſondere Bedeutung, indem er aus dem Zuſammenfallen der beiden Thatſachen, auf ein Einverſtändnis zwiſchen Rußland und Preußen ſchloß, namentlich als zu gleicher Zeit mit dem ruſſiſchen Kourier

auch General Knobelsdorff aus Berlin einlangte und im Namen seines Königs die Räumung Deutschlands begehrte. Nahm man hinzu, daß auch England nicht mehr an Frieden mit Frankreich dachte, so ist es nicht zu verwundern, wenn Napoleon das Vorhandensein einer neuen Koalition annahm, ähnlich der des Vorjahres, nur daß Österreich durch Preußen ersetzt war. In dieser — übrigens irrigen — Voraussetzung widerrief er sofort den Marschbefehl der deutschen Armee und weigerte sich Knobelsdorff gegenüber, das Verlangen Friedrich Wilhelm III. zu erfüllen, solange das preußische Heer auf dem Kriegsfuß bleibe. Dieses sollte zuerst abrüsten.

Mit seinem kalten klaren Blick überschaute der Franzosenkaiser die Lage. Er sah nur zwei Möglichkeiten vor sich, die er in einem Briefe vom 12. September 1806 seinem Gesandten in Berlin vor Augen legen ließ. „Entweder hat Preußen," heißt es da, „nur aus Furcht gerüstet: in diesem Falle müßte es, da zur Bewaffnung kein Motiv mehr vorhanden ist, die Rüstungen einstellen, umsomehr, als sie ihm viel Kosten verursachen. Oder es wollte sich für den Moment in Stand setzen, wo seine mit Rußland, England und Schweden getroffenen oder noch zu treffenden Vereinbarungen ruchbar würden: dann erfordert es die Politik des Kaisers, von der guten Jahreszeit zu profitieren, um vor den Schweden und Russen in Berlin zu sein, die Feinde vor ihrer Vereinigung anzugreifen und vereinzelt zu schlagen. Auf diese beiden Fälle schränkt sich die ganze Frage ein, es giebt kein Drittes. „Möglichkeiten", „Wahrscheinlichkeiten", „innerste Überzeugungen" sind in den Augen Seiner Majestät nur leere Chimären, durch die sie sich nicht täuschen läßt. Wenn allenfalls noch eine andere Hypothese, als die beiden erwähnten, denkbar wäre, so könnte es nur die sein, daß die Vorsehung, welche den Kaiser bisher leitete, Berlin dazu ausersehen hat, am Jahrestage seines Einzugs in Wien in seine Hände zu fallen".

Alles kam nun darauf an, ob Preußens König auf des Korsen Ansinnen einging. Er hatte wirklich „aus Furcht" ge-

rüſtet, aber dieſelbe Furcht hielt ihn jetzt ab, zu demobiliſieren. Und wenn es dieſe Furcht nicht allein war, ſo war es außerdem die Rückſicht auf die Machtſtellung des Staates, welche in dem neu erworbenen Hannover bedroht ſchien, auf Ehr und Majeſtät des Thrones und ſchließlich auf ein volkstümliches Element des Widerſtandes gegen Frankreich, das jetzt zum erſtenmale deutlicher hervortrat. Denn es ließ ſich nicht leugnen, im deutſchen Volke war eine nationale Reaktion gegen das internationale Eroberungsſyſtem Napoleons im Werden. Durch die ſouveräne Willkür, mit der ſich Dieſer den republikaniſchen Formen der Revolution entzogen, hatte er ſich die Demokraten Süddeutſchlands zu Gegnern gemacht, die noch zur Zeit des Direktoriums voll Enthuſiasmus für Frankreichs „befreiende“ Politik geweſen waren; durch ſeine grenzenloſe Herrſchſucht hatte er diejenigen gegen ſich aufgebracht, die der Selbſtändigkeit ihres Volkstums Wert beimaßen, an ihren angeſtammten Dynaſtieen hingen und deren Verkleinerung mit Widerwillen anſahen. Freilich gab es daneben Millionen, die jeder politiſchen Empfindung bar, nur dem materiellen Erwerb und Genuß lebten und deshalb die ſklaviſche Ruhe unter der Fauſt des gewaltigen Fremden dem Kampfe um Unabhängigkeit und freie Selbſtbeſtimmung vorzogen, und daneben wieder ernſte Geiſter, denen das Gleichheitsprinzip Frankreich ſympathiſch gemacht hatte, die in der weltbürgerlichen Vereinigung der Völker — mochte ſie, wie immer, zuſtande kommen — ihr Ideal erblickten und die deshalb auch Napoleon als Werkzeug dieſer Idee nicht widerſtrebten. Aber gerade gegen dieſe Letzteren traten jetzt, in der erſten Hälfte des Jahres 1806, einige der Tüchtigſten auf: Schleiermacher mit ſeinen Predigten vom Werte der Nationalität, Fichte mit ſeinen Reden an die deutſchen Krieger, Ernſt Moritz Arndt mit ſeinem Buche vom „Geiſt der Zeit“ und dem vernichtenden Verdikt über des Korſen univerſale Herrſchſucht. So im Norden. Im Süden entſtanden Broſchüren und Flugſchriften, welche der Klage über die unwürdige Stellung der

Nation unverblümt Ausdruck gaben. Denn daß Napoleon nach geschlossenem Frieden seine Armee, als ob sich das von selbst verstünde, auf deutschem Boden schalten und sich erhalten ließ, empfand man als Schmach und Schande. Der Franzosenkaiser hatte Kenntnis von dieser neuen populären Bewegung und unterschätzte sie nicht; aber er hoffte sie mit einem Schlage, durch ein einziges Beispiel unerbittlicher Strenge, zurückscheuchen zu können. Darum befahl er Berthier, gegen die Nürnberger Verleger jener politischen Libelle nach Kriegsrecht einzuschreiten d. h. sie vor ein Militärgericht zu stellen und nach 24 Stunden erschießen zu lassen. Die Motivierung des Urteils sollte dahin lauten, daß, „da der Befehlshaber einer Armee für deren Sicherheit zu sorgen hat, jene Individuen, welche die Bevölkerung gegen diese Armee aufreizen, dem Tode verfallen sind" (5. August 1806). Das hätte noch allenfalls einen Sinn gehabt im Kriege und in Feindesland, hier aber, im Frieden und in verbündeten Ländern, war eine solche Maßregel nur die nackte Grausamkeit. Ein Opfer sollte sich alsbald finden. Eine dieser Broschüren: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", hatte den Ansbacher Yelin zum Verfasser und war just keine Brandschrift. Der Nürnberger Buchhändler Palm hatte sie verbreitet. Dieser ward verhaftet und, da er zu flüchten vermied, in Braunau am 25. August 1806 füsiliert. Ein Sturm von Entrüstung und Verzweiflung ging durch ganz Deutschland. Was die Hinrichtung Enghiens für die Fürsten gewesen war, das wurde die Ermordung Palms für die Völker. Mehr als an irgend einem anderen Ereignis hat sich der deutsche Franzosenhaß an diesem genährt, und Friedrich Gentz konnte aus Sachsen an den österreichischen Diplomaten Starhemberg schreiben: „Der Krieg wird ein Nationalkrieg sein in der vollen Bedeutung des Wortes; binnen kurzem wird er ganz Deutschland erfüllen. Die letzten Attentate der Franzosen, vor allem jenes, dessen Kunde soeben alle Gemüter entsetzt hat, haben die Nation in einer Weise aufgeregt, daß allenthalben sizilianische Vespern den ersten Erfolg der Preußen begleiten werden".

Dieſer populären Strömung konnten ſich auch die leitenden Kreiſe Berlins nicht verſchließen. Dort ſtand übrigens ſchon ſeit ein paar Jahren der „franzöſiſchen“ — wie man die friedliebenden Anhänger der Neutralitätspolitik nannte — eine „Kriegspartei“ gegenüber, die 1804 zu einem engen Widerſtandsbunde mit Öſterreich geraten hatte, im Jahre darauf unbedingt für den Anſchluß an die Koalition geweſen war und jetzt endlich ihre Zeit gekommen ſah. Zu ihr gehörten: der Finanzminiſter vom Stein, die Generale Blücher, Rüchel und Pfuel, die Gelehrten Johannes von Müller und Alexander von Humboldt u. a. Ja ſelbſt am Hofe, in der unmittelbarſten Nähe des Königs, zählte ſie ihre Anhänger: die Königin Luiſe, die Prinzeſſinen Wilhelm und Radziwill, die Prinzen Louis Ferdinand, Wilhelm, Heinrich und Oranien, Alle bekannten ſich zu ihr und redeten dem kriegeriſchen Aufſchwunge des Staates ſtatt deſſen friedſamer Hinfälligkeit das Wort. Was aber auf den ruheliebenden König den meiſten Eindruck machte, war, daß namentlich in der Armee teils in ernſter Beſonnenheit, teils in dünkelhaftem Übermute, ein durchaus antifranzöſiſcher Geiſt zu Tage trat; ſie begehrte ſtürmiſch Haugwitzens Entlaſſung, huldigte Hardenberg, der ſich Napoleon verhaßt gemacht hatte, und ſetzte ſich hier und da ſogar über die Disziplin hinweg. Das war bisher unerhört im preußiſchen Heere und ſo überraſchend für Friedrich Wilhelm, daß er einen Augenblick an Abdankung dachte. Von Abrüſtung, wie ſie Napoleon forderte, konnte da nicht die Rede ſein. Das Begehren ward abgelehnt und, lediglich um Zeit zu gewinnen, in Paris nochmals die Forderung auf Zurückziehung der franzöſiſchen Armee in Form eines Ultimatums geſtellt, auf welches bis 8. Oktober entſcheidende Antwort eintreffen ſollte.

Nur widerſtrebend und gerechter Sorge voll hatte ſich der König dazu beſtimmen laſſen. Er durfte allerdings auf Rußland zählen, aber die Unterſtützung des Zaren konnte im beſten Falle nicht vor Ende November auf dem Kriegsſchauplatz eintreffen. Mit England mußte erſt der

herrschende Zwist beigelegt werden, um die unentbehrlichen Subsidien zu erhalten. Man hatte nur Sachsen zum Verbündeten, welches allzu langsam rüstete, indes der Kurfürst von Hessen sich aus Eigensucht neutral hielt; im Übrigen war man auf die eigenen Kräfte angewiesen. Friedrich Wilhelm überschätzte sie nicht.*) In den Friedensjahren waren die Mängel in der Kriegsverwaltung völlig eingerostet; die Armee hatte so gut wie keinen Führer, denn der einzig Berufene, Herzog von Braunschweig, war unschlüssig und altersschwach und — wie ihn ein Zeitgenosse richtig zeichnete — „mehr geeignet, Befehle anzunehmen als zu erteilen." Unter solchen Verhältnissen war es freilich eine ungeheuere Verwegenheit, sich dem sieggewohnten Eroberer entgegenzustellen. Dieser selbst mochte lange nicht daran glauben und erklärte das Beginnen Preußens schlechtweg als verrückt „Sagen Sie" — so schreibt er noch am 10. September an Berthier — „insgeheim dem Könige von Bayern, daß er Bayreuth erhalten soll, wenn ich mich mit Preußen verfeinde; jedoch ich glaube noch nicht daran, daß es diese Thorheit begehen wird". Im Innersten aber war er doch recht besorgt, daß Friedrich Wilhelm am Ende noch abrüsten und ihm so die günstige Gelegenheit rauben könnte, ihn allein zu überwältigen. Die preußische Armee genoß in Europa — insbesondere ihre Kavallerie — einen vorzüglichen Ruf, und Napoleon teilte die allgemeine Ansicht und war nicht ohne Unruhe. Umsomehr mußte er darauf bedacht sein, dieses Heer isoliert zu fassen und zu vernichten. Darum wird der preußische Ge-

*) Montgelas erzählt: „Den König selbst machten sein Charakter und seine Grundsätze jeder kriegerischen Unternehmung abgeneigt, und er folgte mehr äußeren Antrieben als einem eigenen festen Entschluß. Er fürchtete Napoleons überwiegendes Genie und hatte wenig Vertrauen auf seine eigenen Streitkräfte, die ihm nicht in der Verfassung zu sein schienen, mit Erfolg Krieg zu führen. Es ist ziemlich zweifellos daß er sich mit dem Gedanken zur Armee begab, er werde eine Schlacht verlieren und hieraus den Vorwand zum Abschluß des Friedens entnehmen können, indem hiernach auch die Ungläubigsten von der Unmöglichkeit des Widerstandes überzeugt sein würden".

ſandte in Paris ohne Erklärung hingehalten, der franzöſiſche in Berlin angewieſen, ſich zu keinerlei Abrede bewegen zu laſſen und im äußerſten Falle lieber krank zu werden, darum ſind in aller Stille ſeit Wochen ſchon die verfügbaren Streitkräfte an den Rhein und nach Aſchaffenburg unterwegs, um mit 100000 Mann neuausgehobener Truppen das Heer in Deutſchland zu verſtärken, darum verläßt der Kaiſer ſelbſt am 25. September plötzlich, ohne dem Senate Mitteilung zu machen, Paris und reiſt eilig nach Mainz, wo er die entſcheidenden Anordnungen trifft. Der Krieg hatte begonnen.

Viertes Kapitel.

Von Jena nach Tilſit.

Die gute Meinung, welche Napoleon von der preußiſchen Armee hegte, ließ ihn jetzt mit noch größerer Vorſicht zu Werke gehen als im Vorjahre gegen die Öſterreicher. War ſie doch die Schöpfung des großen Friedrich, den er ſo hoch ſtellte, und ihre Generale konnten, wenn ſie achtſam geweſen waren, aus den Feldzügen von 1800 und 1805 ſeine ſtrategiſchen Manöver kennen gelernt und ſich zur Abwehr derſelben vorbereitet haben. „Ich glaube“, ſagte er, „daß wir mehr zu thun haben werden als mit den Öſterreichern“, und an Soult ſchrieb er, er habe ſeine Kräfte denen des Feindes überlegen gemacht, weil er nichts dem Zufall überlaſſen und den Gegner, wo er Stand halte, mit doppelten Kräften angreifen wolle. Mit acht Korps (einſchließlich der Garde) unter den bewährteſten Führern, mit einer ſtarken Kavalleriereſerve unter Murat und einem bayriſchen Hilfscontingent, in Summe mit etwa 200 000 Mann, will er Preußen angreifen, und zwar von Süddeutſchland her auf der Linie Bamberg-Berlin, die er ſchon Wochen vorher von

französischen Offizieren hat bereisen lassen. Er denkt diesen Vorstoß zwischen dem Thüringerwald und dem Erzgebirge so rasch und wuchtig zu führen und das Herz der preußischen Monarchie so ernstlich zu bedrohen, daß voraussichtlich der Gegner, den er in Thüringen vermutet, sich auf Magdeburg zurückzog um von dort zum Schutze der Hauptstadt herbeizueilen. So schreibt er noch aus Straßburg an den König von Holland. Seine Rückzugslinie war an die Donau, wenn ihm der Feind früher entgegentrat; ward ihm dieselbe durch einen Vormarsch des Gegners nach Süddeutschland verlegt, so ging er über denselben hinweg auf der Linie Leipzig-Frankfurt an den Rhein, welchen Fluß Bruder Ludwig von Wesel her und ein besonderes Korps unter Mortier bei Mainz zu verteidigen hatten. So auf alle Fälle vorbereitet, konnte er seine ganze Armee nach Osten vorschieben, ohne den Raum zwischen Rhein und Franken besetzt zu halten. Denn das war ihm das Wesentliche — und er hatte im Vorjahre Erfahrungen gemacht — daß er das Heer gänzlich in der Hand behielt „wie ein Major sein Bataillon". Am 5. Oktober 1806 erteilt er den Korps seine Befehle: sie hatten zunächst in drei Kolonnen nach Koburg, Lobenstein und Hof zu marschieren, von wo er sie über Saalfeld und Schleiz auf Gera dirigieren wird. Unterdessen mußten Stellung und Absicht des Feindes völlig klar werden.

Wenn sie es dem Feinde nur selber wurden! Aber im preußischen Hauptquartiere sah es nicht nach zielbewußtem Willen aus. Im Vorjahre hatte man noch ein Heer von 250 000 Mann aufgebracht, jetzt betrug die Streiterzahl kaum die Hälfte, jedenfalls stand sie der des Gegners weit nach. Der König hatte den Oberbefehl dem Herzog von Braunschweig, demselben der in den Jahren 1792 und 1793 das deutsche Heer kommandierte, übertragen, war aber dann — um sich nicht vom Felde der Ehre fernzuhalten — selbst zur Armee gekommen. Das hatte seine schlimmen Folgen. Seine militärische Umgebung beeinflußte ihn wider die Anordnungen des Generalissimus,

ſo daß man bei den ſchwachen Charaktereigenſchaften des nachgiebigen Herzogs bald nicht mehr wußte, „ob man das Hauptquartier königlich oder herzoglich nennen ſolle“, wie einer der beteiligten Offiziere am 6. Oktober ſchrieb. Dieſer Offizier war der Oberſt Scharnhorſt, Generalſtabschef im Hauptquartier. Er hatte ſchon vor Wochen einen Kriegsplan für den Angriff ausgearbeitet, deſſen hohen Wert ſpätere Kritik zu ſchätzen gewußt hat: mit der Armee über den Thüringerwald zu gehen und für die treffliche Kavallerie die Ebene zu gewinnen Danach wäre man im Aufmarſch dem Gegner um vierzehn Tage voraus geweſen, was einen Erfolg verbürgte. Der König aber hing ſo ſehr am Frieden, daß er um alles nicht als Störer desſelben erſcheinen mochte. Er wollte vielmehr jenen 8. Oktober abwarten, bis zu welchem Tage er in ſeinem Ultimatum Frankreichs Antwort zu erhalten wünſchte. Die Antwort blieb aus. Anſtatt ihrer kamen die Franzoſen ſelbſt und machten die Ausführung jenes Planes unmöglich. Denn die vorgeſchobene Stellung am Thüringerwalde hatte nur in der Offenſive einen Sinn gehabt, während bei dem Zuwarten die Preußen in die Defenſive gedrängt wurden, für welche die Aufſtellung — das Zentrum unter Braunſchweig bei Erfurt, der rechte Flügel unter Rüchel bei Gotha, der linke unter Hohenlohe bei Weimar durchaus ungünſtig war Als man dann erfuhr, die Franzoſen marſchierten im Oſten heran, war es die Anſicht des Hauptquartiers, d. i. Scharnhorſts und Braunſchweigs, mit der ganzen Armee einen Vorſtoß gegen die Flanke Napoleons zu wagen, aber auch damit drang der Oberkommandant nicht durch. Erſt nach langen Debatten ward Hohenlohe an die Saale vorgeſchickt, worauf ſeine Truppen am 9. bei Schleiz mit der mittleren und am 10. bei Saalfeld mit der weſtlichen franzöſiſchen Kolonne ins Gefecht kamen. Hier, bei Saalfeld, war es, wo franzöſiſches Blei den Prinzen Louis Ferdinand, der die Vorhut kommandierte, zu Tode traf, ein Ereignis, erſchütternder in ſeiner Wirkung auf die Armee als die verlorene Affaire. Mehrere Generale verlangten kategoriſch die Ab-

setzung des Oberkommandanten, dem sie die Verkehrtheiten der Leitung zur Last legten, während ihn doch nur der Vorwurf treffen konnte, fügsam gehorcht zu haben, wo er zu befehlen hatte.

Indes sich die Dinge bei den Preußen so ungünstig als möglich gestalteten, hatte sich Napoleon bei seinem Vormarsch auf Gera über den Feind orientiert, dessen Hauptkraft er bei Erfurt vermutete. Sogleich erkannte er die Möglichkeit, ihn zu umgehen. Am 12. Oktober befiehlt er, daß die ganze Armee die Direktion nach Norden verlasse und links gegen die Saale einschwenke — dasselbe Manöver, welches er vor einem Jahre nach seinem Übergange über die Donau und 1800 jenseits des Po ausgeführt hatte — und noch am selben Tage langt Murat mit seinen Reitern in Naumburg an. Als man im preußischen Hauptquartier hievon hört, ist die Bestürzung ungemein. Will Braunschweig jetzt der Umarmung durch den Feind ausweichen, so muß noch in derselben Nacht aufgebrochen werden. Aber als ob das Selbstverständliche sich nicht von selbst verstünde, wurde auch dieser Vorschlag erst neun kostbare Stunden lang durchgesprochen, ehe man ihn ausführte — während der Feind unerbittlich weiter marschierte. So geschah es, daß Davouts westwärts voreilendes Korps bei Auerstädt die Hauptarmee unter Braunschweig im Marsch antraf, und Napoleon mit dem Gros seiner Truppen bei Jena Hohenlohe erreichte, der die Arrieregarde zu bilden und den Abzug nach Norden zu decken hatte.

An beiden Orten kam es am 14. Oktober zur Schlacht. Napoleon hatte sie schon seit mehreren Tagen herbeigesehnt. Jetzt glaubte er sich der feindlichen Hauptmacht gegenüber, zog alle verfügbaren Korps an sich und griff Hohenlohe mit großer Überlegenheit an. Am Frühmorgen, noch im Nachtdunkel, ritt er an die Truppen des Marschalls Lannes heran, die zuerst ins Feuer kommen sollten, und erinnerte sie an die Siege des Vorjahres und wie die Sache jetzt ebenso läge, wie dazumal, als sie Mack fingen. Dieses Korps hat dann im Verein mit der

Avantgarde Neys dem Vorstoß der ganzen feindlichen Armee so herzhaft widerstanden, daß der Kaiser die Garde als Reserve sparen konnte bis neue Kräfte anlangten.*) Dann war der Feind bald überwunden. Hohenlohe hatte, die Größe der Gefahr erkennend, Rüchels Armee zu Hilfe herbeigerufen. Diese aber band ein entgegengesetzter Befehl des Oberfeldherrn, und als sie später trotzdem aufs Schlachtfeld marschiert kam, war Hohenlohe schon geschlagen und an der Entscheidung nichts mehr zu ändern. Napoleons Kavallerie stürzte sich auf die Weichenden, und in wilder Hast floh die Armee der Preußen.

Während dies bei Jena geschah, war Braunschweig bei Auerstädt mit Davoat ins Schlagen gekommen. Und trotz der Übermacht, über welche die Preußen hier verfügten — es standen ihrer 35 000 gegen 33 000 Franzosen — ging ihnen doch auch diese Schlacht verloren. Anfangs im Vorteil, hätten sie den Sieg erringen müssen, wenn General Kalkreuth seine Reserven — 18 000 Mann — ins Feuer geführt hätte. Er that es nicht, weil er keinen Befehl dazu erhielt, und einen Befehl konnte er nicht erhalten, weil der Oberfeldherr, zu Tode verwundet, nicht mehr zu kommandieren vermochte und jede einheitliche Leitung aufhörte. So wurde es unmöglich, sich die Straße über Naumburg frei zu machen, und der König, der jetzt das Oberkommando an sich nahm, befahl den Rückzug auf Weimar, wo er noch Rüchel's und Hohenlohe's Scharen intakt zu finden hoffte; den bessern Rat, nach Norden auszubiegen, wies er von der Hand. Aber statt auf die Genossen traf er auf den Feind — ein Augenblick grausamster Enttäuschung und ernster persönlicher Gefahr zugleich. Bald war das Hauptquartier mit den Resten der Armee in haltloser Flucht vor den nachrückenden Franzosen.

*) Hier war es, wo aus einem Gliede der Gardelinie plötzlich hinter Napoleon der angstbewegte Ruf „Vorwärts!" erscholl und der Kaiser den vorlauten Sprecher mit den Worten zurechtwies, er möge warten, bis er in zwanzig Schlachten werde kommandiert haben, ehe er es wage, ihm zu raten.

Anſtatt ſich zu ſammeln, löſte ſich das Heer faſt völlig auf, die Deſertion ward allgemein, die Disziplin ging dahin. Von 130 000 Soldaten waren bald nur noch 10 000 Mann regulärer Truppen übrig, die Hohenlohe im großen Bogen über Nordhauſen, Magdeburg, Neu-Ruppin nach dem ukermärkiſchen Preuzlau führte, um dort vor Murat zu kapitulieren. Der hatte ihm verſichert, das Korps ſei von 100 000 Franzoſen umgeben, was ebenſowenig der Wahrheit entſprach, als im Vorjahre das Märchen vom abgeſchloſſenen Frieden, wo es die Erhaltung der Wiener Donaubrücken galt. Andere kleinere Abteilungen ergaben ſich ebenfalls, die von Blücher geführte nicht ohne heldenhafte Gegenwehr — eine Ausnahme. Dazu öffneten ſich die wichtigſten Feſtungen dem Feinde, und die Haſt, mit der ſie es thaten, war ein Schimpf ohnegleichen So Erfurt, ſo Magdeburg, wohin ſich eine bei Halle geſchlagene Reſervearmee geflüchtet hatte, ſo Stettin und Küſtrin. „Das waren Greuel!“ ſchreibt der Hauptmann von Gneiſenau an eine Freundin, „tauſendmal lieber ſterben als dies wieder erleben. Das wird wunderbare Zeilen in der Geſchichte geben“.

Da ihm nichts mehr den Weg verlegte, ritt Napoleon am 27. Oktober 1806, umgeben von Prunk und Pracht, in Berlin ein. „Der Kaiſer war ſtolz“ — erzählt Coignet — „in ſeiner beſcheidenen Kleidung, mit ſeinem kleinen Hut und der Kokarde für einen Sou. Sein Stab dagegen trug die große Uniform, und für die Fremden war es kurios, in dem ſchlechtest Gekleideten den Herrn einer ſo ſchönen Armee zu erblicken“. Am Tage vorher hatte er in Potsdam am Sarge Friedrich II. geſtanden. Nur ſtimmte es ſchlecht zu der Bewunderung, die er dem großen Toten zollte, daß er deſſen Degen und Schärpe von dort fortnehmen ließ und den Pariſer Invaliden zum Geſchenke machte. In Berlin zog er die Summe ſeiner Siege. Sie hatten ihm alle preußiſchen Länder bis an die Weichſel in die Hand gegeben, und es war nicht übertrieben, wenn er am 12. November von der Reſidenz der Hohenzollern

aus der Welt verkündete: „Die ganze preußiſche Monarchie iſt in meiner Gewalt“. Es kam nur darauf an, ob ſie es blieb. Zwar die preußiſchen Waffen konnten den Zuſammenſturz des heimiſchen Staates nicht mehr aufhalten; denn bis auf ein Häuflein von 15 000 Mann und einige Feſtungen in Schleſien und an der Oſtſee war die Wehrkraft des Landes zerrieben und zerſtoben. Aber Napoleon hatte noch andere Feinde. Einer von dieſen hatte ſich bereits zu Preußens Freund und Helfer erklärt: Rußland, ein anderer konnte es in jedem Augenblicke werden: England. Denn das ergab ſich aus Napoleons Syſtem, daß er mit ſeiner Politik ſtets das Ganze des Weltteils umfaſſen mußte, und darum nie einen vereinzelten Gegner hatte.

Am Tage nach der Schlacht war der Flügeladjutant des beſiegten Königs im franzöſiſchen Hauptquartier mit dem Verlangen nach Frieden eingetroffen. Napoleon lehnte ab: ſeine errungenen Vorteile ſeien zu groß, um ſie nicht bis Berlin zu verfolgen, dort werde ſich der Friede leichter ergeben. Friedrich Wilhelm ſchickte dann Lucchesini zu ihm mit der Vollmacht, Präliminarien zu unterzeichnen; Hannover, Bayreuth und das Land weſtwärts der Weſer, auch ein gut Stück Geld als Kriegsentſchädigung wollte man ſich's koſten laſſen. Aber des Feindes Bedingungen waren von den preußiſchen unendlich weit entfernt; er forderte alles Land links der Elbe bis auf Magdeburg und die Altmark, 100 Millionen Franken Kriegsentſchädigung und überdies Preußens Zuſtimmung dazu, daß Sachſen und die deutſchen Länder jenſeits des Elbfluſſes mit dem Rheinbunde vereinigt wurden. Schon verſtanden ſich Lucchesini und Miniſter von Zaſtrow hierzu, umſomehr als bereits das Gerücht verlautete, der Kaiſer wolle das alte Polen wiederherſtellen, von dem Preußen weite Strecken mit Warſchau und Poſen beſaß. Aber nun wurde Napoleon neuerdings ſchwierig. Hohenlohe hatte unterdeſſen kapituliert, und die franzöſiſchen Kolonnen ſtreiften bis an die Weichſel. Konnte dieſer reiche Erfolg nicht beſſer ausgenutzt werden als zu einem Separat-

frieden mit Preußen? Der Kaiser steigerte seine Forderungen und kam endlich vom Frieden ganz ab; nur einen Waffenstillstand wollte er vorläufig bewilligen, und diesen nur unter den drückendsten Bedingungen: bis zum Bug sollten die Franzosen das Land okkupieren, acht Festungen — Danzig, Kolberg, Thorn, Graudenz darunter — sollten ihnen überliefert, die Russen, die bereits auf ostpreußischem Boden standen, vom Könige aus dem Lande gewiesen werden. Und selbst diesen Vertrag unterzeichneten die Abgesandten am 16. November. Ihr König aber verwarf ihn. Er sah, daß in diesen Bedingungen nur die völlige Entwaffnung Preußens und die Trennung der Höfe von Berlin und Petersburg beabsichtigt war. Im Vertrauen auf Rußlands Hilfe wagte er dem Mächtigen zu widerstehen. Als Napoleon von der Weigerung Friedrich Wilhelms hörte, entwarf er eine Proklamation, welche für das Haus Brandenburg denselben tödlichen Sinn barg, wie jenes Schönbrunner Dekret für den Hof von Neapel: es sollte aufgehört haben zu regieren. Nur hatten damals, Ende Dezember 1805, die Dinge doch noch anders gelegen als jetzt. Dort war der entscheidende Sieg schon errungen; hier war er erst noch zu erkämpfen. Die Proklamation wurde fürs Erste nicht verkündigt.

Alles kam für Napoleon darauf an, die heranrückenden Russen zu bewältigen. Er überließ diese Arbeit nicht allein seiner Armee. Zunächst suchte er die Polen gegen das Zarenreich auszuspielen. Unter seiner Protektion entstand in Warschau ein Insurrektionskomité, und eine Deputation Hochadeliger aus Posen, die am 19. November in Berlin erschien, erhielt von ihm die Versicherung, Frankreich habe niemals die Teilung Polen's anerkannt und er selbst, als Kaiser der Franzosen, werde mit dem größten Interesse den nationalen Thron sich wieder erheben sehen. Am 25. November kam er selbst nach Posen, um die Insurrektion noch kräftiger zu betreiben. Zahlreiche Huldigungen begrüßten ihn als Befreier des Vaterlan-

des, und er ließ es solange nicht an ermutigenden Reden fehlen, bis eine freiwillige Truppenaushebung in Warschau in Gang kam, die 60 000 Mann Nationalgarden lieferte. Den idealen Zweck dieser Nation zu fördern war nicht seine Absicht; für derlei hatte er längst keine Empfindung und bald auch, wie wir in Spanien sehen werden, kein Verständnis mehr. Er sah in Polen nur ein brauchbares Werkzeug seiner Politik, welches ihm jetzt gegen Preußen und Rußland dienen sollte, das er aber augenblicks aus der Hand zu legen entschlossen war, sobald es ihm nicht mehr nützte. Dabei war nur fatal, daß auch Österreich, welches gleich den anderen Staaten ausgedehnte polnische Territorien in sich faßte — damals nördlich bis an den Bug — von einer nationalen Bewegung an seinen Grenzen notwendig berührt wurde, während Napoleon jetzt allen Grund hatte, mit der Donaumacht sich möglichst zu verhalten, um in seiner Flanke unbedroht zu bleiben. Er ließ durch seinen Gesandten in Wien, General Andréossy, bei dem Minister Stadion den Gedanken anregen, Österreich solle seine polnischen Provinzen gegen Preußisch-Schlesien vertauschen. Aber der Wiener Hof, um den sich zur selben Zeit auch ein russischer Sendbote, Napoleons Landsmann Pozzo di Borgo, bemühte, verweigerte sich nach der einen wie nach der andern Seite und blieb neutral; nur ein Beobachtungskorps ward von ihm allmählich gegen die preußische Grenze vorgeschoben, teils um eine Erhebung in Galizien zu verhüten, teils um den weiteren Ereignissen im Norden nicht ungerüstet zuzusehen.

Und noch einen zweiten Trumpf spielte Napoleon gegen Rußland aus: in der orientalischen Frage. Daß er die Absicht hatte, auch die Türkei in sein System europäischer Universalherrschaft einzufügen, ist schon wiederholt angedeutet worden; hat sie doch im letzten Grunde die Feindseligkeiten mit Rußland heraufbeschworen. Nun war es nur natürlich, daß er nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 diesen Plan weiter verfolgte. Schon im Januar 1806 hörte man von den Generalen seiner

Suite die Vermutung, er beschäftige sich mit einer türkischen Expedition, und im Mai darauf konnte der preußische Gesandte berichten, der Kaiser plane Verbindungen mit der Pforte, mit der Republik Ragusa, mit Persien und General Sebastiani habe ihm die Ansicht Napoleons mitgeteilt, Rußland müsse hinter eine vom baltischen zum schwarzen Meere gezogene Barrière zurückgedrängt werden. Derselbe Sebastiani ging bald darauf in einer besonderen Mission nach Konstantinopel; er hatte, wenn Rußlands Herrscher den Frieden mit Frankreich ablehnte, die Pforte gegen ihn aufzureizen, und er erreichte wirklich, daß Sultan Selim III., gegen den Buchstaben eines früheren Vertrages, die russisch gesinnten Wojwoden der Moldau und der Walachai absetzte, worauf der Zar, dem es längst um einen Anlaß zu thun war, eine Armee an die untere Donau sandte. Dem erschrockenen Großherrn schrieb Napoleon aus Berlin, ganz Preußen sei ihm unterthan und er verfolge mit 300 000 Mann seine Vorteile; das Schicksal verbürge die Fortdauer des türkischen Reiches und habe ihn ausersehen, es zu retten; jetzt sei der Augenblick, mit einem osmanischen Heere an den Dniester zu rücken, indes er selbst von der Weichsel her gegen Rußland operiere (11. November 1806). Natürlich war seine Absicht lediglich die, die russischen Streitkräfte zu teilen, so daß sie nicht allesamt ihm gegenüberstanden, und zugleich Österreichs Politik an der Donau festzuhalten, da man in Wien einem Übergreifen des Nachbarn ins türkische Gebiet nicht gleichgiltig zusehen konnte. Beides wurde erreicht. Alexander I. erklärte an die Pforte den Krieg und sandte ihr 80 000 Mann entgegen, und Österreich blieb später durch die Fortschritte der russischen Truppen an der unteren Donau in der That abgehalten, mit der nordischen Macht sich gegen Napoleon enge zu verbinden. War in Wien die Lockung mit Schlesien mißglückt, so glückte dagegen die Drohung mit Rußland.

Aber nun mußte es auch der mächtigste Feind der napoleonischen Politik, Großbrittannien, empfinden, daß sein

gewaltiger Gegner auf dem Festland einen Staat zertrümmert hatte. Am 21. November ging von Berlin ein Dekret in die Welt, welches England in Blokadezustand erklärte und ihm den Kontinent — so weit er in den Kreis des napoleonischen Übergewichtes fiel — versperrte. Wir wissen, wie bestimmt Bonaparte schon im Jahre 1802, bei den ersten Anzeichen neuer Feindseligkeit, dieses Programm entworfen hatte. „Will England den Krieg auf dem Kontinent entzünden, so wird es den ersten Konsul zwingen, Europa zu erobern", hieß es in jenem Briefe Talleyrands an Otto. Nun ist der Kaiser auf dem besten Wege dazu. Mußte nicht der Brite die Folgen tragen? „Die britischen Inseln," sagt das berliner Dekret, „sind von nun ab in Blokadezustand; jeder Handelsverkehr mit ihnen ist untersagt; Briefe und Pakete, die eine engliche Adresse tragen, sind der Konfiskation verfallen; desgleichen jede englische Niederlage auf dem Kontinent, soweit Frankreich und die Territorien seiner Verbündeten reichen; desgleichen jedes Stück englischer Ware; alle englischen Schiffe sowie jene, die aus englischen Kolonieen und Stapelorten nach dem Kontinente kommen, werden von den europäischen Häfen ferngehalten. Dem Dekrete ging die Motivierung voraus, der Kaiser habe beschlossen, da die Engländer das Kriegsrecht zur See willkürlich auch auf Privateigentum auszudehnen, ihnen zu Lande mit derselben Münze heimzuzahlen. Klar stand ihm, dem Grenzenlosen, sein Zweck vor Augen: sich Europa zu unterwerfen, um es als Herrscher gegen England zu verschließen. Dann mußten Brittanniens Handel und Industrie verderben und versumpfen, und gelang es endlich auch noch vom Lande her ihm die Reichtümer Indiens zu entfremden, dann war das stolze Inselreich besiegt und unterwarf sich dem, der allein noch über Erd und Meer sein Szepter schwang.*) Allerdings lag dies letzte

*) Daß der Kaiser fortwährend an Indien dachte, bezeugte damals sein Bruder Joseph dem preußischen Gesandten, und Napoleon selbst hat auf St. Helena dem Arzte O'Meara erzählt, er habe nach dem österreichischen Kriege im

Ziel noch fern, und auf dem Schachbrett von Europa mußten erst noch die Figuren mit Kunst und List gerückt werden, bis der letzte König matt gesetzt war; aber es schien nicht unerreichbar und voll von diesen Entwürfen zog Napoleon jetzt den Russen entgegen. Waren es nicht dieselben, die er vor einem Jahre mit leichter Mühe überwunden hatte? Und seitdem war das Selbstgefühl seiner Truppen durch neue Triumphe über die gefürchtete preußische Armee nur noch höher gestiegen. Wenn irgend Einer, dann konnte er jetzt die Empfindung haben, daß das Schicksal einer Welt in seiner geballten Faust lag.

Am selben Tage, an welchem Napoleon in Posen eintraf am 27. November 1806, stieß die Avantgarde von Murats Kavallerie bei Blonje, westwärts von Warschau, auf russische Truppen. Vor dem in starken Märschen heranrückenden französischen Heere zog sich General Bennigsen, welcher die vorderste Armee kommandierte — eine zweite unter Buxhöwden war im Anzug — auf Warschau und endlich über die Weichsel und Narew nach Ostrolenka zurück. Erst wenn die zweite Kolonne in die Nähe gelangt war, wollte er wieder avancieren. Das geschah in der ersten Dezemberhälfte, wo er seine Soldaten bis Pultusk und an die Wkra vorschob. Das russische Heer wurde durch ein ostpreußisches Korps unter L'Estocq, 13 000 Mann stark, ergänzt, welches östlich vor Thorn stand, gleichsam als rechter Flügel der Aufstellung. Das Ganze kommandierte General Kamenski als Oberbefehlshaber. Die Franzosen besetzten Warschau und Thorn und rückten auf dieser Linie über die Weichsel: die Korps von Bessières, Ney und Bernadotte von Thorn her gegen Osten, Murat, Davoût und Lannes von Warschau gegen Norden; dazwischen gingen Augereau und Soult gegen die Wkra vor, die sie unter Napoleons

---

Jahre 1806 eine Expedition dahin ins Auge gefaßt. In demselben Jahre gingen drei französische Agenten nach Persien.

Augen, der über Warschau herangekommen war, im Kampf überschritten. Der Kaiser, welcher jetzt die Hauptmacht des Feindes bei Golymin westwärts von Pultusk vermutet, will dieselbe hier in der Front mit zwei Korps angreifen, indes Lannes mit dem seinigen rechts auf Pultusk marschieren soll, um den Russen den Rückweg über die Narew zu verlegen, Soult und Bernadotte aber links vorbei auf Makow dirigiert werden, um ihnen auch die Straße nach Ostrolenka abzuschneiden. Dieser Plan, der wie jeder bisherige Entwurf Napoleons die Vernichtung des Gegners im Auge hatte, mißglückte völlig. Das Gros der Russen stand nicht in Golymin sondern in Pultusk, wo es am 26. Dezember gegen Lannes eine unentschiedene Schlacht bestand, die ihm den Rückzug über die Narew ermöglichte, und was Napoleon bei dem ersteren Orte am selben Tage zu fassen bekam, war nur die Nachhut des feindlichen Heeres, die zwar geschlagen wurde, sich aber, ohne verfolgt zu werden, nach Norden ziehen konnte. Die Umgehung durch Soult ward bei dieser Stellung des Feindes ganz gegenstandslos. So hatten sich die Russen der Umarmung durch die Franzosen entzogen, ohne daß diese einen andern Gewinn als den von ein paar Geviertmeilen wüsten Landes verzeichnen konnten.

Wie ganz anders klingt das neben der Erzählung von den Siegen der letzten Monate! Hatten sie Napoleon unvorsichtig gemacht? Denn es war unvorsichtig, den Feind schlagen zu wollen ohne — wie bisher — die Armee zusammenzuhalten, unvorsichtig, ein doppeltes Umgehungsmanöver auf eine Voraussetzung zu gründen, die nicht ganz sicher war. Und dazu kamen Schwierigkeiten, die der Kaiser wohl auch kaum vorher voll gewürdigt hatte. Das Land, in welchem man sich schlug, war kurz vorher von den Russen besetzt gewesen. Diese hatten bei ihrem Abzuge alles mit fortgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, das Übrige verwüstet, so daß die nachrückenden Franzosen nur auf öde Plätze trafen und keinerlei Zehrung fanden. Nun stellte sich der Hunger ein. Das Requisitionssystem mußte auf-

gegeben, Magazine mußten angelegt werden, und es wird mehrfach durch Augenzeugen bestätigt, daß hier nur der Spekulationsgeist der Juden die Armee vor dem Verkommen rettete. Und dazu kam, daß das sumpfige, von einem plötzlichen Tauwetter aufgeweichte Terrain die Recognoscirung erschwerte und die Aktionstüchtigkeit der Truppen hemmte. Die ganze Gegend glich einem Kotmeere, in welchem die wackeren Soldaten bis über die Kniee wateten und sich, vom Hunger entkräftet, mühselig vorwärts schleppten, indes die Geschütze im Morast stecken blieben und untauglich wurden. Auf dem Marsche gegen Pultusk kam es zu Ausbrüchen hellster Verzweiflung, und mancher wackere Krieger, der noch kurz zuvor dem Tode mutig entgegengetreten war, nahm sich jetzt selbst das Leben Auf der grundlosen Straße konnte auch der Wagen des Kaisers nicht mehr weiter; man mußte ein Pferd an den Schlag heranführen, damit er nach Pultusk reiten konnte, wo wenige Tage zuvor die Soldaten Lannes, bis an die Schenkel im Schlamme, acht Stunden lang dem feindlichen Feuer getrotzt hatten. Das ganze Elend seiner Truppen sah der Imperator auf diesem Wege an sich vorüberziehen und hörte, wie selbst seine Getreuesten, die Garden, im Widerwillen murrten.*) Das machte tiefen Eindruck auf ihn. Ein Jahr zuvor — es war am Tage vor der Austerlitzer Schlacht — hatte er im Kreise seiner Generale von seinen früheren orientalischen Plänen gesprochen. Als da einer derselben meinte, man könne sie vielleicht eben jetzt wieder aufnehmen, da man sich doch einmal auf dem Wege nach Konstantinopel befinde, wies der Kaiser den Sprecher ab. „Ich kenne meine Franzosen," sagte er. „Weite Expeditionen sind mit ihnen nicht leicht

*) Wer nach Savarys und Napps Versicherungen annehmen wollte, daß es sich bei den Vorwürfen, welche die Truppen den Kaiser vernehmen ließen, nur um soldatische Scherze gehandelt habe, der wäre im Irrtum. Die Sache war ernst. Coignet z. B. erzählt, daß die Garden bei der Rückkehr in die Winterquartiere herbe Zurechtweisungen darüber erfuhren, daß sie in der Widerwärtigkeit nicht mutiger ausgeharrt hatten.

auszuführen. Frankreich ist zu schön. Sie entfernen sich nicht gerne davon und trennen sich nur widerwillig auf längere Zeit von der Heimat". Und nun vollends unter so verzweifelten Verhältnissen, wie sie hier jedes Manöver hinderten und aller Kriegskunst Hohn sprachen.*) Am 2. Dezember hatte er die Truppen zu einem Tagesbefehle an den Sieg in Mähren erinnert. „Soldaten!" — hieß es darin — „wir werden die Waffen nicht niederlegen, ehe der allgemeine Friede die Macht unserer Alliierten gefestigt und unserm Handel seine Freiheit und seine Kolonieen wiedergegeben hat. An der Elbe und an der Oder haben wir Pondichéry, unsere indischen Unternehmungen, das Kap der guten Hoffnung und die spanischen Kolonieen gewonnen. Wer giebt den Russen das Recht, in die Weltgeschichte einzugreifen und so gerechte Ansprüche zu vernichten? Sie und wir, sind Beide nicht mehr die Soldaten von Austerlitz?" Aber was waren den Tapferen in den Sümpfen Polens Pondichéry und die spanischen Kolonieen! War etwa Frankreich in Gefahr? oder auch nur sein Ruhm und seine Größe? Und dann, schien es nicht, als ob die Russen von Pultusk wirklich nicht mehr die von Austerlitz wären? Hatten sie nicht am 26. Dezember ebenso tapfer gestritten und gelitten, wie die Soldaten des Eroberers? Nein, Napoleon wußte wohl, daß er den Bogen, der seine einzige Wehr bildete, nicht überspannen durfte. Er folgte dem retirierenden Feinde nicht, sondern ließ die Armee Winterquartiere beziehen. Die Weichsel entlang, von Elbing bis Warschau, wurden die Depots der einzelnen Korps etabliert; diese selbst blieben jenseits des Stromes vorgeschoben bis zu einer Linie, die man mit den Punkten Frisches Haff-Willenberg-Ostrolenka-Warschau markieren kann. Die schwierige Verpflegung machte eine größere Ausbreitung notwendig.

---

*) Der Herzog von Fézensac erwähnt in seinen Erinnerungen wiederholt die Unmöglichkeit, ausreichende Kundschaft einzuziehen, und schildert die außerordentlichen Beschwerden des Ordonnanzdienstes.

Die Ruhe sollte aber nicht lange währen. Die Russen hatten sich in zwei Kolonnen in der Richtung auf Grodno und Bjelostok zurückgezogen und sich dann unter Bennigsens Oberbefehl bei Szuczyn vereinigt. Die Preußen unter Lestocq waren durch die Rückwärtsbewegung ihrer Alliierten gleichfalls nach Osten bis in die Gegend von Angerburg genötigt worden, so daß die Verbindung mit Danzig ganz unterbrochen war, ja sogar die Straße nach Königsberg einem französischen Handstreich offen lag. Ein solcher ist denn auch wirklich versucht worden. Ney, dessen Korps von Thorn bis Wittenberg hin campierte und bitteren Mangel litt, brach in der ersten Hälfte Januar 1807 auf eigene Faust nach Norden auf, um seine Truppen in bessere Kantonnements zu bringen und, wenn möglich, Königsberg wegzunehmen — zum großen Verdruß Napoleons, der ihn scharf zurechtwies und zurückkommandierte. Der Marschall war aber auf seiner Exkursion mit dem preußischen Korps zusammengeraten, was die Folge hatte, daß Bennigsen sich mit der ganzen Armee erhob, um Ney in seiner exponierten Stellung auf dem Marsche zu vernichten, Bernadotte, der von Elbing her stand, über die Weichsel zu drängen und die Verbindung mit Danzig wiederherzustellen. Dann wollte er, die Festungen schützend und sich auf sie stützend, eine feste Position gewinnen. Durch diesen Zug konnte Napoleon vielleicht bewogen werden, seine drohende Stellung bei Warschau aufzugeben und sich mehr nach Westen zu konzentrieren.

Den Kaiser traf die Nachricht von der Offensivbewegung des Feindes in Warschau, wohin er sich von Pultusk begeben hatte, um auch sich Ruhe zu gönnen. Die Hauptstadt des alten Polens that alles, um ihm zu schmeicheln und zu gefallen, die Frauen nicht zuletzt, und wir hören, daß Napoleon nicht spröde blieb. Auf die Meldung von Bennigsens Vorgehen aber riß er sich sofort los und faßte seinerseits einen Plan zur Offensive. Er will mit der kompakten Masse seines Heeres nordwärts rücken, die lange Marschlinie des Feindes, noch ehe derselbe seine Abtei-

lungen zum Kampfe konzentrieren kann, durchbrechen und dessen einzelne Korps auseinandertreiben. Ein gütiges Geschick ließ Benningsen diesen Plan aus einem aufgefangenen Briefe des Hauptquartiers an Bernadotte erfahren. Er zieht eiligst seine Detachements an sich und sucht dem Stoß der Franzosen nach Norden, in der Richtung Guttstadt-Landsberg, auszuweichen. Das Preußenkorps, welches er bei seinem Vormarsch im großen Bogen bis nach Freistadt (westlich von Mohrungen) dirigiert hatte, muß gleichfalls eilends nach Norden streben, um den Franzosen zu entkommen und sich mit der Hauptarmee vereinigen zu können. Napoleons Absicht war hiermit schon vereitelt. Er konnte nun zwar den Feind ereilen, aber ihn nicht mehr überraschen, er konnte ihn schlagen, aber ihn nicht mehr vernichten. Mit fünf Korps drang er über Willenberg hinaus; ein sechstes blieb zur Beobachtung an der Narew zurück, ein siebentes unter Bernadotte, der keinen Befehl erhalten hatte, konnte erst weit dahinter folgen. Erst bei Preußisch-Eylau am 7. Februar ward Bennigsen erreicht, der sich jetzt zur Schlacht stellte und noch am selben Tage die vordersten Abteilungen der Franzosen unter Murat und Soult zurückwarf. Unterdes aber langte die französische Hauptmacht an, Ney ausgenommen, der hinter dem Lestocqschen Korps her war, um dessen Vereinigung mit Bennigsen zu hindern. Am Morgen des 8. Februar standen sich die feindlichen Heere zum Kampfe gegenüber, an Kräften einander ungefähr gleich, 70 bis 80 000 Mann auf jeder Seite, die Russen nur an Geschütz überlegen. Der Schnee, den der eisige Nordwind dahertrug, deckte noch nicht die Opfer des vergangenen Tages, und schon kam es wieder zum Ringen, blutiger als je gestritten wurde. Nach langem Geschützkampfe schritt Napoleon zum Angriff. Er will seinen linken Flügel eher vernachlässigen, um mit dem rechten desto entschiedener zu siegen. Hier ging Augereau, der die Verbindung zwischen dem Zentrum und Davoat bildete, gegen die russische Mitte vor, etwa wie Soult bei Austerlitz. Aber

wie anders war der Erfolg hier als dort! Dort wich der Feind, hier hielt er Stand und trieb den Angreifer mit blutigem Kopfe zurück. Ein Hagel von Kartätschen fuhr in das mühsam gegen den Schneesturm avancierende Korps, und als es Kehrt machte, vernichtete die russische Kavallerie die Hälfte der Braven. Geradezu auf den Standort Napoleons am Friedhofe von Eylau stürmten die feindlichen Reiter heran, so daß die Suite bereits nach den Pferden rief, um das Hauptquartier in Sicherheit zu bringen. Der Kaiser aber soll ungeduldig abgewinkt und sich damit begnügt haben, eine Abteilung Garden vormarschieren zu lassen, worauf die atemlos gewordene Reiterschaar zurückkehrte. Nun gelang es ihm aber doch nur mit größter Mühe, und nur hinter einem Vorhang von 80 Schwadronen, die Murat zu einer mächtigen Attaque vereinigte, die Lücke in seiner Aufstellung zu füllen. Da trat Davoût in Aktion und drang unerbittlich gegen den linken Flügel der Russen vor, bog denselben nordwärts um und bemächtigte sich der feindlichen Rückzugslinie. Die Armee Bennigsens schien verloren, als plötzlich Scharnhorst mit einigen tausend von Lestocq's Preußen — die Anderen waren im Kampfe mit Ney zurückgeblieben — auf dem Plane eintraf, sich unverzüglich gegen Davoût wandte und ihn weit zurückschlug. Als dann Ney, der erst am Mittag die Ordre zur Schlacht erhielt, auf dem linken Flügel anlangte, hatte die Dunkelheit dem gräßlichen Morden bereits Einhalt gethan.

Die Verluste zählten nach Zehntausenden. Noch nach Wochen lagen Hügel von Toten unbeerdigt, wanden sich unzählige Verwundete in Hunger und Schmerz in den entblößten Häusern von Eylau oder in den verlassenen Munitionskarren. Augereaus Korps mußte seiner Einbußen wegen ganz aufgelöst werden. Und all diese Opfer umsonst! Denn die Schlacht war ohne Entscheidung geblieben Napoleon hatte — es war zum ersten Male — nicht gesiegt. In den ersten Stunden nach dem Kampfe dachte er sogar an Rückzug und schrieb an Duroc, es werde bald nötig werden, daß das Hauptquartier

ſich in Thorn verſammele, und man möge in Küſtrin und Poſen die Geldſendungen zurückhalten, weil es möglich ſei, daß er, „um vor den Koſaken und den vielen leichten Truppen Ruhe zu bekommen", auf das linke Ufer der Weichſel zurückgehe. Bennigſen aber entſchied es anders. Um Mitternacht brach er mit ſeinen Ruſſen auf, und am Morgen des 9. Februar fanden die Franzoſen das Feld vor ſich leer. Hieß das nicht, ihnen den Sieg einräumen? Scharnhorſt nannte es „Sünd und Schande". Napoleon aber nahm den dargebotenen Lorbeer alſogleich für ſich in Anſpruch; ſein Bulletin, welches den Hergang der Affaire entſtellend erzählte, verkündete aller Welt ſeinen Triumph, und, mehr um denſelben zu beſtätigen als ihn zu nützen, ſchickte er Murat dem abmarſchierenden Feinde ein paar Tagreiſen weit nach *) Dann aber zog er die ganze Armee hinter die Paſſarge zurück und ließ ſie dort neuerdings Quartiere beziehen, da er ſich zu ſchwach fühlte, dem Gegner zu folgen. Denn nicht allein die Verluſte der Schlacht hatten die Kräfte ſeines Heeres reduziert. Viele Tauſende waren von Hunger und Mangel getrieben aus den Reihen gelaufen und ſtrichen marodierend durch das Land, der armſeligen Bevölkerung mit Liſt oder Gewalt ihr Reſtchen Habe abdrückend. Und dieſes Beiſpiel der Kontribution auf eigene Fauſt wirkte anſteckend, ſo daß einer der Generale die Zahl der Marodeurs auf nahezu 60 000 ſchätzen wollte.**) Andere mochte die todesmutige Bra-

*) Wir erkennen den alten Bonaparte ſofort wieder, wenn jetzt der Kaiſer an Cambacérès ſchreibt, er möge in den „Moniteur" ſetzen, die ruſſiſche Armee ſei in voller Auflöſung, oder wenn es im 61. Bulletin heißt, Königsberg könne ſich Glück wünſchen, daß es nicht in ſeinem Plane lag, die Ruſſen zu forcieren, oder wenn er in Briefen vom ſelben Tage die Verluſtziffer verſchieden angiebt, an Cambacérès mit 3000, an Daru mit 7—8000 Verwundeten; die Wahrheit war das Dreifache.

**) So Fézenſac. Wie arg der Mangel geweſen war, lernt man aus Coignets Aufzeichnungen kennen. Der Kaiſer ſelbſt ſchrieb an Talleyrand davon und an Joſeph: „Wir leben hier mitten in Schnee und Kot, ohne Wein, ohne Branntwein, ohne Brot!" Freilich in Frankreich brauchte man davon

vour der Ruſſen eingeſchüchtert haben, die bei Eylau auch Napoleon bevunderte. Wieder andere Stimmen gab es in der Armee — und der Freiherr v. Gagern will ſie gehört haben — die ſich wider das abſcheuliche Gemetzel erhoben, welches doch nur dem wilden Ehrgeiz eines Einzigen diene. Unter ſolchen Umſtänden beſchloß der Kaiſer, eine feſte Stellung in Gegenden zu gewinnen, in welchen es leichter war, die Truppen zu verpflegen und Verſtärkungen heranzuziehen, um dem Feinde, wenn der böſe Winter wich, mit überlegenen Kräften entgegenzutreten. Am liebſten wäre er wohl, wie ſeine Generale und ſelbſt der gefügige Berthier rieten, über die Weichſel zurückgegangen. Aber das hätte wie Rückzug vor den Ruſſen ausgeſehen, deren Oberfeldherr nicht verſäumt hatte, ſich als Sieger von Pultusk und Eylau zu erklären. Deshalb kein Zugeſtändnis weiter. Die Armee blieb zwiſchen Weichſel und Paſſarge ſtehen, die Front gegen Oſten, das Korps von Ney als Vorhut bis an die Alle bei Allenſtein vorgeſchoben, ein anderes unter Maſſena noch immer unbeweglich an der Narew. Die Poſition hatte den Vorteil, und das war der ganze Gewinn der letzten Aktion, daß den Ruſſen der Weg nach Danzig verlegt war, welche Feſtung jetzt mit allem Eifer belagert wurde.

Napoleon ſchlug ſein Hauptquartier in Oſterode auf. Auch hier herrſchte wochenlang juſt kein Überfluß, und er und ſeine Offiziere lebten nicht ſelten von dem, was die Soldaten aufſpürten und herbeiſchleppten. Anfänglich mußte er ſich mit einer Scheune als Wohnung begnügen bis eine paſſendere ausfindig gemacht war. Erſt als er anfangs April ins Schloß von Finkenſtein überſiedelte, wurde ſeine Lage annehmlicher. Gleichwohl hat er das Elend des harten Winters,

nichts zu erfahren, und darum hieß es auch in einem ſeiner Briefe an Fouché „die Armee befinde ſich vortrefflich, habe Nahrungsmittel für ein ganzes Jahr, und es ſei widerſinnig, zu meinen, daß man in einem Lande, wie Polen, an Brot, Fleiſch und Wein Not leiden könne".

ſeinen Offizieren zum Exempel, mit leichtem Sinn ertragen, ſo wie auch ſein Körper unter den Strapazen des Feldzuges eher gedieh; er erklärte ſpäter, ſich niemals wohler gefühlt zu haben. In Oſterode herrſchte bewegtes Leben. Ungezählte Boten kamen und gingen. Denn der Kaiſer entfaltete hier eine überraſchend rege Thätigkeit, und es iſt auch wohl etwas Richtiges daran, wenn Savary in ſeinen Aufzeichnungen meint, er hätte in einer großen Stadt wenigſtens drei Monate zu den Geſchäften benötigt, die er in dem Loche zu Oſterode, wo er alles unter der Hand hatte und im Augenblick in Bewegung ſetzen konnte, in weniger als einem verrichtete. Es gab aber auch Veranlaſſung genug zu raſtloſer Arbeit. Denn die politiſche Lage Napoleon's entſprach ſeiner militäriſchen; ſie war um nichts günſtiger. Der Türkei war es nicht gelungen, die Ruſſen zu beſiegen und ſie zu einem größeren Kraftaufwande an der unteren Donau zu nötigen, im Gegenteile, aller Vorteil lag dort auf Seiten der nordiſchen Macht, ſo daß der Zar daran denken konnte, die Hälfte des Expeditionskorps auf den nördlichen Kriegsſchauplatz zu dirigieren. Aus Öſterreich, deſſen man unſicher geblieben war, kam die Kunde von Rüſtungen, welche der Geſandte Andréoſſy in ſeinen Berichten bis zur Kriegsbereitſchaft übertrieb. Die Schweden hatten ſich gegen Stralſund gewendet, und man mußte darauf bedacht ſein, ihren Angriff abzuwehren oder zu paralyſieren. Die Engländer verkündeten es aller Welt, daß ſie im Begriffe ſtänden, ein Expeditionskorps an die Nordſeeküſte des Kontinents zu werfen, und nötigten Frankreich, eine eigene Armee unter Brune an die bedrohten Punkte zu ſtellen. Sogar das bisher ſo unterthänige Spanien ſchien ſchwierig werden zu wollen. Dazu fiel in Paris auf die Nachricht von dem Rückmarſch an die Paſſarge die Rente und mit ihr der Kurs des Kaiſers. Kein Zweifel, Napoleon hatte vollauf zu thun, wenn er ſeine Situation verbeſſern oder doch nur erreichen wollte, daß er in den nächſten Wochen, die er zu ſeiner Verſtärkung brauchte, nicht angegriffen wurde.

Er verſuchte es zunächſt wieder mit Friedrich Wilhelm. Sogleich nach der Schlacht bei Eylau — juſt als ob Scharnhorſts That den Staat wieder lebendig gemacht hätte — bekam Preußen neue Geltung in den Augen des Eroberers, und noch von der Wahlſtatt weg ſchrieb er an Talleyrand nach Warſchau, er ſolle die Beziehungen zu den Hohenzollern wieder aufnehmen. Ja, ſo eilig hatte er es damit, daß ihm der Umweg über Polen zu weit ſchien und er einige Tage ſpäter ſeinen Generaladjutanten Bertrand direkt an den König nach Memel ſandte, um ihm die Rückgabe ſeines Landes bis zur Elbe anzubieten, wenn er einen Separatfrieden ſchließen wolle. Aber Friedrich Wilhelm hielt an ſeinem Bundesgenoſſen feſt und ließ dies dem Gegner durch einen beſonderen Boten kund thun, worauf Napoleon ſich ſogar zu einer allgemeinen Friedensunterhandlung auf einem Kongreß bereit erklärte, wenn man nur — und das war ihm das Weſentlichſte — auf einen Waffenſtillſtand eingehen wollte, der die Franzoſen hinter die Weichſel, die Ruſſen aber hinter den Niemen verwies. Doch auch das ward nicht erreicht. Preußen und Rußland verbanden ſich vielmehr noch enger miteinander in einem Vertrage, der am 26. April 1807 zu Bartenſtein unterzeichnet wurde und demzufolge England, Schweden, Öſterreich und Dänemark angegangen werden ſollten, ſich mit den Beiden noch einmal zu einer großen Befreiungskoalition zu vereinigen und die Verdrängung Napoleons aus Deutſchland und Italien zu erſtreben. Auf keinen Fall aber durfte Rußland oder Preußen einen Separatfrieden mit Frankreich ſchließen.

Von Preußen zurückgewieſen, wandte ſich Napoleon zu Öſterreich. Er beauftragte Andréoſſy, von der Donaumacht endlich eine beſtimmte Erklärung zu verlangen: er ſei immer zu einer Allianz bereit und willig, dafür Schleſien, welches ſeine Truppen — es waren die rheinbündiſchen — faſt ganz erobert hatten, dahinzugeben, nötigenfalls ſelbſt auf Dalmatien gegen ein entſprechendes Tauſchobjekt zu verzichten. Aber Öſterreich blieb auch jetzt gegen dieſe Anträge taub. Nur zu einer Ver-

mittlung war man in Wien, wo vor Allen Erzherzog Karl gegen die Teilnahme am Kriege ſprach, bereit und produzierte als Baſis derſelben: eine Neuordnung der deutſchen Verhältniſſe, die Integrität der Türkei, Polen aufgeteilt wie bisher, England zu den Unterhandlungen beigezogen (3. April 1807). Und ſelbſt hierauf wollte Napoleon eingehen, wenn auch nur um von öſterreichiſcher Seite während der nächſten Wochen nichts befürchten zu müſſen; Rußland und Preußen aber beantworteten den Vermittlungsantrag des Wiener Hofes mit der dringenden Einladung, der Bartenſteiner Konvention beizutreten, was wiederum Kaiſer Franz ablehnen zu müſſen glaubte. Das war ein großer Vorteil für Frankreich, daß Öſterreich neutral blieb. „Jedenfalls," ſchreibt Montgelas in ſeinen Memoiren, „war dies der größte Dienſt, welcher Napoleon jemals geleiſtet worden iſt, denn er hätte unmöglich einem Angriffe von Seiten Öſterreichs widerſtehen können!" Der Franzoſenkaiſer konnte ſelbſt kaum daran glauben und fühlte ſich in ſeiner rechten Flanke keineswegs ſicher.

Um ſo eifriger war er darauf bedacht, die Kräfte der Türkei zu beleben und im Orient eine große Koalition gegen Alexander zu ſtiften. Er ſuchte einen Vergleich zwiſchen der Pforte und Perſien herbeizuführen, damit auch Dieſes ſich wider Rußland wende. „Man muß auch Perſien in Bewegung ſetzen" — läßt er jetzt an Sebaſtiani ſchreiben — „damit es ſeine Kräfte gegen Georgien richte. Die Pforte ſoll dem Paſcha von Erzerum Ordre geben, mit aller Macht dahin zu marſchieren. Unterhalten Sie den guten Willen des Fürſten der Abchaſen und beſtimmen Sie ihn, an der großen Diverſion gegen den gemeinſamen Feind teilzunehmen". Nicht genug daran. Mit einem Sendboten des Schahs, der Ende April auf Finkenſtein eintraf, ſchloß er einen Vertrag ab, in welchem er ſich verpflichtete, Rußland zur Räumung von Georgien zu zwingen und dem König der Könige Kanonen und Artilleriſten zu ſchicken. Dafür mußte Dieſer ſich anheiſchig machen, ſeine Beziehungen mit England abzubrechen, alle britiſchen Waren zu konfiszieren und alle britiſchen

Schiffe zurückzuweiſen, die Afghanen und die Völker von Candahar wider England aufzureizen und ein Heer gegen Indien zu ſchicken. „Und wenn“ — heißt es im Artikel 12 — „der Kaiſer der Franzoſen zu Lande eine Armee gegen die engliſchen Beſitzungen in Indien ſenden wollte, würde der Schah von Perſien derſelben freien Durchzug gewähren und in einer beſonderen Konvention über deren Marſchroute, die Mittel zu ihrer Erhaltung und Beförderung und über die zu ſtellenden Hilfstruppen mit der franzöſiſchen Regierung übereinkommen“. Iſt es nicht ein denkwürdiges Schauſpiel, dieſen Mann mitten in ſeiner verlegenheitsvollen Lage, wo der Vorſtoß eines einzigen öſterreichiſchen Armeekorps ihm eine Kataſtrophe bereiten konnte, mit einem Großfürſten des Orients ein Abkommen treffen zu ſehen, welches die weiteſten Ziele ſeiner Politik markiert? Das eben macht die hiſtoriſche Größe aus, daß ſie ſelbſt in der Bedrängnis ihre letzten Zwecke nicht vergißt und über das nahe Ungemach weit hinweg in die Zukunft ſchauen kann.

Das Wichtigſte war für ihn aber doch, ſich ſo bald als möglich mit friſchen Truppen zu verſtärken, um dem Gegner, der jetzt gleichfalls rüſtete, überlegen zu werden und es in dem nächſten Waffengange zu bleiben. Deshalb zog er aus Frankreich und Italien, was an militäriſchen Kräften disponibel war, heran und erſetzte es dort durch 80000 Mann des Aufgebotes von 1808, nachdem er erſt im letzten Herbſte dasjenige von 1807 vom Senate gefordert hatte. Von Spanien und vom Rheinbunde verlangte er neue Hilfsvölker. Auf dieſe Weiſe konnte er eine Reſervearmee in Deutſchland zur Beobachtung Öſterreichs aufſtellen, konnte das Belagerungskorps von Danzig vermehren und ſeine Hauptmacht auf 160 000 bis 170 000 Mann bringen, während die Ruſſen weit hinter dieſer Zahl zurückblieben. Als dann am 26. Mai die ſtolze Oſtſeefeſtung fiel, wurde auch noch das dort beſchäftigt geweſene Detachement frei und vermehrte die Kampfmittel an der Paſſarge.

Und während ſo die franzöſiſche Armee zu neuen Kräften

kam, entwich der Winter. Er war ihr ein ſchlimmer Feind geweſen, ihren Gegnern hinwieder ein ſicherer Bundesgenoſſe, nur daß ſie ſeinen Wert nicht genug zu ſchätzen wußten. Während der kalten Wochen hatte Bennigſen das Reſtaurationswerk des Feindes durch keinen einzigen ernſten Schritt geſtört. Man hatte ihm geraten, die Franzoſen, denen er noch im Februar nachgerückt war, nun auch anzugreifen, um ſie über die Weichſel zurückzuwerfen oder wenigſtens Danzig zu ſchützen, indem er dem Gegner die Friſche Nehrung ſtreitig machte. Er unterließ all das und begnügte ſich, Offenſivpläne bald gegen den vorgeſchobenen Ney, bald auf Elbing zu entwerfen, die er aber alle wieder beiſeite legte, ſo daß Scharnhorſt den Eindruck gewann, der Ruſſe wolle ſeinen Ruf, von einem Napoleon nicht beſiegt worden zu ſein, nicht aufs Spiel ſetzen. Erſt als Danzig gefallen war und der Feind ihm mächtiger als je gegenüber ſtand, als die gute Jahreszeit die Wege geebnet, die Verpflegung erleichtert, das Terrain für ſichere Kundſchaft und raſche Manöver wieder tauglich gemacht, als Napoleon ſelbſt ſchon einen Angriffsplan entworfen hatte, kurz, als es zu ſpät geworden war, begann Bennigſen ſich zu rühren. Jetzt wollte er die Avantgarde unter Ney anfallen, ſie vernichten und ſich dann an die Hauptarmee machen. Aber der „unerſchrockene“ Marſchall erkämpfte ſich aufs Ruhmwürdigſte ſeinen Rückzug auf das Gros des Heeres, mit welchem der Kaiſer jetzt ſeinerſeits vorrückte, indem er ſich zwiſchen Bennigſen und das preußiſche Korps ſchob und Beide vor ſich herdrängte. Es war wieder wie vor Eylau.

Napoleon's Abſicht ging dahin, den Feind von der linken Seite her zu überflügeln, indes er ihn in der Front feſthielt, und nach einem Siege gegen die ruſſiſche Grenze zu drücken. Dieſer Plan hatte das Auffallende — und er iſt von den größten militäriſchen Kritikern deshalb verurteilt worden — daß er dem Gegner einen Ausweg offen ließ, während, wenn die Umgehung von dem rechten Flügel aus ſtattgefunden hätte,

den Russen nur die Straße nach Königsberg übrig blieb, wo sie von der Übermacht vernichtet werden konnten. Oder wollte Napoleon das Heer Alexanders nicht vernichten? Lebte jetzt wieder der Gedanke in ihm auf, der ihn oft beschäftigt hatte und schon vor der Austerlitzer Schlacht zum Ausdruck gelangt war, der eines Vergleiches mit dem Zaren? Das ist nicht unwahrscheinlich. Denn gerade in diesen Tagen — es waren die ersten des Juni 1807 — sollten Napoleon's Absichten auf die Türkei scheitern. Sultan Selim III. hatte ein Anerbieten eines französischen Hilfskorps von 25 000 Mann unter Marmont aus nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen abgelehnt, sein Feldherr den Krieg gegen Rußland nur lässig geführt und den Feind nicht gehindert, bis nach Orsowa vorzudringen, und bald darauf entkleidete die reformfeindliche Janitscharenpartei am Bosporus den Sultan seiner Gewalt um ihm in Mustapha einen Nachfolger zu geben, von dem Sebastiani am 1. Juni schrieb, er sei Frankreich feindselig gesinnt und Einfluß auf ihn nicht zu gewinnen. War es unter solchen Umständen nicht vielleicht geraten, vorläufig die Absichten auf die Türkei anstatt gegen Rußland, mit Rußland durchzuführen, d. h. sich mit dem Zaren auf Kosten der undankbaren Moslim, die sich so schlecht in die Rolle eines dienstwilligen Werkzeuges der französischen Politik zu finden wußten, zu vergleichen? Und durfte man wohl, wenn man dies beabsichtigte, auf die Vernichtung des russischen Heeres ausgehen?

Doch dem sei, wie ihm wolle. Thatsache ist, daß der Kaiser einen Teil seiner Armee links nach Norden zur Umgehung ausschickte, eine andere Abteilung unter Victor gegen die Preußen sandte, Ney und die Garden die Nachhut bilden ließ indes er selbst mit drei Korps Bennigsen zu erreichen suchte. Das Letztere gelang zwar am Abende des 10. Juni bei Heilsberg, aber hier hatte sich der Feind gut verschanzt und warf die anrückenden Franzosen. Nur die Furcht vor der Umgehung im Norden zwang ihn dann doch am rechten Ufer der Alle weiter zurückzugehen, während Napoleon, vorsichtig gemacht, vorerst Ney und die

Garden heranzog, ehe er Bennigsen auf dem linken Ufer folgte. Am 14. Juni ist dieser auf dem Wege von Bartenstein nach Wehlau bei Friedland angelangt. Hier geht er über den Fluß um die Franzosen auf dem Marsche anzugreifen, ihre Vorhut unter Lannes zu zertrümmern und ihre Linie zu durchbrechen. Er führt aber das Manöver so langsam aus, daß noch während des Kampfes mit Lannes die übrigen französischen Korps eintreffen und von Napoleon zum Gefecht aufgestellt werden können. Der Russe muß nun die Schlacht annehmen und verliert sie. Nicht ohne tapfere Gegenwehr. Denn Ney, der mit seinen Leuten gegen den linken Flügel des Feindes avancierte, ward vorerst zurückgeworfen, und erst als Napoleon, die Gefahr erkennend mit einem Reservekorps durch die Fliehenden hindurch den Angriff aufs neue wagte, hatte derselbe Erfolg. Ein heftiges Geschützfeuer bringt auf dieser Seite die Russen zum Weichen. Das zwingt Bennigsen, auch das Zentrum und den rechten Flügel durch Friedland über die Alle zurückzukommandieren. Nun aber dringen allerwärts die Franzosen nach, so daß der Flußübergang nur unvollständig bewerkstelligt werden kann und eine Abteilung russischer Truppen jenseits der Vernichtung durch des Feindes Kanonen preisgegeben bleibt. Am selben Tage erlitt auch das Preußenkorps vereinzelt eine Niederlage gegen die französische Umgehungsarmee, es ward bis unter die Thore von Königsberg gedrängt und konnte sich nur mit Mühe, nahezu aufgelöst, nach Tilsit an den Niemen flüchten, wo am 18. Juni auch der retirierende Bennigsen anlangte. Dieser rückte über den Fluß und brach die Brücken ab.

Am Tage nach der siegreichen Schlacht schrieb Napoleon an Josephine: „Meine Kinder haben den Jahrestag von Marengo würdig begangen: die ganze russische Armee in Deroute, achtzig Kanonen verloren, 30 000 Mann tot oder gefangen, fünfundzwanzig ihrer Generale getötet, verwundet oder ver-

mißt, die russische Garde vernichtet. Das ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz und Jena"! Das war ein wenig übertrieben. Zwar hatte sich die Armee Bennigsens nach der Affaire in Auflösung befunden, aber schon bei Allenburg war es ihr gelungen, sich zu sammeln und in leidlicher Ordnung weiter zu ziehen. Allerdings waren ihre Verluste so groß, daß ihr Feldherr dem Zaren vorschlug, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, aber er meinte dies doch nur in dem Sinne, um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen. Denn einmal war er sicher, jenseits der Memel die Preußen Lestocqs und russischen Nachschub unter Labanow zu finden, und dann war ja die Armee nicht von ihrer Linie abgedrängt worden, so daß sich Napoleon immerhin noch der Möglichkeit einer neuen Schlacht versehen konnte, zu der er auch westlich von Tilsit Vorkehrungen treffen ließ. Das Entscheidende lag in der durchaus unlustigen Stimmung der russischen Truppen, insbesondere der Offiziere, die fast ausnahmslos der von dem Großfürsten Konstantin geführten Partei zugehörten, welche den „Kampf um fremde Interessen" verurtheilte. Und diese Stimmung äußerte sich mit einer Offenheit, welche jeder Disziplin spottete. Wollte man doch Alexander geradezu an das Schicksal seines Vaters erinnert haben. Zwischen Konstantin und Murat soll es denn auch schon in den ersten Tagen nach der Schlacht zu einer Korrespondenz gekommen sein, der zufolge dann am 19. Februar Fürst Labanow zur Abschließung eines Waffenstillstandes an Napoleon geschickt wurde. Dieser forderte als Preis desselben die Auslieferung einiger noch nicht gefallener preußischer Festungen, u. a. Kolberg und Graudenz. Da der Russe hierüber nicht verfügen konnte, kehrte er zurück. Sofort aber sandte ihm der Franzosenkaiser seinen Duroc nach, der dem Gegner eröffnen sollte, sein Herr sei auch ohne weiteres bereit den Kampf ruhen zu lassen, wenn Rußland in Unterhandlungen über einen Separatfrieden eintreten wollte. Das Anerbieten wurde dem Zaren mitgeteilt, und Dieser ging darauf ein.

Das war zwar freilich gegen den Wortlaut des Bartenſteiner Vertrages vom 26. April und im Grunde Verrat an Preußen. Aber darüber ſetzte ſich Alexander hinweg. War denn nicht jener Vertrag ein frommer Wunſch geblieben? konnte er fragen. Wenn er jetzt, wie im Jahre 1805, den Plan gefaßt hatte, gleichſam an der Spitze des legitimen Europa's gegen den Uſurpator zu marſchieren um ihn von ſeiner Höhe herunter zu zwingen, mußte er nicht ſehen, daß Europa nicht hinter ihm ſtand? England hatte viel zu läſſig und unvollkommen gerüſtet, um in den Kampf thätig einzugreifen, und wurde nun auch im Geldpunkte ſchwierig, denn als Rußland ſechs Millionen Pfund unentbehrlicher Subſidien forderte, erfolgte eine abſchlägige Antwort. Dagegen laſtete das Gewicht der britiſchen Oberherrlichkeit zur See auch auf den ruſſiſchen Schiffen und machte ſich mitunter ſehr empfindlich geltend. Gründe genug, den Zaren England abhold zu machen. Und wenn dieſer Staat dem Bartenſteiner Vertrage nur bedingungsweiſe beigetreten war, ſo hatte ihn die Donaumacht, wie wir wiſſen, ganz abgelehnt. Erſt als man in Wien die Möglichkeit eines ruſſiſch-franzöſiſchen Separatfriedens ins Auge faßte, ward ein Abgeſandter zu Alexander geſchickt, der dort die Hoffnung auf Öſterreichs Mitwirkung wiederbeleben ſollte; er kam zu ſpät. Angeſichts der Neutralität des Wiener Hofes hatte ſchon im April Gentz in einer Denkſchrift dem Zaren geraten, mit Napoleon Frieden zu ſchließen und ſeine Kräfte, die jetzt ohne Öſterreichs Beteiligung nur nutzlos vergeudet würden, für die Zukunft zu ſparen; man wollte wiſſen, daß dieſe Vorſtellungen großen Eindruck auf den jungen Monarchen gemacht hätten.*) Und auch mit Schweden gab es ein Hindernis. Dieſer Staat hatte ſich allerdings dem Kriege gegen Napoleon beigeſellt. Aber Finnland war noch ſchwediſche

*) Martens, Recueil VI. 419. Gentz riet damals dem Zaren, Öſterreich dadurch zum Kriege zu bewegen, daß er in Wien erklären ließ, er werde ſonſt mit Frankreich ſich in dasjenige teilen, was niemand mit Rußland verteidigen wolle.

Provinz, und Finnland lag auf dem Wege der „natürlichen Ausdehnung" Rußlands. Denn das war eben der große Zwiespalt, in welchem sich jenerzeit die russische Staatskunst mit sich selbst befand, daß sie, indem sie für die alte Ordnung in Europa kämpfte, für eine Sache eintrat, die sie doch wieder im eigenen Interesse schädigen mußte, und wem heute der Charakter Alexanders schwankend und unzuverlässig erscheint, der möge dafür nicht ihn allein, sondern die Politik seines Reiches mit verantwortlich machen. Er für seine Person stand jetzt unter dem Drucke jener Partei, die nach Frieden verlangte, und es kann uns unter all diesen Umständen nicht überraschen, wenn wir ihn auf den Vorschlag des Feindes eingehen sehen. Er wünschte überdies eine Unterredung mit Napoleon, welche dieser bereitwillig zusagte.*)

Am 21. Juni ward zwischen Rußland und Frankreich, am 25. zwischen Frankreich und Preußen Waffenstillstand geschlossen, und am letzteren Tage kam es auch zur Begegnung der beiden Kaiser. In der Mitte des Niemen ward auf einem Floß ein prächtiges Zelt aufgerichtet, in welchem sie sich ohne Zeugen sprechen sollten. Sie kamen Beide in Nachen herzugefahren unter den Zurufen ihrer Garden, welche die Ufer belebten. Über eine Stunde währte ihre Unterredung, indes das Gefolge außerhalb des Zeltes harrte, und in dieser Stunde ward das Aussehen der Welt verändert. Was hierbei von dem Einen und dem Andern vorgebracht wurde, ist nicht direkt überliefert. Nur den Anfang des Gespräches will man erlauscht haben. Danach hätte Alexander angehoben: „Ich hasse die Engländer, wie Sie selbst sie hassen, und werde in allem, was Sie gegen die-

*) So schreibt wenigstens Napoleon selbst an Talleyrand, am 24. Juni 1807. Daß er indirekt, etwa durch Murat oder Duroc, den Gedanken einer Entrevue nahe legen ließ, wäre damit noch nicht ausgeschlossen. Man wird hierin erst klar sehen, wenn die Martens'sche Publikation der russischen Staatsverträge sich auf die mit Frankreich abgeschlossenen Traktate erstreckt haben wird.

ſelben unternehmen, Ihnen zur Seite ſtehen," und Napoleon erwidert: „In dieſem Falle läßt ſich alles begleichen, und der Friede iſt gemacht". Richtig, denn wozu der Krieg, wenn er jetzt von Rußland friedlich erreichte, wozu er es hatte zwingen, erobern, beherrſchen wollen, d. i. den Beitritt zur Kontinentalſperre falls England die vorgeſchriebenen Bedingungen nicht annahm. Für dieſen Fall iſt jetzt gewiß auch der Marſch nach Indien in Ausſicht genommen worden, der Napoleon ſtets beſchäftigte und für den er ſeinerzeit ſchon den Vater Alexanders gewonnen hatte. Kam nun noch hinzu, daß der Korſe die Integrität der Türkei — den Punkt, der im Juli 1806 die Mächte getrennt hatte — opferte, von der Idee einer Herſtellung des alten Polens abkam und Rußland auf Finnland wies, wofür der Zar hinwieder ſich mit den Änderungen, die Napoleon im Süden, in Italien oder auf der iberiſchen Halbinſel vornehmen würde, einverſtanden erklärte, ſo lieferte all das die Baſis für einen Vergleich, mit welchem beiden Teilen für den Moment ein Genügen geſchah. Ob freilich all dieſe Fragen gleich in der erſten Unterredung zur Sprache kamen, iſt zweifelhaft, ſicher aber iſt, daß ſie während des wochenlangen vertrauten Verkehrs der beiden Monarchen eifrig diskutiert wurden. Auch Friedrich Wilhelm traf mit Napoleon am 26 Juni zuſammen, wenn auch nur in der Rolle eines Schützlings des Zaren und nicht als gleichgeſtellter Souverän, der ſeine eigene Sache plädiert.

Zwei Wochen lang blieb man in Tilſit beiſammen bis der Friede aufgezeichnet war. Napoleon entfaltete ſeine ganze Liebenswürdigkeit, um den Zaren für ſich einzunehmen, und es konnte auf den eitlen Fürſten nicht ohne gewinnenden Eindruck bleiben, daß der Sieger ihm, dem Beſiegten, die Huldigung ſeiner Freundſchaft darbrachte. Von beiden Seiten mußten übrigens Zugeſtändniſſe gemacht werden, die den Keim zu ſpäterem Zwiſte bildeten. Wenn Napoleon auch auf die Herſtellung Polens kein Gewicht mehr legte, ſo wollte er doch nicht, daß das Herzogtum Warſchau wieder an Preußen zurückfalle;

dazu hatte er ſich mit den Polen zu tief eingelaſſen. Er brachte anfänglich ſogar den Gedanken zum Ausdruck, das Land mit dem preußiſchen Schleſien zu einem Königreiche zu vereinigen und ſeinem Bruder Jérôme zu übertragen, ſah aber bald ein, daß für die Abſicht, mit ſeiner Macht bis an die Weichſel vorzurücken, jetzt noch die Zeit nicht ſei, und zog den Antrag zurück; Schleſien blieb bei Preußen, und das Herzogtum Warſchau kam an Sachſen. Nur die polniſchen Domänen, im Werte von ſiebenundzwanzig Millionen Franken, behielt er für ſich, um ſpäter damit ſeine Generale zu belohnen. Für Jérôme fand ſich in den preußiſchen Ländern links der Elbe, die man mit kurheſſiſchen und braunſchweigiſchen Territorien zu einem Königreich Weſtfalen verband, ein Erſatz.*) Auf der andern Seite hatte Alexander ſicher auf Konſtantinopel gerechnet und ebenfalls nachgeben müſſen. Endlich, am 7. Juli 1807, war man ſo weit gekommen, daß die Diplomaten — Talleyrand und Kurakin — die Urkunden unterzeichnen konnten.

Es waren deren zwei: ein Friedenstraktat und ein Schutz- und Trutzbündnis. In Jenen waren alle Bedingungen, die Preußen betrafen, aufgenommen und ausgeſprochen, daß „aus Rückſicht für den Zaren und als ein Beweis von Freundſchaft und Vertrauen" Friedrich Wilhelm ſeine Länder öſtlich der Elbe zurückgeſtellt erhalten ſolle, ohne den Kottbuſer Kreis, der an Sachſen kam, und ohne die polniſchen Provinzen Südpreußen und Neuoſtpreußen, wovon der Bielokſtecker Kreis an Rußland

---

*) Weſtfalen hatte zu beſtehen aus den Staaten von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der Altmark und dem Gebiete von Magdeburg links der Elbe, den Gebieten von Halle, von Hildesheim und der Stadt Goslar, dem Ländchen Halberſtadt und Hohenſtein, dem Gebiete von Quedlinburg der Grafſchaft Mannsfeld, dem Eichsfeld, den Städten Mühlhauſen und Nordhauſen, der Grafſchaft Stolberg, den Staaten von Heſſen-Kaſſel, dem ehemals hannoverſchen Fürſtentümern Göttingen und Grubenhagen mit Hohenſtein und Elbingerode, den Bistümern Osnabrück und Paderborn, dann Minden, Ravensberg und der Grafſchaft Rittberg-Kaunitz.

fiel, während das Übrige das eben erwähnte Herzogtum Warschau bildete. Der Zar erkennt Joseph als König von Neapel an, und wird ihn auch als Herrn von Sizilien anerkennen, sobald für den legitimen Fürsten eine Entschädigung gefunden ist Auch Ludwig als König von Holland, Jérôme als König von Westfalen und der Rheinbund erhalten Rußlands Zustimmung. Napoleon empfängt Cattaro und die jonischen Inseln, wofür er Danzig frei giebt. Er übernimmt es, zwischen Rußland und der Türkei zu vermitteln, während Alexander zwischen Frankreich und England Ruhe stiftet.

Soweit die Friedensurkunde. Sie ließ die Frage offen, was zu geschehen habe, wenn England und die Türkei auf die Bedingungen der vermittelnden Mächte nicht eingingen. Darauf gab das zweite Instrument, der geheime Bundesvertrag, die Antwort. Darin verpflichtete man sich gegenseitig zu Schutz und Trutz zunächst wider Großbritannien, wenn dasselbe nicht bis 1. November 1807 die russischen Friedensvorschläge angenommen haben würde, die nicht weniger von dem englischen Hofe verlangten, als daß er all seine seit 1805 gemachten Eroberungen an Frankreich und dessen Alliierte wieder zurückstelle und allen Flaggen volle Unabhängigkeit auf dem Meere einräume, wofür er Hannover zurück erhalte — und wider die Pforte, wenn die Vermittlung Frankreichs bei derselben drei Monate nach den Tilsiter Abmachungen zu keinem Ergebnis geführt haben sollte. In dem ersten Falle verband sich Rußland, dem Systeme der Kontinentalsperre beizutreten, seine Beziehungen zu England abzubrechen und in Gemeinschaft mit Frankreich auch Dänemark, Schweden, Portugal und Österreich zum Handelskriege gegen Großbritannien zu zwingen — in dem zweiten vereinigten sich Frankreich und Alexander, der Türkei ihre europäischen Besitzungen bis auf Konstantinopel und Rumelien zu entreißen. Sollten Dänemark, Portugal oder Schweden dem Ansinnen der Verbündeten Widerstand leisten, so würden sie von Beiden mit Krieg überzogen; sollte Schweden allein sich

weigern, so würde es durch Dänemark befehdet.*) In einem besonderen, wahrscheinlich nur mündlichen Übereinkommen soll eine Teilung der türkischen Gebiete in der Weise vorgesehen worden zu sein, daß Bessarabien, Moldau, Walachei und Bulgarien dem Zaren, Bosnien, Albanien, Thessalien, Morea und Kandia Frankreich zufallen sollten.

Zwei Tage später, am 9. Juli 1807, ward auch mit Preußen der Friede unterzeichnet. Vergebens, daß die junge schöne Königin Luise, der Beleidigungen nicht achtend, die ihr durch Napoleons Bulletins wiederholt zugefügt worden waren, vor dem Gewaltigen erschien, um ein besseres Los ihres Landes zu erbitten oder doch wenigstens Magdeburg für dasselbe zu retten. Sie sollte nichts erreichen als Höflichkeiten und vage Versprechungen, die der Kaiser am nächsten Morgen nicht mehr achtete. Seine Bedingungen blieben dieselben, die er mit Alexander für Preußen verabredet hatte. Daß dieses sich verpflichten mußte, gegen England verschlossen zu bleiben und, wenn John Bull nicht Frieden machte, sich mit Frankreich und Rußland zum Kriege gegen ihn zu verbünden, versteht sich nahezu von selbst.

Dies waren im Wesentlichen die Tilsiter Abmachungen. Man hat in ihnen eine Teilung der Herrschaft über Europa in dem Sinne erblicken wollen, daß Napoleon dem Zaren die östliche Hälfte des Weltteils überließ und sich dafür den ungestörten Dominat über das Abendland ausbedang. Aber ganz so standen die Dinge nicht. Man erkennt doch in den Urkunden den Sieger und den Besiegten mit Deutlichkeit. Napoleon zieht sich aus der Türkei keineswegs zurück, und seine Verbindung mit Persien hält ihn im Orient fest. Und stand denn nicht das Herzogtum Warschau unter einem Rheinbundfürsten — denn das war

*) Ich folge hier dem authentischen Wortlaute des Bündnisvertrages, welcher bis heute noch nicht vollständig bekannt geworden ist. Er wird unten in den Anmerkungen mitgeteilt.

der neue „König“ von Sachsen im Dezember 1806 geworden — und damit unter dem direkten Einfluß seiner Politik? War das nicht eine Karte, die er gegen Rußland ausspielen konnte, wann es ihm beliebte? Und war dieses Rußland selbst nicht von Frankreich, wenn auch nur von dessen Industrie, erobert in dem Augenblicke, da es den Handelskrieg mit England begann? Nein, in dem Vertrage vom 7. Juli 1807 stand nichts, was nach Verzicht oder Umkehr von Seiten Napoleons aussah. Er bedeutete mit seinen Zugeständnissen an Rußland nur eine Rast auf dem Wege nach der Universalherrschaft. Schon als im Jahre 1803 der Krieg mit England unvermeidlich geworden war, soll sich der Premierkonsul Alexander I. zu nähern gesucht und demselben Vorschläge gemacht haben, die in einem gemeinsamen Vorgehen gegen Großbrittannien gipfelten und ähnlicher Natur gewesen sein mögen, wie die Tilsiter. Damals äußerte sich ein scharfblickender Diplomat, der österreichische Minister Cobenzl, über diese Bemühungen folgendermaßen: „Noch nie hat sich jemand mehr dem Verdacht ausgesetzt, nach der Weltherrschaft zu trachten, als Bonaparte. Man muß es nur so anfangen, daß man zunächst zu Zweien ist, um schließlich allein übrig zu bleiben“.

Fünftes Kapitel.

Französische Zustände. Bayonne und Erfurt.

Man würde aber doch irren und Napoleons Scharfblick nicht gerecht werden, wenn man annähme, er habe sich im Jahre 1807 nur aus Gründen der großen Politik zum Frieden mit Rußland bestimmen lassen, anstatt, wie er ursprünglich geplant, in Russisch-Polen den Erbfeind des Zarenreichs zu entfesseln und mit ihm im Bunde für seine Machtstellung die Grenzen des Weltteils zu erobern. Nein, was seinen Entschluß, am Niemen Halt zu machen, zur Reife brachte, das war mit die Rücksicht

auf Frankreich, dessen Gunst und guten Willen er nicht ganz verscherzen durfte. Denn schon war er auf dem besten Wege dazu. Die Franzosen, die bereits dem Kriege von 1805 ihre Sympathie versagt hatten und nur durch die unerhörten Siege des Kaisers und manchen klingenden Ertrag für den Staatssäckel mit demselben versöhnt werden konnten, begannen, als im Jahre darauf das wüste Kämpfen wieder anhob, einzusehen, daß ihre Soldaten gar nicht mehr für die Interessen ihrer Heimat, sondern nur noch für den unermeßlichen Ehrgeiz dieses Fremdlings stritten, und an dem Franzosentum der kaiserlichen Politik zu zweifeln. Und nun waren auch die wunderbarsten Erfolge nicht mehr imstande, die Stimmung zu ändern. Der Sieg von Jena, erzählt ein Zeitgenosse, habe in Paris gar keinen Eindruck gemacht. Dagegen wuchs hier heimlich die Unzufriedenheit mit dem Empire empor. Und wenn sie sich auch noch so ängstlich vor den zahllosen Späheraugen verbarg, Napoleon erfuhr dennoch davon; hier war es ein vorlauter Boulevardspaß, dort ein beißendes Witzwort aus dem Faubourg Saint-Germain, oder ein unvorsichtig redigierter Journalartikel, der ihm bekannt wurde, kurz, er war unterrichtet. Und selbst wenn es ihm an bestimmten Mitteilungen gefehlt hätte, er hätte es doch gewußt, daß das französische Volk, dem er seine Söhne für seine Schlachten abforderte, dieses Opfer nicht mehr mit der Überzeugung darbrachte, es geschehe zu seinem Wohle, sondern daß es sich innerlich von ihm abzuwenden drohte. Er war zu klug, um dieses Symptom gering zu schätzen. Wenn er sich gleich mit einer starken Armee, die er an seine Person geheftet, jeder Volksbewegung gewachsen fühlte, so hatte er doch zuviel von der Revolution gelernt, um populäre Strömungen nicht als vollberechtige politische Faktoren gelten zu lassen. Was sollte auch aus ihm werden, wenn Frankreich am Ende aufhörte, seine Wechsel auf die Zukunft zu honorieren? Nein, das durfte nicht geschehen. Und weil er das Bedürfnis des französischen Volkes nach dem Frieden kannte und seinen Abscheu vor dem ewigen Kriege, so machte er Frieden

mit Rußland und ließ noch von Tilsit aus in Frankreich eifrig die Nachricht verbreiten, daß man nahe am Ende des Blokadekrieges stehe. Dann kehrte er nach Paris zurück, um sich hier als sorgenden Regenten zu erweisen und den Eroberer in Vergessenheit zu bringen.

Es war äußerlich dieselbe Festesstimmung, wie vor einem Jahre, die ihn hier begrüßte: Illuminationen und Zurufe und Adressen und Ansprachen, nur noch etwas bombastischer als diejenigen, zu denen man sich schon damals aufgeschwungen hatte. Napoleon gehöre nun gar nicht mehr der Menschengeschichte an, sondern dem Zeitalter der Heroen, sagte ihm z. B. der Präsident des Appellhofes in's Gesicht. Und er hörte es mit ernster Miene an, und ernst war es ihm ohne Zweifel auch mit der Verachtung solcher Kreatur. Bei der Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers verlas er eine Thronrede, welche den Franzosen den Stolz und die Zufriedenheit ihres Monarchen aussprach, und im Staatsrat ward ein Bericht über die innere Lage verfaßt, der die Segnungen des kaiserlichen Regimentes darstellen sollte. Solche Rechenschaftsberichte waren bisher unter dem Kaiserreiche wiederholt erstattet worden, Ende 1804 ein erster und im März 1806 nach dem Kriege ein zweiter, beide mit dem Grundton: Napoleon sei unermüdlich darauf bedacht, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, werde jedoch stets aufs Neue von Außen her in diesem Werke gestört. Der Erfolg war gewesen, daß sich Frankreich mit Wut gegen die Feinde wandte und demjenigen zujubelte, der dieselben rasch und glänzend besiegte. So war es noch 1805 gewesen. Jetzt stand die Sache anders. Wenn jetzt der Minister des Innern mit der Versicherung, der Kaiser plane keine Eroberungen mehr und verlange nicht mehr nach dem blutigen Lorbeer, den man ihn zu pflücken zwang, Glauben finden wollte, so mußte das Grundmotiv seiner öffentlichen Erklärungen durchaus geändert werden. Das geschah denn auch und nun lautete es: wenn gleich das böse Europa dem Kaiser den Krieg aufgenötigt habe, so sei er doch dadurch nicht

in der Erfüllung seiner Regentenpflichten beirrt gewesen, umsoweniger, als der Kampf selbst nur im Interesse Frankreichs geführt wurde. Diesen Text variierte der Minister in seinem Exposé von 1807, indem er von seinem Herrn erzählte: „Während er im Schnee Litthauens den Soldaten in seinem Zelt aufsuchte, wachte sein Blick in Frankreich über der Hütte des Armen, der Werkstatt des Handwerkers, und nur wenn wir aus der Ferne von seinen Erfolgen hörten, wurden wir seiner Abwesenheit inne." Zwar hätten einige Zweige des Handels gelitten. Aber dies sei ein vorübergehender Übelstand, denn der Krieg, der geführt werde, sei ein kommerzieller Unabhängigkeitskrieg und jede Eroberung, die der Kaiser in demselben gemacht habe, ein künftiger Gewinn für den französischen Handel. Auch sei es ein nicht geringes Verdienst des Monarchen, den Schauplatz des Ringens so weit weg verlegt zu haben, „daß Frankreich, während im übrigen Europa der Kampf wütete, ruhig und sicher der Zukunft entgegenblicken konnte, den Frieden wünschend, ohne durch den Streit ermüdet zu sein, gewärtig der hohen Bestimmung, die ihm Derjenige bereitete, dem es sein Vertrauen, seinen Ruhm und seine Liebe dargebracht hat. Diese Erwartung eines großen Volkes ist erfüllt, seine Hoffnungen sind übertroffen worden. Der Augenblick des Glückes ist gekommen, wer wollte es wagen, sein Ende abzusehen!"

An diesen im Grunde gleißnerischen Versicherungen war dennoch zweierlei richtig: einmal, daß Napoleon selbst den Handelskrieg gegen England wirklich für eine der französischen Wohlfahrt dienliche Sache hielt, und zweitens, daß er in der That auch während des Krieges die Sorge um die Verwaltung Frankreichs nicht von seinen Schultern gelegt hat. Denn die Vertretung durch Cambacérès war nur eine formelle gewesen, und man hatte in Paris selbst mit geringfügigen Anfragen den Kourier nach Warschau, Osterode oder Finkenstein beladen. Dort konnte aber doch nur wenig Eingreifendes geschehen, und erst jetzt ward den inneren Zuständen die volle Aufmerksamkeit des

Monarchen zuteil. Napoleon wußte, wie wenig mit den schönen Worten seines Ministers gethan war: durch Thaten mußte Frankreich überzeugt werden, daß nur seine Herrschaft ihm Wohlfahrt und Ansehen verbürge.

Alsbald nach seiner Ankunft verlangte er die Import- und Exportziffern des französischen Handels zu kennen und zu wissen, wie Italien und der Rheinbund für denselben nutzbar gemacht werden könnten. Das neue Handelsgesetzbuch ward veröffentlicht. Die Bank mußte den Zinsfuß herabsetzen. Um der Verarmung zu steuern und den Verarmten zu helfen, wurden in allen Departements Staatswerkstätten für die Notleidenden errichtet und die öffentlichen Bauten gefördert, die nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 in Aussicht genommen und begonnen worden waren: Straßen über den Simplon und den Mont Cenis, neue Kanäle, Telegraphenlinien zur Beschleunigung der Korrespondenz, die Restauration der Grabkirche von Saint Denis, welche die Revolution zerstört hatte, die Gründung einer neuen Stadt in der Vendée, die Errichtung monumentaler Triumphbogen in Paris, den Fortbau der Quais an den Ufern der Seine, die Verschönerung der Hauptstadt durch eine breite Straße von den Tuilerien zu den Boulevards, (Rue de la Paix), den Ausbau des Louvre, die Anlage der Rivolistraße, den Bau des Pont des Arts, einer Austerlitz- und einer Jenabrücke, die Aufrichtung einer Triumphsäule auf dem Vendomeplatz u. dgl. m. All' dies schaffte vielen Händen Arbeit und hielt im ganzen die Not fern, so daß der Bettel verboten werden konnte.

Eine besondere Erscheinung in den öffentlichen Mißständen, die schon vor dem Kriege mit Preußen die Aufmerksamkeit Napoleons gefesselt hatte, war die stetige Not der Landbevölkerung in den östlichen Departements, deren Ursache man endlich in der Ausbeutung durch den Wucher der Juden erkannte. Seitdem nämlich die Nationalversammlung im Jahre 1791 den Israeliten die gleichen bürgerlichen Rechte mit allen übrigen

Franzosen eingeräumt hatte, waren von Osten her aus der Fremde jüdische Händler herbeigeströmt, die sich in den Rheindepartements niederließen und hier meist wucherische Geldgeschäfte betrieben. Insbesondere nach der Herstellung der inneren Sicherheit durch Bonaparte häuften sie sich in den deutschen Provinzen an. Nach einem offiziellen Berichte, den der Minister des Innern im April 1807 an Napoleon erstattete, betrugen allein im elsässischen Departement Oberrhein die Schuldsummen, welche sie seit 1799 auf Hypotheken zu fordern hatten über 23 Millionen Franken, und Marschall Kellermann bezeichnete mit mehr als 70 % den von ihnen gewöhnlich verlangten Zins. Vom Militärdienste wußten sich die meisten frei zu machen. Napoleon hatte einen Moment daran gedacht, alle wucherischen Hypothekenschulden null und nichtig zu erklären, ließ sich aber dann zu einer milderen Maßregel herbei Eine Versammlung jüdischer Rabbis — eine Erneuerung des großen Sanhedrin der jüdischen Nationalgeschichte — sollte Rat schaffen, und in der That ward von ihr im März 1807 zu Paris in einer Reihe von Beschlüssen den Glaubensgenossen der Wucher als sündhaft untersagt und die Jugend zur Handwerksarbeit ermuntert. So stand die Sache als der Kaiser vom Feldzuge heimkehrte. Ihm boten diese Beschlüsse doch zu wenig Garantie, und er ließ ein Ausnahmsgesetz für die jüdische Bevölkerung ausarbeiten, dessen wesentlichste Bestimmungen folgende waren: ein Zins von über 5 % soll behördlich reduziert, ein solcher von über 10 % als wucherisch erklärt und die Schuld annulliert werden; kein Jude darf ohne behördlichen Erlaubnisschein Geschäfte machen, keiner ohne notariellen Akt auf Faustpfänder leihen; Juden, die zur Stunde, da das Dekret gesetzeskräftig wird — es wurde am 17. März 1808 verkündet — noch nicht im Elsaß ansässig sind, dürfen sich dort nicht niederlassen, und in den anderen Departements nur dann, wenn sie Grund und Boden erwerben; jeder Jude unterliegt der Wehrpflicht und entbehrt des Rechtes, einen Stellvertreter zu erwerben. Kein

Zweifel, das Gesetz war dem Code Napoleon entgegen. Aber es that seine Wirkung. Die Berichte aus dem Osten lauteten schon nach ein paar Jahren günstiger, und Napoleon konnte in immer größerem Umfange Ausnahmen eintreten lassen, bis der Zustand der vollen Rechtsgleichheit wieder erreicht war.

Des Kaisers Bemühung um die materielle Wohlfahrt der Franzosen berührte sich enge mit seiner Finanzpolitik. Er hatte bisher seine Kriege geführt, ohne die Steuern wesentlich zu erhöhen und ohne Anlehen aufzunehmen „So lange ich lebe" — hatte er am 18. Mai 1805 an Marbois geschrieben — „werde ich kein Papier emittieren." Es schien ihm kein Mittel erfolgreicher, die Abneigung des Volkes gegen seine Kriege zu mildern, als wenn er ihm bewies, daß dieselben keine pekuniären Opfer heischten. Das Requisitionssystem im fremden Lande hatte diese Politik bisher unterstützt, und daß der größte Teil des stehenden Heeres immer auch im Frieden außer Landes blieb, war gleichfalls eine Entlastung. Damit war aber noch lange nicht Alles gethan. Denn gerade 1805 hatte man eine traurige Erfahrung gemacht. Da man die Steuern beim Kriegsbeginn nicht erhöhte, dennoch aber Geld benötigte, nahm man es damals aus den baren Vorschüssen, mit welchen ein Konsortium von Geldleuten, der Bankier Ouvrard an der Spitze, die Anweisungen der Steuereinnehmer auf die während des nächsten Jahres einlaufenden Steuergelder zu eskomptieren pflegte. Dieselbe Kompagnie besorgte nebenbei auch die Geschäfte der spanischen Krone, indem sie die Subsidien, welche Spanien an Frankreich zu leisten hatte, vorstreckte, um sich nach dem Einlangen der amerikanischen Silberflotte wieder mit hohem Zins bezahlt zu machen. Nun unterbrach aber der von England an Spanien erklärte Krieg den Transport der Barren, woraus für das Konsortium eine Verlegenheit erwuchs, aus der es nur durch die Bank von Frankreich gerissen wurde, die deshalb ihren Barfond erschöpfte. Alsbald trat eine Krise ein; es erfolgten bedeutende Fallimente; alle Kapitalisten gerieten

in Unruhe. Es war just die Zeit, da Napoleon im Dezember 1805 den Frieden mit Österreich unterhandelte. Seine Anwesenheit in Frankreich wurde unerläßlich, und er soll später — so erzählt Montgelas — versichert haben, daß dieses Moment ihn vor anderen zum Abschluß des Preßburger Vertrages gedrängt habe und von den Österreichern leicht zu Zögerungen hätte benützt werden können, die ihm sehr unangenehm geworden wären. Derlei durfte nicht mehr vorkommen. Damals hatten der Friede, das neu gefestigte Vertrauen der Bevölkerung und die vierzig Millionen österreichischer Kriegsentschädigung dem Übel gesteuert. Jetzt, nach dem zweiten siegreichen Feldzuge, wurde mit den aus Preußen, Polen, Westfalen gezogenen Millionen neben einem Kriegsschatze auch eine „Dienstkasse" (Caisse de service) dotiert, welche in Hinkunft die Hilfe der Bankiers überflüssig machen und selbst den Vorschuß auf die Steuergelder leisten sollte. Daneben ward zur Kontrolle der Finanzgebahrung ein oberster Rechnungshof gegründet.

So gelangte der Kaiser dahin, seinen Franzosen zu demonstrieren, daß seine Kriege nicht nur keine neuen Opfer von ihnen forderten, sondern daß sie sogar mit ihren Erfolgen dem Staatshaushalte dienstbar werden konnten. Und die materielle Situation des Landes besserte sich wirklich. Wenn auch der Handel durch die Blokade litt, wenn auch die Teuerung von Zucker und Kaffee die weitesten Kreise hart berührte, so diente doch der Ausschluß der englischen Manufakturen den französischen Fabriken. Die Hoffnung auf den allgemeinen Frieden und der konsolidierte Staatskredit ließen im Jahre 1807 die 5 % Rente mit 93 einen Kurs erreichen, zu dem sie sich während des Kaiserreichs nicht wieder erheben sollte.

Aber Napoleon wußte nur zu gut, daß ein Volk von dem hohen Kulturgrade der Franzosen nicht bloß nach materiellem Wohlsein verlangte, sondern daß es außerdem noch Bedürfnisse hatte, die sich nicht mit Geld und Brot befriedigen ließen. Er glaubte dieselben genau zu kennen. Als er im Jahre 1797, nach

dem italienischen Kriege, zum erstenmale daran dachte und den Vorsatz faßte, Frankreichs Herr zu werden, äußerte er sich darüber im Vertrauen mit folgenden Worten: „Die Franzosen brauchen nur Ruhm und die Befriedigung ihrer Eitelkeit, von der Freiheit verstehen sie nichts.“ Und von dieser Sentenz hatte er sich seither leiten lassen. Von allen Schlachtfeldern hatte er ihnen die Glorie ihrer Waffen heimgebracht und damit ihrem nationalen Stolze genügt. Jetzt wollte er auch für ihre persönliche Eitelkeit sorgen. Am 12. August 1807 erläßt er ein merkwürdiges Handschreiben an Cambacérès: „Weil in der menschlichen Natur der Wunsch begründet ist, seinen Kindern neben einem zureichenden Vermögen auch ein Denkzeichen des Ansehens zu hinterlassen, welches man genossen,“ behalte er sich das Recht vor, ebenso wie die im vorigen Jahre gegründeten Titularherzogtümer, auch noch andere Adelstitel an Solche zu verleihen, die dem Staate Dienste geleistet haben. Die Minister, Senatoren, Staatsräte, Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers — auch die Erzbischöfe — sollten das Recht auf den Grafentitel erhalten, den sie als Majorat vererben konnten, wenn sie daran eine Rente von dreißigtausend Franken knüpften; die lebenslänglichen Präsidenten der Wahlkollegien und der Gerichtshöfe, die Generalprokuratoren und Bürgermeister der bedeutendsten Städte des Landes sollten Barone werden und gleichfalls Anspruch auf ein Majorat haben, wenn sie dasselbe mit jährlich fünfzehntausend Franken dotierten; die Mitglieder der Ehrenlegion sollten ihre Ritterwürde mit dreitausend Franken Rente, die Großwürdenträger aber ihren Fürstentitel mit einer Rente von zweihunderttausend Franken ihren Nachkommen hinterlassen können. Das war nun Alles den erbrechtlichen Bestimmungen des Code Napoleon geradezu entgegen. Der Kaiser aber suchte dem Senat die Sache mit dem bestimmten Hinweise darauf mundgerecht zu machen, daß mit diesen Erbtitulaturen, wie mit den neufeudalen Herzogtümern, nirgends ein politisches Vorrecht verbunden sei und das Grundgesetz der Gleichheit durchaus ge-

wahrt bleibe. Die Senatoren, durch den Grafentitel gelockt, nickten, und im März 1808 wurde das Gesetz perfekt.*)

Diese Auszeichnungen des Civils waren aber geringfügig gegenüber denen, die Napoleon seinen Feldgenossen zuerteilte. Jetzt begann die Verleihung der italienischen Titellehen an die Marschälle: Soult wurde Herzog von Dalmatien, Mortier Herzog von Treviso, Savary Herzog von Rovigo, Bessières Herzog von Istrien, Duroc Herzog von Friaul, Victor Herzog von Belluno, Moncey Herzog von Conegliano, Clarke Herzog von Feltre, Massena Herzog von Rivoli, Lannes Herzog von Montebello, Marmont Herzog von Ragusa, Oudinot Herzog von Reggio, Macdonald Herzog von Tarent, Augereau Herzog von Castiglione, Bernadotte Fürst von Ponte Corvo. Davout, Ney und Lefebre hatten sich deutsche Herzogstitel erworben: von Auerstädt, Elchingen und Danzig, und Berthier das Fürstentum Neufchâtel für sich erobert.**) Mit diesen

*) Kurz nachdem er das Dekret über den neuen Adel erlassen hatte, sagte Napoleon zur Rémusat ungefähr folgendes: „Die Freiheit ist das Bedürfnis einer wenig zahlreichen Klasse, die von der Natur mit höheren Fähigkeiten ausgestattet wurde, als der Durchschnitt. Man kann sie also ungestraft einschränken. Die Menge dagegen liebt die Gleichheit. Ich verletze sie nicht, wenn ich Titel austeile, ohne die abgebrauchte Frage nach der Geburt zu stellen. Meine Titel sind eine Art Bürgerkrone, die man durch seine Werke erreichen kann. Geschickte Menschen geben denen, die sie regieren, die gleiche Bewegung wie sich selbst. Nun, meine Bewegung ist nach aufwärts, darum muß auch etwas die Nation in gleicher Richtung bewegen .. Nicht, daß ich nicht sähe, wie diese Adeligen, diese Herzoge vor allem, die ich da mache und die ich so außerordentlich dotiere, ein wenig unabhängiger von mir werden würden. Ausgezeichnet und reich, werden sie trachten, mir zu entwischen und auf das, was sie „Standesgeist" nennen, zu pochen. Jedoch sie werden nicht so rasch laufen, daß ich sie nicht alsbald wieder erreichte." Später, nach seinem Sturze, hat er es aber doch als einen Fehler bezeichnet, seine Werkzeuge durch Reichtum unabhängig gemacht zu haben. Der, den er am glänzendsten ausgestattet, Berthier, hat ihn zuerst verlassen.

**) Neben diesen militärischen Herzögen gab es auch welche aus dem Civile: Cambacérès (Parma), Maret (Bassano), Lebrun (Piacenza), Fouché (Otranto), Champagny (Cadore).

Titeln waren reiche Ländereien, die ihnen von den Domänen in Polen, Italien und Deutschland als Majorate überlassen wurden, verbunden. Vorläufig verteilte der Kaiser elf Millionen, zur Hälfte in Barem, zur anderen Hälfte in Rententiteln. Davon erhielt Berthier eine Million, Ney, Davout, Soult und Bessières jeder 600000, Massena, Augereau, Bernadotte, Mortier und Victor je 400000, die übrigen 200000 Franken.*) Außerdem wurde die ganze siegreiche Armee bedacht. Von den achtzehn Millionen, die zu diesem Zwecke aufgewendet wurden, fielen zwölf an die Mannschaft, und zwar so, daß die Blessierten die dreifache Belohnung erhielten, sechs an die Offiziere. Denjenigen Soldaten, die ein Glied im Feldzug verloren hatten, wurden ständige Bezüge von 500 Franken, Unter- und Oberoffizieren, die sich besonders hervorgethan hatten, Renten bis zu 10000 Franken zugewiesen. Natürlich hatte dies Alles nur den Zweck, sich der Armee um so mehr zu versichern, je unsicherer der Kaiser der Sympathien der übrigen Bevölkerung wurde. War es doch längst sein Bestreben, das Heer möglichst zu entnationalisieren, damit es nicht aufhöre, seinen internationalen Plänen zu dienen. Darum auch — und nicht aus finanziellen und hochpolitischen Gründen allein — ließ er die Große Armee in Deutschland und Polen stehen, welche Länder sie erst dann zu räumen hatte, wenn Preußen die unerschwingliche Kriegsschuld abgezahlt haben würde. Nur die Garde war nach Frankreich

*) Die Einkünfte der Marschälle wurden in späteren Jahren noch bedeutend vermehrt, so daß z. B. Berthier, Fürst von Neufchâtel, Vizeconnetable, Marschall und Oberstjägermeister, jährlich 1355000, Davoût, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmuhl, 910000, Ney, Herzog von Elchingen, nach 1812 Fürst von der Moskwa, 728000, Massena, Herzog von Rivoli, nach 1809 Fürst von Eßlingen, 683000 Franken bezogen. Übrigens betrug auch das Ministergehalt in der Kaiserzeit im allgemeinen nicht weniger als 200000 Franken, das des Ministers des Äußern sogar mehr. Gesandte, die in fremden Ländern die Macht des Kaisers aufs Prächtigste zu repräsentieren hatten, bezogen ein mehr als entsprechendes Salair, so z. B. Caulaincourt, der jetzt nach Rußland ging, 7—800000 Franken.

heimgekehrt, wo sie den gemessenen Befehl erhielt, sich möglichst von dem Zivile fernzuhalten.

Indem Napoleon für das materielle Interesse, für Ruhmsucht und Eitelkeit der Franzosen sorgte, glaubte er genug gethan zu haben für dieses Frankreich, welches er einmal cynisch seine Mätresse nannte, die so treu an ihm hänge, daß sie ihm ihre Schätze und ihr Blut darbringe. Er blieb fest bei seiner Meinung, daß die Freiheit kein Volksbedürfnis sei, sondern nur die Prätension derjenigen, die er wegwerfend „Ideologen" nannte, denen er die Anarchie der Revolution zur Last legte, und deren Einfluß auf die öffentliche Meinung er mit aller Kraft bekämpfte. Daher seine Maßregeln gegen die Presse, gegen Journale und Bücher, die sich im Laufe der Jahre immer mehr verschärften, daher seine Bemühungen, die Debatten über seine Gesetze der Öffentlichkeit gänzlich zu entziehen, daher seine Attentate auf die Unabhängkeit des Richterstandes, der den Gegnern seines Systems gewaltsamer Beglückung Zuflucht gewähren konnte, daher sein Plan, die heranwachsende Generation durch eine korrekte und uniformierte Instruktionsmethode vor allen Anfechtungen einer freieren Geistesregung zu bewahren: eine unermüdliche Thätigkeit, die in einem historischen Bilde nicht übergangen werden darf.

Wir kennen bereits Napoleons Abneigung gegen Frau von Staël, die Frankreich verlassen mußte, „weil sie" — wie jener sich vernehmen ließ — „imstande war, Leuten das Denken beizubringen, die es nicht konnten oder es verlernt hatten". Aus Finkenstein schrieb er an Fouché, er freue sich, daß man von ihr nichts höre.*) Chateaubriand, der seinen „Genius des Christentums" im Jahre 1802 „dem Wiederhersteller der Religion" gewidmet, hatte sich durch eine abfällige Kritik der Affaire Enghien die Ungnade des Kaisers zugezogen und mußte

*) Das Schicksal der Staël teilten auch die Recamier und die Chevreuse. Die Letztere durfte selbst dann nicht nach Paris zurückkehren, als sie, auf den Tod erkrankt, ihren Arzt konsultieren wollte, und starb im Exil.

bald ebenfalls ins Weite ziehen, weil sein Einfluß in den oppositionellen Salons von Paris gefährlich erschien. Ein Artikel über Spanien, den er kurz vor Napoleons Rückkehr 1807 in den „Mercure de France“ schrieb und der Anspielungen enthielt, die nicht mißverstanden werden konnten, brachte ihn dann auch um sein Vermögen. Vor härterem Schicksale bewahrte ihn nur die Freundschaft Fontane's, der, wie mancher Andere, sein Talent willig in den Dienst des Allgewaltigen gestellt hatte. Jakob Delille, der Dichter des „Landmannes“, der „Imagination“, der Übersetzer der Aneide, blieb nur seines hohen Ansehens und der Unverfänglichkeit seiner Stoffe wegen ungekränkt. Seinem Beispiele folgten eine Anzahl Dichter, welche jedem politischen und sozialen Probleme sorgfältig aus dem Wege gingen und sich an gleichgiltige oder untergeordnete Stoffe hielten, die sie — wie zum Ersatz — in vollendeter Form behandelten, und man wird vielleicht nicht irren, wenn man die hohe Geltung, welche die Kunst gefälliger Sprache und perfekter Darlegung für sich allein schon in Frankreich genießt, zum Teile auch von jener Zeit eingeschränkten Denkens und gehemmter Phantasie datiert. Auf den Bühnen, denen der Kaiser besondere Aufmerksamkeit widmete, wollte er keine Stoffe vorgeführt sehen, „die aus uns naheliegenden Zeiten“ gewählt wurden; jedenfalls mußten sie vor Heinrich IV. liegen, dessen populäre Gestalt ihm die entschiedenste Abneigung einflößte. „Ich höre“, sagte er, „daß man ein Drama „Heinrich IV.“ aufführen will. Diese Epoche liegt nicht fern genug, um nicht Leidenschaften zu erwecken; die Bühne bedarf vielmehr des Altertümlichen.“ Mozarts „Don Juan“ mußte ihm erst als ungefährlich für den esprit public geschildert werden, bevor er ihn passieren ließ. Schauspiel und Lustspiel mit modernen Vorwürfen gelangten ebenfalls nicht zur Darstellung, „denn“ — versichert die Rémusat — „man scheute sich, die Fehler und Schwächen der einzelnen Gesellschaftsklassen zur Anschauung zu bringen, wo doch die ganze Gesellschaft von Bonaparte erneuert worden war, dessen Werk man respektieren mußte“.

Wenn dies der ſchönen Litteratur Schickſal war, ſo wird man über das der Tagespreſſe nicht zweifelhaft ſein. Wir kennen die Anfänge der Zeitungscenſur unter dem Konſulat. Unter dem Empire gab es bald nur noch vier unabhängige Blätter in Paris: den „Citoyen français“, den „Mercure de France“, das „Journal des Débats“ und den „Publiciste“. Schon die Namen mißfielen dem Kaiſer, er wollte nichts von Citoyens und Debatten wiſſen; in der That mußte der Citoyen in „Courrier français“, das „Journal des Débats“ in „Journal de l'Empire“ umgetauft werden. Dieſe Blätter ſtanden in ſteter Gefahr, unterdrückt zu werden. Als ſie im Jahre 1805 einmal eine Bemerkung über den Luxus des Hofes gemacht hatten, mußten ihre Redakteure hören, „daß die Zeiten der Revolution vorüber ſeien, daß es in Frankreich nur noch eine Partei gebe und daß der Kaiſer es nicht dulden werde, wenn die Zeitungen irgend etwas gegen ſein Intereſſe vorbringen.“ Ein Jahr ſpäter ſchrieb Napoleon an Talleyrand: „Meine Abſicht iſt, daß die politiſchen Artikel im auswärtigen Amte verfaßt werden. Wenn ich während eines Monats geſehen haben werde, wie ſie gemacht ſind, werde ich den Zeitungen verbieten, anders über Politik zu reden, als indem ſie den Moniteur kopieren.“ Als dann aber der Inhalt der Pariſer Blätter nichtsſagend wurde, war das auch nicht nach dem Sinne des Monarchen. Geprieſen wollte er ſein.

Und wie er in der Litteratur und den öffentlichen Blättern jede kritiſche Diskuſſion ſeiner Regierung hintanhielt, ſo wünſchte er ſie auch dort zum Schweigen zu bringen, wo ihr die Verfaſſung noch einen letzten legalen Zufluchtsort eingeräumt hatte: im Tribunat. Selbſt hinter geſchloſſenen Thüren ſollte ſie unmöglich werden. Deshalb wurde dem Geſetzgebenden Körper in deſſen letzter Sitzung im Dezember 1807 ein Senatskonſult vorgelegt, welches die Auflöſung des Tribunats ausſprach, deſſen Mitglieder in den Corps législatif ſelbſt, den Präſidenten aber in den Senat berief und welches überdies die Mitgliedſchaft im Geſetzgebenden Körper an ein Alter von vierzig Jahren knüpfte. Napoleon

der damals erst achtunddreißig zählte, wußte sehr wohl, wie eilig es oft die Jugend mit politischen Entwürfen hatte, und wollte nur gesetzte, ruheliebende Männer in dieser Körperschaft, die blos zum Scheine noch den Namen der „gesetzgebenden" führte. Sein Wille allein gab Frankreich Gesetze, alles Übrige war nur wesenlose Form. Deshalb konnte er jetzt auch ein Dekret erlassen, welches die von der Verfassung gewährleistete Unabsetzbarkeit der Gerichtspersonen in Frage stellte, und zwar in der Weise, daß jeder Richter eine Probezeit von fünf Jahren zu absolvieren hatte, ehe er als definitiv unabsetzbar anerkannt wurde, worüber eine vom Kaiser ernannte Kommission von zehn Senatoren zu entscheiden hatte; deshalb konnte auch das Institut der Staatsgefängnisse für politische Verbrecher wieder erstehen Und überall wirkte der Senat mit unterthäniger Beflissenheit mit, unbekümmert um den verholenen Widerwillen unbefangener Köpfe gegen seine grenzenlose Servilität. Was schadete es ihm auch, wenn man über ihn urteilte, wie z. B. Joseph Chénier's „Tiberius":

„Sie suchen ihre Überzeugung nur
in meinem Blick. Sie schmeicheln, wenn sie reden,
sie schmeicheln, wenn sie schweigen. Denn von Furcht
gelähmt sind ihnen Zunge, Hirn und Arm.
Ich muß für sie erröten, da sie selbst
dazu den Mut nicht finden?"

Chénier ließ ja das Stück in seinem Pulte wohl verschlossen liegen, indes sein „Cyrus" für den Imperator in die Posaune stieß. Was wollte es sagen, daß man sich die Worte „Despotismus" und „Tyrannei" zuflüsterte? Man flüsterte sie eben nur. Als eines Tages Suard, einer der angesehensten Publicisten, Napoleon gegenüber Tacitus lobte und seine Schilderungen der römischen Kaiser, erwiderte Dieser: „Ganz gut. Aber er hätte uns auch erklären müssen, warum das römische Volk diese schlechten Kaiser duldete, ja sogar liebte. Das wäre der Nachwelt vor allem wichtig zu wissen." Damit berührte er die Grund-

bedingungen seiner eigenen Herrschaft, denn er wußte wohl, daß der Augenblick noch nicht gekommen war, wo ihn Frankreich entbehren konnte. Als jetzt einmal Frau von Rémusat Talleyrand ihren Schmerz darüber ausdrückte, daß sie dem Kaiser seiner üblen Eigenschaften wegen — denn er bringe Zwist unter Freunde und Eheleute und beute die Schwächen seiner Diener aus, um sie alle um so sicherer getrennt zu beherrschen — gram sein müsse, wo doch ihr Dasein an seinen Hof gebunden sei, antwortete Jener, der Napoleon auch nicht im Geringsten liebte: „Sie brauchen Ihr gutes Herz nicht durch eine Empfindung für diesen Mann zu kompromittieren, aber Sie können es sicher glauben, er ist trotz all seiner Fehler heute noch für Frankreich, das er zusammenhält, unentbehrlich, und Jeder von uns muß sein Möglichstes dazu thun.“ Das war das Geheimnis des Imperators.

Hatte Napoleon auf solche Weise vorgesorgt, daß auch nicht der Hauch eines abfälligen Urteiles Ansehen und Geltung seines Regimentes bei der Masse des französischen Volkes störe, so war es daneben längst seine Idee gewesen, die künftige Generation von vornherein gegen derlei Anfechtungen sicher zu stellen, indem er sie zum Imperialismus erzog, ungefähr wie die Jesuitenschulen den Ultramontanismus heranbildeten. Die Anfänge dieser Bemühungen fallen schon in die Zeit des Konsulates und sind bereits erwähnt worden; jetzt werden sie durch das Institut der „Universität“ vollendet. Ein besonderer Umstand wirkte dabei mit. Im Jahre 1804 waren in Übereinstimmung mit dem Konkordate die großen bischöflichen Seminare gegründet worden. Bald darauf hatte der Klerus sogenannte „kleine Seminare“, damit verbunden, die gleich den staatlichen Gymnasien für das höhere Berufsstudium vorbereiteten. Diese geistlichen Schulen standen, wie Jene, Jedermann offen und fanden um so mehr Zuspruch, als ihre Lehrer die Unterrichtsmethode an den kaiserlichen Anstalten und den sittlichen Geist derselben zu tadeln wußten. Tadel aber

konnte Napoleon, der nun einmal den ganzen Verwaltungsorganismus als sein Werk angesehen wissen wollte, nicht ertragen, und es reifte in ihm der Plan, sich dieser Konkurrenz in der Erziehung seiner Franzosen baldigst zu entledigen. Am 10. Mai 1806 ließ er zum Gesetz erklären, daß unter dem Namen „Kaiserliche Universität" eine Korporation gebildet werden solle, welcher ausschließlich der öffentliche Unterricht und das Bildungswesen zu übertragen sei. „Seine Majestät" — hieß es in dem Berichte, den Fourcroy, der Direktor der Unterrichtssektion, erstattete — „will eine Korporation, deren Lehre nicht jedem Fieber der Mode ausgesetzt ist, welche vorschreitet, wenn die Regierung feiert, und deren Verwaltung und Statuten so national werden sollen, daß man nie leichtsinnig die Hand daran wird legen dürfen. Wenn diese Hoffnung sich erfüllt, so glaubt Seine Majestät in dieser Korporation eine Gewähr gegen die verderblichen Theorien der allgemeinen Umwälzung zu finden. Seine Majestät wollte in einem Staate von 40 Millionen ausführen, was Sparta und Athen besessen und was die religiösen Orden versucht, aber nur unvollkommen erreicht haben." Am 17. März 1808 war das Statut ausgearbeitet und — ohne die Autorisation der Legislative — dekretiert. Danach umfaßte die Universität den gesamten, nunmehr verstaatlichten Unterricht, alle Lehranstalten von den Trivialschulen bis hinauf zu den Fakultäten.*) Sie hatte ihr eigenes, mit 400 Millionen Franken Rente fundiertes Budget, welches vom Staatsbudget getrennt war, „damit der Unterricht nicht unter den vorübergehenden Bedrängnissen der Reichsfinanzen leide". An der Spitze der aus dem gesamten Lehrstande Frankreichs gebildeten Korporation stand ein vom Kaiser ernannter Großmeister, daneben ein Kanzler und ein Schatzmeister, und Diesen zur Seite ein Universitätsrat von dreißig Räten, von denen zehn der Kaiser auf Lebenszeit,

*) Nur einige höhere Fachschulen, wie die militärisch organisierte École polytechnique, die Bau- und Handwerksschulen, sowie die großen geistlichen Seminarien, waren nicht darin begriffen.

zwanzig der Großmeister auf ein Jahr ernannten. Dieses Ratskollegium hatte die Schulreglements abzufassen, die Lehrbücher auszuarbeiten und besaß eine Disziplinargewalt über die Mitglieder der Universität d. i. den gesamten Lehrstand Frankreichs. Ein Teil dieses Letzteren — z. B. die Professoren an den Lyceen — mußte sich zur Ehelosigkeit verpflichten. Alle waren vom Militärdienste frei. Die Lehrer an den Gelehrtenschulen wurden in der École normale auf ihren Beruf vorbereitet. Wer sich in demselben besonders auszeichnete, erhielt — vom Avancement abgesehen — vom Großmeister Ehrentitel zuerkannt, er wurde Titularoffizier der Universität. Der ganze Unterrichtsbereich des Landes ward in Unterrichtsprovinzen, „Akademien", eingeteilt, die je unter einem Rektor und einem Akademierat standen, wie die Universität unter dem Großmeister und dem Kollegium*).

So streng zentralisiert und absolut regiert war fortan das Erziehungswesen Frankreichs, wie der ganze Staat. Man hat seither die Institution gepriesen, und man hat sie streng verurteilt. Eins ist sicher, die jungen Leute in den Lyceen lernten mehr, als die Söhne der aristokratischen Familien, die zu Hause unterrichtet wurden. Nur ließ die Uniformität der Vorschriften dem eigenen Intellekte des Lehrers allzu wenig Spielraum übrig, und wenn in der Entwickelung und geistigen Ernährung individueller Talente eine Hauptaufgabe der Schule liegt, damit dieselben dereinst dem allgemeinen Besten die größtmöglichen Dienste leisten, so wurde hier das Gegenteil erreicht und wohl auch beabsichtigt. Denn in letzter Linie sollte doch auch diese Einrichtung nur dem persönlichen Systeme des Imperators dienen. Wenn gleich

*) Bei der Einrichtung der Universität hatte Napoleon nur den Knabenunterricht im Auge. Von öffentlichen Mädchenschulen wollte er nichts wissen. „Junge Mädchen" — antwortete er auf eine betreffende Vorstellung — „werden am besten durch ihre Mütter erzogen. Ein öffentlicher Unterricht paßt nicht für sie, da sie nicht zum öffentlichen Leben berufen sind." Man ah, die Staël lag ihm in allen Gliedern.

die Staatsverwaltung die Direktion der Studien an die Korporation abgetreten und sich auf solche Weise entlastet hatte, so behielt sie doch Aufsicht und Kontrolle fest in Händen. Die Entschließungen des Großmeisters mußten vorerst das Urteil des Staatsrates passieren, der sie annullieren konnte, und in den Departements wurden die Schulen von den Präfekten visitiert, die darüber an den Minister des Innern berichteten. Gleich das erste Lehrbuch ward der Universität von dem Ministerium mit auf den Weg gegeben: der Katechismus, welcher im Jahre 1806 im Einvernehmen mit dem Kardinallegaten Caprara, dem Napoleon wiederholt aus seiner Geldklemme geholfen hatte, zustande gekommen war. In diesem Katechismus war das politische Glaubensbekenntnis des heranreifenden Franzosen in folgende Sätze gekleidet: „Wir schulden unserem Kaiser Napoleon I. Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und die zur Aufrechthaltung und Verteidigung seines Thrones gebotenen Tribute; wir schulden ihm auch heiße Gebete für sein Heil und für die geistige und materielle Wohlfahrt des Staates. Wir schulden ihm dies vor allem deshalb, weil ihn Gott, der die Reiche gründet und nach seinem Wohlgefallen verteilt, in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überhäuft, ihn zu unserem Souverän, zum Werkzeuge seiner Gewalt, zu seinem Abbild auf Erden gemacht hat; außerdem aber, weil er Derjenige ist, den der Höchste in schwierigen Zeitläuften erweckt hat, um den öffentlichen Kultus der h. Religion unserer Väter wiederherzustellen und denselben zu schützen, der durch seine tiefe und thätige Weisheit die Staatsordnung wieder herbeigeführt und erhalten hat, der den Staat mit seinem kräftigen Arme verteidigt, und weil er der Gesalbte des Herrn ist infolge der Weihe durch den Papst, das Oberhaupt der allgemeinen Kirche.“ Auf die Frage, was man von Jenen zu halten hätte, welche ihrer Pflicht gegen den Kaiser untreu würden, lautete die Antwort: „Nach dem heiligen Apostel Paulus würden sie wider Gottes eigene Anordnungen sündigen und der ewigen Verdammnis schuldig werden.“

Das war viel Erfolg für den hungernden Leutnant von Valence, ſich von dem erſten Kulturvolke der Welt als das „Abbild Gottes auf Erden“ verehrt zu ſehen. Und doch wie wenig für ſein maßloſes Verlangen! Die Grenzen dieſes Staates genügten ihm längſt nicht mehr, und auch als bloßes Abbild der Gottheit auf Erden zu wandeln, war im Grunde nicht nach ſeinem Sinn. Am Tage ſeiner Krönung zum Kaiſer, im Dezember 1804, hatte er zum Miniſter Decrès geſagt, er ſei zu ſpät auf die Welt gekommen, auf der es jetzt nichts Großes mehr zu erreichen gebe, und, als Jener darauf remonſtrierte, hinzugefügt: „Ich gebe zu, meine Karriere iſt glänzend und ich habe einen ſchönen Weg gemacht. Aber welcher Unterſchied gegen die alten Zeiten! Nehmen Sie nur Alexander den Großen. Nachdem er Aſien erobert hat, erklärt er ſich zum Sohne Jupiters, und der ganze Orient — ſeine Mutter Olympia, Ariſtoteles und einige atheniſche Pedanten ausgenommen — glaubt daß er es ſei. Nun, wenn ich mich heute ſo zum Sohne des ewigen Vaters erklären würde, es gäbe kein Fiſchweib, das mich nicht auspfiffe. Nein, die Völker ſind zu ſehr aufgeklärt; es bleibt nichts Großes mehr zu thun.“ Kurz, er war nicht zufrieden.

Niemand bekam dies deutlicher zu erfahren, als ſeine nächſte Umgebung. Von der Kaiſerin bis zum letzten Lakaien herab hatte der ganze Hof unter dem Ungenügen des Herrſchers zu leiden. Joſephine, die ſich ſehr wohl daran erinnerte, wie ſeinerzeit der junge General die Verbindung mit ihr als einen Glücksfall ſchätzte, war tief unter ihn herabgeſunken und zitterte vor der Scheidung, von der ihr jetzt Napoleon die erſten Andeutungen machte. Nicht daß er die Trennung von der Lebensgefährtin, an die er gewöhnt war, herbeiwünſchte; nur die Rückſicht auf die Vererbung ſeiner Krone legte ihm den Gedanken näher als zuvor. Denn Ludwigs Sohn, der kleine Napoleon, den der Kaiſer einſt zu adoptieren dachte, war während des Krieges geſtorben, ſein Brüderchen nur ein Kind von zwei Jah-

ren und von sehr zarter Konstitution.*) Außerdem hatte das Bündnis mit Rußland ihm den Gedanken einer „standesgemäßen" Verbindung mit dem Zarenhause nahegelegt, wenigstens soll schon in Tilsit davon gesprochen worden sein. Unter solchen Umständen war es für Josephine nicht leicht, ihre Stellung zu behaupten. Sie war ganz Unterthänigkeit und fügsame Ergebenheit, sprach den Kaiser, selbst im vertraulichsten Beisammensein, nur mit „Majestät" an, duzte ihn seit langem nicht mehr, verschwendete die 600000 Franken Nadelgeld und mehr, wie ihr befohlen ward, mied ängstlich jeden Anlaß, dem Gewaltigen unbequem zu werden, und blieb immer gleich graziös, gleich liebenswürdig, gleich unbedeutend. Sie gab dem ganzen Hofe das Beispiel ängstlicher Beklommenheit, und charakteristisch ist es, wie sie sich vor der Heimkehr des Siegers fürchtete, „denn er werde wohl vieles zu tadeln wissen".

Und in der That, die Signatur des ganzen Hofes war Angst und Ehrfurcht. Seit dem Kriege von 1805 war Napoleon insofern ein Anderer geworden, als er jetzt sorglich jede Familiarität mit irgendwem vermied, sich mit großem Ceremoniell umgab und, wenn er sich je zu einem vertraulichen Tone verleiten ließ, sofort durch ein paar dürre Worte von oben herab den Eindruck desselben verwischte. Keiner der Brüder durfte sich in seiner Gegenwart setzen, keiner unangesprochen das Wort an ihn richten, keiner duzte ihn mehr. Oft beim Cercle waren weit über hundert Personen versammelt, von denen Niemand zu sprechen wagte, sondern Jeder stumm das Erscheinen der Majestät erharrte. War dann der Kaiser in übler Stimmung über die bösen englischen Blätter, die den „General Bonaparte" unsanft genug berührten, so bekam das der ganze Hofstaat zu spüren. So trat an die Stelle seiner melancholischen Träumerei in der Zeit des Konsulats jetzt fast durchwegs nur schlechte

*) Der dritte Sohn der Königin Hortense, der spätere Kaiser Napoleon III., war 1807 noch nicht geboren.

Laune und es ward immer schwieriger, ihm zu dienen. Er führte keine regelmäßige Lebensweise. Manchmal behielt er die Räte einer Sitzung bis tief in den Abend hinein bei sich, ohne selbst im geringsten zu ermüden. Dann wieder kam es häufig vor, daß er sich des Nachts erhob, um zu arbeiten und seinen Sekretären mit solcher Hast zu diktieren, daß seinen Worten nur mit einer Art Stenographie zu folgen war, oder um stundenlange Bäder zu nehmen, an die ihn sein Leibarzt Corvisart gewöhnt hatte, in der Meinung, sie beruhigten ihn. Davon war aber kaum die Rede. Seine nervöse Reizbarkeit wuchs vielmehr stetig und kam manchmal in Wutkrämpfen zum Ausbruch. Derselbe, der sich in den Mühsalen des Feldzugs wohl fühlte und in der Schlacht, selbst in den kritischesten Augenblicken derselben, nicht mit der Wimper zuckte, konnte daheim über die kleinste Unbequemlichkeit außer sich geraten. Voll Ungeduld zerriß er so manches Kleidungsstück, welches ihn nur im mindesten beengte, und es war eine besondere Verständigung unter den Dienern nötig, ihm die Staatsgewänder an den Leib zu passen. Meist sah er deshalb auch ziemlich salopp aus und machte jetzt, wo er seit ein paar Jahren dick geworden war, in Gang und Haltung einen sehr wenig majestätischen Eindruck.

Um so prächtiger entfaltete sich sein Hofstaat. Er hatte bei seiner Heimkehr dem Polizeiminister Fouché, dem „reichgewordenen Jakobiner", wie er ihn nannte, Vorwürfe darüber gemacht, daß er die aristokratischen Salons im Faubourg Saint-Germain mit ihren oppositionellen Gesprächen und Witzeleien nicht besser zu überwachen wisse. Fouché erklärte darauf den Hochadeligen, sie könnten den Zorn des Mächtigen nur durch ihr Entgegenkommen entwaffnen, und in der That ließ sich eine ganze Reihe von Trägern alter Namen, die bisher noch frondiert hatten, bei Hofe vorstellen, was demselben neuen Glanz verlieh. Dann kamen jetzt auch mehrere der Rheinbundfürsten nach Paris, sei es um ihrem neuen Herrn persönlich zu huldigen oder von ihm eine neue Gunst zu erbetteln. Einer der beiden Meck-

lenburger meinte dies am sicherſten zu erreichen, wenn er der Kaiſerin auffallend den Hof machte. Auch Dalberg kam, um die Ehe Jérôme's mit Katharina von Würtemberg am 23. Auguſt 1807 einzuſegnen. Er ſoll vor den übrigen deutſchen Souveränen dadurch hervorgeſtochen haben, daß man mit ihm ein anregendes Geſpräch führen konnte. Auch die Siegeshelfer des Kaiſers, die Marſchälle, waren der Mehrzahl nach bei Hofe, hier aber nicht in Uniform, ſondern in Staatskleidern, nicht als Krieger, ſondern als Kämmerlinge, weil es Napoleon nicht liebte, an Stunden vertrauteren Verkehrs im Felde und an manches Opfer, das ihm dort gebracht worden war, erinnert zu werden. Er ſprach auch mitunter nicht gerade rühmend von ihnen. Davoût, meinte er, „könnte er noch ſo viel Ruhm geben, er würde ihn doch nie zu tragen wiſſen", Ney hatte „eine Anlage zu Undank und Aufruhr", Beſſières, Oudinot, Viktor galten ihm für „mittelmäßig". Von Allen war nur Lannes dabei geblieben, ihn zu duzen, was ſich Napoleon von dem Unentbehrlichen am Ende gefallen ließ. Außer Dieſem fand kaum noch Soult den Mut, ihm über militäriſche Dinge eine abweichende Meinung zu ſagen. Die meiſten Andern ſtanden im Banne ſeiner mächtigen Perſönlichkeit. Der brutale Vandamme geſtand einmal, er fange zu zittern an, wenn er „dieſem Teufel von einem Menſchen" in die Nähe komme, Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben.

Im Spätſommer 1807 war der Hof in Fontainebleau. Da gab es Theatervorſtellungen der erſten Kräfte der Comédie française, Konzerte der beſten italieniſchen Sänger, Bälle, Parforcejagden und dgl. m. Aber viel Vergnügen war nicht dabei. Napoleon war auch hier, wie immer, von Geſchäften erfüllt und meiſt ſchlechter Laune. „Wie bedauere ich Sie", ſagte Talleyrand zu dem Palaſtpräfekten Rémuſat, „denn Sie haben die Aufgabe, den Unamüſierbaren zu unterhalten." Und darunter litt der ganze Hofſtaat. Die ſteifen, ſchweigſamen Cercles und die ewigen Tragödien — denn das Luſtſpiel war verpönt — erzeugten Langeweile und

Ermüdung. Der Kaiser, dem das nicht entging, fragte seinen berühmten Diplomaten, was hiervon wohl der Grund sei, worauf Dieser zur Antwort gab: „Das rührt daher, weil sich das Vergnügen nicht nach der Trommel bewegt und Sie aussehen, als wollten Sie zu jedem Einzelnen sagen, wie Sie es bei der Armee thun: „Vorwärts, meine Herren und Damen, marsch!“ Talleyrand durfte mehr wagen, als mancher Andere. Napoleon behauptete, er sei der einzige Mensch, mit dem er sprechen könne. Nur wünschte er um Alles nicht, daß er für unentbehrlich gelte, wie es seit den Tilsiter Verträgen den Anschein hatte. Darum gab er ihm nach dem Kriege das Großwürdenamt eines Vicegroßwählers mit einem reichen Einkommen, entzog ihm aber dafür das Ministerium des Äußern, welches an Champagny, den bisherigen Minister des Innern, fiel. Nur sein steter Ratgeber sollte er bleiben, und man konnte ihn in Fontainebleau in der That jeden Abend in des Kaisers Kabinett hinken sehen, wo er stundenlang verweilte.

Allerdings, die Zeit lieferte Stoff genug für ihre Erörterungen.

Mitten in die Feste von Fontainebleau hinein fiel eine Nachricht, die alle Welt entsetzte und für Napoleon und seine Pläne von ganz besonderer Wichtigkeit war: die Engländer hatten das neutrale Dänemark mit einer Flotte und einem Expeditionskorps überfallen, Kopenhagen drei Tage hindurch, vom 2. bis 5. September 1807, bombardiert und die dort stationierte Flotte weggenommen. Solch einer brüsken und raschen That hatte sich niemand von dem stets zögernden Brittannien versehen, auch Napoleon nicht. Allerdings ergab sich, daß die englische Regierung bald nach dem Abschluß der geheimen Allianz in Tilsit durch eine Indiskretion Kenntnis von deren Inhalt erlangt und daraus entnommen hatte, daß man Dänemark zunächst in den Kontinentalbund nötigen und durch dessen Flotte die britischen Schiffe von der Ostsee und vom baltischen Meere

fern halten wolle. Diesem Schlage war nun das Ministerium in London durch die Unthat von Kopenhagen zuvorgekommen. Denn wenn jetzt auch der energische dänische Prinz-Regent Friedrich (für den unfähig gewordenen Christian VII.) eine Allianz mit Frankreich schloß — am 30. Oktober 1807 — so war doch die Flotte dahin und die Passage durch den Sund den Briten nicht mehr zu wehren.

Mit diesem Verhalten Englands war die eine große Frage, welche das Tilsiter Bündniß offen gelassen hatte, gelöst: von einer friedlichen Verständigung zwischen Großbrittannien und dem von Napoleon beeinflußten Kontinent war nun nicht mehr die Rede. Rußland mußte seine Mission, den Frieden zu vermitteln, als gescheitert erkennen und — dem Allianzvertrage gemäß — England den Krieg erklären. Dies geschah denn auch am 7. November 1807. Nicht eben leichten Herzens hat sich der Zar dazu entschlossen, denn für sein Reich war der Verkehr mit dem Inselstaate, wie erwähnt, eine Notwendigkeit. Der Ertrag Rußlands lag im Export der Erzeugnisse seiner reichen Felder und Wälder, welchen die Engländer vermittelten und auch am leichtesten und billigsten vermitteln konnten, während andererseits der Mangel an heimischer Industrie den russischen Konsum an die britischen Fabrikate wies. Die zunächst betroffenen Kreise der Bevölkerung, in erster Linie der grundbesitzende Adel, dann die Kaufmannschaft, die Finanzleute, sahen sich von den größten Verlusten bedroht; die Armee, die früher selbst den Frieden gewünscht hatte, wollte doch nicht für den Ruin des Landes geblutet haben: kurz, die Opposition gegen die Einführung der Kontinentalsperre war eine fast allgemeine und äußerte sich hie und da mit bedenklicher Offenheit. Sie sollte späterhin nicht wenig zum Bruche mit Napoleon beitragen. Für jetzt allerdings hielt Alexander, der der Uberzeugung lebte, es werde noch lange kein erfolgreicher Kampf mit dem Übermächtigen gewagt werden können, seinen absoluten Willen aufrecht, so wenig persönliches Zutrauen er auch innerlich dem großen Verbündeten

entgegentrug.*) Das Wesentlichste war ja doch für ihn, daß er in dieser Allianz das Mittel sah, in den Besitz der türkischen Donaufürstentümer Moldau und Walachei und des schwedischen Finnland zu gelangen.

Jedoch gerade hier gingen die Alliierten bald auseinander — nicht offenkundig wohl, aber insgeheim. Napoleon war durch seinen Gesandten Savary, den im Dezember der „Großbotschafter" Caulaincourt in Petersburg ablöste, und durch Soult und Davoat, die mit ihren Korps in Polen und Preußen stehen geblieben waren, von der oppositionellen Strömung in Rußland genau unterrichtet. Er wußte auch, und wußte es aus eigener Erfahrung, wie plötzlich der Zar sich in eine entgegengesetzte politische Richtung drängen ließ. Er durfte also die Möglichkeit eines Systemwechsels an der Newa nicht aus den Augen lassen. Wir kennen seinen Grundsatz, wonach er seine Freunde stets so behandelte, als ob sie in jedem Augenblicke seine Feinde werden sollten. Wie leicht konnte sich nicht Rußland unter den vorwaltenden Umständen wieder in einen Gegner verwandeln! Sollte er einem solchen Verbündeten zu größerer Macht verhelfen? Sollte er dem Zaren wirklich die Donaufürstentümer verschaffen, und ihm damit den unmittelbarsten Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse einräumen, die er doch selbst zu dirigieren wünschte? Nein. Er hielt es sogar für unerläßlich — auch wenn ihn nicht andere Gründe dazu bewogen hätten — seine Armee beobachtend an der russischen Grenze stehen zu lassen und die Räumung Preußens durch unerschwingliche Forderungen an diesen Staat hinauszuzögern.**) Und dazu kam noch ein Anderes.

---

*) Im November 1807 hat er, als der preußische Gesandte Schöler ihn vor allzugroßem Vertrauen warnte, geantwortet, von Vertrauen zu Napoleon könne gar nicht die Rede sein.

**) In einer Konvention vom 12. Juli 1807 hatte sich der preußische Unterhändler General Kalkreuth von dem französischen die Bestimmung abgewinnen lassen, daß Preußen zwar in gewissen Terminen und Etappen

Auch in der Türkei herrschte jetzt, wie wir sahen, eine antifranzösische Stimmung vor; schon liebäugelte die Pforte mit England und drohte sich mit dieser Macht zu vergleichen. Kam es dazu, dann öffnete sich dem britischen Handel, der doch von ganz Europa ferngehalten werden sollte, ein breiter Zugang, während sich für Napoleon, der immer in dem Gedanken einer indischen Expedition lebte, das Ausfallsthor nach Osten verschloß. Das durfte nicht geschehen. Die Balkanhalbinsel mußte gänzlich unter seinen Einfluß kommen. Darum hatte er ja Korfu verlangt und ließ es jetzt in Eile befestigen, darum befahl er, sogleich nachdem die russische Kriegserklärung an England bekannt geworden war, seinem Marineminister, eine Flotte zusammenzustellen, mit der er nochmals Malta und Sizilien zu erobern gedachte, indes er im Westen durch einen Angriff auf Gibraltar die Briten vom Mittelmeere gänzlich ausschließen wollte, darum erbat er jetzt vom Sultan Durchzug für seine Truppen von Dalmatien durch Albanien, darum auch vermehrte er das dalmatinische Korps. Das hieß der Türkei viel zumuten; mehr war nicht möglich, ohne sie ins englische Lager zu treiben. Die Aufforderung, die Donaufürstentümer an den Erbfeind auszuliefern, hätte dies ohne Zweifel bewirkt. Deshalb kein Wort davon. Mochte Napoleon auch immerhin, wie Alexander später versicherte, in Tilsit selbst zuerst von den Donaufürstentümern zu reden begonnen haben, es war ja doch nur geschehen, um den Zaren für sein antibritisches System zu gewinnen. Da mit dessen Kriegserklärung an Georg III. der Zweck erreicht war, wurde das Versprechen nicht weiter geachtet. Allerdings hat sich Napoleon, dem Tilsiter Vertrage gemäß, auch um den Frieden zwischen Rußland und Türkei bemüht, und schon am

---

geräumt werden solle, jedoch nur dann, wenn es die Kriegsschuld voll bezahlt oder deren Bezahlung genügend garantiert haben würde. Da nun diese Schuld im Auftrage Napoleons willkürlich mit über 150 Millionen Franken beziffert wurde, so war wenig Aussicht vorhanden, daß Friedrich Wilhelm III. jene Bedingung jemals erfüllen könne.

29. August 1807 war unter seiner Vermittlung zu Slobosia ein Präliminartraktat unterzeichnet worden, aber von einer Abtretung der beiden Fürstentümer stand nichts darin. Die Folge war, daß Alexander seine Unterschrift verweigerte, seine Truppen in den Fürstentümern stehen ließ und in Napoleon drang, seine Zusage zu erfüllen. Da machte Dieser zwei Züge auf dem großen Schachbrett, die Rußland im Orient wirklich matt setzten.

Der erste bestand darin, daß er sich — natürlich unter fortwährenden Beteuerungen seiner Freundschaft für den Zaren — zwar bereit erklärte, Rußland die Donauländer zu verschaffen, aber nur wenn es ihm gestatte, das preußische Schlesien zu annektieren; wenn sonst aber der Zar seine Truppen nicht aus der Walachei zurückzöge, würde auch er die seinigen nicht aus Deutschland ziehen. Nun durfte Rußland seinen Schützling Preußen doch nicht selbst berauben helfen, es lehnte ab und ließ seine Divisionen an der Donau stehen, worauf Napoleon in Konstantinopel auf seine guten Dienste und auf die bösen Russen verweisen konnte, welche den Frieden nicht wollten, und damit erreichte, daß die Türken den Engländern wirklich ihre Häfen verschlossen hielten.

Der zweite Schachzug gegen Alexander war der folgende. Gustav IV. von Schweden war teils aus Furcht, das Schicksal Dänemarks zu erfahren, teils aus persönlicher Abneigung gegen Bonaparte und sein System, bei seinem Bündnis mit England verblieben, worauf Napoleon an jenen Artikel der Allianz erinnerte, der diesen Fall vorgesehen hatte, und in Alexander drang, seinem Schwager — das war der König von Schweden — den Krieg zu erklären und sich Finnland zu erobern; er wolle gerne dabei mitwirken; Bernadotte mit einem Armeekorps in Holstein sei schon dazu bestimmt. Der Zar, dem allerdings die Donaufürstentümer näher am Herzen lagen als Finnland, ging dennoch darauf ein, und während sein Minister noch in Petersburg den Gesandten Schwedens in Sicherheit wiegte, über-

ſchritten plötzlich ſeine Truppen in der letzten Februarwoche 1808 die finniſche Grenze. Er hatte ſich offenbar, und namentlich im Hinblick auf den verſprochenen Beiſtand Frankreichs, die Expedition ſehr leicht gedacht und ſeine Truppen an der Donau nicht reduziert. Es kam aber anders. Die Schweden, unterſtützt von den Engländern, leiſteten erfolgreichen Widerſtand, das Unternehmen erwies ſich ſchwierig, der Zar mußte das Expeditionsheer vermehren, und da er Polen — wegen der Franzoſen in Preußen — nicht von Soldaten entblößen durfte, ſah er ſich genötigt, die Verſtärkungen nun doch aus den Donaufürſtentümern heranzuziehen, d. h. auf deren Eroberung fürs Erſte zu verzichten. Dies wäre freilich nicht nötig geweſen, wenn Bernadotte wirklich eingegriffen hätte. Aber er that es nicht. Denn es war eben Napoleons Abſicht, Alexander ſo tief in das finniſche Unternehmen zu verwickeln, daß er das türkiſche von ſelbſt fallen ließ. „Frankreich" — beklagte ſich der Zar Caulaincourt gegenüber — „hat ſich doch verpflichtet, die Anſtrengungen Rußlands gegen Schweden wirkſam zu unterſtützen. Warum hat Marſchall Bernadotte plötzlich in ſeinem Vormarſch innegehalten?" Der Botſchafter erwiderte mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten, über den Belt nach Schonen zu gelangen. Das war nicht die wahre Antwort Dieſe hätte der Zar in einem Briefe Napoleons an Talleyrand vom 25. April 1808 leſen können, wo es heißt: „Ich konnte doch meine Soldaten nicht ſo leichthin nach Schweden werfen; das iſt nicht der Ort, wo es etwas für mich zu holen gibt." Dagegen wurden in Polen und in Preußen die franzöſiſchen Diviſionen konzentriert und bei Modlin der ſtrategiſche Punkt des Einfluſſes des Bug in die Weichſel ſtark befeſtigt — für alle Fälle, denn die Unzufriedenheit im Lande des Alliierten ſtieg mit jedem Tage, und wer weiß, was geſchah.

Dieſes Benehmen Napoleons gegen Rußland, muß man im Auge behalten, wenn man ſich ſein gleichzeitiges Vorgehen gegen die übrigen Staaten Europas richtig vergegenwärtigen will. Daß

unter ſolchen Umſtänden Preußen und Öſterreich nicht dem Bannkreiſe ſeiner Macht entfliehen konnten, iſt nur ſelbſtverſtändlich, denn die ewige Okkupation Nordoſtdeutſchlands hielt ja nicht nur Rußland im Schach, ſondern bedrohte und beengte auch die Politik der Mittelmächte. Kaum hatte daher Alexander I. ſein Manifeſt gegen England erlaſſen, ſo mußte auch der preußiſche Hof in Memel am 29. November ſeinen Geſandten aus London abberufen. Im Februar 1808 erklärte Napoleon in Paris dem Bruder Friedrich Wilhelms gerade heraus: die Frage der Räumung Preußens habe ihren Platz unter den großen Kombinationen der allgemeinen Politik, ſie ſei gar keine Geldfrage, was ſo viel hieß, als daß der König, ſelbſt wenn er alle franzöſiſchen Forderungen erfüllte, die franzöſiſche Invaſion doch nicht los würde.

Mit Öſterreich ging Napoleon etwas weniger expeditiv zu Werke. Dieſer Staat hatte ſein Heer in den letzten zwei Jahren reformiert und dasſelbe, trotz ſchlechter Finanzen, nicht verringert. Man mußte deshalb mehr Rückſichten auf ihn nehmen. Aber mehr als eine bloße Formſache war es doch nicht, wenn Napoleon dem Wiener Hofe nahelegte, er ſolle in England den Frieden zu vermitteln ſuchen, die Rückgabe der däniſchen Flotte fordern und, wenn dies verweigert würde, ſeinen Geſandten abberufen. Im Grunde war es ein Befehl, dem ſich die Donaumacht, von einer franko-ruſſiſchen Allianz bedrängt und von einer franzöſiſchen Armee im Norden bedroht, nicht entziehen konnte. Graf Starhemberg begehrte denn auch im Januar 1808 in London ſeine Päſſe, und nur im tiefſten Geheimnis vertraute er der Regierung Georgs III. an, daß man ihr in Wien trotzdem ergeben bleibe. Ein Glück noch, daß die Franzoſen ſich im Oktober herbeigelaſſen hatten, endlich Braunau zu räumen, wofür ſie dann freilich bei der Grenzregulierung gegen Italien ſehr zum Nachteil Öſterreichs verfuhren. Wenn man neben alledem von franzöſiſchen Eröffnungen in Wien über eine Teilung der Türkei hört, an welcher Öſterreich par-

tizipieren ſollte, hört, wie der Miniſter Stadion auch wirklich ſchon ein recht großes Stück mit Bosnien, Serbien, etwas Bulgarien und eine Verbindung nach Saloniki ins Auge faßte, und damit Napoleons Haltung gegen Rußland vergleicht, ſo kann man ſich kaum eines Lächelns erwehren, wie doch immer wieder die lockenden Manöver des Korſen gläubige Gemüter gefunden haben.

Konnte aber Napoleon den Großmächten ſeinen Willen derart auferlegen, wie viel entſchiedener und rückſichtsloſer den kleineren Staaten, die an Widerſtand nicht denken durften. Zunächſt in Italien. Hier hatten die engliſchen Waren im toskaniſchen Hafen von Livorno einen Zufluchtsort gefunden. Sie kamen unter amerikaniſcher Flagge an, wurden aufgeſtapelt und mitunter nordwärts bis nach Leipzig verhandelt. Die Königin-Witwe von Etrurien, die — unklug genug — ſich mit antifranzöſiſchen Elementen umgab, erklärte, die neutrale Flagge nicht abweiſen zu können. Darauf ließ Napoleon, Ende Auguſt 1807, 6000 Mann unter dem General Miollis einrücken und alle engliſchen Waren im Lande konfiszieren, der Fürſtin aber bald darauf ankündigen, daß ſie ihr Land an Frankreich abzutreten habe und dafür auf der iberiſchen Halbinſel eine mit Spanien verabredete Entſchädigung finden werde. Am 30. Mai 1808 ward Toskana — gleich Korſika und Elba — als Beſtandteil Frankreichs erklärt und in drei Departements aufgeteilt.

Jetzt gab es in Italien nur noch einen einzigen kleinen Staat, der dem Syſtem Napoleons trotzte: es war der des Papſtes. Derſelbe lag an zwei Meeren und konnte, wenn das Kontinentalſyſtem durchgeführt werden ſollte, davon nicht ausgenommen bleiben. Wir kennen bereits die Spannung zwiſchen Papſt und Kaiſer vor dem letzten Kriege. Während desſelben hatte ſich dann der franzöſiſche Geſandte Alquier eifrig bemüht, den heiligen Vater zur Anerkennung Joſephs als König von Neapel und zum Eintritt in das, was man die italieniſche Föderation nannte, unter Napoleons Oberhoheit, zu bewegen. Jedoch ohne Erfolg.

Der Papſt wollte Joſeph nur unter der Bedingung ſeiner eigenen Unabhängigkeit und Neutralität anerkennen, d. h. in die England feindliche Liga nicht eintreten. Auf dieſe Weigerung hin hatte dann Napoleon von Dresden aus am 22. Juli 1807 an Eugen Beauharnais einen Brief geſchrieben, der Pius VII. vorgelegt werden ſollte. „Der gegenwärtige Papſt", hieß es darin auf echt napoleoniſch, „iſt zu mächtig. Die Prieſter ſind nicht gemacht, um zu regieren. Warum will er dem Kaiſer nicht geben, was des Kaiſers iſt? Wenn man nicht aufhört, meine Staaten zu beunruhigen, iſt vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papſt nur noch als Biſchof von Rom und als gleichgeſtellt mit den übrigen Biſchöfen meiner Staaten anerkennen werde. Ich werde mich dann nicht ſcheuen, die Kirchen von Gallien, Deutſchland, Italien und Polen in einem Konzile zu verſammeln und mich ohne Papſt zu behelfen." Von praktiſcherer Bedeutung war eine Inſtruktion, die Talleyrand am ſelben Tage an den Geſandten in Rom richtete: er ſolle vom h. Vater die Aufnahme von vierundzwanzig Franzoſen ins Kardinalskollegium fordern und für Caprara in Paris Vollmacht zu einem Vertrage über die ſchwebenden Streitfragen. Beides wurde abgelehnt. Dagegen ſandte die Kurie den gleichfalls von Frankreich nominierten Kardinal Bayanne zu Napoleon, um den Gewaltigen zu beſchwichtigen und allenfalls zuzugeſtehen, was man vor Jahresfriſt verweigert hatte: die Krönung zum Kaiſer des Abendlandes, jedoch keineswegs die Vermehrung der Kardinäle und den Eintritt in die Föderation. Und doch war es Napoleon, deſſen Pläne im Mittelmeere wir kennen, gerade darum zu thun. „Was dem Kaiſer der Franzoſen vor allem wichtig iſt" — heißt es in einem Briefe des Miniſters Champagny an Caprara, dem man das Diktat Napoleons von weitem anmerkt — „das iſt, daß der weltliche Souverän von Rom mit Frankreich gehe, ſeinen Intereſſen und ſeiner Politik nicht fern bleibe. Das Intereſſe der Humanität, die Stimme von ſechzig Millionen Menſchen ruft ihm zu: Zwing' England, im Frieden

mit uns zu leben, uns unſere Häfen, unſere Küſten, unſere Schiffe, unſere maritimen und kommerziellen Verbindungen wiederzugeben. Wenn nun der Papſt allein auf dem Kontinent den Engländern anhängen wollte, wäre es da nicht die Pflicht des Reichsoberhauptes (chef de l'empire), dieſe Gruppe ſeiner Krongüter (cette partie de ses domaines), die ſich durch ihre Politik vom Reiche entfernten, unverzüglich wieder mit demſelben zu vereinigen und die Schenkung Karls des Großen zurückzunehmen, die man als Waffe gegen ſeinen Nachfolger gebraucht? Doch würde ſich der Kaiſer auch dann damit begnügen, nur die drei päpſtlichen Legationen von Urbino, Macerata und Ancona ſeinem Reiche einzuverleiben, die ihm unentbehrlich ſind, um Oberitalien mit Neapel zu verbinden.“ Und an dieſe Hauptforderung ſchloſſen ſich dann die weiteren: Abſchaffung der Mönche aus Italien, Vermehrung der franzöſiſchen Kardinäle, Einbeziehung Veneziens in das italieniſche Konkordat.

Die Androhung bezüglich der drei Legationen machte in Rom den peinlichſten Eindruck. Hatte doch Pius vor drei Jahren den weiten Weg nach Paris zurückgelegt und ſich dort in den Augen der katholiſchen Welt ſogar ein bischen diskreditiert, nur um die früher eingebüßten Territorien von Bologna, Ferrara und Romagna wiederzuerlangen, und nun ſollte abermals Gebiet verloren gehen und gerade der an Erträgnis reichſte Teil des Staates. Die Kardinäle — es waren dieſelben, die aus Rückſicht auf ihre Einkünfte ehedem zur Krönungsreiſe geraten hatten — drangen jetzt aus dem gleichen Grunde in den Papſt, nachzugeben. Er that es endlich und erklärte ſich bereit, mit Frankreich gemeinſame Sache gegen England zu machen und franzöſiſche Garniſonen in Ancona und Civita vecchia aufzunehmen. Aber Napoleon mochte ſolche Nachgiebigkeit beſorgt haben. Er kam ihr zuvor. Ohne die Entſcheidung der Kurie erſt abzuwarten, befahl er dem General Lemarrois Ende Dezember 1807, unverweilt in die genannten drei Legationen einzurücken, indes er in Paris den Kardinal Bayanne bewog,

einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem alle seine Forderungen, u. a. auch die, daß in Hinkunft das Kardinalskollegium zu einem Drittel aus Franzosen bestehen sollte, gutgeheißen wurden. Die Absicht dabei war, den Papst aus der Willfährigkeit in den Widerstand zu treiben, um den ganzen Kirchenstaat zu erlangen. Sie ward erreicht. Pius, durch die rücksichtslose Okkupation seiner Ostprovinzen aufs tiefste verletzt, verweigerte nicht nur die Ratifikation jenes Vertrages, sondern wollte nun auch von einem Eintritt in die Föderation gegen England nichts mehr wissen. Da war Napoleon am Ziele. Er konnte jetzt mit einem Schein von Recht den Papst der Welt als den Störer des großen Friedenswerkes denunzieren, Grund genug, daß Charlemagne der Zweite das Geschenk des Ersten zurücknahm. General Miollis erhielt Ende Januar 1808 Befehl, Rom zu besetzen, und marschierte am 2. Februar dort ein. Er wird alle nichtrömischen Prälaten des Landes verweisen, die päpstlichen Bataillone unter die französischen einreihen, die Nobelgarde des heiligen Vaters auflösen, die Verwaltung des Landes übernehmen. All' das ist im April 1808 vollzogen und der Kirchenstaat so gut wie eine französische Provinz.

Um diese Zeit befand sich Napoleon in Bayonne. Was ihn dorthin führte, war ein politisches Geschäft von der einschneidendsten welthistorischen Bedeutung. Es betraf Spanien. Hier hatten bisher König Karl IV. in seiner Unfähigkeit, die Königin in ihrer Schande, das Volk in Mangel und Bedrängnis dahin gelebt, regiert von dem Friedensfürsten, der sich der Hegemonie des Nachbarstaates willig unterordnete. Auf das Geheiß Napoleons war man mit England in den Krieg geraten, hatte seine Schiffe, seinen Handel, zum Theil seine Kolonien verloren, um seine Existenz zu retten, die sonst von Frankreich her gefährdet war und die man durch hohe Tribute an Geld und Truppen immer neu erkaufen mußte. Nur als Napoleon den Krieg gegen Preußen begann, hatte es geschienen, als ob es der Madrider Hof an der gewohnten Unterwürfigkeit fehlen

lassen wollte. Damals bemühte sich der Gesandte Rußlands, um Spanien für die Koalition zu gewinnen, indes die Engländer in die südamerikanischen Vasallenstaaten den Aufruhr zu tragen drohten. Das Beispiel des bourbonischen Ferdinand IV. von Neapel, der des spanischen Königs Bruder war, wirkte mit, die Furcht vor Napoleon zu erhöhen, und als man Diesen in den Kampf gegen die berühmte preußische Armee ziehen sah, begann man in Madrid, in der Hoffnung auf seine Niederlage, zu rüsten; ein voreiliges Manifest sprach in dunkeln Worten von notwendig gewordenem Streite. Aber diese Urkunde trug ein fatales Datum: es war der 14. Oktober, der Schlachttag von Jena. Die Kunde von dem glänzenden Siege warf das ganze Widerstandsprojekt über den Haufen, die Mobilisierung, die man dem französischen Gesandten als gegen Portugal gerichtet geschildert hatte, wurde unterbrochen, und der Mund des Friedensfürsten floß wieder über von Beteuerungen seiner Ergebenheit gegen Frankreich.

Dem Geschäftsträger Napoleons war aber der wahre Sinn und Hergang der Dinge doch nicht zweifelhaft. Er berichtete darüber, und der Kaiser las die Depesche und das famose Manifest in Berlin just in einem Augenblicke, wo er sich dem Ziele seiner Weltherrschaft nahe genug glaubte und eben im Begriffe stand, die letzten Schritte nach Osten zu thun, um es zu erreichen. Er soll — wie Augenzeugen wissen wollen — vor Erregung blaß geworden sein. Doch wußte er dieselbe zu bekämpfen. Er ließ Spanien nichts davon merken, daß ihm — namentlich auch aus aufgefangenen Berichten des preußischen Gesandten in Madrid — der geplante Systemwechsel bekannt geworden sei, sondern nahm die erneuerten Versicherungen der Ergebenheit als bare Münze hin, die er bald hoch in Kurs setzte. Er forderte, daß von den ausgerüsteten Truppen ein Kontingent von an 15000 Mann an die Elbemündung rücken solle, um gegen England zu fechten, forderte, daß das Blokadedekret durchgeführt, die spanische Flotte mit der französischen in Toulon vereinigt werde, und halste dem Madrider

Hofe 25000 gefangene Preußen zur Verpflegung auf. Hätte nun an der Spitze Spaniens eine ſtarke und volkstümliche Regierung geſtanden, ſie hätte in dieſem Augenblick England ſeine Häfen öffnen, ſich gegen Frankreich erklären können. Die folgenden Jahre haben gezeigt, daß es gerade im Lande Karls IV. nicht an Widerſtandskräften fehlte, und wer weiß, was nach den Ereigniſſen von Eylau die Wirkung eines ſolchen Abfalls geweſen wäre. Aber Spaniens Regierung war ſchwach und nichts weniger als beliebt; Godoy und die ſündhafte Königin waren geradezu verhaßt, und nur der Kronprinz erfreute ſich der Sympathien des Volkes, ſchon weil Jene darauf ſannen, ihn von der Thronfolge auszuſchließen. Auf dieſe Differenzen zwiſchen Regierung und Bevölkerung und der Regierenden unter einander gründete Napoleon ſeine Abſicht, Spanien feſter an ſeine Gewalt zu knüpfen. Nur die Frage des Wie? heiſchte Erwägung. Talleyrand wäre dafür geweſen, den ſpaniſchen Kronprinzen mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin — etwa einer Taſcher — zu vermählen und ſo den Staat in das Föderativſyſtem der franzöſiſchen Hegemonie einzufügen. Der Kaiſer aber dachte anders. Seitdem er jenes Manifeſt Godoys zu Geſichte bekommen hatte, mochte ſein Entſchluß feſtſtehen, auch hier den Bourbons den Thron zu entziehen und ihn einem Mitgliede ſeiner Familie zu übergeben. Es war ein krummer Weg, auf welchem er dieſes Ziel erreichte. Derſelbe führte zunächſt über Portugal.

In Tilſit hatte man ſich bezüglich des Liſſaboner Hofes dahin geeinigt, daß derſelbe zur Kriegserklärung gegen England aufgefordert und, im Falle ſeiner Weigerung, als Feind behandelt werde Hierzu nun ſollte Spanien mitwirken. Das hieß nicht wenig verlangt, denn der Kronprinz Johann von Portugal, der für ſeine geiſteskranke Mutter die Regierung führte, war der Schwiegerſohn Karls IV.; dennoch ſchloß ſich der ſpaniſche Geſandte in Liſſabon dem franzöſiſchen an, als derſelbe dort die Schließung der Häfen, die Ausweiſung des britiſchen Geſandten, ja ſogar die Verhaftung aller Engländer in

Portugal und die Konfiskation ihrer Güter verlangte. In der Antwort, welche der portugiesische Minister — im heimlichen Einvernehmen mit England — gab, ging er zwar auf die Schließung der Häfen, nicht aber auf die Verhaftung der Fremden ein, denen man übrigens unter der Hand den Wink gab, sich zu entfernen. Damit unzufrieden, schritt Napoleon, der die übertriebene Forderung nur gestellt hatte, um Opposition zu erfahren, zur That. Am 30. September 1807 verließen die beiden Gesandten, der französische mit dem spanischen, Lissabon, am 18. Oktober rückten 20000 Franzosen unter Junot über die Grenze, um nach Portugal zu marschieren, und am 27. Oktober wurde zwischen Frankreich und Spanien in Fontainebleau ein geheimer Vertrag abgeschlossen über folgende Punkte: Portugal wird erobert und in drei Teile aufgeteilt, und zwar soll der nördliche, zwischen Duero und Minho gelegene, als Königreich Nordlusitanien der Königin von Etrurien als Entschädigung für Toscana zufallen, der südliche, die Provinzen Alemtejo und Algarbien, unter dem Titel eines Fürstentums Algarbien an Godoy kommen, der mittlere bis zum allgemeinen Frieden in Frankreichs Händen verbleiben. Die portugiesischen Kolonieen wollte man gleichfalls teilen, und der König von Spanien sollte den Titel Kaiser von Amerika erhalten. Bei diesem Vertrage war der Minister des Äußern, Champagny, absichtlich beiseite gelassen und Duroc zur Unterzeichnung befohlen worden; auch Talleyrand erfuhr nichts davon. Nur Murat war noch im Geheimnis, der hier eine Möglichkeit erspähte, endlich auch zu einem Königreiche zu gelangen. Daß der Vertrag in Madrid ratifiziert wurde, dafür bürgte die Beteiligung des Friedensfürsten, der den Gedanken seiner Versorgung auf Portugals Kosten schon vor dem letzten Kriege einmal in Paris vergeblich angeregt hatte. Am selben Tage ward auch der militärische Teil des Unternehmens in einer besonderen Konvention geregelt: Frankreich wollte mit 30 000 Mann durch Spanien gegen Lissabon rücken, indes 16 000 Mann spanischer

Truppen Nord- und Südportugal besetzten. Ein besonderer Artikel räumte Frankreich das Recht ein, noch weitere 40 000 Mann bei Bayonne zu sammeln, die aber erst, wenn die Engländer in Portugal landen sollten, einzugreifen hätten.

Prinz Johann hatte angesichts dieser Feindseligkeiten einen Augenblick geschwankt, ob er nicht doch sich ganz und gar Napoleon unterordnen sollte; da kam ihm aber der Moniteur vom 13. November 1807 zuvor, worin zu lesen stand: „Der Regent von Portugal verliert den Thron. Der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derjenigen, die sich an England anschließen.“ Nun war für Jenen kein Ausweg mehr als die Flucht, da das kleine Land allein gegen Spanien und Frankreich nicht kämpfen konnte. Die königliche Familie begab sich am 27. November 1807 zu Schiffe, um nach Brasilien zu übersiedeln. Wenige Tage später kam Junot mit einer Hand voll abgehetzter Truppen in der herrenlosen Stadt an, die an Widerstand nicht dachte, und vom Kastell der Stadt fiel das portugiesische Banner, um der Tricolore Platz zu machen.

Die geschichtliche Bedeutung des Vertrages von Fontainebleau liegt nicht so sehr in den politischen als in den militärischen Abmachungen. Die Truppen Spaniens werden nach Westen dirigiert, das heißt so viel, als ein französisches Heer kann dann ohne viel Widerstand zu finden nach Madrid gelangen. Und das war in der That die Absicht Napoleons. Daß er sie ausführte, lag zum Teil an den Verhältnissen am Madriber Hofe. Denn jetzt erreichten dort die innern Zerwürfnisse den höchsten Grad. Der Kronprinz Ferdinand konspirierte gegen Godoy und seine Mutter, um sich an die Regierung zu bringen. Das Komplott wurde entdeckt und vom Könige ein Manifest über den Hochverrat seines Sohnes verkündet. Beide Parteien wandten sich „um Rat“ an Napoleon. Dieser, der den Moment günstig glaubte, selbst in Aktion zu treten, ermahnte Karl IV, die wichtige Expedition gegen Portugal doch nicht durch Palaststreitigkeiten aufzuhalten, und gab zugleich dem Überbringer des Briefes

geheime Instruktion, sich über die Stimmung im Lande, die Stärke der spanischen Festungen und der Streitkräfte sorgfältig zu orientieren. Am selben Tage (13. November 1807) erhielt auch der General Dupont, welcher das zweite französische Expeditionskorps von 40 000 Mann kommandierte, Befehl, über die spanische Grenze bis Vittoria vorzugehen, obgleich von einer Landung der Engländer noch keine Spur sich zeigte. Bald darauf reiste der Kaiser nach Oberitalien, um in Venedig mit seinem Bruder Joseph zusammen zu treffen und demselben die spanische Krone anzubieten, wie schon in Tilsit im größten Geheimnis zur Sprache gekommen war, so daß jetzt Joseph einen vertrauten Boten an Alexander I. absandte, um sich demselben in seiner künftigen Eigenschaft besonders zu empfehlen.*)

Im Dezember und Januar rückten an 50 000 Mann Franzosen in Spanien ein und nahmen fürs erste bei Valladolid und Burgos Stellung; Murat erhielt den Oberbefehl. Niemand wußte, was sie wollten. Das spanische Volk nahm an, sie kämen, um den Kronprinzen auf den Thron zu erheben und die verhaßte Regierung Godoy's zu stürzen, und begrüßte sie deshalb mit Freuden. Und Ferdinand selbst war dieser Meinung. Karl IV. hingegen erbat sich in einem ängstlichen Briefe Aufklärungen. Napoleons Antwort log, die Truppen seien bestimmt, eine Landung der Engländer zu verhüten und deshalb nach Cadix zu marschieren. Godoy, der den Plan durchschaute, riet zur Flucht nach Süden. Aber als man Anstalten dazu traf, glaubte das Volk, Godoy wolle damit den von Napoleon

*) Hierfür sind die Memoiren Miots von Melito, des Vertrauten Josephs, ein kaum anfechtbares Zeugnis. Miot nennt auch den Offizier, der mit der Sendung nach Petersburg betraut wurde. Übrigens berichtet Lucian, den Napoleon damals in Mantua (Dezember 1807) traf, er habe auch ihm unter Anderem das Königreich Spanien angeboten und gesagt: „Sehet Ihr es denn nicht in meine hohle Hand fallen, Dank der Thorheiten Eurer geliebten Bourbonen und der Albernheit Eures Freundes, des Friedensfürsten?“

geplanten Systemwechsel unmöglich machen, zog nach Aranjuez, wo der Hof weilte, und zwang den König, seinen Minister zu entlassen und selbst zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

Das kam dem Kaiser nicht gelegen. Er hatte gehofft, die königliche Familie werde sich, wie die portugiesische, wirklich auf die Flucht begeben, was er dann — wie dort — als Hinneigung zu England dargelegt haben würde. Nun aber langte unmittelbar nachdem Murat in Madrid eingerückt war, am 23. März 1808, unter dem Jubel des Volkes auch der neue König Ferdinand VII. dort an, und für weitere Bevölkerungskreise hatte es jetzt erst recht den Anschein, als ob wirklich die Franzosen dem jungen Fürsten den Weg dahin gebahnt hätten. Das war fatal für Napoleons eigentliche Absicht. Er sann darauf, wie er den jungen Monarchen, den er übrigens noch nicht anerkannt hatte, von seinem Volke trennen könne. Zu diesem Zwecke ward Savary nach Madrid geschickt. Er hatte Ferdinand vorzustellen, daß der Kaiser selbst nach Spanien kommen wolle, und daß es sich empfehlen würde, demselben entgegen zu reisen und seine Anerkennung zu erbitten. Der junge König begab sich wirklich zunächst nach Burgos, dann nach Vittoria, allerdings ohne den Kaiser anzutreffen. Dagegen empfing er hier ein Schreiben Napoleons, des Inhalts, derselbe müsse, bevor er seine Thronbesteigung gut heiße, zuerst in einer Besprechung mit ihm ergründen, ob Karl IV. wirklich freiwillig oder nur gezwungen abgedankt habe; diese Besprechung solle in Bayonne stattfinden. Manche warnende Stimme aus der Umgebung des jungen Fürsten sprach gegen die Reise dahin; die Bevölkerung von Vittoria wollte ihn gar nicht über die Grenze ziehen lassen. Aber was war zu thun? Ringsum lagerten Franzosen, und die Einladung war ein Befehl. „In Vittoria," erzählte später Savary, „glaubte ich einen Augenblick, mein Gefangener werde mir entwischen; aber ich schaffte Ordnung, indem ich ihn einschüchterte." Am 14. April langte Ferdinand — in der That ein Gefangener — in Bayonne an, wohin der Kaiser auch das Elternpaar und Godoy geladen hatte.

Wen wird es nun überraſchen, zu hören, daß der Prinz hier nicht fand, was er ſuchte? Napoleon verſagte ihm nicht nur ſeine Anerkennung, ſondern forderte geradezu von ihm, er möge die Krone ſeinem Vater zurückgeben, ſicher, daß Karl IV. nicht mehr Luſt hatte, in ein Land zurückzukehren, welches ſein Regiment verwünſchte, und wo ihn und den Friedensfürſten die größten Widerwärtigkeiten erwarteten. Ferdinand verſuchte es zuerſt mit Weigern, als aber die Kunde von einem Aufſtande in Madrid nach Bayonne drang, den man auf ſeine Veranſtaltung zurückführte, und als ihm Napoleon drohte, ihn als Rebellen zu behandeln, fügte er ſich: er gab die Krone an Karl IV. zurück, der ſie vertrauensvoll in des Kaiſers Hände legte. Am 6. Juni 1808 empfing ſie Bruder Joſeph aus denſelben.*) Napoleon war — mit liſtiger Tücke und brutaler Gewalt allerdings — an's Ziel gekommen, die pyrenäiſche Halbinſel ſtand mittelbar unter ſeinem Szepter.

Es kam nur darauf an, ob ſie es blieb. War dies der Fall, dann hatte ſich wirklich der Ring gegen England geſchloſſen, und von den Säulen des Herkules bis an die Weichſel gehorchte der Kontinent ſeinen mehr oder minder kategoriſchen Befehlen, dann wagte auch der Koloß im Oſten nicht mehr,

---

*) Joſeph hatte nicht ununterbrochen auf Napoleons Programm geſtanden. Einmal — es war nach der erſten Abdikation Karl IV — bot der Kaiſer ſeinem Bruder Ludwig in einem Briefe vom 27. März 1808 die ſpaniſche Krone an Der Grund war einerſeits eine perſönliche Verſtimmung gegen Joſeph, der ſich eine kleine Abweichung von einem Befehle des Bruders erlaubt hatte, worauf ihn dieſer am 25. März in den herbſten Ausdrücken zurechtwies (Du Casse, Supplement à la Correspondance de Napoléon I. p. 109), und andrerſeits hatte Napoleon von dem ausgedehnten Schmuggel Kunde erhalten, welchen die Engländer unter amerikaniſcher Flagge in Holland betrieben, und deshalb ſchon jetzt den Wunſch gehegt, dieſes Land gänzlich Frankreich einzuverleiben. (Siehe den Brief Napoleons an den Finanzminiſter Gaudin vom 29. März 1808 im 16 Bande der Correspondance.) Ludwig lehnte das Anerbieten ab, da er einmal den Holländern ſeinen Eid geleiſtet habe, und bald darauf war Joſeph wieder in Gnaden.

ſich von ihm zu trennen, um eine eigene Bahn zu gehen, und die Zeit konnte nicht fern ſein, da ſich ein ruſſiſches Heer auf ſeinen Wink über die Grenzen des Weltteils hinaus bewegte, um fern in Aſien für ihn den Untergang ſeines einzigen Feindes zu erſtreiten.*) Es mochte ein Gefühl hoher Befriedigung über ihn kommen, welches die eigenen Zweifel an der Moral ſeines Handelns weit zurückdrängte, wenn er die Erfolge des letzten Jahres überſah. Wie aber, wenn dieſe Erfolge ſich nicht dauerbar erwieſen? wenn ſich in ſeine Rechnung ein Faktor mengte, den er überſehen hatte? ein Moment, welches er nicht ſchätzen und nicht wägen konnte, weil ihm das Maß dafür fehlte? Hätte er doch im Jahre 1795 das Kommando in der Vendée angenommen, er hätte dort den Kampfesmut eines verletzten, getäuſchten, zur Verzweiflung gebrachten Volkes aus eigener Anſchauung kennen gelernt und vielleicht nicht den Fehler begangen, den er beging, als er in Spanien die Stimmung der Nation mißachtete, indem er ſie betrog; er hätte vielleicht Talleyrands Rat befolgt und den jungen populären König an ſeine Familie und an ſein Intereſſe gefeſſelt, anſtatt ihn vom Throne zu ſtoßen. Gewiß, Ferdinand war ein unwürdiger Charakter, und Napoleons Abſicht, Spaniens Anſehen und Kultur zu heben, ein achtungswertes Problem; aber

*) In einer intereſſanten Schrift, die im Jahre 1808 in Jena erſchien und den Titel führt: „Der Marſch der Franzoſen nach Indien“, iſt von dieſer Expedition als einer feſt beſchloſſenen Sache die Rede: 30000 Ruſſen und 30000 Franzoſen ſeien beſtimmt, von Perſien unterſtützt, von den unzufriedenen Nabobs begrüßt, die engliſche Herrſchaft in Oſtindien zu brechen. Ja, der Verfaſſer will ſogar wiſſen, daß auch ein preußiſches Kontingent ſich beteiligen ſollte. All das war allgemein bekannt, oder wurde doch allgemein geglaubt, und geglaubt wurde auch, wenn es hieß, der heißbegehrte Weltfriede ſei nur im ſiegreichen Kampfe mit England zu gewinnen. Es war ein titaniſcher Gedanke, die mit der Weltherrſchaft Napoleons unzufriedenen Elemente Europas in Aſien zu beſchäftigen, um unterdeß den europäiſchen Völkern zu demonſtrieren, daß dies für ſie unumgänglich notwendig ſei!

das Entscheidende war doch, daß der Wille eines Volkes von unberechenbarer Kraft sich widersetzte. Der Kaiser sollte es bald genug zu seinem Nachteil erfahren.

Im Juli 1808 zog Joseph in Madrid ein. Neapel fiel an Murat. Karl IV. ging mit Gattin und Günstling nach Italien. Der junge Prinz blieb in Frankreich interniert. Der neue König brachte eine neue Konstitution mit, die in Bayonne von hundertfünfzig spanischen Notablen beraten worden war, er brachte tüchtige Minister mit und den vortrefflichsten Willen, das herabgekommene Reich zu neuer Kraft und neuem Glanze zu erhöhen. Aber er fand das Land im Aufruhr. Wenn es in Spanien auch kluge Staatsmänner gab, die den Vorteil eines neuen geordneten Regierungswesens für ihr Vaterland erkannten und bereit waren, demselben zu dienen, so stand ihrer Erwägung doch die gekränkte Leidenschaft von Millionen gegenüber, welche die Überrumpelung durch die Fremden als eine nationale Schmach empfanden, die gerächt werden müsse. Und dazu kam, daß bei dem Volke, welches die ungläubigen Mauren und die ketzerische Reformation besiegt hatte, der religiöse Stolz mit zum Patriotismus gehörte, und daß der fremde Machthaber derselbe war, der dem Papste den Thron geraubt. Kurz, die Nation „verweigerte den Verträgen von Bayonne die Ratifikation", wie dies Napoleon selbst später einmal aussprach, und griff zu den Waffen. Und mit Erfolg. In Asturien hatte der Aufruhr begonnen und noch im Mai mit rasender Schnelligkeit sich verbreitet. Boten gingen nach England um Beistand und fanden williges Gehör. Überall bildeten sich, meist unter der Führung der Mönche, Banden, in vielen Städten entstanden Juntas d. i. Regierungsbehörden für Ferdinand VII., den man allein als König nannte und erkannte. Zwar drangen anfangs die französischen Truppen durch, bald aber fanden sie Widerstand von Seiten der „Banditen" Heldenhaft kämpfte die Bevölkerung Saragossas gegen die Belagerer und zwang sie zur Rückkehr; in Valencia geschah dasselbe; und wenn auch Bessières

bei Medina de Rioſecco am 14. Juli in der Ebene ſiegte, ſo ging dafür in den Bergen das ganze Korps Duponts, 17 000 Mann, verloren, indem es am 22. Juli bei Baylen ſich ergeben mußte. Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe zog vollends ganz Spanien in die Inſurrektion, ſo daß ſelbſt der Miniſterrat Joſephs davon ergriffen wurde. Dieſer ſelbſt fühlte ſich in ſeiner Reſidenz nicht mehr ſicher und wandte ſich Ende Juli nach Norden, die ganze franzöſiſche Armee hinter den Ebro zurückziehend. Unterdeſſen war auch die verlangte engliſche Unterſtützung in Portugal ans Land gegangen, wo am 30. Auguſt Junot bei Cintra — wenn auch aufs Ehrenvollſte — kapitulierte. Und zu allem Überfluß fielen, auf die Nachricht von der großen Revolution, auch die ſpaniſchen Soldaten, die auf Fünen, Langeland und Jütland ſtanden, von ihrem franzöſiſchen Führer ab und waren bald auf engliſchen Schiffen auf dem Wege nach der Heimat.

Dieſe Nachrichten trafen Napoleon, der ſich im Juli von Bayonne wegbegeben und nicht daran gezweifelt hatte, daß der Aufſtand raſch bewältigt ſein werde, aufs tiefſte; die von Duponts Kapitulation brachte ihn außer ſich vor Wut, die Botſchaft von Cintra dagegen ſchien ihn niederzudrücken, denn hier war geſchehen, was ihn am meiſten ſchmerzte, die Engländer waren wieder Herren von Portugal, der Kordon war zerriſſen. Sollte dieſer Schade ausgebeſſert werden, ſo mußten ſtärkere Kräfte als bisher in Spanien zur Wirkſamkeit gelangen, mußte die „Große Armee“ — wenn nicht ganz, ſo doch zum Teile — aus Deutſchland herbeigezogen werden. Das hieß aber ſo viel als die dominierende Poſition im Oſten aufgeben, durch welche ein Jahr hindurch drei Großmächte, Rußland, Preußen und Öſterreich im Schach gehalten worden waren. Und das war um ſo fataler, als ſich gerade in dieſem Augenblicke in den beiden deutſchen Staaten Elemente des Widerſtandes zeigten, die nur zu leicht zum Streit entflammt werden konnten, wenn jener Druck einmal fehlte.

Schon den Vorgängen in Italien, der Inkorporation Toskanas, der Verdrängung des Papstes aus seiner weltlichen Herrschaft, war man in Wien mit Unruhe gefolgt. Dann kam aber das Ereignis von Bayonne und machte den gewaltigsten Eindruck. Es nützt also nichts — sagte man sich — gefügig und lenksam zu thun, was dem Übermächtigen gut dünkte, nichts, mit ihm verbündet zu sein; man war doch seiner Tücke verfallen. Alle alten Dynastien Europas sah man vom gleichen Schicksale bedroht, und Österreich war voraus ein dynastischer Staat, da seine ungleichartigen Teile in erster Linie im Herrscherhaus ihren Zusammenhang fanden. Darum wurde hier ganz besonders die Gefahr, welche der Dynastie drohte, als Staatsgefahr empfunden, und Österreich rüstete. Im Mai und Juni 1808 wurden eine moderne Reserve und eine Landwehr errichtet, und das Volk drängte sich in die rasch formierten Bataillone.*) Napoleon forderte kategorische Aufklärungen und drohte im Juli mit Krieg; allenthalben ward an denselben geglaubt. Da kamen aber die Hiobsbotschaften aus Spanien und machten dieser Absicht vorläufig ein Ende. Nur daß Davoût aus Polen nach Schlesien herabrückte und das Korps Mortiers in den fränkischen Landen stehen blieb, ward zur Überwachung Österreichs vorgekehrt. Die Korps von Ney und Victor wurden über den Rhein gezogen.

Und wie in Österreich, so gährte es auch in Preußen, allerdings nur insgeheim und gedämpft durch die Anwesenheit der Franzosen und derjenigen, die ihnen anhingen. Schon im

---

*) Am 10. August 1808 schrieb der französische Gesandte Andréossy nach Hause: „Nach dem was ich sehe und von allerwärts höre, hatte Österreich noch niemals ein so militärisches Aussehen, wie derzeit, und niemals gab die Regierung soviel Impuls, wie jetzt, dem Adel und allen Bürgerklassen. Das „Moriamur" der Ungarn unter Maria Theresia hat sicherlich im Verhältnis nicht so rasch so viele eingeübte Streiter beigestellt als jetzt die Aufrufe der Regierungskommissäre und die Inskription für die Landwehr sie liefern."

Vorjahre, nach der Eylauer Schlacht, war eine Verſchwörung, von ehemaligen preußiſchen und heſſiſchen Offizieren geleitet, im Werden geweſen, um, wenn die Engländer im Norden Deutſchlands landen ſollten, das Gebiet zwiſchen Weſer und Elbe in Aufruhr zu bringen. Seit dem Frieden von Tilſit, unter dem Drucke des franzöſiſchen Militärs, war die Volkserbitterung nur gewachſen. Gleichſam unter den Augen der Fremden gab es geheime Konventikel, welche ſich in Haß und Kampfesluſt beſtärkten; im April 1808 ward der Königsberger Tugendbund gegründet, der, an ſich harmlos, ſpäter für alles franzoſenfeindliche Geheimweſen ſeinen Namen hergeben ſollte. Daneben arbeitete die Regierung, Stein und Scharnhorſt voran, an der Regeneration des Staates und ſeiner Armee, um beide für den nahen Streit zu kräftigen. All' das konnte ſchließlich Napoleon nicht entgehen, und wenn es ihm entgangen wäre, ein aufgefangener Brief des Miniſters Stein an den Fürſten Wittgenſtein vom 15. Aug. 1808 hätte es ihm geoffenbart, wo es deutlich zu leſen ſtand, man müſſe die nationale Erbitterung Deutſchlands nähren und, wenn Napoleon die preußiſchen Vorſchläge ablehne, die Pläne vom Frühlinge des Vorjahres erneuern. War das noch das Preußen, welches er in jenen Thüringer Schlachten vernichtet zu haben glaubte und deſſen Exiſtenz er gleichſam nur aus Gefälligkeit zugeſtand?

Und nicht bloß in Deutſchland, auch dort, wo Napoleon die größte diplomatiſche Klugheit aufgewendet hatte, ſchienen die Reſultate ſeines Bemühens ihm entgehen zu ſollen. In der Türkei war neuerdings eine Revolte ausgebrochen, Muſtafa IV. vom Throne geſtoßen und deſſen Bruder Mahmud II. am 28. Juli 1808 zum Sultan erhoben worden. Bei deſſen Regierung nun fand Frankreich gar keinen gefügigen Willen mehr. Der Geſandte mußte Vorwürfe über den Wankelmut der franzöſiſchen Politik anhören und gewann den Eindruck, als ob es den Türken eher noch um einen Separatfrieden mit Rußland, als um die Freundſchaft Napoleons zu thun wäre.

Sah es da nicht aus, als ob das ganze Gebäude der napoleonischen Herrschaft über den Kontinent, so nahe seiner Vollendung, ins Wanken käme? Der Kaiser erkannte sofort das Bedenkliche der Situation, aber auch zugleich das Mittel, sie zu bessern. Die einzige Macht, welche im Stande war, Preußen und Österreich in Ruhe zu erhalten, bis er Spanien zur Ordnung gebracht, war Rußland. Er mußte also Dieses aufs Neue zu gewinnen suchen. Freilich hatte er sich zweideutig genug benommen, aber der üble Eindruck ließ sich wohl tilgen. Schon die Räumung Preußens war ja ein Zugeständnis an Alexander, und durch ein zweites betreffs der Donaufürstentümer hoffte er zum Ziele zu kommen. Bisher hatte er den Zaren bezüglich der Letzteren auf eine mündliche Besprechung vertröstet. Jetzt sollte sie stattfinden. Kaum war die Nachricht von der Flucht Josephs aus Madrid nach Paris gelangt, so wurde sogleich ein Eilbote nach Petersburg geschickt, welcher die Einladung zur Entrevue in Erfurt — Alexander selbst hatte diesen Ort vorgeschlagen — überbringen, den Abzug der Truppen aus Preußen anzeigen und die Bitte stellen sollte, in Wien gegen die Fortsetzung der Rüstungen zu protestieren. Alles kam darauf an, wie sich der Zar entschied. Denn auch Österreich hatte sich ihm genähert und England bei ihm angeklopft und Preußens König ihm in vertrauten Briefen angedeutet, daß er nicht übel Lust habe, mit dem Wiener Hofe gemeinsame Sache zu machen. Alles wußte, daß Alexander nicht mit dem Herzen bei dem französischen Bündnis war, und wenn er nun die Hand geboten hätte, so würde vielleicht schon jetzt geschehen sein, was fünf Jahre später eintrat.

Aber der Zar ließ sich von den Nachbarn nicht gewinnen. Er wußte, daß Napoleon seiner bedurfte und daß er ihn deshalb in seinen orientalischen Plänen — wenn auch widerwillig — gewähren lassen würde. Der Krieg gegen Schweden hatte eine bessere Wendung genommen und Rußland gegen Süden wieder freiere Hand. Jetzt davon neuerdings ablassen,

um mit Preußen und Österreich gegen Frankreich Front zu machen, hätte das heißersehnte Ziel — den Besitz der Donaufürstentümer und vielleicht auch Konstantinopels — in unendliche Weite gerückt. Auch wollte der eitle Fürst der Opposition im Lande durch einen großen Erfolg beweisen, daß er zu Rußlands Größe den rechten Weg gewählt, als er sich in Tilsit an den Franzosenkaiser angeschlossen. Hieß ein Abfall von Diesem nicht eingestehen, daß er sich geirrt? Und je länger Jener in Spanien beschäftigt blieb, um so eher konnte er hoffen, seinen Zweck im Osten zu erreichen. Darum durfte nichts geschehen, was Napoleon in seinem Unternehmen auf der iberischen Halbinsel störte, darum mußten Österreich und Preußen zur Ruhe gebracht werden, weil ein Krieg, den sie eröffneten, die Franzosen nach Osten rief und Rußlands Kräfte nach Westen steuerte, anstatt sie im Süden den leicht erreichbaren Lorbeer pflücken zu lassen. So vereinigte sich gerade jetzt Alexanders Interesse mit demjenigen Napoleons in dem Punkte, die Schwerter der mitteleuropäischen Mächte, solange die spanische Expedition währte, in den Scheiden zu halten. Wir sehen daher den Zaren seinen Freund Friedrich Wilhelm III. von jeder kriegerischen Aktion an der Seite Österreichs eifrig abmahnen und ihn bereden, jene drückende Konvention zu ratifizieren, welche Prinz Wilhelm am 8. September 1808 in Paris unterzeichnet hatte, wonach Preußen noch 140 Millionen zu zahlen, die Oderfestungen den Franzosen einzuräumen, die Ziffer seiner Armee unter 42 000 Mann zu halten und im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Österreich ein Hilfskorps zu stellen hatte. In Wien hinwieder mahnte er zur Ruhe, damit ihm, wie er sagte, die traurige Notwendigkeit erspart bleibe, die Gegenpartei zu ergreifen. Dann reiste er nach Erfurt.

Hier reihte sich vom 27 September ab Fest auf Fest. Daß das Leben des Korsen von preußischen Verschwörern bedroht war, ist erst nach der Hand bekannt geworden. Mit Pomp und Pracht machte Napoleon seinem kaiserlichen Gaste die Hon-

neurs, wie er ſie ihm in Tilſit gemacht hatte. Seine Grenadiere bildeten die militäriſche Dekoration, die Fürſten der deutſchen Vaſallenſtaaten die politiſche. Vor einem „Parterre von Königen“ ſpielten die Schauſpieler der Comédie française die Meiſterwerke der franzöſiſchen Tragödie, und es ereignete ſich einmal, daß bei den von Talma geſprochenen Worten des Voltaireſchen „Oedipus“:

„Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt
Geſchenk der Götter!“

der Zar ſich erhob und Napoleon unter dem Beifall des Saales umarmte. Nun lag nichts den Beiden ferner als eine ſympathiſche Empfindung für einander, und was als die Äußerung einer ſolchen erſcheinen mochte, war lediglich Berechnung. Alexander war keineswegs innerlich für Napoleon gewonnen, deſſen Übergriffe er vielmehr als ein elementares Übel auffaßte; man müſſe den Bergſtrom vorüberrauſchen laſſen, ſagte er einmal. Beide Teile aber ſahen ihren Vorteil darin, vor Europa einig und verbunden zu erſcheinen und regelten danach ihr Benehmen. Über die politiſchen Geſpräche der zwei Herrſcher liegt ein ebenſo tiefes Dunkel gebreitet, wie über ihre Tilſiter Unterredungen. Wenn wir aber einem Memoirenfragment Talleyrands vertrauen wollen, welches kürzlich in den Erinnerungen des Baron Vitrolles zu Tage trat, ſo hat Napoleon dem Zaren vorgeſchlagen, ein Stück der öſterreichiſchen Monarchie, Warſchau und Nordpreußen militäriſch zu beſetzen, indes er ſelbſt den Weſten unterwarf, was Alexander ablehnte, der ſich nur die Freiheit, gegen die Türkei zu agieren vorbehielt*). Napoleons geheime Abſicht war dabei geweſen, Rußland mit ſeinen deutſchen Nachbarn in Streit zu verwickeln und ſo von der Türkei

*) Mémoires et relations politiques du Baron de Vitrolles. Publiés selon le voeu de l'auteur, par Eugène Forgues. (Paris 1884) I. 240.

fernzuhalten Als er sie scheitern sah, trug er dem Zaren an, den Bruch mit der Pforte wenigstens solange zu verschieben, bis England die Friedensvorschläge, die man ihm gemeinsam machen wolle, angenommen oder abgelehnt haben würde. Aber auch hierauf ging Alexander nicht ein, und Jener mußte sich auch hierin fügen. Was endlich am 12. Oktober 1808 zwischen Frankreich und Rußland in Erfurt zu Stande kam, war ein neuer Allianzvertrag, der „mindestens zehn Jahre lang" geheim bleiben sollte. Darin ward zunächst ein neuerliches gemeinsames Friedensanerbieten an England beschlossen, und zwar auf der Grundlage des bestehenden Besitzes (Uti possidetis) — von vornherein aussichtslos, da ja England gerade das herrschende Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent seit 1802 bekämpfte. Im 8. Artikel anerkannte dann Napoleon die Erstreckung der russischen Grenze bis an die Donau, erklärte, nicht vermitteln und, wenn der Krieg zwischen dem Sultan und dem Zaren entbrennen sollte, nicht daran teilnehmen zu wollen, es wäre denn, daß Österreich das Vorgehen Rußlands stören sollte.

Da stand es nun verbrieft, wogegen er sich solange gewehrt: Rußland sollte die Donaufürstentümer erhalten. Für ihn selbst war nur das Eine erreicht — und dazu hätte es der Entrevue nicht erst bedurft — daß er wirklich in Spanien Ordnung schaffen konnte, ohne in der allernächsten Zeit vom Osten her bedroht zu werden. Im Ganzen war es doch eine politische Niederlage, die er erlitt, deren Einzelheiten wir vielleicht erst aus den Erinnerungen Talleyrands, der hier bereits gegen den Kaiser frondierte, entnehmen werden. Möglich, daß eine Anzahl von Taktlosigkeiten, welche die Geschichte aufbewahrt, seiner Verstimmung hierüber entstammen. Da war es einmal, daß er den Prinzen Wilhelm von Preußen, der im Namen seines Bruders erschienen war, zu einer Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einlud, ein andermal, daß er sich in Gegenwart Alexanders von durchmarschierenden Soldaten ihre

Heldenthaten gegen Rußland erzählen ließ und ſie dafür mit dem Orden der Ehrenlegion belohnte. Talleyrand fand für dies Benehmen ein Wort, indem er zu Montgelas ſagte: „Wir Franzoſen ſind ziviliſierter als unſer Monarch; er hat nur die Ziviliſation der römiſchen Geſchichte an ſich.“

Während aber Napoleon den Fürſten durchaus nicht immer mit gewählter Art begegnete, zeichnete er die großen Männer Deutſchlands, die er während ſeines Aufenthaltes bei ſich ſah, beſonders aus. Am 2. Oktober wurde der Dichter des „Fauſt“ in einer Audienz von ihm empfangen. Goethe ſelbſt hat darüber berichtet, wie ihn Jener mit den Worten „Ihr ſeid ein Mann!“ begrüßte, mit ihm über „Werthers Leiden“, die dramatiſche Kunſt und die Schickſalstragödie ſprach und ihm vorſchlug, doch den Tod Cäſars würdiger und großartiger zur Anſchauung zu bringen, als dies Voltaire gelungen ſei. „Man müßte der Welt zeigen“ — ſagte der Kaiſer, und man bemerkt ſein Ziel — „wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm nur Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Pläne auszuführen.“ Solch' ein Trauerſpiel ſollte, nach ſeiner Meinung, Könige und Völker belehren. Denn was wolle man mit dem Schickſal in der Tragödie? Die Politik ſei das Schickſal. Und wie er Goethe aufforderte, gut von Cäſar d. h. von ihm ſelbſt zu denken, ſo wünſchte er Wieland eine beſſere Meinung als die geläufige über die römiſchen Kaiſer beizubringen. Es war dasſelbe Kapitel über Tacitus, welches er ſchon wiederholt mit Suard, Johannes von Müller u. a. erörtert hatte, immer in der Vorſtellung, man könnte ihn am Ende mit den Nachfolgern des Auguſtus vergleichen. Auch das Chriſtentum brachte er mit Wieland zur Sprache und nannte es „ein unübertreffliches philoſophiſches Syſtem, weil dadurch der Menſch mit ſich ſelbſt verſöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten ebenſo ſtark verbürgt würden, wie Glück und Hoffnung der Individuen.“ Es lag eine deutliche Abſichtlichkeit darin, wenn Napoleon in Erfurt und Weimar den deutſchen

Dichterfürſten weit größere Aufmerkſamkeit bewies, als den unterſchiedlichen Landesherren: die Welt ſollte es nur ſehen, daß er, trotz Krone und Szepter, ſich dem Genius des Geiſtes näher verwandt fühlte, als dem ſimplen Durchſchnitt der Höchſtgebornen.

Sechſtes Kapitel.

Feldzüge in Spanien und Öſterreich. Marie Luiſe.

Napoleon hatte in Erfurt eine Friſt erworben zu ſeinem Kampfe gegen Spanien. Wie lange dieſe Friſt dauern würde, war freilich unſicher, und er mußte daher bedacht ſein, mit einem möglichſt raſchen und kräftigen Schlage die aufſtändiſche Bewegung zu unterdrücken und ſeinem Bruder den verlorenen Thron wieder zu verſchaffen. Und dies nicht blos um ſeiner Macht, ſondern auch um ſeiner Geltung willen. Die Welt ſollte nicht annehmen dürfen, daß er einen Fehler begangen habe, als er den Spaniern ihren einheimiſchen König raubte, ja, daß er überhaupt je einen Fehler begehen könne; denn ſo ſicher fühlte er ſich doch nicht, und ſo hoch ſtand auch ſeine Seele nicht, um einen Irrtum zu bekennen, ohne Furcht, ſich damit zu ſchaden. Dieſes doppelten Zieles wegen beabſichtigte er, mit weit überlegener Streitmacht ſelbſt über die Pyrenäen zu gehen und vor Europa den Beweis zu führen, daß ein Widerſtand gegen ihn unmöglich ſei. Was in Spanien beſiegt worden war, war zumeiſt nur junges ungeübtes Kriegsvolk geweſen; jetzt zieht er die Sieger von Ulm und Auſterlitz, von Jena und Friedland heran. Mit Anſprachen voll Feuer und Verheißung ſchmeichelt er den Truppen, denen es keine geringe Überwindung koſtet, die

Heimat, die ſie ſeit drei Jahren nicht betreten, nur eben zu durchſchreiten, und heimlich läßt er den Municipien der Städte befehlen, dieſelben auf ihrem Marſche mit Feſten und Gelagen und vertrauensvollen Reden und Liedern zu feiern, damit es bei den Kriegern den Schein erwecke, als hinge wirklich Frankreichs Wunſch und Hoffnung an ihrem neuen Waffenzuge.*) Und mit den Truppen gingen auch ihre bewährten Führer nach Spanien: Lannes, Soult und Beſſières, Ney und Lefebvre, Moncey und Victor, Berthier als Chef des Generalſtabes. Im Ganzen ſind es außer den Garden und der Reſerve-Kavallerie acht Armeecorps, die den Kampf mit dem ungefügen Volke aufzunehmen haben — denn auch Junot, der Be-

*) Überaus bezeichnend für Napoleon ſind zwei ſeiner Dekrete an den Miniſter des Innern aus dem September 1808. „Ich wünſche“ — heißt es in dem einen — „daß Sie die Präfekten der Departements, welche an der Marſchlinie liegen, auffordern, beſondere Fürſorge für die Truppen zu treffen und mit allen Mitteln den guten Geiſt, der ſie beſeelt, und ihre Ruhmesliebe zu nähren. Feſtreden, Liedervorträge, Freitheater, Gaſtmähler, das iſt, was ich von den Bürgern zu Ehren der heimkehrenden Sieger erwarte.“ Ein paar Wochen ſpäter: „Die Truppen ſind in Metz, Nancy, Reims bewirtet worden. Ich wünſche, daß ſie es auch in Paris, Melun, Sens, Saumur, Tours, Bourges und Bordeaux werden; d. h. dieſelben Truppen dreimal. Sie werden mir berechnen, was dies per Mann koſtet. Laſſen Sie in Paris Lieder verfertigen, um ſie in die verſchiedenen Städte zu ſchicken. Dieſe Lieder ſollen von dem Ruhme ſprechen, den die Armee ſich erworben und von dem, den ſie ſich noch erkämpfen wird, und von der Freiheit der Meere, dem Ergebnis ihrer künftigen Siege Dieſe Lieder ſollen bei den Gaſtmählern geſungen werden. Sie müſſen aber drei verſchiedene Gattungen derſelben machen laſſen, damit der Soldat nicht zweimal das Gleiche zu hören bekommt.“ Die Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Fézenſac z. B. weiß in ſeinen Denkwürdigkeiten zu berichten. „Der Marſch der verſchiedenen Korps durch Frankreich war ein Triumphzug. Die Behörden aller Städte wetteiferten, ſie zu empfangen. Überall wurden militäriſche Feſte veranſtaltet, Gaſtmähler gegeben, in Beglückwünſchungen, Feſtreden, Kriegsliedern die errungenen Siege der Großen Armee gefeiert und neue vorhergeſagt.“ Daß dies alles der Kaiſer heimlich angeordnet und aus ſeiner Taſche bezahlt hatte, erfuhr niemand.

ſiegte von Cintra, wird mit ſeinen 20 000 Mann wieder in den Kampf eintreten — ein Heer von über 200 000 Streitern unter dem genialſten Feldherrn, ausgeſtattet mit allen Zurüſtungen, trefflich gekleidet und verpflegt.

Was wir gegenüber dieſen Anſtrengungen Napoleons, ſein in Spanien verlorenes Preſtige wieder zu finden, von den ſpaniſchen Maßregeln hören, iſt von unendlicher Geringfügigkeit. Statt die Siege bei Baylen und an den andern Orten aufs eifrigſte zu nützen und zu verfolgen, die Franzoſen gänzlich aus dem Lande zu treiben und deſſen Verteidigung vorzukehren, hatten ſich die Spanier einem Freudentaumel hingegeben, der ſie aller künftigen Gefahr vergeſſen und ihr Werk der nationalen Befreiung als beendet träumen ließ. Man überſchätzte die verfügbaren Streitkräfte, die Kapazität der Generale, den Mut der Truppen, für die nichts verderblicher wurde als die voreilige Hingebung an den errungenen Triumph; die einzelnen Junten arbeiteten in Eiferſucht wideceinander, die einzelnen Feldherren desgleichen; das plötzlich herrenlos gewordene Volk, welches bisher an das unbedingteſte Regiment gewöhnt geweſen war, verfiel in Ratloſigkeit und Anarchie. Die Franzoſen mochten immerhin ins Land rücken, man wird ſie rechts und links umgehen und alleſamt gefangen nehmen — ſo lautete, nicht etwa die Anſicht untergeordneter Leute, ſondern der Beſchluß eines im September abgehaltenen Kriegsrates. Ja, ernſte Blätter ſprachen ſogar davon, „die Rache auf die andere Seite der Pyrenäen zu tragen.“ Dabei aber ließ man das Heer — welches prahleriſch auf 3 bis 400 000 Mann angeſchlagen wurde, während es nicht viel über 100 000 betrug — ohne genügende Kavallerie, die Truppen ohne Übung im Kampfe, ſelbſt ohne Bekleidung und Nahrung. Und anſtatt ſie unter das Kommando eines Oberfeldherrn zu ſtellen, ward ein Kriegscomité mit der militäriſchen Leitung betraut, welches von Aranjuez aus die Operationen dirigieren ſollte. Die Enttäuſchung konnte nicht ausbleiben, der Kampf war allzu ungleich.

Napoleon hätte gewünscht, daß die Spanier ihre Absicht wahr machten und wirklich zur Umarmung der französischen Armee ausholten. Noch aus Erfurt befiehlt er, den linken Flügel der Gegner, über 30 000 Mann unter General Blake, möglichst weit nach Biscaya und Navarra vordringen zu lassen, um ihn dann durch starke Massen, die zwischen ihn und das spanische Centrum durchgeschoben wurden, im Rücken zu fassen. Aber ein Ende Oktober voreilig eingegangener Kampf Lefebvre's zwang den Feind zum Rückzuge von Durango auf Valmaseda und vereitelte damit die Absicht des Kaisers. Als Dieser dann am 5. November 1808 in Vittoria beim Hauptquartier eintraf, ward Lefebvre hart zurechtgewiesen, im Übrigen aber der Plan einer Durchbrechung der feindlichen Linie nicht aufgegeben. Das Centrum derselben hielt Castaños mit etwa 25 000 Mann zwischen Calahorra und Tudela am Ebro, den rechten Flügel Palafox bei Saragossa. Zwischen Castaños nun und Blake in der Richtung auf Burgos ward die Hauptmacht der Franzosen dirigiert, während zwei Korps dem Letzteren auf dem Fuße zu folgen hatten. Die Eroberung von Burgos gelingt nach der Überwältigung einer geringfügigen Reservearmee der Spanier am 10. November, und zur selben Zeit wird Blake bei Espinosa in eine Schlacht verwickelt, die er am 11. verliert. Er ist von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und kann sich nur durch Hinterlassung seiner ganzen Bagage davor bewahren, daß ihn Soult fängt. Er flüchtet nach Asturien, wo ein kleines spanisches Korps unter Romana die Trümmer des seinigen aufnimmt.

Die zweite Aufgabe, die sich Napoleon stellte, war die, nun auch Castaños, der sich inzwischen mit Palafox vereinigt hat, zu zermalmen. Zu diesem Zwecke entsendet er Ney mit seinem Korps und einigen Verstärkungen von Burgos südöstlich auf Soria, damit er von hier aus den Feind im Rücken fasse oder ihm den Rückzug abschneide, während ihn Lannes von Navarra her in der Front angreift. Der Frontangriff erfolgt und gelingt. Lannes gewinnt am 23. November die Schlacht bei Tudela;

Palafox muß ſich nach Saragoſſa zurückziehen; Caſtaños flüchtet nach Süden. Und ſicher wäre dieſer von Ney gefangen worden, wenn der nicht, durch übertriebene Nachrichten über des Feindes Stärke getäuſcht und unſchlüſſig gemacht, in Soria ſtehen geblieben wäre. Aber immerhin, beide ſpaniſche Armeen waren zum mindeſten zerſprengt.

Blieb noch das britiſche Expeditionscorps in Portugal, vor welchem ehedem Junot kapituliert hatte und das jetzt unter John Moore über Salamanca heranrückte, indes 10 000 Mann Engländer von Coruña her im Anzuge waren. Von dieſer Bewegung wußte Napoleon ſo wenig als Moore von den Niederlagen der Spanier. Der Kaiſer, der über Burgos nach Aranda vorgegangen war, vermutete vielmehr, die Briten würden von Liſſabon im Thale des Tajo auf Madrid marſchieren, und ſuchte ſich vor allem in den Beſitz der Hauptſtadt zu bringen. Nachdem er Moncey die Einſchließung Saragoſſa's aufgetragen, avancierte er gegen die Sierra de Guadarrama, welche die Ebene von Madrid gegen Norden ſchützt und abſchließt, während der Hauptmacht zur Rechten Lefebvre über Valladolid auf Segovia, ihr zur Linken Ney in der Richtung auf Guadalaxara vorgehen. Die Somoſierra war von 12 000 Spaniern verteidigt, die, mit Artillerie verſehen, den Franzoſen zu ſchaffen machen konnten. Sie hielten die Abhänge und die einzige ſteil aufſteigende Straße mit ſechzehn Kanonen beſetzt, hinter denen ſich ſtarke Abteilungen von Infanterie bargen. Am 30. November, vor Tagesanbruch, ließ Napoleon zunächſt ſeine Tirailleure die Höhen emporklimmen, was ihnen, vom Nebel begünſtigt, gelang; die Straße ward durch die polniſche Gardekavallerie geſäubert, die dem fürchterlichen Feuer in Carrière entgegenritt, die Kanoniere niederhieb und auch die Fußtruppen des Feindes zurückwarf. Alles floh regellos. Die Straße nach Madrid war frei.

Hier hat der Kontraſt zwiſchen dem bisher bekundeten prahleriſchen Selbſtbewußtſein der Regierung und der Thatſache, die Franzoſen vor den Thoren zu ſehen, eine ungeheuere Aufregung

erzeugt und Greuel der Verzweiflung mit ſich geführt, die nur dem Gegner zu ſtatten kamen, der als Herſteller der Ordnung auftreten und durch die Strenge, mit der er der Anarchie imponierte, einen nicht geringen Teil der Bevölkerung beruhigen, ja ſogar teilweiſe für ſich gewinnen konnte. Am 4. Dezember übergiebt ſich die Stadt dem Kaiſer, und noch am ſelben Tage erläßt Dieſer vier Dekrete, die einen völligen Umſturz in den öffentlichen Verhältniſſen Spaniens hervorrufen: die Inquiſition iſt abgeſchafft und ihre Güter werden als Staatsdomänen erklärt; alle Feudalrechte hören auf zu gelten; die Provinzialzollſchranken fallen; die Klöſter werden auf ein Drittel ihrer Anzahl eingeſchränkt, und die Mönche, welche freiwillig in den Stand der Weltgeiſtlichkeit übertreten, ſollen Staatspenſionen erhalten. Joſeph, der dem ſiegreichen Heere des Bruders folgte, beklagte ſich zwar, daß Dieſer in ſeine Regentenrechte eingreife und wollte reſignieren; aber das ward ihm verwehrt. Napoleon erklärte ihm, wie den Madridern, er komme als Eroberer, da die ſpaniſche Rebellion die Akte von Bayonne annulliert habe, und ſein Recht ſei das des Siegers Schwer legte ſich ſeine Hand auf die Bezwungenen. Schon in Burgos hatte er ein Proſkriptionsdekret erlaſſen, und die Geächteten konnten froh ſein, mit der Abführung nach Frankreich davon zu kommen; ihre Habe ward konfiſziert. Wie in Allem, was Napoleon that, ſo lag auch in dieſer Härte eine Abſicht, es war die, das Regiment ſeines milden Bruders erwünſcht erſcheinen zu laſſen. In einer Proklamation vom 7. Dezember wies er die Spanier an ihn und ſeine gemäßigte, konſtitutionelle Regierung: „Es hängt nur von Euch ab, daß dieſe Konſtitution fortan Euer Geſetz ſei. Sind aber alle meine Bemühungen vergebens und rechtfertiget Ihr nicht mein Vertrauen, dann bleibt mir nur übrig, Euch auch fortan als eroberte Provinz zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu verſchaffen. Dann werde ich ſelbſt die Krone von Spanien auf mein Haupt ſetzen und den Böswilligen Reſpekt vor ihr lehren, denn Gott hat mir

hinreichend Kraft und Willen verliehen, um alle Hinderniſſe zu beſiegen.“ Die Wirkung blieb nicht aus. In Madrid ſchworen Bürger, Beamte und ſelbſt Geiſtliche König Joſeph den Treueid, und auch aus den Provinzen, freilich nur ſoweit die Franzoſen vorgedrungen waren, langten die von Napoleon geforderten Juramente ein. Sein Gedanke war, ein Volk, welches durch ſeinen Glauben zur höchſten Energie des Widerſtands entflammt werden konnte, durch eben dieſen Glauben, auf den ſich der Treuſchwur gründete, zur Unterthänigkeit zu verpflichten.

Während er ſo in Madrid waltete, war Moore mit ſeinen Engländern längſt bis nach Salamanca vorgedrungen, hier aber bei der Nachricht von den verſchiedenen Niederlagen der Spanier ſtehen geblieben. Der Kaiſer erfuhr lange nichts hiervon und glaubte noch immer, die Briten würden direkt auf die Hauptſtadt losgehen. Noch am 14. Dezember dirigierte er Victor und Beſſières nach Talavera und darüber hinaus, während er Ney, der einen Teil ſeiner Truppen wider die Trümmer des Caſtaños'ſchen Korps zurücklaſſen ſoll, mit den übrigen nach Madrid herankommandierte. Erſt ein paar Tage ſpäter vernahm er den richtigen Sachverhalt durch Soult, der in einer Stellung bei Valladolid die Verbindung zwiſchen der Hauptarmee und Frankreich aufrechterhielt. Das Manöver der Engländer erſchien ihm zunächſt ſonderlich; ſofort aber erkannte er auch, wie verderblich es ihnen werden konnte. Soult, den er noch kurz zuvor angewieſen hatte, nach Gallicien zu marſchieren, erhält jetzt nebſt Verſtärkungen die Ordre, Moore möglichſt weit nach Oſten zu locken, indes er ſelbſt mit 40 000 Mann Madrid in nordweſtlicher Richtung verlaſſen will, um jenſeits des Gebirges, in Alt-Caſtilien, dem Gegner in den Rücken zu fallen.

Der Plan war gut, aber er ſollte nur teilweiſe gelingen. Moore hatte jenen früheren Befehl Napoleons an Soult, nach Gallicien zu gehen, in die Hände bekommen und war darauf hin zunächſt nicht nach Valladolid weitergezogen, ſondern nordwärts abgeſchwenkt, um ſich zunächſt mit der Kolonne, die

von Coruña im Anmarsch war, zu vereinigen, ehe er den Angriff auf Soult wagte. Das entfernte ihn von Napoleon. Dieser mochte sich den Marsch durch den Guadarrama-Paß und die altkastilische Ebene leichter gedacht haben. Er fand mannigfache Schwierigkeiten vor. In den Bergen hatten seine Truppen von Schneesturm und Glatteis zu leiden. Er mußte seine Garderciter absitzen und, die Pferde führend, Weg bahnen lassen, er selbst zu Fuß in ihrer Mitte. Das war am 22. Dezember, als man über den Paß von Espinar zog. Am Tage darauf trat Tauwetter ein, und die reißend gewordenen Flüsse, die zu durchwaten waren, da alle Brücken fehlten, drohten neue Gefahr. All das hemmte und hinderte, und nur mit Mühe kam man bis Astorga. Unterdes hatte Moore endlich von dem wahren Stande der Dinge Kenntnis erhalten und wandte sich nach Coruña. Der Vorsprung, den er hatte, begünstigte sein Entrinnen aus der Gefahr, zwischen den Heeren von Soult und Napoleon zerrieben zu werden, und es blieb den Franzosen nur noch übrig, ihn hart zu verfolgen, was der Kaiser Soult allein überließ, indes er selbst von Astorga nach Benavente und dann nach Valladolid zurückkehrte. Hätte er ahnen können, daß die Engländer, als sie in Coruña anlangten, die Transportflotte noch nicht vorfinden und genötigt sein würden, sich zur Schlacht zu stellen, daß Soults Säumnis ihnen Zeit zur Aufstellung und schließlich zur Einschiffung übrig lassen würde, er hätte sich wahrscheinlich selbst an die Spitze der Verfolgung gesetzt. All das aber sah er nicht voraus, hielt vielmehr seine persönliche Aufgabe für beendet und verließ, nachdem er Soult befohlen hatte, Portugal zu besetzen, am 17. Januar das Land, um nach Paris zu eilen.

Von der zwiefachen Absicht, die er mit dem Feldzug in Spanien verfolgt hatte, war nur eine erreicht: er hatte mit ein paar raschen Schlägen die Sieger von Baylen besiegt und den Nimbus seiner Unüberwindlichkeit wieder hergestellt. Die zweite aber war nicht erfüllt: Spaniens Widerstand war nicht

gebrochen. Schlachten waren gewonnen, Armeen geschlagen, zersprengt, vertrieben worden, aber das Land war nicht erobert, das Volk nicht unterworfen. Noch konnten sich im Süden die Trümmer der besiegten Heere sammeln und zu neuen Kämpfen stärken, die Engländer mit ihrer Flotte in Portugal oder anderwärts ans Land gehen. Es hätte — urteilt der große Kriegskritiker Jomini — eines systematischen Feldzuges von der Dauer zweier Jahre bedurft und der Ausgabe von 3 bis 400 Millionen, die man zur Ernährung der Armee benötigte, um die Unterjochung durchzusetzen. Aber wir wissen, wie gedrängt Napoleon in der Zeit war, auf welch schwankender Basis sein europäisches Übergewicht beruhte. Denn es war eine der Folgen seiner weltumfassenden Politik, daß sie ihm neue Aufgaben zuwies, noch ehe er die alten zu lösen imstande war.

Bis auf die jüngste Zeit herauf galt die Erzählung, Napoleon habe am 2. Januar 1809 in Astorga Briefe erhalten, deren Inhalt ihn besonders nachdenklich gemacht und schließlich dazu bestimmt habe, mit der Garde umzukehren; in diesen Briefen sollen Nachrichten von neuen energischen Rüstungen der Österreicher und von geheimen Verabredungen der alten Feinde Talleyrand und Fouché gestanden haben, die den Imperator davon abhielten, sich in die Berge des Westens zu verlieren. Lanfrey und andere Historiker haben dies als napoleonische Geschichtsmacherei bezeichnet und gemeint, der Kaiser wollte nur — wie im Jahre 1805 an der englischen Küste — einen Vorwand finden, um der Situation in Spanien zu entrinnen und mit neuen Schlägen gegen Österreich seinen Kriegsruhm mächtiger zu beleben. Diese Ansicht trifft jedoch nicht das Richtige. Denn es hat sich aus neueren historischen Quellen, z. B. aus Aufzeichnungen Marets und Dokumenten Metternichs ergeben, daß die Intrigue Talleyrands, Fouchés und Anderer, welche das spanische Unternehmen, wie die ganze Weltpolitik des Kaisers, als für Frankreich nachteilig erklärten, durchaus nicht bedeutungslos war. Freilich,

wenn Metternich in der Intrigue bereits eine Verschwörung und in einer Schar von Malcontenten schon eine politische Umsturzpartei erblickte, mit der man zu rechnen habe, und seinem Hofe dies so darstellte, so war das weit übertrieben und nur geeignet, in Wien denselben Irrtum hervorzurufen, der im Jahre 1805 Mack bis an die Iller vorgehen ließ.*) Aber immerhin war doch so viel an der Sache, daß die Nachricht davon auf den mißtrauischen Kaiser Eindruck machen und ihn ebenso nach Frankreich zurückrufen konnte, wie ihn im Jahre 1800 eine Mitteilung ähnlichen Inhalts nach der Schlacht bei Marengo zur Heimkehr bestimmt hat.**)

Wichtiger aber noch als dies eine Moment, war für Napoleon das zweite: Österreich hatte, während er in Spanien focht, eifrig weitergerüstet, und schien zum Krieg entschlossen. Nicht ohne Grund. Schon daß Jener an Spanien gefesselt war, war eine Gunst der Verhältnisse. Metternich, der eigens nach Wien kam, um nach seinen Erfahrungen Rat zu geben, schilderte die französischen Streitkräfte als durchaus nicht weit überlegen und meinte, der spanische Krieg halte soviel davon fest, „daß die Macht Österreichs, soviel geringer als diejenige Frankreichs vor der spanischen Erhebung, derselben jetzt, in den ersten Augenblicken eines Krieges, zum Mindesten gleich sein würde." Er berechnete in einer seiner Denkschriften vom 4. Dezember 1808, daß Napoleon nur etwas über 200 000 Mann gegen den Osten zur Verfügung habe, und Minister Stadion trug dem Kaiser am selben Tage seine Überzeugung vor: es sei nunmehr an der Zeit, „die seit Anfang des Jahres mit so glücklicher Be-

*) „Wir sind also endlich an einer Epoche angelangt" — heißt es in einer Denkschrift des österreichischen Gesandten vom 4. Dezember 1808 — „wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriguanten, sondern Männer, die imstande sind die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung; diese Unterstützung ist unser eigenstes Interesse und zugleich das der Nachwelt."

**) S. Band I, Seite 199.

harrlichkeit aktivierten Kräfte des österreichischen Staates in unmittelbare Anwendung zu bringen". Auch die finanzielle Not drängte zur Aktion. Denn nur bis zum Frühling konnte man den Hochstand der Armee noch fristen und dann mußte etwas geschehen; auf englische Subsidien, um die man sich schon seit Wochen bewarb, war erst nach Ausbruch des Krieges zu zählen. Und dann, gab es denn für Österreich nicht auch noch andere Hilfe als die spanische Diversion und Englands materielle Unterstützung? Mit dem Ministerium Stein in Preußen, welches eine national-deutsche Erhebung im Sinne gehabt hatte, war freilich nicht mehr zu rechnen; Stein war, auf Napoleons Andringen, gefallen und ging als ein Geächteter nach Österreich. Aber der Sturz desselben hatte am Königsberger Hofe doch keinen eigentlichen Systemwechsel mit sich gebracht. Und war es nicht ein deutliches Zeichen der Verständigung, wenn der preußische Minister Graf Goltz dem österreichischen Gesandten anfangs Dezember die Konvention mit Frankreich vom 8. September offen mitteilte und versicherte, der König werde, wenn er sich auch nicht gleich zu Beginn seiner Verpflichtung entziehen könne, doch die erste günstige Gelegenheit ergreifen, um an Österreichs Seite zu treten? Jedenfalls zog man diese Versicherung in Wien in Rechnung. Man konnte ja nicht wissen, daß Ansicht und Absicht des Königs durchaus nicht immer durch dessen Minister repräsentiert waren. Als Alexander I. von Erfurt über Königsberg nach Hause gereist war, hatte er Friedrich Wilhelm eingeladen, ihn in Petersburg zu besuchen. Sein Zweck war, denselben von seiner kriegslustigen Umgebung zu entfernen und zum Festhalten an dem Vertrage vom September zu bewegen. Das gelang. Als der König vor Mitte Februar in sein Land zurückkehrte, wollte er fortan von einer Teilnahme am Kampfe nichts mehr wissen, ermahnte Österreich, den Frieden zu bewahren und sich höchstens darauf zu beschränken, einen Angriff Napoleons abzuwehren, er selbst wolle sich nicht von Rußland trennen. Nun beruhte aber Stadions Programm gerade darauf, dem Feinde

der alten Staatenordnung nicht solange Zeit zu lassen, bis er neuerdings mit überlegener Macht den Donaustaat anfallen durfte, sondern eher zu einer Zeit loszuschlagen, wo die spanische Verlegenheit noch andauerte und des Gegners Kräfte band.

Die Erklärung Friedrich Wilhelm's machte aber nicht blos die Hoffnung auf Preußen in Wien zu nichte. Aus den Denkschriften Metternichs war hervorgegangen, welche Haltung Talleyrand gegen Alexander von Rußland eingenommen hatte; und daß in Erfurt nicht alles ganz glatt zwischen den beiden Kaisern abgelaufen war, bezeugte auch der heimgekehrte St. Vincent. Man zweifelte darum an der Echtheit der russisch-französischen Freundschaft, trotz ihrer Ostentation, und hoffte, der Zar werde, wenn nicht gerade sein System ändern, so doch in einem französisch-österreichischen Kriege neutral bleiben. Alexander jedoch erklärte dem Abgesandten Fürsten Schwarzenberg - immer in der Absicht, was ihm mit Preußen gelang, auch mit Österreich zu versuchen — rundweg, er werde seinen Verpflichtungen gegen Napoleon nachkommen müssen, da ohne Zweifel der Wiener Hof der angreifende Teil sei und für diesen Fall der Erfurter Vertrag seine militärische Unterstützung für Frankreich fordere (2. März). Erst später, als er bemerkte, daß sich Österreich trotzdem nicht vom Kriege abhalten ließ, gab der Zar, dem es doch nur um möglichst viel Spielraum im Orient, nicht aber darum zu thun war, Napoleons Weltherrschaft zu fördern, die heimliche Erklärung ab, er werde es vermeiden, Österreich harte Schläge zu versetzen (15. April).

Aber wenn auch Zar und König dem Kampfe mit Frankreich widerstrebten, gab es nicht dennoch in ihren Ländern Elemente, die anders dachten und stark genug waren, daß man mit ihnen rechnen konnte? Das welthistorisch Wichtige war, daß weder Alexander noch Friedrich Wilhelm in diesem Augenblicke die Stimmung und den Willen ihrer Völker vertraten. So wie in Österreich seit dem Bayonner Attentate die öffent-

liche Meinung zum Kriege drängte*), so war auch in Deutschland und in Rußland die Feindschaft gegen Napoleon eine nationale Empfindung geworden, die sich geltend machte. „Wenn der König" — hieß es in Preußen — „noch länger zaudert, einen der öffentlichen Meinung, die sich laut für Krieg gegen Frankreich erklärt, entsprechenden Entschluß zu fassen, so wird unfehlbar eine Revolution ausbrechen!" Der dies schrieb, war der preußische Minister des Äußern, und die Adresse war die Königin. Selbst persönliche Gegner Steins, wie Minister Beyme, beschworen Friedrich Wilhelm, sich von Rußland zu trennen und die Huldigung seiner alten Provinzen jenseits der Elbe entgegenzunehmen. Andere wieder wiesen ihm die Gefahr, welche darin lag, daß das Haus Österreich, wenn es in diesem Befreiungskriege siegen sollte, sich auch in Norddeutschland festsetzen könne, da schon jetzt Schlesien nach der österreichischen Herrschaft verlange. Ernst Moritz Arndt rief es ja offen in die Welt hinaus: „Freiheit und Österreich! soll unser Feldgeschrei sein; das Haus Habsburg soll herrschen!" Ein Sturm von Enthusiasmus ging durch ganz Deutschland und that in Wien seine Wirkung, trotz der abmahnenden Warnung des Preußenkönigs, der jetzt wieder, wie vor Jena schon einmal, an Abdankung dachte. War es soweit geirrt, wenn Stadion diesem Eindrucke folgend, mehr das deutsche Volk als dessen Fürsten in seinen Kalkül aufnahm und endlich auch den kaltherzigen Kaiser Franz zu der Entschließung fortriß, Napoleon, „wie man zu sagen pflegt, das Messer an die Kehle zu setzen"? (Ende Februar 1809.)

Was Österreich eigentlich vom Kriege erhoffte, war, wie es in einer Instruktion für den zur Unterhandlung mit England bevollmächtigten Grafen Wallmoden vom 29. Januar heißt, „sich wieder auf den Punkt von innerer Stärke und Konsistenz

*) Am 18. März 1809 schrieb der französische Geschäftsträger aus Wien nach Hause: im Jahre 1805 wollte blos die Regierung den Krieg, weder die Armee, noch das Volk; 1809 wollen ihn Regierung, Armee und Volk."

zu schwingen, auf welchem man nach den letzten Friedensschlüssen vor dem Preßburger Frieden gestanden hatte . . . mit der Bemerkung jedoch, daß man sich noch einzelne kleine Arrangements zur Verbesserung unserer Grenze und unserer Lage gegen Deutschland bei vorteilhaften Umständen vorbehalten wolle, umsomehr als zwei jüngere Branchen des Erzhauses ihrer rechtmäßigen Besitzungen in dem Laufe der Revolutionskriege beraubt worden sind und entweder in Deutschland oder in Italien ihre Wiedereinsetzung in das angeerbte Territorium oder eine Entschädigung finden müssen." Dann weiter: „Österreichs Wunsch ist, wenn es ihm gelingen sollte, das Tributär-System Napoleons zu zerstören, jeden rechtmäßigen Eigentümer wieder in den Besitz der ihm vor der Zeit der Usurpationen Napoleons zugehörigen Lande zu sehen. Dieser Grundsatz hat vor allem auf Spanien, dann in Italien auf den König von Neapel, den Papst, den König von Sardinien, in Deutschland auf den König von Preußen, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Braunschweig, den König von England inbetreff Hannovers, dann auf das gegenwärtige Herzogtum Warschau zu Gunsten Preußens Bezug. Der Wiener Hof dehnt ihn auch auf diejenigen deutschen Fürsten aus, welche er bei dem bevorstehenden Kriege als Feinde zu behandeln im Falle wäre und deren Rückkehr in ihre angeerbten Lande nach geendigtem Kriege wenngleich mit einigen Bedingungen nach Maßgabe des von ihnen eingehaltenen Betragens er im Voraus zu versichern bereit ist." *)

Wie weit Napoleon von diesen Absichten der Donaumacht unterrichtet war, als er in Spanien Halt machte, läßt sich freilich

*) Man war sogar bereit, „dem Könige von Sardinien eine hinreichende Vergrößerung seiner ehemaligen Lande zu gönnen, damit er nicht bei jedem Kriege gezwungen werde, sich unter den Fahnen Frankreichs zu schützen und der französischen Macht als Avantgarde zu dienen" Es ist also mindestens stark übertrieben, wenn jüngst auf Grund dieses Aktenstückes „die Doppelherrschaft über Italien und Deutschland" als das Ziel Österreichs 1809 bezeichnet wurde.

nicht bestimmt sagen. Nur, daß ihm — in der Regel über München — manche Nachricht über deren Rüstungen, über österreichische Wühlereien in Tirol, heimliche Verständigungen zwischen dem tirolischen Adel und der Wiener Regierung und manches andere auf Feindseligkeit deutende Zeichen zuging, ist erwiesen. Er hatte während des Feldzugs Österreich nicht aus dem Auge verloren, und wenn er auch nur 60 000 Mann in Norddeutschland unter Davoat, 30 000 unter Oudinot im Süden zurückgelassen, so war er doch unaufhörlich bedacht, diese einem Überfalle der Österreicher keineswegs gewachsenen Streitkräfte zu verstärken. Er forderte vom Senate die Konskription für 1810 und brachte, indem er die Erhöhung der jährlichen Rekrutenzahl von 80 000 auf 100 000 durchsetzte und von den Altersklassen von 1806 bis 1809 je 20 000 Mann nachträglich abstellen ließ, ein junges Heer von 160 000 Mann zustande, aus denen er fünfte Bataillons bei jedem Regiment errichtete. Außerdem zog er zwei Divisionen und die Garde aus Spanien und ließ zwei weitere Divisionen, die sich bereits auf dem Marsche dahin befanden, nach Deutschland umkehren, so daß er dort zu der Zeit, da er den Beginn des Krieges annahm, Mitte April, über etwa 200 000 Mann gebieten konnte, die italienische Armee nicht eingerechnet. In Paris ward verkündet, daß die spanische Affaire beendet, das Land unterworfen sei. Er war fest zum neuen Kampf entschlossen und bereitete ihn aufs sorgsamste vor. Auch hier galt es ihm, die Unantastbarkeit seiner Hoheit zu demonstrieren: niemand sollte fürder die Hoffnung hegen dürfen, ungestraft gegen ihn agitieren zu können, während er anderwärts beschäftigt war. In seinen Augen galt ein Staat, der irgend welche Selbständigkeit in seinen Bewegungen äußerte, als Rebell, der Strafe verdiente. Und hiezu gesellte sich noch ein anderer Beweggrund.

Während die früheren Kriege sich selbst ernährt und überdies reichen Geldgewinn abgeworfen hatten, hatte der spanische Feldzug nicht nur keine Kriegsentschädigung eingebracht, sondern

im Gegenteile sehr viel Kosten verursacht. Dadurch verschlechterten sich die Finanzen und heischten Aufbesserung. „Er braucht Geld", sagte der russische Botschafter Rumänzow zu Metternich über Napoleon, „er hat es mir nicht verschwiegen; er will den Krieg gegen Österreich, um es sich zu verschaffen." In Wien hinwieder rief der ehemalige Leiter der Finanzen und nunmehrige Konferenzminister Zichy gleichfalls: „Krieg, da die Situation der Geschäfte ihn erfordert!" So berührten sich die hohen Ziele der Weltbeherrschung auf der einen, der Weltbefreiung auf der andern Seite aufs engste mit der materiellen Notdurft des staatlichen Lebens. Der Waffenstreit war unvermeidlich, da beide Teile ihn wollten. Nur war es für Napoleon, wie ehedem so oft, jetzt doppelt wichtig, Österreich als Angreifer hinzustellen, nicht allein, um von Rußland die versprochene Hilfe heischen zu können, sondern auch um vor den Franzosen wieder als derjenige zu erscheinen, der vom Auslande zu immer neuen Kämpfen verleitet wird. So ließ er z. B. in der letzten Februarwoche verbreiten, er habe höchst annehmbare Anerbietungen in Wien machen lassen, um den Frieden zu erhalten — was doch nur zum Scheine der Fall war. Außerdem brauchte er noch Zeit zu seinen Rüstungen. Denn die Rekruten waren erst Mitte Februar versammelt und mußten vorerst geübt werden. Erst anfangs März giebt er Befehl zur Konzentrierung der Streitkräfte in Süddeutschland, und erst in den letzten Tagen dieses Monats ordnet er den strategischen Aufmarsch an, den der Generalstab bis zum 15. April fertig zu stellen hat. Früher, hoffte er, würden die Feindseligkeiten nicht beginnen, eher später, etwa Ende April oder Anfang Mai, wie er am 27. März an Eugen Beauharnais schreibt. Dann sollten die 200 000 Mann der deutschen Armee um Regensburg als Hauptquartier gruppiert sein, und nur wenn die Österreicher wider Erwarten früher losschlügen, die Lechlinie mit Donauwörth als Stützpunkt besetzen. Gelingt es, in die Regensburger Aufstellung zu gelangen — Davoat bei Nürnberg, Massena, der die nachgeschobenen Truppen

befehligte, bei Augsburg, Oudinot und die Bayern bei Regensburg — so konnte der Feind, dessen Hauptmacht Napoleon in Böhmen weiß, entweder bei Cham in Bayern einbrechen und auf Regensburg losgehen, wo ihn dann die rasch vereinigten französischen Abteilungen im Thal des Regen aufhalten würden, oder auf Nürnberg oder Bamberg marschieren, wo er er Gefahr lief, von Böhmen abgeschnitten zu werden, oder konnte nördlich gegen Dresden debouchieren, wo man dann in Böhmen einbrechen und ihm nach Deutschland folgen würde; wollten die Österreicher Anstalten machen, die französische Aufstellung beiderseits zu überflügeln, so würde man sie im Zentrum fassen und sich den Rückzug an den Lech offen halten. Alles hing davon ab, wann die Österreicher den Krieg eröffneten — denn der erste Schritt mußte ihnen, Rußlands wegen, eingeräumt bleiben — und in welcher Richtung sie ihn thaten.

In den Büreaus des österreichischen Generalquartiermeisterstabes hatte man den neuen Feldzug gegen Frankreich längst überlegt. Schon im Oktober 1808 war ein Plan entstanden, wonach Davoût in Sachsen angegriffen und die norddeutschen Fürsten und Völker gegen Napoleon fortgerissen werden sollten. Dann war es aber doch wieder zu mannigfachen Schwankungen gekommen, wie es überhaupt in der nächsten Umgebung des Kaisers Franz zwei Strömungen gab, deren eine — Stadion — für möglichst rasche Offensive, die andere — Erzherzog Karl — für ausgiebige Rüstungen zum Zwecke der Verteidigung, wenn man endlich angegriffen würde, stimmten. Der ganze Januar verging noch in dieser Unentschlossenheit. Man hatte nur die Gewißheit gewonnen, daß man mit den Rüstungen vor Ende März nicht fertig sein würde. Anfangs Februar erst entschied sich der Kaiser für den Offensivkampf. Nun ward ein neuer Operationsplan entworfen, demzufolge ein Korps unter Erzherzog Ferdinand gegen Warschau marschieren, eine andere Heeresabteilung unter Erzherzog Johann in Italien eindringen und Tirol insurgieren, ein Korps unter Hiller am Inn

Aufstellung nehmen, das Gros aber unter Erzherzog Karl in Böhmen konzentrirt werden sollte, um von hier aus je nach der Stellung, welche die feindliche Hauptmacht einnehmen würde, zu operieren (8. Februar). Während sich aber die einzelnen Korps in Böhmen endlich zu sammeln begannen, vernahm man von dem Vorrücken der Franzosen in Schwaben, vom Marsche Davoats nach Würzburg, d. h. von der Konzentrierung der feindlichen Armee im Donauthale, und befürchtete, dieselbe könnte am rechten Donauufer vordringen, mit ihren überlegenen Kräften das vereinzelte Korps Hillers werfen und auf die Hauptstadt losgehen, indes die Hauptmacht, wenn sie aus Böhmen an die Donau marschierte, dort einen schwierigen Übergang finden und zu spät kommen dürfte.*) Deshalb entschied man sich, um die Mitte März, dafür, mit sieben von den in Böhmen gesammelten Korps nicht geradezu auf die Franzosen loszurücken, sondern sich erst auf dem Umwege über Linz mit der Hillerschen Abteilung zu vereinigen und so die Offensive, statt durch den Böhmerwald, über den Inn hinaus zu ergreifen. Nur zwei Armeekorps, die man zurückließ, sollten den direkten Weg einschlagen und auf Regensburg marschieren, mit denen man sich dann vor der Entscheidung zu verbinden gedachte. Die Folge dieses Entschlusses war, daß man drei Wochen Zeit verlor. Erst am 9. April standen die Österreicher am Inn zum Übergange bereit, als der Erzherzog Karl den Krieg erklärte.

Wenige Tage vorher hatte sich der Prinz in einem Armeebefehl an sein Heer gewendet und ihm die Mission der Befreiung des Weltteils übertragen: „Die Freiheit Europens hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen

---

*) Diese Gründe will der österreichische Oberst Stutterheim von „wohl Unterrichteten“ vernommen haben Die ganze Sache ist aber heute noch in Dunkel gehüllt Die gewöhnliche Annahme, daß es über den Operationsplan zu Differenzen zwischen dem General Mayer einerseits und dem Erzherzog Karl und seinem Ablatus Grünne andererseits gekommen sei, bedarf der Berichtigung.

und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung.“ Der deutschen Nation ward zugerufen, „daß Österreich nicht bloß für seine Selbständigkeit, sondern für Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre das Schwert ergreife“. Der ganzen Welt ward durch ein Manifest aus Gentzens Feder erklärt, daß man nicht Frankreich, sondern nur das System stetiger Ausdehnung bekämpfe, welches die herrschende Verwirrung aller Verhältnisse herbeigeführt habe. So war es denn kein Krieg von Staat gegen Staat, der im April 1809 seinen Anfang nahm, kein Kampf, der um die größere oder geringere Ausdehnung eines politischen Machtgebietes gekämpft wurde, sondern ein Streiten für die Selbständigkeit der Völker wider eine Gewalt, welche längst die Schranken staatlicher Grenzen nicht mehr anerkannte, sondern sie möglichst zu verwischen und das revolutionäre System zentralisierter Egalität auf die Nationen zu übertragen strebte.

Noch ehe die feindlichen Armeen in Bayern aufeinandertrafen, war der Krieg bereits anderwärts loh emporgebrannt. Zunächst in Tirol. Hier hatte die Aufteilung des Landes in drei Kreise, die Beseitigung des Landesnamens, die Aufhebung der Landstände, die Durchführung der Militärkonskription, insbesondere aber die kirchliche Reform tiefen Haß, namentlich unter dem Adel und der bäuerlichen Bevölkerung, gegen das bayrische Regiment erzeugt, welches nur in den liberalen Bürgerkreisen der größeren Städte einigen Anhang fand. Versprechungen österreichischer Emissäre und der Wiener Regierungskreise nährten die Erbitterung, und als der offene Krieg nicht mehr zweifelhaft war, erhob sich das Landvolk Tirols, lieferte den bayrischen Truppen ein glückliches Gefecht, zwang sie zur Kapitulation und wurde Herr der Hauptstadt, wo bald darauf die Österreicher, von Jubel und Freude begrüßt, einzogen. Zur gleichen Zeit hatte auch die Armee des Erzherzogs Johann, aus Kärnthen vordringend, die Franzosen unter Beauharnais bei Pordenone und in

der Schlacht bei Sacile oder Fontana Fredda am 16. April 1809 geschlagen und bis an die Piave und Etsch zurückgeworfen. Und ebenso war das Korps des Erzherzogs Ferdinand in Polen siegreich vorgerückt, so daß es am 20. April in Warschau einmarschieren konnte. Das waren Erfolge, umso wertvoller, da Napoleon, trotz der Verzögerung, die der österreichische Vormarsch durch die Änderung des Kriegsplans erfuhr, noch immer überrascht wurde, da er den Angriff erst um Wochen später erwartet hatte. Nun kam viel darauf an, ob die österreichische Hauptarmee die Gunst der Verhältnisse durch rasch entscheidende Operationen zu nützen wußte.

Berthier hatte das Oberkommande über die „deutsche Armee" zu führen, bis der Kaiser selbst herankam. Er war aber seiner Aufgabe keineswegs gewachsen. Anstatt den klaren Befehl Napoleons zu befolgen, Davoût an den Lech zurückzuziehen und hier das Heer zu sammeln d. h. unter allen Umständen vor der Aktion zu vereinigen, ließ er Jenen bei Regensburg stehen und hoffte Oudinot und Massena südwärts der Donau in eine Linie mit ihm bringen zu können. Daraus ergab sich aber nur, daß die französische Armee mehrere Tage hindurch, anstatt konzentriert, in zwei Teile gespalten blieb, die durch das gesammelt vordringende österreichische Heer nacheinander überwältigt werden konnten. Die Österreicher aber versäumten diese günstige Gelegenheit. Sechs Tage, vom 10. bis zum 16. April, brauchten sie, um vom Inn zur Isar zu gelangen, eine Strecke, die kurz nachher die Franzosen in zwei Tagemärschen zurückgelegt haben, und als der Erzherzog am 17. morgens von Landshut nordwärts gegen Regensburg aufbrach, um die Offensive wider Davoût zu ergreifen, da war auch schon Napoleon an der Donau angelangt und brachte seinem Heere die Rettung aus dieser ernsten Gefahr.

Der Kaiser hatte am 12. abends in Paris durch den optischen Telegraphen die Nachricht vom Innübergang der Österreicher und von ihrer Kriegserklärung erhalten, war allsogleich abgereist, vier

Tage und Nächte mit kurzer Unterbrechung gefahren und am Morgen des 17. in Donauwörth eingetroffen. Hier bemerkte er sofort den Fehler, den die Österreicher durch ihre Langsamkeit begangen hatten, und so sehr ihn die Konfusion, welche Berthier angerichtet, erboste, so beschwichtigte ihn doch wieder die Haltung des Gegners. „Wo steht der Feind?“ fragte er beim Verlassen der Kutsche. „Der Erzherzog ist über den Inn und die Isar gegangen“, lautete Montyons Antwort, der die Szene später oftmals erzählte, „hat dann rechts abgeschwenkt und ist im Marsch auf Regensburg.“ Er wollte es anfangs nicht glauben, und man mußte ihm die Richtigkeit der Nachricht wiederholt versichern. „Da war es“ — sagt Montyon — „als ob er wüchse, seine Augen begannen zu glänzen, und mit einer Freude, die sein Blick, seine Stimme, seine Bewegungen verrieten, rief er aus: Dann hab' ich sie! Das ist eine verlorene Armee! In einem Monate sind wir in Wien!“

Der Kaiser irrte. Er brauchte um eine Woche weniger dazu.

Man hat Napoleons Kriegführung in diesen Tagen jederzeit und allerseits zu seinen größten Thaten gezählt. Sie im einzelnen darzulegen, soll unversucht bleiben. Nur in ihrer Wirkung muß an sie erinnert werden. Die Österreicher hätten auch jetzt noch, da die Luftlinie von Landshut nach Regensburg nur sieben, die von Augsburg nach Regensburg aber sechzehn Meilen beträgt, die beiden französischen Armeen getrennt besiegen können, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Napoleon ehemals noch weniger Zeit und Raum für sich hatte, als er im ersten italienischen Feldzuge die österreichischen Entsatzarmeen vor Mantua gesondert schlug. Aber ihr Tempo blieb immer das gleich bedächtige, und überdies wurden ihre Streitkräfte, da man nicht sicher war, ob sich Davoût wirklich noch in Regensburg befand, oder schon nach Westen aufgebrochen war, geteilt, so daß nur eine Hälfte dahin, die andere auf Abensberg marschierte, um den Marschall auf seinem Flankenmarsche anzugreifen und seine Ver-

einigung mit den Bayern zu hindern.*) Unterdessen hatte Napoleon schon am 17. seine Befehle gegeben: Davoût sollte von Regensburg am rechten Donauufer nach Ingolstadt zurückgehen, die Bayern unter Lefebvre mit ihm in Verbindung treten und Massena vom Lech an den Inn vorrücken. Besonders den Letzteren trieb er zur möglichsten Raschheit an, da er schließlich den Plan faßte, durch die Zurückziehung des linken Flügels und die Vorschiebung des rechten nicht allein die Armee zu vereinigen, sondern auch — sein bekanntes Manöver — den Feind in seiner Rückzugslinie auf Landshut zu bedrohen. Die Bewegungen gelingen unter glücklichen Gefechten mit den österreichischen Flügelkolonnen. Bald ist die Armee konzentriert, und am 20. April kann Napoleon auf seiner ganzen Linie — links Davoût gegen die Laber, rechts Massena gegen Moosburg, im Zentrum der Kaiser mit den Bayern und einigen französischen Divisionen über die Abens — die Offensive ergreifen. Der Erfolg war, daß Napoleon sich noch am 20. zwischen die beiden Hälften der feindlichen Armee drängte und die eine unter Hiller, welche nordwestlich vorgedrungen war, auf Landshut zurückwarf, der anderen unter Karl gelang es, am selben Tage sich Regensburgs zu bemächtigen. Gegen diese wendet sich nun der Kaiser sofort, die Verfolgung jener über Neumarkt hinaus geringeren Kräften überlassend. Erzherzog Karl hatte in Regensburg eines der beiden Korps aus Böhmen, die ebenfalls allzu langsam marschiert waren, an sich gezogen und drang am 22. April gegen Süden vor. Aber bei Eggmühl ward im Zentrum ein Korps unter Rosenberg von Vandamme besiegt, der rechte Flügel von Davoût zurückgedrängt, der linke von Lannes durch eine Umgehung bedroht. Trotz der außerordentlichsten Tapferkeit vermochten die Österreicher doch nicht zu widerstehen; sie wichen wieder auf

*) Radetzky, der selbst am Feldzuge teilnahm, bezeichnet diese Teilung der Kräfte zum Zwecke der Eroberung von Regensburg als den zweiten großen Fehler der Österreicher, den Marsch über Linz als den ersten.

Regensburg zurück, wo es am 23. zu einem neuen Treffen kam, dessen Verlust den Erzherzog nötigte, über die Donau zu gehen, um durch Böhmen nach der Hauptstadt zu ziehen. Napoleon aber befahl, ohne dem Prinzen zu folgen, den Vormarsch nach Wien.

Er hat es später im Exil wiederholt beteuert, die größten und geschicktesten militärischen Manöver hätte er in der Schlacht bei Abensberg, dann bei Landshut, endlich bei Eggmühl vollführt, besonders das Treffen bei dem zuletzt genannten Orte stellte er zuhöchst. Und in der That, wenn man bedenkt, daß er kaum eine Woche zuvor die größte Verwirrung und eine zerrissene Armee einem konzentrierten Feinde gegenüber vorgefunden hatte, und binnen wenig Tagen diese Armee zu vereinigen, die des Gegners zu trennen und dann getrennt zu besiegen wußte, wer möchte ihm da den Preis versagen? Und wenn es neben dieser Genialität des Feldherrn noch etwas zu bewundern gab, so war es die rastlose Energie der Gedankenarbeit, die sich nicht Schlaf, kaum Nahrung gönnte, bis das Ziel erreicht war. „Die Arbeit ist mein Element", hat der Gefangene von St. Helena gesagt. „Ich habe zwar die Grenzen meiner Beine, die meiner Augen kennen gelernt, aber niemals die meiner Thätigkeit."

Die Siege in Bayern hatten aber nicht bloß die Bedeutung glänzender militärischer Erfolge. Sie waren die entscheidendste Aktion des ganzen Krieges, welcher durch sie völlig seinen ursprünglichen Charakter verlor. Österreich hatte ihn offensiv zu führen gedacht und in diesem Sinne eröffnet, jetzt war es auf die Defensive zurückgeworfen und nie mehr imstande, die Offensive außerhalb der Grenzen zu ergreifen. Vor fünf Tagen der Vorkämpfer Europas, war jetzt sein Heer nur noch der Verteidiger des eigenen Staates. Denn auch die Erzherzöge Johann und Ferdinand hatte das Mißgeschick Karl's genötigt, das in Italien und Polen gewonnene Terrain wieder aufzugeben. Im österreichischen Hauptquartier herrschte

denn auch die größte Niedergeschlagenheit. Aus Cham, wohin sich Erzherzog Karl zurückgezogen hatte, schrieb er an Kaiser Franz: „Wenn noch so eine Affaire ist, so hab' ich keine Armee mehr. Ich erwarte die Friedensverhandlungen." Aber trotz der großen Verluste in diesem fünftägigem Feldzuge — man berechnete sie auf über 50000 Mann — war es doch nicht die Meinung des Monarchen, schon jetzt sich zu beugen. Franz war in diesen Tagen noch immer von Stadion beeinflußt, der die Hoffnung auf Rettung keineswegs aufgab. „Es ist noch nicht alles verloren", schreibt der Minister an seine Frau, „wenn es uns nur gelingt, den Erzherzog aufzurichten und desgleichen die Armee, welche nach der Art, wie man sie geopfert, allen Grund hat, entmutigt zu sein." Der Bruder des Premiers, Graf Friedrich, wurde in dieser Absicht ins Hauptquartier gesandt, und wirklich klang die Sprache des Generalissimus bald wieder zuversichtlicher. Er bietet zwar in einem Schreiben an Napoleon — welches nie eine Antwort erhalten sollte — Unterhandlungen an, hofft aber doch auch, es werde ihm gelingen, sich zwischen Budweis und Linz mit den zwei Korps von Hiller, die vor Napoleon den Inn gewonnen haben und donauabwärts marschieren, zu vereinigen und den Feind durch eine Bedrohung in Flanke und Rücken zum Rückzug zu zwingen. (Karl an Franz, 28. April 1809 aus Neumark). Aber dies war Täuschung. Hiller kann sich bei Linz gegen die übermächtig nachdrängenden Franzosen nicht halten, muß auch, nach heroischen Kämpfen bei Ebelsberg, die Traunlinie preisgeben, um erst bei Krems das jenseitige Donauufer zu gewinnen, auf welchem er den Erzherzog erwartet, der über Zwettel und Meissau heranrückt; um die Mitte Mai sind die beiden Heeresteile an den Ostabhängen des Bisamberges Wien gegenüber vereinigt.

Napoleon hat es selbst später im Gespräche mit dem österreichischen General Bubna als einen militärischen Fehler bezeichnet, dem Erzherzoge nicht nach Böhmen nachgerückt zu sein;

er habe, sagte er, lange in Regensburg geschwankt und nur mit Rücksicht auf die allgemeine Lage Europas, d. i. um die unruhigen Elemente des Nordens von einem Anschluß an Österreich abzuhalten, den Vormarsch auf Wien beschlossen. Am 13. Mai war er Herr der Stadt, die sich jetzt nicht ohne heftige Gegenwehr ergab, und schlug, wie 1805, sein Hoflager wieder in Schönbrunn auf. Damit war allerdings viel erreicht, aber gewiß nicht Alles. Denn der Besitz der feindlichen Residenz gewann doch erst dann volle Bedeutung, wenn auch das feindliche Heer, das derselben gegenüber lag, geschlagen ward, und wenn Napoleon die Offensive beibehalten wollte, mußte dies gewagt werden, obgleich sein Heer durch Detachements (Lefebvre mit den Bayern gegen Tirol, Bernadotte in Linz) geschwächt und Davoat erst im Anmarsch auf Wien begriffen war.

Er wählte, um an den Gegner zu gelangen, den Übergang im Südosten der Stadt, bei Kaiser-Ebersdorf. Dort ließ er in der Nacht des 20. Mai seine leichte Reiterei, die Korps von Massena und Lannes und hinter ihnen die Garde zunächst nach der geräumigen Insel Lobau und während der nächsten Nacht von da auf das Norduser hinüberrücken, ohne von dem Feinde darin gestört zu werden. Erzherzog Karl hatte ursprünglich die Absicht, die Franzosen, die auch bei Nußdorf den Versuch eines Brückenschlages gemacht hatten, in einer an den Bisamberg gelehnten Stellung zu erwarten, entschloß sich aber, nachdem Napoleon unterhalb Wiens herübergekommen war und am Morgen des 21. bereits Aspern nnd Eßlingen besetzt hatte, ihm entgegenzugehen und ihn mit Übermacht anzugreifen. Um auch in der Übermacht zu bleiben, wollte er die Brücke über den Hauptstrom bei Ebersdorf durch herabrinnende Steinschiffe zerstören, damit der Feind keinen weiteren Zuzug erhielt. Die Absicht glückte nicht sogleich. Die Franzosen behaupteten sich in den besetzten Ortschaften, und während der Nacht konnte Napoleon noch so viel Truppen über den Strom ziehen, daß er es wagen durfte, am Morgen des 22. weiter vorzugehen. Denn jetzt standen die

Heere in ungefähr gleicher Truppenzahl einander gegenüber, und wenn auch noch die Brigaden Davouts herüberkamen, so schien ihm sein Sieg gewiß; Davout konnte dann Lannes in Eßlingen ablösen und Dieser dazu verwendet werden, das österreichische Zentrum zu durchbrechen. In der That, kaum meldete Davout seine Ankunft jenseits in Ebersdorf, so erhielt Lannes diesseits Befehl zu avancieren. Schon war er mit ungeheurer Wucht vorgedrungen, schon bog sich die österreichische Linie nach rückwärts aus, so daß nur mit größter Mühe, indem der Erzherzog, sich selbst exponierend, alle Reserven vorschob, eine Katastrophe verhütet wurde: da brach im Rücken der Franzosen die große Brücke, die Truppen Davouts wurden jenseits des Stromes aufgehalten, und Lannes, von Eßlingen her nicht unterstützt, mußte zurückgehen. Da nun die Österreicher ihrerseits mit unerschüttertem Mute vorrückten, war Napoleon neuerdings in die Defensive gedrängt, und die Schlacht gewann denselben Charakter wieder, den sie am Vortage getragen hatte. Nach neuen kritischen Momenten, die im österreichischen Lager sogar den Gedanken an Rückzug geweckt haben sollen, mußten die Franzosen endlich Aspern und Eßlingen aufgeben und in die Lobau zurückkehren, eine Bewegung, die Massenas Truppen mit großer Bravour deckten.*)

Der Tag war für Napoleon verloren. Seine Generale hatten sich mit Ruhm bedeckt, der Feldherr aber war besiegt. Auf einem Kahne nach Ebersdorf gelangt, soll er dort allein, unbeweglich, stumm und starren Blickes vor seinem improvisierten Abendbrote gesessen haben, bis seine Augen Thränen füllten. Weinte er über Lannes, der zu Tode getroffen lag? So wollten es seine Schmeichler wissen. Oder war es ein anderer Verlust,

*) Eine völlig zuverlässige Darstellung der Schlacht bei Aspern fehlt noch. Die Entscheidung auf österreichischer Seite hat schließlich der Reitergeneral Fürst Johann Liechtenstein herbeigeführt, wie der Erzherzog selbst am nächsten Tage dem Kaiser Franz vor der ganzen Armee erklärte. So schreibt Stadion, der den Monarchen begleitete, am 23. Mai an seine Frau.

der ihm Thränen erpreßte? Denn das konnte er sich nicht verhehlen, daß der Ruf seiner Unwiderstehlichkeit dahin war. Und wer wird es ihm glauben, wenn er der Welt in seinem Bulletin verkündet: „Der Feind zog sich in seine Stellungen zurück und wir blieben Herren des Schlachtfeldes“? Niemand.

Kurz zuvor hatte er sich mit seinen Marschällen in der Lobau beraten. Sie hatten ihn mutig und zuversichtlich gesehen, wie immer. Auf ihren Vorschlag, die Insel zu räumen, war er nicht eingegangen; er will sie halten und befestigen. Und er hat damit das Richtige getroffen, denn als in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai die Österreicher mit zwei Brigaden dieselbe wegnehmen wollten, erwies sich dies als unausführbar.*) Ob es mit größerem Kraftaufwande nicht dennoch möglich gewesen wäre, steht freilich dahin. Marmont erzählt, daß in der französischen Armee, die drei Tage lang in der Au bivouakieren mußte, bis die große Brücke wieder hergestellt war, arge Konfusion herrschte, wie sie einem feindlichen Handstreiche nicht günstiger sein konnte. Der Erzherzog begnügte sich aber damit, auf dem Marchfelde eine möglichst gute Position zu suchen und eine abwartende Haltung einzunehmen. Nach seiner Meinung sollte man den Sieg eher diplomatisch als militärisch auszunützen trachten, d. h. um einen möglichst vorteilhaften Frieden zu erlangen. Er war ohne Zuversicht auf einen zweiten Erfolg im Felde. „Die Schlacht bei Aspern“, schrieb er während der nächsten Wochen einmal an seinen Ohm, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, „hat Napoleon milde gestimmt. Man sollte doch von diesem Glück, welches wir kaum ein zweites Mal erfahren werden, Gewinn ziehen.“

---

*) So meldet am 24. der Erzherzog seinem kaiserlichen Bruder. In einer Denkschrift seines Generalstabschefs Wimpffen vom 29. hieß es dann: „Der Sieg konnte nicht benutzt werden, da die feste Stellung des Feindes jede Verfolgung unmöglich machte; auch konnte die Donau nicht wohl übersetzt werden, so lange der Feind diesseits des Hauptstromes in der Lobau einen beträchtlichen Teil seiner Armee unterhält.“

Die Wechſelfälle des Kampfes, wie wir ſie bisher verfolgten, hatten auf das übrige Europa ebenſo wechſelnde Eindrücke hervorgebracht. Die Gegner des Imperators, namentlich im Norden Deutſchlands, waren von den erſten Erfolgen der öſterreichiſchen Truppen in Italien, beſonders aber von dem Gelingen des tiroliſchen Aufſtandes, begeiſtert. Alle Räte Friedrich Wilhelms III. rieten jetzt dringend zum Anſchluß an Öſterreich. Dieſes rechnete ſicher darauf und bot zu dieſem Zwecke das vom Erzherzog Ferdinand eroberte Herzogtum Warſchau Preußen an. Aber umſonſt. Der König widerſtrebte ſeinen Ratgebern, verurteilte mit ſeiner eingeſchränkt preußiſchen Geſinnung den national-kriegeriſchen Aufſchwung im Lande als „frevelhafte Unruhe“, insbeſondere als Schill, unter dem Jauchzen der Bevölkerung, ſein Bataillon eigenmächtig aus Berlin führte, um den Dörnberg'ſchen Aufſtand in Weſtfalen zu unterſtützen, und erſt als aus Petersburg die Nachricht eintraf, Kaiſer Alexander beabſichtige keine ernſten Feindſeligkeiten gegen Öſterreich, gab er widerwillig ſeine Zuſtimmung zu geheimen Rüſtungen und ließ die Zahlungen an Frankreich einſtellen. Das war ein erſter Schritt, dem notwendig ein zweiter folgen mußte, wenn er nicht widerſinnig ſein ſollte. Dieſer zweite Schritt aber blieb aus. Die öſterreichiſchen Niederlagen in Bayern thaten ihre Wirkung, und der König beharrte bei ſeiner Anſchauung, der Franzoſenkaiſer würde auch über ein vereinigtes preußiſch-öſterreichiſches Heer ſiegen, und es ſei immer noch beſſer, hinter der Oder, als gar nicht mehr König von Preußen zu ſein. Und auch die Schlacht bei Aſpern änderte nichts hieran, denn daß ſie nicht ausgenützt wurde, war nur ein neues Argument, welches Friedrich Wilhelm ſeinen Miniſtern entgegenhielt. Zu alledem beging jetzt auch die öſterreichiſche Regierung einen Fehler, indem ſie, anſtatt die Bedingungen, welche Preußen für ein Abkommen ſtellte, rund anzunehmen, nur ganz allgemeine Verſicherungen gab und es mit ſeinem Verlangen nach Waffen und Geld an England wies. Als dann Mitte Juni der öſterreichiſche Oberſt Steigen-

teſch, allzu oſtentativ, in Königsberg erſchien, um hier eine Militärkonvention abzuſchließen, verfehlte er ſein Ziel und mußte unverrichteter Dinge abziehen. Der König war nun entſchloſſen, den Ausfall der nächſten Schlacht abzuwarten. Er iſt, trotz 1806, noch immer derſelbe, der er 1805 geweſen. Nur ſein Volk hatte ſich verändert. Mit Begeiſterung vernahm es die Nachrichten, daß Tirol — von Bayern und Franzoſen nach dem Abzug der Öſterreicher beſetzt — ſich neuerdings erhoben und in der Bauernſchlacht am Berge Iſel (29. Mai) geſiegt habe, daß eine Abteilung öſterreichiſcher Truppen, mit einer vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig geworbenen Freiſchaar vereinigt, in Sachſen und Franken vorgedrungen ſei, daß die Engländer Miene machten, an den Mündungen der Elbe und Weſer zu landen. Schien nicht jetzt der Augenblick gekommen, loszuſchlagen? Das war wenigſtens die Meinung der preußiſchen Generale Blücher und Bülow, die in Pommern kommandierten und ſich kurzweg zu einem Militäraufſtande gegen Napoleon entſchloſſen — mit oder ohne den König. Da traf aber andere Botſchaft ein, welche die Begeiſterung arg herabſtimmte.

Bei Wien hatten nach dem Tage von Aſpern die beiden Armeen, unthätig einander gegenüber gelegen. Das öſterreichiſche Heer ergriff die Offenſive ſchon deshalb nicht, um den Sieg vom 22. in die Ferne fortwirken zu laſſen und dieſe Wirkung „nicht durch die Zufälle einer nachteiligen Schlacht aufs Spiel zu ſetzen“, wie ein Eingeweihter verſichert. Der Erzherzog rief das Beiſpiel des zaudernden Fabius für ſich auf, der Hannibal beſiegt habe. „Napoleon und ich,“ ſchrieb er einmal im Juni an den Herzog von Sachſen-Teſchen, „wir beobachten uns, wer wohl den erſten Fehler begehen wird, den der Andere benutzen kann, und ergänzen unterdes unſere Verluſte. Ich werde nichts riskieren, denn die Kräfte, über die ich verfüge, ſind die letzten des Staates, aber ich werde mit der größten Energie jede Gelegenheit ergreifen, um einen entſcheidenden Schlag zu führen.“ Nun, Napoleon beging in dieſem Feldzuge keinen

Fehler mehr. Er that vielmehr alles, um die Folgen des begangenen wieder gründlich zu verwischen. Was nur irgend an Truppen disponibel war, zog er jetzt zum Entscheidungskampfe herbei: Eugen, der dem Erzherzog Johann gefolgt war, kam mit über 50 000 Mann über Kärnthen heran und war Ende Mai schon über dem Semmering, Marmont wurde mit 10 000 Mann aus Dalmatien herzubefohlen, Lefebvre aus Tirol nach Linz kommandiert, um dort die Divisionen Bernadottes und Vandammes frei zu machen, die in die Nähe der Hauptstadt rückten. Und um diese Kräfte möglichst zu schützen, ward die Lobau, wo das Korps Massena zurückgeblieben war, befestigt, die große Brücke über die Donau mit einer Brustwehr von Estakaden gesichert und von einer Ruderflottille bewacht. Bis ins Einzelnste ging des Kaisers Sorge für seinen nächsten Sieg.*) Jenseits hat sich auch der Erzherzog verstärkt, ein entferntes Corps unter Kollowrat herangezogen, indes sich sein Bruder Johann durch Ungarn, wo sich ihm die ungarische Insurrektion d. i. die von dem Landtage des Vorjahres bewilligte Kriegshilfe anschloß, näherte. Das ging nicht ohne Unfall ab. Denn Napoleon sandte, um die Vereinigung des Prinzen mit der Hauptarmee zu stören, den Vizekönig gegen ihn aus, und Eugen rächte am 14. Juni bei Raab seine Niederlage bei Fontana Fredda. Johann war zunächst zum Rückzuge nach Osten genötigt, und erst jenseits der Donau und mit stark reduzierten Kräften gelang es ihm, Preßburg zu erreichen und mit Karl Fühlung zu gewinnen.

In den ersten Julitagen ist Napoleon mit seinen Zurüstungen zu Rande und kann dem Feinde, der nur an 130 000 Mann zur Verfügung hat, 180 000 und ein reiches Geschützmaterial entgegenstellen, vollends wenn es ihm gelingt, zu schlagen,

*) Am 21. Mai hatte er z. B. in der Lobau, auf einer Strickleiter hängend, den Gang der Schlacht verfolgt; jetzt ließ er eine der großen Schiebleitern, wie sie in Schönbrunn zu Gartenzwecken dienen, auf die Insel schaffen, um sich ein bequemeres Observatorium zu sichern.

ehe Johann von Preßburg heran war. In der Nacht auf den 5. Juli geht ſeine Armee, die Öſterreicher bei Aspern täuſchend, von der Lobau wieder auf das nördliche Ufer. Sie wird darin nicht geſtört und kann ſich im Laufe des folgenden Tages, ohne maßgebenden Widerſtand zu finden, in Schlachtordnung dem Erzherzog Karl gegenüber aufſtellen, der angeſichts der Überzahl des Feindes ſeine Streitmacht an den Biſamberg und hinter den das Marchfeld durchquerenden Rußbach in Defenſiv-Poſition zurückgezogen hat. Eine Abteilung war von Napoleon in der Richtung gegen die March zur Recognoscierung vorgeſchoben worden, um zu erkunden, ob Johann noch nicht im Anmarſch ſei. Als dann von dieſer Seite eine beruhigende Nachricht eintraf, beſchloß er noch am ſpäten Abend die Öſterreicher anzugreifen, und zwar in der Weiſe, daß er ſeinen Hauptſtoß mit Übermacht gegen den feindlichen linken Flügel richtete, um die Vereinigung der beiden Prinzen unmöglich zu machen, während ſein eigener linker Flügel, den Maſſena kommandierte mit der Beſchäftigung der gegneriſchen Hauptmacht betraut blieb. Der Verſuch mißlang. Die Öſterreicher erwehrten ſich des Angriffs und warfen die Franzoſen in ihre Stellung zurück.

Am nächſten Morgen hat der Erzherzog die Schwäche des Feindes erſpäht und ſeinem rechten Flügel Befehl gegeben, an der Donau vorzugehen, während zu gleicher Zeit auch ſein Zentrum avanciert. Dem iſt Maſſena allein nicht gewachſen; Verſtärkungen, die ihm zugeſchickt werden, vermögen nicht, ſeinen Rückzug aufzuhalten, der immer bedenklichere Dimenſionen gewinnt, bis Napoleon ſelbſt herankommt und — nach einer vergeblichen Kavallerieattaque — durch den Mund von hundert Geſchützen dem Gegner Halt gebietet. Sein Ziel, mit dem rechten Flügel zu ſiegen, hat er, trotz dieſer Gefahr im Rücken, nicht aus dem Auge verloren. Um Mittag läßt er überlegene Truppen auf Wagram und Markgraf-Neuſiedl vorgehen; denn einmal im Beſitze von Wagram, kann er auch den rechten Flügel der Öſterreicher aus ſeiner vorgeſchobenen Stellung zurücknötigen. So ſicher iſt

er seiner Sache, daß er mitten in der Schlacht von seinem getreuen Rustan ein Bärenfell auf den Boden breiten läßt und sich zwanzig Minuten tiefen Schlafes gönnt. Bald nachher hat der Feind wirklich seinen Erfolg eingebüßt, und mit der Erstürmung der Anhöhen bei Markgraf-Neusiedl durch Davoust war der Tag entschieden; weit hinter den Rußbach bis an die Abhänge des Bisamberges und die Brünner Straße müssen die Österreicher zurückweichen, wenn auch in der besten Ordnung und ohne völlig geschlagen zu sein. Napoleon hat so viele Verluste erlitten, daß er keinen neuen Angriff mehr wagt. Seine nächste Absicht ist übrigens erreicht. Er hat die feindliche Hauptarmee besiegt und die Verbindung mit dem Erzherzog Johann unmöglich gemacht. Denn als Dieser am Nachmittag auf dem Marchfeld eintraf, hatte Karl schon den Rückzug angeordnet, und das Korps fand nichts mehr zu thun. Man hat jüngst versucht darzulegen, daß Johann, der am Frühmorgen des 5. Juli schon im Besitze der Ordre seines Bruders war, nicht rascher von Preßburg aufbrechen und marschieren konnte und daß, selbst wenn er zur Zeit eingetroffen wäre, intakte französische Streitkräfte seine Aktion gehemmt haben würden. Das Letztere bedürfte erst noch eines eingehenden Beweises, dem Ersteren gegenüber aber ist man unwillkürlich zu der Frage geneigt: ob wohl ein französischer General unter den ganz gleichen Umständen ebenso lange gebraucht haben würde, um einen Befehl Napoleons auszuführen? Und wer die Geschichte dieser Kriege kennt, wird diese Frage verneinen müssen.

Auch der Tag von Wagram hatte noch nicht die Entscheidung des Feldzuges gebracht. Österreich war noch keineswegs überwunden. Der Erzherzog verfügte noch immer über eine schlagfertige Armee, die er nun bei Znaim zusammenzog, wohin ihm Napoleon nicht mit seinem ganzen Heere folgen konnte, da er Eugen mit der italienischen Armee, die am 6. Juli den Ausschlag gegeben hatte, zur Beobachtung Wiens und Johanns zurücklassen mußte. Da geschah es, daß am 11. Juli — Masséna

und Marmont waren eben mit den Österreichern ins Gefecht gekommen, und es bereitete sich eine neue Schlacht vor — ein Parlamentär Karls Anerbietungen eines Waffenstillstandes in das Hauptquartier Napoleons brachte. Sollte er ablehnen oder annehmen? Seine Generale rieten zu Jenem, er entschied sich für Dieses. Aus unterschiedlichen Gründen. Einmal sah er, daß die neue Geschützaktik, welche allmählich an die Stelle der Bajonettaktik getreten war und bei Wagram vorgeherrscht hatte, die Schlachten blutiger aber nicht entscheidender machte, so daß sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Bataille als Mittel des Erfolges wankend zu werden begann. „Eine Schlacht soll man nur liefern" — schreibt er in der nächsten Zeit einmal, am 21. August 1809, an Clarke — „wenn man keine neue Glückswendung mehr zu erhoffen hat, da ihrer Natur nach das Geschick einer Schlacht immer zweifelhaft ist."*) Dann hatte er jüngst mit seinen Truppen trübe Erfahrungen gemacht: am 6. war das Korps Bernadottes, ohne Widerstand zu leisten, zurückgegangen und mußte aufgelöst werden, und in der Nacht darauf hatte die Kunde vom Herannahen Johanns eine Panik erzeugt, die Tausende in die Flucht gegen die Donau trieb. Endlich war in der letzten Aktion mancher tüchtige General gefallen, Massena in Todesgefahr gewesen. Dagegen hatten sich die Österreicher als durchaus ebenbürtige Gegner erwiesen, die zu siegen wußten, wo die Kräfte gleichstanden, und die er nur mit Gefahr und Mühe geschlagen hatte, wo er in der Übermacht war. Nein, der Gedanke an den Krieg war ihm verleidet. Er nimmt den Waffenstillstand an, bewilligt ihn aber allerdings nur für den Preis eines Terrains von 4000 Quadratmeilen, eine Bedingung, die Kaiser Franz erst nach langem Weigern und mit dem heimlichen Entschluß, den Kampf fortzuführen, rati-

*) In einem Gespräche mit dem österreichischen General Bubna hat er später die übermäßige Anwendung der Kanonen damit erklärt, daß er sagte: „Was sollte ich sonst thun? Meine beste Infanterie steht in Spanien."

fiziert. Da der Erzherzog diesem Entschluß nicht beipflichtet, nimmt der Kaiser selbst den Oberbefehl an sich, worauf Jener von der Führung ganz zurücktritt.

Man sieht, die Waffenruhe von Znaim bedeutete noch lange nicht den Frieden. Österreich hoffte auf Preußen, dessen König jetzt wirklich entschlossen schien — es war aber auch diesmal nur Schein — und einen besonderen Boten an das österreichische Hoflager sandte, es hoffte auf England, welches ein neues Heer unter Wellesley in Spanien gelandet hatte und eine zweite Expedition nach Holland oder Norddeutschland ausrüstete, es hoffte auf Rußland, welches sich nicht eben als übereifrigen Partisan des Korsen bewährt hatte, auf die Türkei, und nicht zuletzt auf die eigenen Streitkräfte, die man auf 200 000 Mann zu bringen und dem Befehle Liechtensteins zu unterstellen dachte. Um diese Hoffnungen und Anstalten möglichst zu verbergen, ließ Franz bei Napoleon um Frieden ansuchen. Dieser hinwieder wünschte aufrichtig den Frieden, schon aus denselben Gründen, die den Gegner zum Widerstand ermutigten, aber auch er verhüllte seinerseits diesen Wunsch ebenso sorgfältig als Österreich seine kriegerische Tendenz, um aus den Unterhandlungen einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. Er lehnte zuerst das Anerbieten brüsk ab, sprach von einer Teilung Österreichs, von der Abdankung seines Kaisers, die er fordern würde, und gab erst einem nochmaligen Ansuchen Folge. Dann traten in Altenburg die beiderseitigen Bevollmächtigten — Champagny und Metternich — zusammen, aber ihre Unterhandlungen glichen mehr einer großen Intrigue als einem ernsten Geschäfte. Napoleon übertrieb seine Forderungen auch hier, verlangte die Abtretung alles von ihm besetzten Landes — etwa ein Drittel der Monarchie — worauf wieder die Österreicher mit Gegenangeboten den Gegner hinzögerten, bis endlich entscheidende Wendungen der allgemeinen Lage Ernst in die Sache brachten.

In Spanien hatten zwar die Engländer Vorteile errungen, doch sie waren ohne Dauer. Wellesley hatte den Marschall

Soult zum Rückzug aus Portugal gezwungen, dann in Spanien Victor bei Talavera am 27. und 28. Juli 1809 gesiegt, aber er mußte, von einer Bewegung Soults in seiner linken Flanke bedroht, an die portugiesische Grenze zurückkehren, und zu gleicher Zeit ward eine der von Napoleon zersprengten spanischen Armeen von General Sebastiani geschlagen (11. August). Bald darauf scheiterte auch das Unternehmen der Briten an der Nordküste. Anstatt an der Elbe zu landen und die deutsche Volksbewegung für sich aufzubieten waren sie in ihrem Egoismus nach Holland gesteuert, um Antwerpen wegzunehmen. Das gelang nun nicht, und im September mußten sie mit Schimpf und Schande heimziehen. Friedrich Wilhelm III. konnte sich, trotz der getroffenen Einleitungen doch nicht entschließen, selbst auf die Nachricht hin, daß Österreich weiter zum Kriege bereit sei, gegen Napoleon mobil zu machen, und vom Zaren langte bei Kaiser Franz die Erklärung an, er möge nicht auf Rußland zählen und sich mit Frankreich vergleichen. So wesentlich anders, und für die Donaumacht ungünstiger, lagen jetzt die Dinge als kurz zuvor. Das Entscheidendste aber war, daß Österreich auch seinen eigenen Kräften nicht mehr vertrauen konnte, da eine böse Krankheit in seiner Armee zu wüten begann, die schließlich an 70 bis 90 000 Mann — so will es Varnhagen wissen, der damals in österreichischen Diensten stand — untauglich machte. Aus all diesen Gründen schwand im kaiserlichen Hoflager zu Totis die Kriegsluft. Und nun demaskierte auch Napoleon seine Neigung für den Frieden. „Ich wünsche aufrichtig den Frieden," sagte er vertraulich zu dem Abgesandten Grafen Bubna, durch den Kaiser Franz in direkten Verkehr mit ihm trat; „bis jetzt habe ich die Unterstützung Rußlands gehabt, und der Kaiser Alexander hält auch — gegen den Wunsch seiner Nation — die Verbindung mit mir aufrecht, was ich an ihm lobe, denn ein Souverän soll sich nicht um die Meinung seiner Unterthanen kümmern." (Niemand kümmerte sich mehr darum als Napoleon.) „Aber wer bürgt mir dafür, daß es so bleiben wird? Von Preußen weiß ich, daß es seit

lange zwischen Euch und mir schwankt.“ Die österreichische Armee lobte er, sie wäre, wenn er sie kommandierte, ebenso gut wie die französische und jeder andern überlegen. Er ging auch von den Altenburger Forderungen, die er als einen Privatspaß Champagnys hinstellte, ab, verlangte aber doch die Abtretung von vierthalb Millionen Einwohner im Westen und Süden und in Galizien. Bei diesem Ultimatum blieb er stehen, und als Franz schließlich annahm und Liechtenstein mit Vollmachten direkt nach Schönbruun sandte — die Altenburger Verhandlungen wurden abgebrochen — fügte er noch eine Kriegskostenrechnung von 100 Millionen Franken hinzu. So schlimm stand es schließlich um das vereinsamte, in seinen Kräften gebrochene Österreich, daß Liechtenstein in der Nacht vor dem 14. Oktober auch diese für den verarmten Staat allzuharte Bedingung unterschrieb, wenn auch nur unter dem Vorbehalte der kaiserlichen Zustimmung. Napoleon aber wartete diese nicht erst ab, sondern ließ gleich am Morgen des genannten Tages den Wienern durch seine Kanonen den Frieden ankündigen.

Der neue Vertrag nahm dem Kaiser von Österreich mehr als 2000 Geviertmeilen Landes ab: Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel fielen an den Rheinbund, West- oder Neu-Galizien an das Herzogtum Warschau, desgleichen ein Bezirk um die Stadt Krakau und der ganze Zamoscer Kreis Ostgaliziens. Ein kleiner Strich ostgalizischen Landes kam an Rußland. An Napoleon selbst wurden Görz, Montefalcone und das von ihm längstbegehrte Triest, außerdem Krain, der Villacher Kreis Kärnthens und alles kroatische Land rechts der Save abgetreten, aus welchen Gebieten ein eigenes „Gouvernement Illyrien“ entstehen sollte. Was von Österreich übrig blieb, garantierte der Kaiser der Franzosen, während Franz I. alle Veränderungen anerkannte, die von Jenem in Spanien, Portugal und Italien getroffen worden waren oder noch getroffen werden konnten. Daß Österreich England neuerdings die Freundschaft kündigen und in das Blokadesystem eintreten mußte, verstand sich von selbst. Ins-

geheim wurde dann noch bestimmt, daß Franz I. seine Armee auf 150 000 Mann herabsetzen und eine Kriegsschuld zahlen müsse, die Napoleon mit 75 Millionen beziffert, Champagnys Wohldienerei schließlich aber auf 85 Millionen emporgeschraubt hatte.

Schon in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober verließ Napoleon Schönbrunn. Ein Zwischenfall mahnte ihn zur Eile. Drei Tage zuvor hatte sich bei der Revue in Schönbrunn ein junger Mann an ihn heranzudrängen gesucht, den man mit einem langen Messer bewehrt fand und der nicht mit der Auskunft zurückhielt, er habe den Kaiser ermorden wollen. Der Jüngling, fast noch ein Kind, hieß Friedrich Staps und war der Sohn eines protestantischen Predigers zu Naumburg. Von Natur ruhig und milde, hatte ihn die Not des Vaterlandes mit einem unsäglichen Haß gegen den Unterdrücker erfüllt, den er um's Leben zu bringen beschloß. Napoleon mochte anfangs an Irrsinn glauben und ließ sich nur widerwillig von Staps selbst überzeugen, wie tief die Erbitterung in Deutschland wurzle und welche Kreise sie bereits gegen ihn bewaffnet habe. Auf die Frage, die er an ihn richtete: „Würden Sie es mir danken wenn ich Sie begnadigte?" antwortete Jener mit ruhigem Blute „Ich würde Sie doch zu töten suchen." Er ward in aller Stille erschossen. Die Sache sollte verschwiegen bleiben. Wenn dies nicht gelang, so hatte der Polizeiminister dafür zu sorgen, daß der Attentäter für verrückt gehalten wurde. In der That hat sich noch lange Jahre später die Meinung erhalten, Staps werde in Vincennes bewacht.

Wieder einmal kehrte Napoleon im Triumph nach Paris zurück. Freilich, wie schwer ihm jetzt der Sieg geworden war, drang kaum in die Öffentlichkeit. Und wenn auch, war nicht der Friedensvertrag da, mit seinen Österreich demütigenden Bedingungen, um für das Gegenteil zu zeugen? Aber das französische Volk sah doch nichts weiter darin, als einen neuen siegreichen Feldzug, der zwar mit französischem Blute aber

nicht zu Frankreichs Vorteil geführt worden war. Wir kennen schon die ersten Keime innerlicher Abneigung gegen den Imperator, dem Frankreich nicht genügte. Was war all das, was er that, um die Eitelkeit der Franzosen zufriedenzustellen, was war all der Ruhm und Glanz, den er ihnen heimbrachte, gegen die eine unleugbare Thatsache, daß sein Ehrgeiz mit dem französischen Throne sich nicht zufriedengab? Dieses nationslose Streben nach immer weiteren Zielen mußte ihn endlich um ihre Gunst bringen. Denn alles kann ein Volk seinem Herrscher verzeihen, nur das eine nicht, daß er kein Patriot ist. Daneben freilich gab es noch genug, was zur Opposition herausforderte Das Versprechen vom Vorjahre, der Krieg mit England werde bald beendet sein, war nicht gehalten worden; er dauerte ungeschwächt fort und hemmte jede weiter ausschauende Spekulation. Hafenstädte, die früher in größter Blüte gestanden hatten, verarmten und verfielen. Der Offensivkrieg gegen Spanien war ebensowenig zu Ende, und die Unterbrechung des ehedem so gewinnreichen Handelsverkehrs der beiden Staaten brachte dem Süden Frankreichs außerordentliche Verluste. Dazu kam, daß der Kaiser dem Mittelstande eine Geringschätzung bewies, die tief empfunden wurde. Nur die Söhne gewisser privilegierter Kreise fanden Aufnahme in die Stellen der Auditeurs, aus denen allein der Weg zu den oberen Ämtern und Rängen führte, während alle Übrigen sich nur dem niedrigen Büreaudienste widmen konnten Und doch waren gerade Diejenigen, die sich der Kaiser durch diesen Vorzug am festesten verbunden glaubte, es am wenigsten. „Die Generale“ — erzählt ein aufmerksamer Zeitgenosse — „hatten infolge ihrer reichen Dotationen ein von dem des Monarchen ganz verschiedenes Interesse, nämlich das Erworbene zu bewahren, und leisteten deshalb nur mehr mit Widerwillen die unausgesetzten und anstrengenden Dienste, welche von ihnen gefordert wurden. Indem der Kaiser mit zu großer Vorliebe Geistliche und Emigrierte an sich zog, hatte er nur laue und zweideutige Anhänger gewonnen, dagegen aber den Schein er-

weckt, als verkenne er die Grundbedingung seiner Macht, die Revolution, aus der er hervorgegangen war. Die Personen des alten Adels, mit denen er sich gerne umgab, nahmen zwar die angebotenen Ehrenstellen an, verrieten aber seine Geheimnisse, so oft sie sich davon Kenntnis verschaffen konnten, schmeichelten ihm auf unwürdige Weise ins Gesicht, und beklagten hinter seinem Rücken ihr trauriges Schicksal, einem Emporkömmling zu dienen. Der Klerus trieb wohl in seinen Katechesen die Wohldienerei bis zum Unsinn und lehrte den unbedingten Gehorsam, den jede Hierarchie begünstigt, betrauerte aber andererseits das Schicksal des Papstes." Dazu kam, daß gerade zur selben Zeit, als die Franzosen bei Wagram kämpften, auf des Kaisers Befehl Pius VII. aus Rom entfernt wurde, was Millionen gläubiger Gemüter gegen Napoleon erregte.

Unter solchen Umständen mußte Dieser darauf bedacht sein, dem französischen Volke irgendwie entgegenzukommen, um es günstiger für sich zu stimmen. Nun war es seit Jahren ein allgemeiner Wunsch, der auch in die nächste Nähe des Kaisers drang, er möchte durch eine neue Ehe einen Thronerben gewinnen. Die Meinung war, die Segnungen einer eigenen Familie würden ihm auch den Staat wertvoller machen und ihn von dem maßlosen Ausgreifen seiner Macht zurückbringen. Dieser Wunsch wurde umsomehr gehegt, als die gute Sitte am Kaiserhofe nicht eben unbedingt herrschte, wo Josephine längst nicht mehr die Neigung ihres Gemahls besaß und dessen anderweitige Phantasieen eher unterstützte, als störte, nur um ihre Stellung zu behalten.*) Von den Brüdern des Kaisers namentlich gingen skandalöse Gerüchte um, und man dachte nun, all das würde verschwinden, wenn ein geordnetes Familienleben bei Hof einzöge.

*) Broglie erzählt in seinen Erinnerungen, er habe die Kaiserin vor dem Kriege des Jahres 1809 gesehen, „und ihr zur Seite die glänzende Schaar von Ehren-, Hof- und Palastdamen und den Cortège von Vorleserinnen, die den Harem unseres Sultans bildeten und ihm halfen, noch einige Zeit das geschminkte Alter der ehemaligen Sultanin zu ertragen."

Außerdem hoffte man, eine neue Ehe mit einer Fürstentochter Europas würde ein Unterpfand des Friedens werden und zugleich ein Damm all den weltherrschaftlichen Gelüsten. Diesem allgemeinen Wunsche kam nun Napoleon entgegen. Er ließ Josephine durch ihren Sohn, den Vizekönig Eugen, auf die bevorstehende Scheidung, welche die Politik unerbittlich fordere, vorbereiten, berief am 15. Dezember in die Tuilerien einen Familienrat und erklärte demselben seinen Entschluß, eine andere Verbindung eingehen zu wollen. „Die Politik meiner Monarchie," sagte er, „das Interesse und das Bedürfnis meiner Völker, die mich stets in meinen Handlungen leiteten, verlangen, daß ich den Thron, auf den die Vorsehung mich erhoben, Kindern hinterlasse, welche die Erben meiner Liebe zu meinen Völkern sein sollen." Da ihm die Ehe mit seiner vielgeliebten Gattin Josephine die Hoffnung darauf nicht gestatte, müsse er die zärtlichsten Neigungen seines Herzens dem Staatswohl opfern und dieses Band lösen. Erst vierzig Jahre alt, hoffe er, die Nachkommen, die ihm beschert sein würden, in seinem Geiste und in seinen Ideen zu erziehen. Die Kaiserin, die er selbst gekrönt habe, solle ihren Titel behalten. Josephine fand sich unter Schluchzen zu dem Opfer bereit, welches der Staat von ihr forderte, und am nächsten Tage erklärte ein Senatskonsult die kaiserliche Ehe für gelöst. Eine Schwierigkeit lag nur darin, den gläubigen Katholiken die Sache mundgerecht zu machen. Denn es war, wie wir wissen, am Tage vor der Kaiserkrönung eine kirchliche Einsegnung erfolgt. Napoleon erklärte jedoch frischweg, er habe damals sein Jawort unter einem moralischen Druck gegeben, was dann als Argument für die Nullität der kirchlichen Sakramentshandlung verwertet wurde, welche die erzbischöfliche Kanzlei in Paris im Januar 1810 bescheinigte.

Sogleich nach der Scheidung zog sich Josephine nach Malmaison zurück. Wo aber war die neue Gemahlin? Kein Zweifel, die Politik hatte das alte Band zerschnitten, die Politik mußte ein neues knüpfen. Keine andere Rücksicht kam dabei zur Geltung, es

wäre denn die auf den Ehrgeiz des Emporkömmlings, sich den alten Thronen Europas enge zu verbinden. Die angesehensten waren die von Österreich und Rußland. Das herrschende System verwies den Kaiser an den Letzteren. Und in der That soll schon in Tilsit von einer Verbindung Napoleons mit der Großfürstin Katharina die Rede gewesen sein und Alexander in Erfurt selbst von seiner jugendlichen Schwester Anna gesprochen haben. Jene war allerdings seitdem an Georg von Oldenburg vermählt worden, aber Diese war noch frei. Da entstand die Frage: wie stellte sich die Politik zu dieser Absicht?

Seit den Erfurter Tagen war manches geschehen, was das Einverständnis der beiden Staaten stören konnte. Es kam der Krieg mit Österreich, den der Zar so gerne verhütet hätte, um ungeschwächt gegen Schweden und Türken kämpfen zu können, und es kamen die Siege der Franzosen, die in Petersburg tiefe Besorgnis erregten Zwar gelang es Alexander, die Schweden im Frieden von Friedrichshamm (19. September 1809) zur Abtretung Finnlands zu vermögen, die Türkei aber hatte er noch keineswegs bezwungen, und die russischen Truppen mußten im Herbste des Jahres sogar aufs Neue über die Donau zurückgehen. Was jedoch den Zaren am meisten verstimmte, das war Napoleons Beziehung zu den Polen während des Krieges. Als Dieser nämlich sah, wie berechnet lässig Rußland den Kampf gegen den Erzherzog Ferdinand führte, wandte er sich an die nationalen Kräfte des Herzogtums Warschau unter Poniatowski, rief die West-Galizier zur Unabhängigkeit auf, und erreichte so durch die Polen, was ihm die Russen versagt hatten. Die Vermehrung des Herzogtums Warschau durch 2 Millionen Galizier war der Dank des Kaisers, der an seinem Alliierten von Tilsit und Erfurt ebenso irre geworden war, wie dieser an ihm. Nun wäre es aber doch für Napoleon sehr störend gewesen, wenn Rußland aus diesem Grunde jetzt zu den Waffen greifen wollte, wo Preußen noch in Gefechtsstellung stand. Deshalb ging wenige Tage nach dem Schönbrunner Friedenschluß am 20. Oktober 1809, eine Depesche nach

Petersburg ab, welche zu erklären hatte, wie der Kaiser unmöglich die West-Galizier, die sich einmütig für ihn erhoben, unter die österreichische Herrschaft zurückkehren lassen konnte, wie er aber dennoch weit davon entfernt sei, den Gedanken an die Herstellung Polens damit zu erwecken, im Gegenteile werde er mit Rußland im Vereine den Namen „Polen" aus der Geschichte verschwinden machen. (Er ahnte wohl nicht, daß Alexander erfahren werde, wie er zur selben Zeit die Polen versichern ließ, mit jener Erklärung sei es ihm durchaus nicht Ernst.) Um aber den Zaren ganz sicher zu machen, kam er, noch vor der Scheidung, in seinen Instruktionen für Caulaincourt auf das Heiratsprojekt zurück und begehrte geradezu die Hand der Großfürstin Anna (22. November 1809). Daß diese Werbung für den Augenblick nur den Zweck hatte, Rußland zu beschwichtigen, ist leicht deutlich zu machen. Die Prinzessin Anna war erst fünfzehn Jahre alt und, wie die Berichte Caulaincourts meldeten, noch nicht vollkommen entwickelt. Es war vorauszusehen, daß Alexander, wenn nicht mit einer Abweisung, so doch mit der Bitte um Aufschub antworten werde, was man dann als Ablehnung auffassen konnte. Und um so weniger kann man an den Ernst dieser Werbung glauben, als gleichzeitig und ebenfalls noch vor der Scheidung im tiefsten Geheimnis ein zweites Projekt keimte und Gestalt gewann: die Verbindung mit der Erzherzogin Marie Luise von Österreich.

Seit dem Verhalten Rußlands im letzten Sommer war es Napoleon klar, daß die Allianz mit dieser Macht in nicht allzu ferner Zeit ihr Ende finden und ein erbitterter Krieg um die Herrschaft der Welt — „um schließlich allein übrig zu bleiben" — entbrennen würde. Dann durften die deutschen Mittelmächte, dann durfte zum Mindesten Österreich nicht unter russischem Einfluß stehen. Diese Erwägung mag den Gedanken einer Ehe mit einer Erzherzogin dem Franzosenkaiser nahe gelegt haben, und es kam nur darauf an, daß das Haus Österreich darein willigte. Um dies zu erreichen, ward das russische Eheprojekt mit mög-

lichſter Öffentlichkeit behandelt, damit in Wien der Schreck vor einer ruſſiſch-franzöſiſchen Intimität der anderen Werbung den Boden ebne, oder vielleicht ſogar eine Eröffnung provoziere. Ob dann von öſterreichiſcher oder franzöſiſcher Seite das erſte entſcheidende Wort fiel, ob der Graf Laborde, ein Vertrauter Napoleons, der bei den Friedensunterhandlungen thätig geweſen war und dann noch einige Zeit in Wien blieb, bei Metternich, oder dieſer bei ihm zuerſt anklopfte, iſt heute noch nicht völlig klargeſtellt.*) Jedenfalls erblickten Kaiſer Franz und ſein jetziger Miniſter des Äußern in einer Familienverbindung mit Napoleon eine gewiſſe Sicherheit für den Staat, eine Gewährleiſtung ſeiner Exiſtenz, und um dieſen Preis beſchwichtigte man ſeine Abneigung gegen den Brautwerber.

Nach den erſten geheimen Pourparlers der Diplomaten,

*) Metternich ſagt in einer Depeſche an Schwarzenberg (Wien, 25. Dez. 1809) Alexander von Laborde, der ehedem in öſterreichiſchen Dienſten geſtanden und viele Verbindungen in Wien, insbeſondere mit Schwarzenberg u. a. gewonnen hatte, habe ihn vor ſeiner Abreiſe über die Möglichkeit einer Familienallianz ſondiert, indem er die Ehe des öſterreichiſchen Kronprinzen Ferdinand mit einer Tochter Lucians, oder die Napoleons mit der Erzherzogin Luiſe aufs Tapet brachte Den erſten Vorſchlag habe er ſofort zurückgewieſen, nicht ſo den zweiten Dem gegenüber behauptete Laborde — nicht Narbonne, wie Lanfrey, Lefebvre u. a. meinen — in einem Memoire, welches er höchſt wahrſcheinlich anfangs Dezember, kurz, nach ſeiner Rückkehr nach Paris für den Kaiſer verfaßte, Metternich habe ihn zu einer Verzögerung ſeiner Abreiſe von Wien beredet und ihm in einer Beſprechung über die Mittel, das Verhältnis Frankreichs zu Öſterreich beſſer zu geſtalten, geradezu eine Heirat Napoleons mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin als ſolches genannt, wenn Jener mit ſeiner Scheidung Ernſt mache. Dieſe Idee, habe der Miniſter hinzugefügt, käme von ihm allein, die Intentionen ſeines Souveräns kenne er nicht, zweifle aber nicht, daß ſie dem Projekte günſtig ſein würden. Später, in einem Briefe an Jakobi-Klöſt vom 11. September 1811, hat Metternich ſelbſt ſich als denjenigen bezeichnet, der die Ehe in Vorſchlag gebracht habe (M. Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III. S. 326). In ſeinen Memoiren endlich hat er es wieder geleugnet und Napoleon die Initiative zugeſchoben. So viel geht aus den Quellen hervor, daß die Bereitwilligkeit auf beiden Seiten war.

brachten Josephine und Hortense selbst bei der Gräfin Metternich, die sich damals in Paris aufhielt, Eugen beim österreichischen Botschafter Fürsten Schwarzenberg die Sache an; denn Napoleon bestand darauf, daß gerade die meist Beteiligten bei seiner Wiedervermählung mitwirkten*). Dann hielt er — mehr zum Schein — am 27. Januar einen Ministerrat ab, wo Maret, der im Vertrauen war, für die österreichische und gegen die russische Heirat plaidierte, und am 7. Februar 1810 wurde einem Familienrat der Entschluß des Kaisers mitgeteilt. Noch am selben Abende unterschrieb Schwarzenberg das vorläufige Eheversprechen. Das russische Projekt ward definitiv aufgegeben. Als auf die erste Anfrage Caulaincourts lange keine Antwort, und auf eine zweite drängende Mahnung nur die erwartete Erklärung Alexanders aus Petersburg eintraf, die Großherzogin sei noch zu jung und die Sache müßte verschoben werden, da ergriff Napoleon sofort die dargebotene Handhabe. „Aufschieben heißt verweigern", sagte er, „übrigens will ich in meinem Palaste keine fremden Priester zwischen mir und meiner Frau haben." In höflichster Form ward an der Newa mitgeteilt, daß man von der Verbindung abstehe. Wenn sich auch der Zar darob verletzt fühlte — und wir hören, daß dies der Fall war — so hatte das jetzt, wo man Österreichs sicher geworden war, für Napoleon keine bedrohliche Bedeutung mehr. Der Zweck seines Doppelspiels war erreicht.

Unterdessen kam Berthier als „Großbotschafter" nach Wien, um förmlich für Napoleon zu werben, worauf dort am 11. März in der Augustinerkirche die feierliche Einsegnung stattfand. Erzherzog Karl vertrat dabei seinen großen Gegner. Dann ging es in Eile nach Frankreich, wo der Kaiser am 27. bei Compiègne mit seiner neuen Gemahlin zusammentraf. Am 1. April

*) „Das Staatsoberhaupt", sagt Montgelas, der gewiß durch den Vizekönig genau unterrichtet war, „wollte nicht, daß Eugen als ein Teilnahme erweckendes Opfer erscheine, und legte im Gegenteile Wert darauf, daß gerade diejenigen Personen, welche seine Wiedervermählung am empfindlichsten berührte, zu derselben äußerlich mitwirkten."

ward in St. Cloud die Zivilehe geschlossen, am Tage darauf in der Kapelle des Louvre nochmals die kirchliche Trauung vollzogen. Man bemerkte, daß das Zeremoniel genau dasjenige wie bei der Hochzeit Ludwig XVI. mit Marie Antoinette war, und daß auch die Ehepakten jenen wörtlich gleich abgefaßt wurden.

Marie Luise gefiel den Parisern nicht sonderlich. Sie bot zwar mit ihren achtzehn Jahren eine frische gesunde Erscheinung, sah aus ihren schönen blauen Augen hell in die Welt, aber man fand sie, trotz ihres reinen Teints und ihrer vollen roten Backen, häßlich und vor allem schlecht gekleidet. Den Hofleuten fiel ihre grenzenlose Verlegenheit auf. Doch gewann sie bald Würde und eine gewisse Festigkeit, namentlich als ihr Napoleon, dem sie Alles in Unterwürfigkeit ergeben sah, mit großer Achtung ermunternd begegnete. Sie hatte ihn bis vor kurzer Zeit als den bittersten Feind Österreichs gehaßt — soweit eben ein Kind des leidenschaftslosesten Monarchen einer leidenschaftlichen Empfindung fähig war — und ihre jüngst veröffentlichen Briefe an eine Freundin aus jener Zeit zeigen, welch Opfer sie der Politik darbrachte. Am 23. Januar schreibt sie z. B. aus Ofen: „Seit der Scheidung Napoleons von seiner Gattin öffne ich die Frankfurter Zeitung immer mit der Idee, den Namen seiner neuen Gemahlin zu finden, und ich gestehe, daß die Zögerung mir Unruhe verursacht. Ich lege mein Schicksal in die Hände der göttlichen Vorsehung, die ja allein weiß, was uns frommt. Sollte aber das Unglück es wollen, so bin ich bereit, mein persönliches Wohlergehen dem Staate zu opfern, überzeugt, daß man wahre Freudigkeit nur in der Erfüllung seiner Pflichten findet.“ Sie fügte aber doch hinzu: „Beten Sie, daß es nicht geschehe.“ Und nun geschah es doch.

Aber wenn man auch in Paris an der äußeren Erscheinung der neuen Kaiserin Manches zu bekritteln fand, so begrüßte man das Ereignis dennoch im allgemeinen mit großer Genugthuung. Zwar die Unversöhnlichen des Faubourg St. Germain waren entrüstet über diese Allianz zwischen der Legitimität

und der Revolution, und die radikalen Republikaner desgleichen über die Stütze, die sich hier dem Regimente ihres Unterdrückers darbot. Die große Masse jedoch war befriedigt. Der Kurs der Rente stieg, als man am 9. Februar von dem abgeschlossenen Vertrage hörte. Napoleon nützte sofort diese Stimmung, um sein altes Lied wieder ertönen zu lassen. Er befahl Champagny, ein Rundschreiben an alle Gesandten im Auslande zu richten, das seine Friedensliebe kund thun sollte: „Sie werden darin sagen, daß eines der Hauptmittel, deren sich die Engländer bedienten, um den kontinentalen Krieg zu entflammen, darin bestand, daß sie glauben machten, es läge in meiner Absicht, die Dynastien zu vernichten. Indem mich nun die Umstände in die Lage versetzten, eine Gemahlin zu wählen, wollte ich ihnen den unseligen Vorwand benehmen, unter dem sie die Nationen aufwiegelten und einen Zwist erregten, der Europa mit Blut überschwemmte." Sollte die Welt diesen Versicherungen trauen? Am Wiener Hofe fragte man sich, erzählt Metternich, welchen Kalkül Napoleon wohl mit seiner Heirat angestellt haben konnte: ob er den Degen in die Scheide zu stecken und die Zukunft Frankreichs und seiner Familie wirklich auf die Prinzipien der Ordnung und des Friedens zu gründen, oder ob er nur Österreichs Kräfte in den Dienst seiner Eroberungspolitik zu ziehen gedachte. Und das war in der That die entscheidende Frage. Sie blieb nicht lange unbeantwortet. Als am 20. März 1811 dem ängstlich aufhorchenden Volke von Paris die Kanonen der Invaliden die Geburt eines Prinzen verkündeten, da zeigte sich den Eingeweihten der Horizont Europas schon wieder dicht umwölkt, und sie waren sich nicht unklar darüber, von wannen das Gewitter heranzog. Und barg es denn nicht auch einen tiefen Sinn, daß der Imperator dem Neugeborenen den Titel eines „Königs von Rom" beilegte? Nur der Name der alten Weltbezwingerin schien ihm eben noch gut genug, den Erben seiner Macht damit zu schmücken.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Für die inneren Verhältnisse Frankreichs: a) Berichte von Reisenden: Hase, Briefe und Tagebücher von 1801 und 1802 in der „Deutschen Revue" 1881; J. F. Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803, Hamburg 1805; A. v. Kotzebue Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804, Berlin 1804; J. G. Rist's Lebenserinnerungen, herausgegeben von G. Poel, Gotha 1880; b) einheimische Quellen: der Moniteur (seit 1799 offizielles Organ); die Correspondance de Napoléon I, 7. Band; die Memoiren Fauriels, herausgegeben von Lalanne, 1886; Bourriennes (bis 1802 noch von einer gewissen Zuverlässigkeit), Lucian's (in der leider ganz unwissenschaftlichen Ausgabe Jung's Band II), Thibaudeau's Mémoires sur le Consulat, die Denkwürdigkeiten der Rémusat, die Considérations der Staël, P. L. Courriers Briefe aus dem Jahre 1804 in dessen Ges. Werken u. A. Außerdem: Forneron, Les émigrés et la société française sous Napoléon I. im „Correspondant" von 1887; Gaffarel, L'opposition militaire sous le Consulat in: „La Révolution française" 6. Jahrgang, 10. Heft; Debidour, Le général Fabvier in den „Annales de l'Est", Januar 1887 (nach dessen Briefen); Welschinger, La censure sous le premier Empire, 1882; Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire, 3 und 4. Bd., und Lanfrey, Napoléon I. 2. und 3 Bd. — Für die auswärtigen Beziehungen a) im allgemeinen: außer den Verträgen bei De Clercq, Recueil des traités conclus par la France (der erste Band reicht bis 1803), und der Correspondance de Napoléon I. 8 Bd. das grundlegende Werk von Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe; b) im besonderen bezüglich Italiens: Botta, Storia d' Italia dal 1789 al 1814, 3 Bände; Francesco Melzi d'Eril, Memorie, Documenti e lettere inedite di Napoleone I e Beauarnais, ed. Giov. Melzi, 2 Bde. 1865; Bonacossi, Bourrienne et ses erreurs, — bezüglich der Schweiz: Vuillemin, Geschichte der schweizer Eidgenossenschaft (deutsch von J. Keller, Aarau 1869); Muralt, Hans von Reinhard, Zürich, 1839; Bonaparte, Talleyrand und Stapfer, Zürich 1869; — bezuglich Deutschlands: Häusser Deutsche Geschichte, 2. Bd. (mit Anmerkungen aus der einschlägigen Litteratur), Ranke, Hardenberg und der preußische Staat, Sämmtl Werke Bd 47; Martens, Recueil des traités

conclue par la Russie, I. Abtheilung (Oesterreich) 2. Band; Fournier, Gentz und Cobenzl, Gesch der österreichischen Diplomatie von 1801 bis 1805; — bezüglich Spaniens: Baumgarten: Geschichte Spaniens seit dem Ausbruch der französ. Revolution. I; Bernhardi, Napoleon I und Spanien, in der „Historischen Zeitschrift" Bd. 40; — für die Verfassungen der italienischen Staaten, Hollands und der Schweiz: Pölitz, Europäische Verfassungen, 3 Bde; — für die Kolonialpolitik Napoleons: Adams, Napoléon et St. Domingue. (Revue historique XXIV) und Teister, Le général Decaen aux Indes (Revue historique XV.) Über Toussaint ist in der „Revue de l'Agenais" vom J. 1884 Urkundliches beigebracht. — Für die Verwickelung mit England, neben der Correspondance VIII und dem Moniteur von 1803: Browning, England and Napoleon in 1803, Lond. 1887 (mit den Depeschen Withworth's), die Memorials and correspondance of Ch. F. Fox, 3. Bd das Annual register or a view of the history etc for the year 1803, die Lettres and Dispatches of Lord Castlereagh 5. Bd., Stanhope, Life of Pitt, IV., Max Dunder, „Die Landung in England" in dessen „Abhandlungen aus der neuen Geschichte", Seeley's A shorte history of Napoleon I., 1886, Lumpteda, Die Überwältigung Hannovers durch die Franzosen, Hannover 1866. — Über die Flotille im Canal: Chevallier, Histoire de la marine française sous le Consulat et le premier Empire, 1886. — Über die Konspiration von Georges und Genossen ist das Aktenmaterial gesammelt zu finden in: „Procès instruit par la Cour de justice criminelle contre Georges, Pichegru, Moreau etc. 8 vols. Paris 1804, daneben: Desmarest (einer der Polizeidirektoren), Quinze ans de haute police sous Napoléon, die Aufzeichnungen Fauriels (vorsichtig zu benutzen), die Memoiren Miot's. Über Georges speziell: G. de Cadoudal, Georges Cadoudal et la chouannerie, Paris 1887, die beiden letzten Kapitel (natürlich nicht unparteiisch). — Über die Affaire Enghien: Nougarède de Fayet, Recherches historiques sur le procès de duc d'Enghien, und neuestens Boulay de la Meurthe, Les dernières années du duc d'Enghien, Paris 1886, wo die Litteratur des Gegenstandes erschöpfend mitgeteilt ist. (Dazu meine Notiz in der Revue historique, Oktober 1887.) Boulay's Annahme, daß Napoleon den Prinzen doch mehr in der Überzeugung von dessen Schuld — wie er später glauben machen wollte — habe töten lassen, denn aus bloßer Politik, ist durch mehrere unanfechtbare Stellen in den Memoiren der Rémusat zu widerlegen. — Über die Gründung des Empire: Thiers, 5. Band. Miot von Melito II., die Rémusat; der Senatsconsult vom 18. Mai 1804 bei Pölitz, Europäische Verfassungen, 3., Rocquain, Notices sur Napoléon I. in der „Revue de France", März 1880, Napoleons Gespräche mit dem Arzte des „Northumberland" im Jahre 1815, neuerdings mitgeteilt von Hérisson, Le Cabinet noir, 1886. Von fremden Berichten sind vor allem die des preußischen Gesandten Lucchesini

wertvoll, kürzlich veröffentlicht von Bailleu, Preußen und Frankreich, 1795—1807, II. Band 1887; daneben die Depeschen des hessischen Gesandten Malsburg in der „Deutschen Revue" vom Oktober 1884. Die satirischen Ausfälle der Pariser habe ich einem noch ungedruckten Briefe des Schweden Brinckmann an den Grafen Philipp Stadion entnommen.

Zum zweiten Kapitel. Über die Vorgeschichte des Krieges von 1805, neben den Briefen Napoleons im 8., 9. und 10. Bande der „Correspondance": die Memoiren von Miot von Melito — hier eine der wichtigsten und zuverlässigsten Quellen — der Rémusat, Savary's „Herzogs von Rovigo" (mit Vorsicht zu benutzen), Ségurs (desgleichen), Marmonts, Hulots (im „Spectateur militaire" von 1883), die Korrespondenz Villeneuves bei Jurien de la Gravière, Guerres maritimes. Über das Landungsprojekt vergleiche man die früher erwähnte Abhandlung Max Dunckers, deren Resultate jedoch nicht abschließend sind. Über Pius in Paris: die Memoiren Consalvi's (von Crétineau-Joly) und Haussonville's großes Werk „L'église romaine et le premier Empire". Über die Bildung der dritten Koalition: die Staatsverträge bei Martens, Recueil des Traités, L. Neumann, Recueil des traités conclus par l'Autriche, Martens', Recueil des traités conclus par la Russie, II. und VI. Bd. außerdem die Korrespondenz Adam Czartoryski's mit Alexander I., herausgegeben von Mazade, 1865, Czartoryski's Memoiren, 1887, die Aufzeichnungen Razoumowskys in dessen Biographie von Wassiltschikow (russisch) 1887. Hardenbergs Memoiren herausgegeben von L. Ranke); Lucchesini's Berichte aus Paris in Bailleu II., Lettres and dispatches of Lord Castlereagh, V.; Cobbett, Parliamentary debates vol. VI. Lond. 1806, Annual Register, 1803—1805. Von Bearbeitungen: Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe; Ranke, Hardenberg u. d. Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 (dazu der kritische Aufsatz von Max Duncker, „Graf Haugwitz und Freiherr von Hardenberg" in den „Abhandlungen a. d. neueren Geschichte" und dessen Recension von Rankes Werk in den „Mitteilungen a. d. historischen Litteratur", 6. Jahrg.); Bernhardt, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh. II.; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Fournier, Gentz und Cobenzl, Geschichte d. österr. Diplomatie von 1801 — 1805; Stanhope, Life of Pitt IV. — Über den Krieg von 1805: neben der Correspondance de Napoléon die Memoiren von Marmont, Rapp, Ségur, Savary, Fézensac und des Kapitäns Coignet, die Correspondenz Davoût's (herausgegeben von Mazade, 1885, 4 Bde.) und Montégut, Le maréchal Davout, Paris 1882; ferner die Memoiren Czartoryski's und dessen Exposé aus dem April 1806 in seiner Korrespondenz mit Alexander, die Erinnerungen de Maistre's (vergl. dazu den Aufsatz Sybels in der „Historischen Zeitschrift" von 1859), Matériaux pour servir à l'histoire

de la bataille d'Austerlitz, recueilie par un militaire mit einer instruktiven Schlachtkarte) 1806; (Stutterheim), La bataille d'Austerlitz, par un militaire, témoin de la journée du 2 Décembre 1805. Hambourg, 1806; Radetzky's Erinnerungen in den „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs" 1887; Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll. 2. Auflage, Leipzig 1865. Ferner: Michailowski-Danilevski, La Campagne de 1805; Angeli, Ulm und Austerlitz, in Steffleur's Militär. Zeitschrift 1877, 1879 Einzelnes aus Papieren des Erzherzogs Karl bei Ed. Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts I. Bd (für die Kenntnis der großen Politik ganz wertlos), York; Die Feldzüge Napoleon I., 1. Bd.; Macks Rechtfertigungsschrift in Raumers „Historischem Taschenbuch", 1873; Dieffenbach, K. L. Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfekt und geheime Agent Napoleon I. (1879). — Über die Haltung Preußens: Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne 1805 in den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften," 1. Heft Berlin 1885; Bailleu, Preußen und Frankreich 1795 bis 1807, 2. Bd.; M. Lehmann, Scharnhorst I. Bd.; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand, in der „Deutschen Rundschau" 1883. — Über die süddeutschen Verhältnisse u. A. Montgelas, Denkwürdigkeiten 1887; Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland z. Zeit d. franz. Herrschaft 2. Bd.

Zum dritten Kapitel. Über die Stimmung in Frankreich 1805 und 1806: Lucchesini's Berichte und Hauterive's Briefe an Talleyrand bei Bailleu, Preußen und Frankreich, 2 Bd.; die Memoiren Mollien's, der Rémusat u. A. Über Frankreich und Neapel: Helfert, Königin Karoline von Neapel, Coletta, Geschichte des Königreichs Neapel 3 Bde. (Deutsche Ausgabe 1855), die Memoiren des Königs Joseph (herausg. v. Du Casse) und Miot's v. Melito. Über das Verhalten gegen den Papst: neben der Correspondance de Napoléon I. die Memoiren Consalvi's, Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, Artaud, Histoire du Pape Pie VII. Über die Gründung des Königreichs Holland hat König Ludwig selbst geschrieben: Documents historiques et réflections sur le gouvernement de la Hollande. Paris 1820; dazu Alb. Reville, La Hollande et le Roi Louis (Revue des deux mondes, 1870) und Feliz Rocquain, Napoleon I. et le Roi Louis. Über den Rheinbund: Häusser, Deutsche Geschichte 2. Bd. und die Litteratur in Dahlmanns Quellenkunde zur Deutschen Geschichte. Ferner Perthes, Polit. Zustände und Personen z. Zeit der französischen Herrschaft 2. Bd.; J. G. v. Pohl, Denkwürdigkeiten a. meinem Leben und aus meiner Zeit, 1840. Montgelas' Memoiren, die Briefe e. geheimen österr. Agenten v. J. 1806 in meinen „Historischen Studien und Skizzen"; Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina u. d. Königs Jérôme I.; Goecke, Das Großherzogthum Berg unter Joachim

Murat, 1877; Baulieu-Marconnay, K. F. v. Dalberg, 2 Bde., (dazu Bailleu, Fürſtenbriefe an Napoleon I. in der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift“ 1887); Strippelmann, Beiträge zur Geſchichte Heſſen-Kaſſels, 2. Heft, Marburg 1878; Baader, Streiflichter auf die Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands, oder die Reichsſtadt Nürnberg von 1801—1806 (1875); Mejer, Zur Geſch d. römiſch deutſchen Frage. Über die franzöſ. Armee in Süddeutſchland u. a die Souvenirs militaires von Fézenſac und die Correspondance de Napoléon I. — Über die Verwickelung mit England: Ruſſels Biographie von Fox (1869), Cobbett, Parliamentary debates VI; Jackſon, Diaries and lettres I; Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe III. Über die Verhandlungen mit Rußland: Bignon, Thiers, Bernhardi und Martens' Recueil des traités conclus par la Russie, VI. Über die Entſtehung des preußiſch-franzöſiſchen Krieges iſt man heute noch immer nicht ganz genügend unterrichtet, da Haugwitz die betreffenden Akten verbrannte. Aber das Weſentlichſte an Dokumenten iſt doch zunächſt im zweiten Bande von Bailleu's, Preußen und Frankreich v 1795—1807 zu Tage gekommen. Andere Hauptquellen ſind: die Memoiren Hardenbergs in der Ausgabe von Ranke (dazu die kritiſchen Bemerkungen M. Lehmanns in der hiſtor. Zeitſchr. Neue Folge Bd. III); Lombard, Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807; Gentz' Briefe an Starhemberg, in den „Mitteilungen d. Inſtituts f. öſterr. Geſchichtsforſchung“ VII. Jahrg. Vergl. außerdem Ranke, Hardenberg u. d. preuß. Staat, Häußer, Deutſche Geſchichte II., Höpfner, Geſch. d. Krieges v. 1806 u. 1807; M. Lehmann, Scharnhorſt I.; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand in d. „Deutſchen Rundſchau“ 1883

Zum vierten Kapitel. Über den Feldzug in Thüringen: die Correspondance de Napoléon I vor Allem; dann die kriegsgeſchichtlichen Werke von Clauſewitz, Loſſau, Charakteriſtik der Kriege Napoleon I., 2. Bd. (Augenzeuge bei Auerſtädt); Math. Dumas, Précis des événements militaires, 18 Bd.; Höpfner, Geſch. d. Krieges v. 1806 u. 1807; M. P. Foucart, La campagne de Prusse en 1806, Paris 1887. C. v. d. Goltz, Roßbach und Jena, 1883; York, Feldzüge Napoleon I. 1 Bd. Ferner: Rühle von Lilienſtern, Bericht eines Augenzeugen vom Feldzuge 1806 (unter dem Einfluß Maſſenbachs, des konſulen Generalſtäblers der Armee Hohenlohe's); Maſſenbach, Geſchichtliche Denkwürdigkeiten (verwirrt und unzuverläſſig); Müffling, d. Operationsplan der preußiſch-ſächſiſchen Armee 1806, Weimar 1807; Müffling, Aus meinem Leben 1851 (unzuverläſſig); Ploetho, Tagebuch während der Kriegsoperationen 1806 und 1807, Berlin 1811; Lebebur, Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806 und 1807, Berlin 1855; Gentz' Tagebuch im preußiſchen Hauptquartier (in deſſen geſammelten Schriften, herausg. v. Schleſier); Tiedemann, Denkwürdigkeiten; Gentz

und Mayer v. Heldenfeld, Berichte über die Schlacht bei Jena (in den Mitteilungen d. k. k. Kriegsarchivs, 1882); Burckhardt, Aus den Tagen der Schlacht b. Jena (Neues Archiv f. sächsische Gesch. IV.) Davoûts; Correspondance u. Montégut über ihn, Ségur, Histoire et memoires III. Fézensac, Souvenirs militaires, Coignet, Cahiers. Pertz, Gneisenau 1 Bd. und Lehmann, Scharnhorst 1. Bd. — Über den Krieg in Polen außer den erwähnten Werken noch: Foucart, La Campagne de Pologne, Par. 1882; Rob. Wilson, Briefs remarks of the campaigns in Poland 1806/1807; die Mémoiren des Grafen Oginski, Eugens von Württemberg, Denkwürdigkeiten, (in den anonymen „Beiträgen zur Gesch des Krieges von 1806 und 1807", Breslau 1836). Grolmann, Tagebuch über d. Feldzug d. Erbgroßherzogs von Baden, 1987. Über die Politik Napoleons während des Krieges: Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. Bd. der 2. Ausgabe (eine ausgezeichnete Darlegung dieser schwierigen Verhältnisse und nur im Einzelnen zu berichtigen); Bailleu, Preußen und Frankreich, II.; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Thiers, VII., Ranke, Hardenberg und Preußen III.; Bernhardi, Geschichte Rußlands II.; The Annual register for the year 1807, Diaries and letters from the peace of Amiens to the battle of Talavera, 2 vols. Lond. 1872; Maistre Mémoires politiques (Briefe a. d. Frühling 1807); Czartoryski, Mémoires II.; Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls; Savarys Memoiren sind hier vertrauenswürdiger als sonst, Gagern, Mein Anteil an der Politik I., Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe, 1876; Hardenbergs Memoiren herausg. v. Ranke (insbes. der 5. Band mit den Aktenstücken); Schladens Tagebuch; G. Horn, Das Buch v. d. Königin Luise, 1883; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI. Ernouf, Maret duc de Bassano, Meneval, Napoléon et Marie Louise I.; Boppe, La mission de l'adjudant-commandant Mériage à Widdin (1807—1809), in den „Annales de l'École politique", Gardane, La Mission du général Gardane en Perse sous le premier Empire, Paris 1865. Außerdem handelt über das Verhältnis Napoleons zum Schah Feth-Ali: Gaffarel in der Revue politique et littéraire, 1878. — Über die Tilsiter Verträge vergleiche man: De Clercq, Recueil des Traités de la France II. Garden, Histoire générale des traités de paix, X; Bignon, Histoire de France, VI; Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. und Thiers, Consulat et Empire, VII Da keines dieser Werke den authentischen Wortlaut der geheimen Allianz enthält und die Angaben der Autoren untereinander — insbesondere Lefebvres und Thiers' — im Widerspruche stehen, erbat ich mir von dem Archiv-Direktor des Pariser auswärtigen Amtes, Herrn Girard de Rialle, gütige Mitteilung des offiziellen Textes. Die überaus dankenswerte Gewährung meines Ersuchens

fehl mich in den Stand, die wichtige Urkunde wörtlich mitzuteilen. Sie lautet:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, et S. M. l'Empereur de toutes les Russies, ayant spécialement à cœur de rétablir la paix générale en Europe sur des bases solides et, s'il se peut, inébranlables, ont à cet effet résolu de conclure une alliance offensive et défensive et nommé pour leur Plénipotentiaires, savoir:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur da la Confédération du Rhin: M. Charles Maurice Talleyrand, Prince de Bénévent, son Grand-Chambellan et Ministre des Relations Extérieures, grand-cordon de la Légion d'honneur, chevalier grand' croix des ordres de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse et de St Hubert.

Et S. M. l'Empereur de toutes les Russies: M. le Prince Alexandre Kourakin, son Conseiller privé actuel, membre du Conseil d'Etat, Sénateur, Chancelier de tous les ordres de l'Empire, Chambellan actuel, Ambassadeur Extraordinaire et Ministre Plénipotentiaire de S. M. l'Empereur de toutes les Russies près S. M. l'Empereur d'Autriche, et chevalier des ordres de Russie: de St André, de St Alexandre, de Ste Anne de la première classe et de St Wolodimir de la première classe, de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse, de St Hubert de Bavière, du Danebrog et de l'Union parfaite de Danemarck, et bailli-grand' croix de l'ordre souverain de St Jean de Jérusalem.

Et M. le Prince Dmitri Labanoff de Rostow, lieutenant général des armées de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, chevalier des ordres de SteAnne de la première classe, de l'ordre militaire de St Georges et de l'ordre de St Wolodimir de la troisième classe.

Lesquels, après avoir échangé leurs pleins-pouvoirs respectifs, sont convenus des articles suivants:

Article Premier:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie et S. M. l'Empereur de toutes les Russies s'engagent à faire cause commune, soit par terre, soit par mer, soit enfin par terre et par mer dans toute guerre que la France ou la Russie serait dans la necessité d'entreprendre ou de soutenir contre toute Puissance Européenne.

Article Second:

Le cas de l'alliance survenant, et chaque fois qu'il surviendra, les Hautes Parties Contractantes régleront, par une convention spéciale, les forces que chacune d'elles devra employer contre l'ennemi commun, et les points où ces forces devront agir; mais, dès à présent elles s'engagent à

employer, si les circonstances l'exigent, la totalité de leurs forces de terre et de mer.

Article Troisième:

Toutes les opérations des guerres communes seront faites de concert, et ni l'une ni l'autre des Parties Contractantes ne pourra, dans aucun cas, traiter de la paix sans le concours ou le consentement de l'autre Partie.

Article Quatrième:

Si l'Angleterre n'accepte pas la médiation de la Russie ou si l'ayant acceptée elle n'a point au premier Novembre prochain consenti à conclure la paix, en reconnaissant que les pavillons de toutes les Puissances doivent jouir d'une égale et parfaite indépendance sur les mers et en restituant les conquêtes par elle faites sur la France et ses Alliés depuis l'année dix huit cent cinq où la Russie a fait cause commune avec elle, une note sera dans le courant dudit mois de Novembre remise au Cabinet de St James par l'Ambassadeur de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. Cette note, exprimant l'intérêt que Sadite Majesté Impériale prend au repos du monde et l'intention où elle est d'employer toutes les forces de son Empire pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix, contiendra la déclaration positive et explicite que, sur le refus de l'Angleterre de conclure la paix aux conditions susdites, S. M. l'Empereur de toutes les Russies fera cause commune avec la France, et pour le cas où le Cabinet de St James n'aurait pas donné au 1er Décembre prochain une réponse catégorique et satisfaisante, l'Ambassadeur de Russie recevra l'ordre éventuel de demander ses passeports ledit jour et de quitter immédiatement l'Angleterre.

Article Cinquième:

Arrivant le cas prévu par l'article précédent, les Hautes Parties Contractantes feront de concert et au même moment sommer les trois Cours de Copenhague, de Stockholm et de Lisbonne de fermer leurs ports aux Anglais, de rappeler de Londres leurs Ambassadeurs, et de déclarer la guerre à l'Angleterre. Celle des trois Cours qui s'y refusera, sera traitée comme ennemie par les deux Hautes Parties Contractantes, et, la Suède s'y refusant, le Danemarck sera contraint de lui déclarer la guerre.

Article Sixième:

Le deux Hautes Parties Contractantes agiront paraillement de concert et insisteront avec force auprès da la Cour de Vienne pour qu'elle adopte les principes exposés dans l'article quatre ci-dessus, qu'elle ferme ses ports aux Anglais, rappelle de Londres son Ambassadeur et déclare la guerre à l'Angleterre.

Article Septième:

Si, au contraire, l'Angleterre, dans le délai spécifié ci-dessus, fait la paix aux conditions susdites [et S. M. l'Empereur de toutes les Russies emploiera toute son influence pour l'y amener], le Hannovre sera restitué au Roi d'Angleterre en compensation des colonies françaises, espagnoles et hollandaises.

Article Huitième:

Pareillement, si par une suite des changements qui viennent de se faire à Constantinople, la Porte n'acceptait point la médiation de la France, ou si après qu'elle l'aura acceptée il arrivait que, dans le delai de trois mois après l'ouverture des négociations, elles n'eussent pas conduit à un résultat satisfaisant, la France fera cause commune avec la Russie contre la Porte Ottomane, et les deux Hautes Parties Contractantes s'entendront pour soustraire toutes les provinces de l'Empire Ottoman en Europe, la ville de Constantinople et la Province de Roumélie exceptées, au joug et aux vexations des Turcs.

Article Neuvième:

Le présent traité restera secret et ne pourra être rendu public ni communiqué à aucun Cabinet par l'une des Parties Contractantes sans le consentement de l'autre.

Il sera ratifié et les ratifications en seront échangées à Tilsit dans le délai de quatre jours

Fait à Tilsit le sept Juillet 1807 (vingt cinq juin mil huit cent sept)

Signé: Ch. Maurice Talleyrand, Pce de Bénévent. L. S.
Signé: Le Prince Alexandre Kourakin. L. S.
Signé: Le Prince Dmitri Labanoff de Rostow. L. S.

Zum fünften Kapitel. Über die inneren Verhältnisse vergl. man die Litteratur zum IX. Kapitel des ersten Bandes. Außerdem Thiers, VI—VIII (dazu Barni, Napoleon I u. s. Geschichtschreiber Thiers) Lanfrey, III und IV, den Moniteur der Zeit, die Correspondance de Napoléon I., XIII bis XVII, die Memoiren der Rémusat, II und III, Beugnot's Broglie's Souvenirs I., die „Considerations" der Staël, II, die Depeschen Metternichs im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere". Ferner: Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon au Conseil d'État, Welschinger, La Censure sous Napoléon I., Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe litéraire, 2 Bde. Merlet, Tableau de la littérature française, 1800—1815, Paris 1857; Brunetière, Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française 1880; Fauchille, La question juive sous le premier

Empire (1886). Taine, Napoléon Bonaparte (in der Revue des deux mondes von 1887 und 1888, mit Mitteilungen aus den handschriftlichen Memoiren des Kanzlers Pasquier.) Über die auswärtigen Beziehungen im allgemeinen: Lefebvre, Histoire des Cabinets, im 3. Bde. der 2. Pariser Ausgabe Im besondern wird a) über das Verhältnis zu Rußland erst durch das Martens'sche Sammelwerk der russischen Staatsverträge genügend Licht verbreitet werden, sobald dasselbe erst einmal die russisch-französischen Traktate umfaßt; Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh. II. Bd. b) zu Preußen: G. Hassel, Gesch. d. preußischen Politik, 1807—1815. I. und die Abhandlung Dunder's „Preußen während der französischen Okkupation" in dem Sammelwerke „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm III." c) zu Österreich: Beer, Zehn Jahre österreich. Politik, und die Denkschriften Metternichs im II. Bande der „Nachgelassenen Papiere." d) zum Kirchenstaat: Haussonville und die früher angeführte Litteratur, außerdem Mayol de Lupé, Un pape prisonnier, im „Correspondant" von 1884 und 1885. e) zu Spanien: Baumgarten, Geschichte Spaniens I (wo die spanische Memoirenlitteratur verzeichnet ist) und Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien („Histor Zeitschr. 40. Bd.); das grundlegende Werk ist Lafuente's Historia general de España, überdies instruktiv auch: Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht im J 1808, Frankfurt 1813. Ferner: die Mémoires du Roi Joseph und die Aufzeichnungen Miots von Melito III. Southey's History of the peninsular war. Lond. 1823. Thiers im VIII. Bande ist in manchen Punkten zu berichtigen. f) über die Erfurter Zusammenkunft, außer den bereits erwähnten Werken über die Geschichte d. auswärtigen Politik: Häusser, Deutsche Geschichte III, die Erinnerungen der Teutschen Müffling, F v. Müller, Steffens; Metternichs Denkschriften vom Jahre 1808, insbes. über die Haltung Talleyrands, im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere", Bitrolles, Memoires, I, Ménéval, Napoléon et Marie Louise, III, Ernouf, Maret duc de Bassano, Montgelas' Denkwürdigkeiten u. A.

Zum sechsten Kapitel. Über den spanischen Feldzug vergleiche man die zu Kapitel V erwähnten Werke, außerdem die Correspondance de Napoléon I. Bd 17 u. 18; Ducasse, Les rois frères de Napoléon I. Nord; die Feldzüge Napoleon I. 2. Teil; Napier, Histoire de la guerre dans la Péninsule, die Correspondanz Davoûts; die Erinnerungen Fezensac's, die Hefte des Capitän Coignet, und über den Zug gegen James Moore: A narrative of the campaign of the british army in Spain commanded by sir John Moore, London 1809. Über den Ursprung des Krieges gegen Österreich: Metternichs nachgelassene Papiere, von denen die Depeschen im zweiten Bande den Denkwürdigkeiten im ersten mehrfach widerstreiten (vgl. Bailleu, die Memoiren Metternichs in der „Historischen Zeit-

schrift" Neue Folge Band 8.), Friedr. Stadions Berichte aus Baiern von 1807 bis 1809 (im Archiv f. österr. Geschichte, Band 63), Montgelas' Denkwürdigkeiten, ferner Thiers, Bignon, Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, Albert Jäger, Zur Vorgeschichte des Krieges von 1809 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1852). Über Rußlands Haltung: Bernhardi, Geschichte Rußlands, Band II.; Mazade, Alexandre I. et le Prince Czartoryski, des Letzteren Korrespondenz im 2. Bande der Memoiren, die Denkwurdigkeiten Matstre's. Über Preußens Haltung: Hassel, Gesch. d. preußischen Politik seit 1807, I., Max Duncker's Abhandlungen „Preußen während der französischen Okkupation" und „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen an Frankreich gezahlt hat" in „Aus der Zeit Friedrich d. Großen und Friedr. Wilhelm III." M. Duncker, „Friedr. Wilhelm III. im Jahre 1809" in dessen „Abhandlungen aus der neueren Geschichte," Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 (Sämtl. Werke, Bd. 48.); A. Stern, „Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit"; M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II.; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI. Bd.; Heinr v Kleists politische Schriften und andere Nachträge zu s. Werken, von R Köpke, 1862. Über den Feldzug in Bayern und Österreich, außer den mehrfach erwähnten kriegsgeschichtlichen Werken: a) französische Quellen: die Correspondance de Napoléon I., Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, 4 Bde. 1825. Tadet de Gassicourt, Voyage en Autriche, 1816, Ségur, Histoire et mémoires III, Marmont, Mémoires III, Rapp, Mémoires, ferner die Korrespondenz Davoûts und die Denkwürdigkeiten des Prinzen Eugen, IV.; b.) österreichische Quellen: (Stutterheim), der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich (bis zur Schlacht von Aspern, und dies nur in der französischen Ausgabe, die deutsche umfaßt lediglich die Zeit des bayrischen Feldzuges), daneben: „Der Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland" in Streffleurs österr. milit. Zeitschrift, 1862. An Stutterheim schließt sich an: Welden, der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich vom Anfang Mai bis zum Friedensschluß, 1872. Speziell über die Schlacht bei Aspern. Schels, die Schlacht bei A. am 21. und 22. Mai 1809 (in Streffleurs Zeitschrift, 1843); über die späteren Ereignisse. Angeli, Wagram, Novelle zur Geschichte des Kriegs von 1809 (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs 1881) Varnhagen, die Schlacht bei Wagram, in dessen Denkwürdigkeiten, (Hormayr), Lebensbilder a. d. Befreiungskriege, 3 Bde. (Hormayr), Kaiser Franz und Metternich, (Erzherzog Johann), Das Heer von Innerösterreich, Friedr v. Gentz', Tagebücher I. Band (Diejenigen Mayers von Heldensfeld im Wiener Kriegsarchive sind nicht zugänglich) Radetzky's Erinnerungen (Mitth. d. K. K. Kriegsarchivs, 1887), Der-

ſelbe Denkſchrift über die öſterreichiſche Armee nach der Schlacht Wagram (ebenda Jahrgang 1884), ferner der wertvolle Bericht eines öſterreichiſchen Offiziers über „die Armee Napoleon I. im J. 1809 mit vergleichenden Rückblicken auf das öſterreichiſche Heer" (ebenda Jahrgang 1881). Aus den hinterlaſſenen Papieren des Erzherzogs Johann hat Krones, „Zur Geſchichte Öſterreichs im Zeitalter der franzöſiſchen Kriege" intereſſante Details mitgeteilt. In meiner Beſprechung dieſes Buches in der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift" 1887 habe ich Briefe des Erzherzogs Karl nach der Schlacht bei Aſpern veröffentlicht. Die im Texte erwähnten Briefe Stadions an ſeine Frau ſind noch ungedruckt. Über die gleichzeitige Bewegung in Deutſchland außer den oben für Preußens Haltung zitierten Werken: Häuſſer's Deutſche Geſchichte III, wo die Litteratur verzeichnet ſteht. Über die Letztere auch Dahlmann's Quellenkunde. Über die Tiroler Bewegung und die Publikationen über dieſelbe: Egger, Geſchichte Tirols III. Über den Schönbrunner Frieden: die Werke Thiers' und Bignon's, denen die Aufzeichnungen Champagny's vorgelegen haben, Ernouf, Maret duc de Bassano (nach Erinnerungen desſelben), Beer, Zehn Jahre öſterreichiſcher Politik, Klinkowſtröm, Aus der alten Regiſtratur der Staatskanzlei, Gentz, Tagebücher, I, Fournier, Gentz und der Friede von Schönbrunn (in d. „Deutſchen Rundſchau", 1886), Krones, Zur Geſch. ꝛc. und meine Beſprechung desſelben in der „Hiſt. Zeitſchr." Metternichs Memoiren ſind ganz unzuverläſſig. Die Privatkorreſpondenz des Fürſten Johann Lichtenſtein aus dieſem Jahre iſt nach ſeinem Tode verbrannt worden. Über Staps' Attentat: Fr. Staps, erſchoſſen zu Schönbrunn bei Wien auf Napoleons Befehl im Oktober 1809, eine Biographie a. d. hinterlaſſenen Papieren ſeines Vaters; außerdem die Memoiren von Rapp und eine der Notes de Sismondi in der Revue historique IX. Über Marie Louiſe: Helfert, M. Louiſe; Correspondance de Marie Louise 1799—1847, Lettres intimes, 1887; Metternich's Depeſchen im 2. Bde. der „Hinterlaſſenen Papiere", Desſelben Briefe an befreundete Diplomaten in (Hormayr) Lebensbilder a. d. Befreiungskriege; Wertheimer, Die Heirat der Erzherzogin Marie Luiſe mit Napoleon (Archiv f. öſterr Geſchichte, 64. Bd., unzulänglich) Lefebure, Histoire des Cabinets de l'Europe, V; Ernouf, Maret, duc de Bassano, Broglie, Souvenirs, I.; Montgelas' Denkwürdigkeiten.

Digitized by Google

Date Due

Sep 6 '32
Jul 25 '34
Aug 29 '35
Apr 2 '40
Apr 16 '40
Aug 2 '40
MAR 27 1950

Fournier a

DUE FEB 12 1932

Aug 9 '3

3 2000 009 306 277

Digitized by Google

Digitized by Google